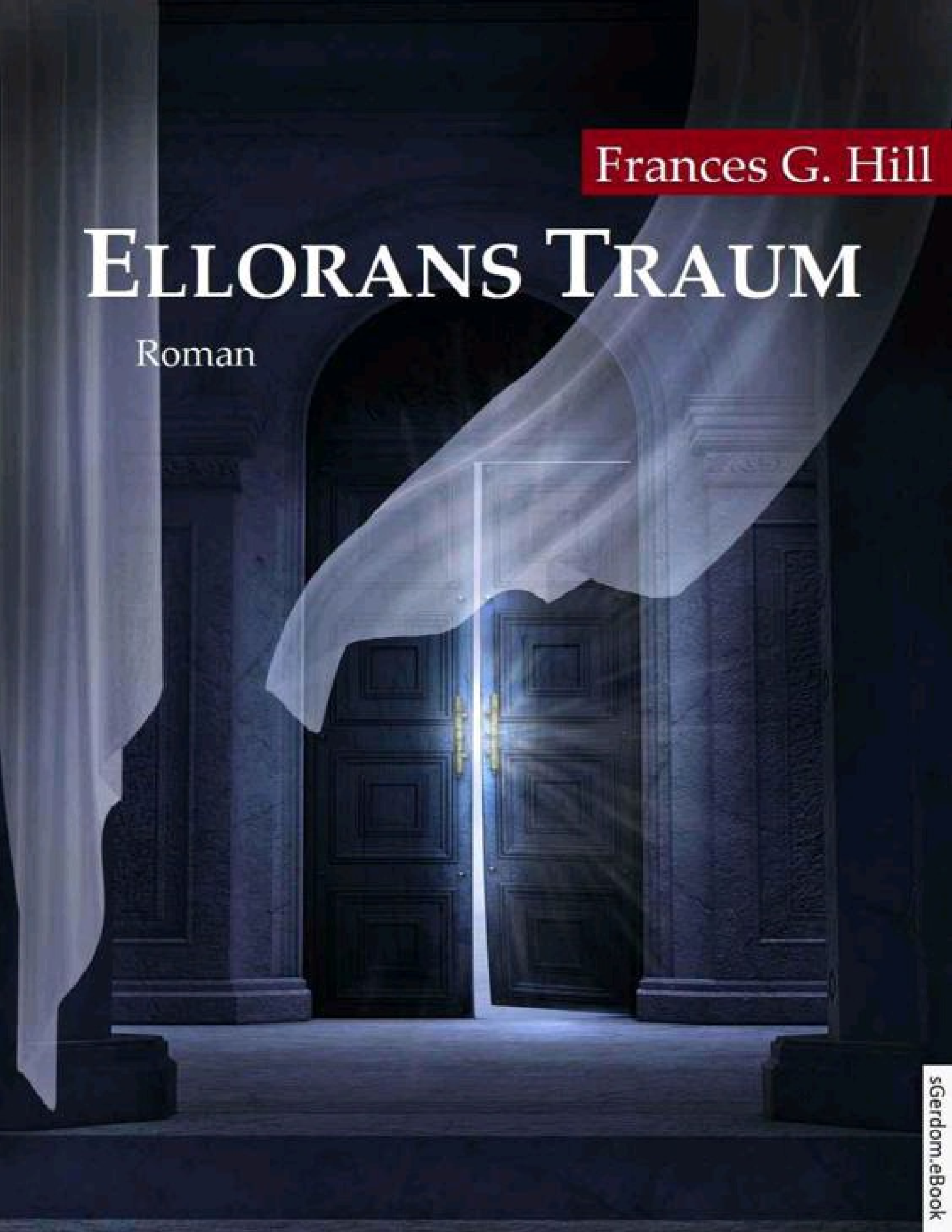
Frances G. Hill
Ellorans Traum
Roman
sGerdom.eBook

Frances G. Hill

Ellorans Traum

Phantastischer Roman

Vorrede

„Ellorans Traum“ erschien als mein erstes Buch im Jahr 2000 im Wilhelm Heyne Verlag. Seitdem habe ich – unter meinem eigenen Namen und unter verschiedenen Pseudonymen – eine ganze Reihe von Büchern veröffentlicht.

Aber „Ellorans Traum“ wird immer einen ganz besonderen Platz in meinem Herzen haben, und deshalb habe ich es auch (bis auf einige Fehler der Druckausgabe, die ich ausgemerzt habe) unverändert gelassen und nicht mehr überarbeitet. Es mag sein, dass ich mein Handwerk inzwischen ein wenig besser verstehe als damals – aber dies ist der originale Stoff. Unverschnitten, hier und da ein wenig kantig oder überladen, vielleicht ein bisschen kratzig im Abgang … aber es war mein Erstling. Da übersieht man kleine Schönheitsfehler mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

Ich wünsche viel Spaß bei der Lektüre und freue mich über jede Form von Feedback.

Susanne Gerdom - Frances G. Hill

Impressum

Copyright © 2012 Susanne Gerdom, Uedem
http://www.susannegerdom.de
susanne@susannegerdom.de

2. Auflage

Dieses eBook steht unter einer Creative-Commons-Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0
http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/

Das heißt: Dieses E-Book ist nicht DRM-geschützt, Kopien davon dürfen (unverändert) an Dritte weitergegeben werden.

Coverillustration: © frozenstarro - Fotolia.com

1

Meine Geburt fiel in die Fünftwoche des Dunklen Winters. Die Tage waren noch immer kurz und trüb, aber hin und wieder lag schon eine erste Ahnung von Frühling in der eisigen Luft.

Ist das ein guter Anfang für eine Geschichte? Ich weiß es nicht, aber da es der früheste Zeitpunkt in meinem Leben ist, an den ich mich erinnern kann, werde ich dort beginnen.

Meine Mutter, Ellemir, war froh und traurig zugleich, als sie mich das erste Mal zu Gesicht bekam. Malima, ihre alte Amme, nahm mich aus den Händen der Heilerin Jemaina und zeigte mich meinem Vater, dem Burgherrn von Salvok. Doch der wollte mich noch nicht einmal ansehen, er knurrte nur und ging aus dem Zimmer.

Meine Mutter weinte, und die Amme wiegte mich, weil ich schrie. Ich hörte ihre sanften, mehr gesummten als gesprochenen Worte, ohne daß ich damals verstanden hätte, was sie bedeuteten: »Armes Würmchen. Armes kleines Ding.« Erst viel später sollte ich begreifen, was sie damit gemeint hatte.

Die ersten Neunwochen meines Lebens waren nicht bemerkenswert, sieht man vom Tag meiner Namensgebung ab. Meine Mutter hatte mich eigenhändig in feines, gebleichtes Leinen gewickelt, und sie selbst trug ihr schönstes, smaragdgrünes Gewand. Ihre roten Locken bändigte ein Netz aus Silberfiligran, und als Schutz gegen die noch kühle Frühlingsluft lag um ihre Schultern ein Mantel mit hellem Pelzbesatz.

Malima trug mich ihr nach, als Ellemir durch das Burgtor zur Heiligen Quelle der Göttin im Goldenen Hain schritt. Dort, im Schatten der hohen Albiabäume, wartete schon jemand auf uns: der Zauberer Julian.

Ich weiß, daß viele meinen Vater für überspannt, wenn nicht gar größenwahnsinnig hielten, weil er wahrhaftig einen eigenen Magus in seinen Diensten hatte; gerade so, als sei er die Krone selbst. Malima erzählte mir später, als ich verständig genug dafür schien, der Zauberer habe kurz vor meiner Geburt mit seinem mageren Gaul und armseligem Gepäck vor dem äußeren Burgtor gestanden und Einlaß begehrt. Mit sich geführt habe er ein Sendschreiben der Obersten Maga – an dieser Stelle pflegte Malima mit zwei Fingern das Zeichen des Bösen Auges zu machen – und dieses habe ihn ohne weitere Erklärung in des Burgherren Dienst gestellt. Da niemand jemals einen Wunsch der Obersten Maga in Frage stellte, zog Julian ein und blieb.

An dieser Stelle der Geschichte spuckte Malima immer sehr damenhaft aus und fügte das sprichwörtliche: ›Traue niemals keinen Zauberer nicht!‹ hinzu, mit dem sie alle ihre Geschichten über Magier, Hexerei und Zaubervolk abschloß.

So weit ich mich erinnern kann, hat mein Vater nie auch nur ein Wort mit seinem

Zauberer gewechselt. Er duldete ihn, hielt es aber nicht für notwendig, sich darüber hinaus auch noch mit ihm zu beschäftigen. Julian nahm das so gleichmütig hin, wie er anscheinend alles hinnahm und zog klaglos in das kleine, zugige Zimmer hoch oben im Eckturm, das ihm zugewiesen wurde. Dort, so munkelte man, ging er den absonderlichen und zutiefst verabscheuenswerten Beschäftigungen der Zauberer nach, wobei niemand so recht wußte, worin diese eigentlich genau bestanden.

Doch zurück zu meinem Namens-Tag.

Meine Mutter erschrak, als sie den Zauberer dort stehen sah. Mit seinem schwarzen Haar und der dunklen Kleidung verschmolz er fast völlig mit dem tiefen Schatten der Bäume, nur sein bleiches Gesicht mit den weit auseinanderliegenden Augen stach daraus hervor. Hager und melancholisch lehnte er an einem der glatten Baumstämme und erwartete uns. Malima drückte mich fester an ihren Busen und funkelte ihn böse an. Er indes hatte nur Augen für meine Mutter. Auf seiner Schulter saß ein kleiner schwarzweißer Rabe und betrachtete sie ebenfalls. Meine Mutter und Julian sahen sich lange schweigend an.

»Ich hoffe, du weißt, was du tust«, setzte er schließlich ein Gespräch laut fort, das bis dahin stumm geführt worden war. Er machte eine Pause, als erwarte er eine Antwort von meiner Mutter, aber sie hatte die Lippen voller Abscheu zusammengepreßt und ihr Gesicht von ihm abgewandt. Zwischen ihren Brauen stand eine steile unmutsvolle Falte, und ihre grünen Augen blitzten vor unterdrücktem Zorn.

»Du lädst Elloran eine große Bürde auf.« Julian lächelte schmal, als er Mutters Verblüffung darüber bemerkte, daß er den Namen kannte, den sie mir an diesem Tag geben wollte. »Ich denke, ich werde dir helfen«, fuhr er dann fort, ihre Verwirrung sichtlich genießend. »Ich glaube, dein Kind ist dieser Mühe wert, Ellemir.«

Mutter fuhr zornig auf: »Ich habe dich nicht um deine Hilfe gebeten! Laß uns einfach in Ruhe, das ist alles, was ich von dir verlange.«

Ihre Blicke kreuzten sich und hielten sich fest. Julians Augen waren so grün wie die meiner Mutter, nur um einige Schattierungen heller und kühler. Sie schien das wortlose Duell zu gewinnen, denn Julian seufzte schließlich fast unhörbar und wandte sich mir zu. Malima trat einen Schritt zurück und zischte drohend, aber meine Mutter befahl ihr mit einem knappen Wink, stehenzubleiben.

Malima gehorchte widerstrebend, und der Zauberer nahm mich aus ihren Armen. Er trug mich hinüber zur Quelle und setzte sich auf ihren ummauerten Rand. Lange und forschend sah er mich an, und von seiner Schulter herab blickte mit verblüffend ähnlichem Ausdruck ein Paar lackschwarzer runder Vogelaugen auf mich. Ich mußte über diesen Anblick lachen und wollte nach dem hübschen schwarzweißen Raben greifen, aber in diesem Augenblick verlor meine Amme ihre übermäßig strapazierte Geduld und nahm mich mit einem aufgebrachten: »Jetzt hab ich aber genug von dem

Getue!« dem Magier aus den knochigen Händen.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich die nun folgende heilige und wichtige Zeremonie meiner Namensgebung selig verschlief, und ich hoffe sehr, daß mir die Göttin deshalb nicht allzusehr zürnt.

Meine einzige Gesellschaft während der ersten Jahre meines Lebens bildete die stets wechselnde Schar von Mädchen, die Ellemir aufwarteten und sie unterhielten. Es waren immer die hübschesten Jungfern der Burg, die sich um diese Ehre stritten, nur ab und zu befand sich auch eins der anmutigeren Bauernmädchen aus dem Dorf darunter. Sie alle umschwirrten meine Mutter wie bunte Schmetterlinge, wenn auch nicht ganz so schweigsam. Ellemir liebte die Gesellschaft der Mädchen über alles. Mein Vater duldete sie um des häuslichen Friedens willen, aber zu den wenigen Gelegenheiten, da er sich mit seiner Gemahlin beschäftigte statt mit seinen Hunden oder seinen Pferden, wies er die Mädchen jedesmal herrisch aus dem Raum.

Morak, mein Vater, war ein ungeduldiger Mann. Er war dunkel und nicht sehr groß; untersetzt, aber bärenstark. Sein Temperament war hitzig und launisch, wie das seiner Jagdpferde. Ich begriff nie, was ihn und Ellemir verband, aber sie schien seine Gesellschaft, wenn auch in Maßen, durchaus zu schätzen. Sie sahen sich nicht allzu häufig, und wenn Morak, was selten vorkam, sich einmal mehr Zeit für Ellemir nahm, ermüdete ihre Aufmerksamkeit recht schnell. Meine Mutter war ohnehin leicht von anderen Menschen gelangweilt, in ihrer Unduldsamkeit und Selbstbezogenheit schien sie Morak sehr ähnlich.

Von mir nahm mein Vater das erste Mal widerwillig Notiz, als ich einigermaßen selbständig laufen konnte. Das einzige, was er äußerte, als ich mich haltsuchend an seine Beine klammerte, war: »Es wird Zeit, daß der Junge unter Männer kommt, raus aus dieser Weiberwirtschaft!« Malima schnaufte empört, aber noch nicht einmal sie wagte dem Burgherren gegenüber Widerspruch. Folgen hatte sein Befehl ohnehin nicht, da er es auch weiterhin nicht der Mühe wert hielt, sich um mich zu kümmern. Also lebte ich weiter zwischen den Gespielinnen meiner Mutter, die mich verhätschelten und liebkosten wie eine lebendige Puppe oder ein Schoßtier.

Das wäre sicher noch lange so weitergegangen, wenn mich nicht eines schönen Frühlingstages der Forscherdrang gepackt hätte. Unbemerkt entwischte ich Malima und den Mädchen und machte mich auf Entdeckungsreise durch die Burg. Schließlich kam es, wie es kommen mußte, ich hatte mich heillos verirrt. Über und über staubbedeckt, hungrig und zum Weinen müde kauerte ich auf einer der vielen Treppen des Palas, als ein hünenhafter, blonder Mann, schnell um die Ecke biegend, fast über mich stolperte.

»Hoppla«, sagte er freundlich, fuhr mir entschuldigend durch die Haare und wollte weitergehen. Da fiel sein Blick auf meine tränenverschmierten Wangen. Er hockte sich zu

mir und nahm meine Hand.

»He, Rotschopf, was fehlt dir denn?« Er lächelte mich an, und der Ausdruck seines großen, freundlichen Gesichtes ließ meine Tränen versiegen. Ich lächelte unsicher zurück.

»Du bist der Sohn des Burgherrn, nicht wahr?« Der blonde Mann setzte sich neben mich auf die kalten Steinstufen und streckte seine langen Beine von sich. Ich nickte eifrig, froh darüber, daß dieser nette Riese mich zu kennen schien.

»Guten Tag, Elloran. Ich bin Nikal, der Kommandant der Wache.«

Ich staunte ihn wortlos an. Seine hellen Augen blinzelten verschwörerisch, und er fragte: »Warum sitzt du hier und machst ein Gesicht, als hätten dich all deine Freunde verlassen? Bist du etwa von zu Hause ausgerissen und willst jetzt hinaus in die weite Welt?«

Ich senkte beschämt den Kopf und murmelte, ich hätte mich nur verlaufen. Nikal schüttelte den Kopf. »Auf, mein Junge. Ich bringe dich zu deiner Mutter zurück.« Er reichte mir seine Hand und zog mich auf die Füße. Dann lachte er auf, packte mich mit festem Griff und schwang mich mühelos auf seine Schultern. Er trug mich durch die endlosen Gänge der Burg, ich spürte das Spiel der starken Muskeln in seinen Schultern und fühlte mich so geborgen wie in den Armen meiner Amme.

Viel zu schnell hatte er mich über den Hof und die Treppe hinauf zu unseren Gemächern gebracht. Er klopfte an und wartete respektvoll, bis meine Mutter ihn eintreten hieß, dann hob er mich von seinen Schultern und setzte mich sanft auf dem Boden ab. Meine Mutter hatte keinen Blick für mich übrig, sie sah den Kommandanten an.

»Danke, daß du uns den Kleinen zurückgebracht hast. Wir haben ihn eben erst vermißt.« Ihre Stimme klang beiläufig, aber ich hörte den Klang der Erregung, der darunter lag, und war mir sicher, daß auch Nikal ihn vernommen hatte. Er nickte nur schweigend und blickte meine Mutter starr an, als warte er auf ein Zeichen von ihr. Sie wandte sich ab und trat zur Tür, die in das angrenzende Gemach führte. Dort rief sie nach Malima, die auch sofort kam, aufgeregt die Hände ringend. Sie stürzte sich auf mich, mich gleichzeitig scheltend und abküssend. Ich ließ beides über mich ergehen, ohne meine Augen von Nikal zu wenden. Malima schob mich mit fester Hand ins Nebenzimmer, immer noch schimpfend. Ich entwischte ihr und lief zurück zu dem großen Soldaten. Der sah mit einem schwer zu deutenden Ausdruck im Gesicht auf mich herab.

»Darf ich ... Kommst du ...«, stotterte ich aufgeregt, gepeinigt von der undeutlichen Angst, ihn womöglich nicht wiederzusehen. Er hob mich hoch und drückte mich kurz und fest an sich, ehe er mich sanft wieder absetzte und mir einen Klaps auf den Po gab.

»Wenn deine Eltern es erlauben, werde ich dich unterrichten«, gab er zur Antwort. Ich

warf meiner Mutter einen flehenden Blick zu.

Sie zuckte nur gleichgültig mit den Schultern. »Das soll dein Vater entscheiden. Malima, bring ihn zu Bett.«

Meine Amme griff mit geübter Hand zu, und dieses Mal konnte ich mich nicht loswinden. Malima schob mich zur Tür hinaus, ohne auf meinen Protest zu achten, und steckte mich ins Bett.

Mein Vater erklärte sich damit einverstanden, daß sein Kommandant meine Ausbildung übernehmen sollte, und gab Nikal die Anweisung, mich im Waffengebrauch zu unterweisen. In der Viertwoche nach meinem sechsten Geburtstag stand Nikal frühmorgens in der Tür der Kemenate. Sein breiter Mund verzog sich zu einem Lächeln, als er meinen Freudenschrei vernahm, sodann verneigte er sich formvollendet vor meiner Mutter und erbat ihre Erlaubnis, mich zu meiner ersten Übungsstunde in den Waffenhof mitzunehmen.

Der Waffenhof, zwischen Eckturm und Torhaus, lag leer vor uns in der blassen Frühlingssonne. Nikal hob mich über die hölzerne Umzäunung und zeigte mir einige Übungen, die meine ungeübten Glieder dehnen und erwärmen sollten. Ich geriet trotz der Kühle der Luft schnell ins Schwitzen, aber es machte mir gehörigen Spaß. Nikal hatte sich inzwischen seines Hemdes entledigt, und ich konnte das Spiel seiner Muskeln bewundern. Seine breite Brust und die starken Arme waren mit zahllosen Narben bedeckt, die ein deutliches Zeugnis von der gefahrvollen und blutigen Vergangenheit des ehemaligen Söldners ablegten.

Er beendete seine Übung mit einer Schulterrolle, kam in einer fließenden Bewegung wieder auf die Füße und grinste mir zu. Einem Gestell am Eingang des Hofes entnahm er zwei stumpfe Übungsschwerter, eines davon offensichtlich für die kleineren Hände eines Knaben gedacht. Dieses warf er mir zu, und ich fing es ungeschickt auf. Er zeigte mir, wie ich es zu halten hatte und dann die korrekte Körperhaltung sowie eine Bewegungsfolge aus Schritt und Ausfall, die ich wieder und wieder ausführen mußte, bis er einigermaßen zufrieden damit schien. Bald war ich atemlos und schweißüberströmt, und meine Muskeln protestierten heftig gegen die ungewohnte Anstrengung.

Inzwischen hatte der Waffenmeister Torkal damit begonnen, die Knappen der Burg unbarmherzig über den Hof zu jagen, deshalb gab Nikal mir ein Zeichen aufzuhören und verstaute die Übungsschwerter wieder ordentlich in ihrem Gestell.

»Jetzt haben wir uns wirklich ein anständiges Frühstück verdient«, sagte er. »Kommst du mit in die Halle?« Ich war begeistert. Die Halle hatte ich bisher erst einige wenige Male betreten, immer nur zu hohen Festtagen, wenn sie feierlich geschmückt im Schein von tausend Lichtern erstrahlte. Ihr alltägliches Gesicht erschien mir sogar noch aufregender. Die Soldaten der ersten Wache hatten die Nachtwache vor kurzem

abgelöst, daher saßen hier sowohl einige übernächtigt wirkende Männer bei einem Schlummertrunk, als auch dienstfreie Soldaten, die herzhaft dem deftigen Frühstück zusprachen.

Nikal setzte sich mit mir an einen der langen Holztische und winkte einem der Küchenjungen, die durch die Halle wieselten. Der brachte uns kurz darauf eine Kanne mit dampfendem Tee, duftendes braunes Brot, das von Honig troff, und einen Berg von gebackenen Eiern, Schinken und salzigem Käse. Ich griff zu, als wäre ich vom Hungertod bedroht, und Nikal stand mir in nichts nach. Ein vierschrötiger älterer Soldat setzte sich zu uns und sah mir beim Essen zu.

»Hat 'nen ordentlichen Appetit, der Kleine, was?« lachte er und hob seinen Humpen. »Ein strammer kleiner Kerl. Ist das deiner, Nik? Ich wußt gar nicht, daß du Bälger hast.« Er fuhr mir mit seiner groben Hand durchs Haar, und ich wurde rot.

Nikal schüttelte fast bedauernd den Kopf. »Leider nicht, Cal. Elloran ist Moraks Sohn.«

Der andere hob die Brauen, ich spürte seine Neugier. Er beugte sich zu Nikal hinüber und fragte leise, allerdings nicht so leise, daß ich ihn nicht verstanden hätte: »Stimmt's, was man sich über den Kleinen erzählt? Daß er ein T'svera ist?« Er machte eine verstohlene Handbewegung, deren Bedeutung mir verborgen blieb. Nikal sah plötzlich sehr wütend aus, ein Ausdruck, der zu seinem freundlichen Gesicht nicht recht passen wollte.

»Halt dein dummes Maul, Soldat, und erzähle nicht so einen verfluchten Unsinn!« Seine Stimme klang scharf und böse.

Der Soldat schrumpfte förmlich zusammen und begann hastig, sich zu rechtfertigen. »'s kommt nicht von mir, Nik. Alle sagen das.«

»Und du mußt es natürlich nachplappern, du Fliegenhirn.« Nikal war alles andere als besänftigt. Ich sah ihn ängstlich an. Er legte seine Hand auf meine, und sein Gesicht glättete sich. »Bist du fertig, Kleiner?«

Ich nickte, und er stand auf. Ich beeilte mich, ihm aus der Halle zu folgen, hatte dabei allerdings Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten. Er bemerkte es und ging langsamer.

»Morgen hole ich dich um die selbe Zeit ab, ist das in Ordnung? Ich muß jetzt die Unterkünfte meiner Leute prüfen, das ist langweilig für dich.« Er sah mein enttäuschtes Gesicht und legte eine Hand in meinen Nacken. »He, Rotschopf, guck nicht so traurig. Morgen sehen wir uns doch wieder.« Er schüttelte mich sanft. »Kannst du schwimmen?« Ich verneinte beschämt. »Gut, dann gehen wir morgen, sobald ich Freiwache habe, zum Teich hinunter, und ich bringe es dir bei. Ist das ein Angebot?« Meine begeisterte Antwort schreckte die Tauben auf, die sich auf der Überdachung des Wehrganges gesonnt hatten. Nikal lachte sein ansteckendes Lachen und scheuchte mich die Treppe zu den Frauengemächern hinauf.

Erst viel später fielen mir die Worte des Soldaten Cal wieder ein. Sie beunruhigten mich, weil ich sie nicht verstand. Aber irgend etwas hinderte mich daran, einfach meine Amme zu fragen, wie ich es sonst immer tat. Vielleicht, weil Nikal so ärgerlich darauf geantwortet hatte. Ich beschloß, die Begebenheit fürs erste zu vergessen. Eine Gelegenheit, bei der ich jemanden danach fragen konnte, würde sich gewiß ergeben.

Nikal holte mich von da an jeden Morgen pünktlich zum Wachwechsel bei Malima ab und ging mit mir in den Waffenhof. Danach frühstückten wir gemeinsam in der großen Halle, und er brachte mich wieder heim. Nach einer Woche meinte er, ich sei wirklich alt genug, den Weg zum Waffenhof alleine zu finden, ohne mich zu verlaufen.

Zu meiner Freude lockerte meine Mutter nun auch meine Zügel und erlaubte mir endlich, frei und auf eigene Faust auf dem Burggelände herumzustrolchen. So lernte ich nach und nach die anderen Kinder kennen, die hier lebten. Es gab eine Schar etwas älterer Jungen, deren Anführer mich nicht gerade mit offenen Armen empfing. Der dicke Bernak genoß als Sohn des Burgvogts besonderes Ansehen bei den anderen Jungen, und er fürchtete wohl, daß ich ihm dies streitig machen könnte.

Ich verspürte allerdings keinerlei Ehrgeiz, mich mit ihm zu messen. Er war einige Jahre älter als ich und viel kräftiger. Seine Fäuste wurden von allen gefürchtet, und ich lernte schnell, einen weiten Bogen um seine berüchtigten Wutausbrüche zu machen. Glücklicherweise verzichtete er darauf, mich zum Einstand erst einmal durchzuprügeln, wie er das mit den anderen getan hatte. »Aber nur weil du das kostbare Söhnchen unseres Burgherrn bist«, hatte er abfällig grinsend gesagt und das Grölen seiner Gefolgschaft genossen.

Ich war fürs erste geduldet, und nach einigen Wochen, als der Reiz des Neuen für die anderen vorbei war, wurde ich auch nicht mehr anders behandelt als der Sohn eines der Stallknechte, der in meinem Alter war. Karel war ein schmächtiger Knabe, der gelernt hatte, die Hänseleien der Größeren geduldig hinzunehmen, weil sie so am schnellsten den Spaß daran verloren, ihn wegen seiner Zartheit aufzuziehen.

Ich weiß, daß Ellemir meinen Umgang mit den Kindern des Gesindes nicht gerne sah, aber sie verbot ihn mir auch nicht. Mit wem sonst hätte ich auch spielen können? Allerdings rief sie mich eines heißen Sommertages in ihre Kemenate und sprach sehr ernst mit mir. Ich verstand nicht, warum sie so streng, fast böse erschien, und ich versprach, mich in allem nach dem zu richten, was sie mir gebot – schon, weil sie mir sonst nicht mehr erlaubt hätte, mich mit den anderen Knaben zu treffen.

Wenn wir nun zum Schwimmen zum Fluß gingen, behielt ich also als einziger meine Wäsche am Leib, weil meine Mutter es mir strengstens befohlen hatte. Ich wurde heftig dafür aufgezogen und schämte mich sehr. Ich bemerkte, wie die älteren Jungen sich um den dicken Bernak scharten und tuschelten, wobei sie hin und wieder verstohlene Blicke

zu mir herüberwarfen.

Einmal schlug Bernak eine Wasserschlacht im Dorfteich vor. Er und sein Stellvertreter Henno, der nicht besonders schlau, dafür aber ungemein stark war, suchten sich ihre Mannschaft zusammen. Wie immer waren Karel und ich die letzten, die gewählt wurden.

Ich wurde einige Male kräftig untergetaucht und mußte während der Rangelei krampfhaft darauf achten, meine nasse Wäsche nicht zu verlieren, deshalb hatte ich kein besonders großes Vergnügen an dem Spiel. Ich verzog mich unauffällig an den Rand des Geschehens und beobachtete die anderen, wie sie sich unter Geschrei gegenseitig in das schlammig aufgewühlte Wasser des Tümpels tauchten. Zwei Jungen hatten den armen Karel in die Enge getrieben und drückten ihn hohnlachend unter Wasser. Ich war abgelenkt und bemerkte nicht, daß Bernak und einige andere der Großen sich aus dem Getümmel gelöst und an mich herangeschlichen hatten. Ehe ich mich versah, schluckte ich Wasser und Entengrütze und schlug voller Panik um mich. Als ich halbertrunken endlich wieder festen Boden unter den Füßen spürte und mir spuckend und hustend den Schlamm aus den Augen wischte, sah ich Bernak johlen und voller Triumph meine Wäsche schwenken. Die anderen Jungen ließen voneinander ab und umkreisten mich schreiend und lachend. Ich rettete mich ans Land und rannte zu meinen Kleidern, während es hinter mir gellend und höhnisch tönte: »Seht nur! Der hübsche kleine Elloran ist ein T'svera!« – »Ein T'svera!« wiederholten die anderen kreischend und lachend, und noch während ich schluchzend zur Burg hinauflief, klang es schrill hinter mir her: »T'svera ...«

Meine Mutter sah, wie ich mich ins Gemach schlich, und auch, daß ich geweint hatte. Es dauerte nicht lange, bis sie die ganze Geschichte aus mir herausbekommen hatte. Als ich sie bat, mir zu erklären, was die Worte der Jungen zu bedeuten hätten, preßte sie hart die Lippen zusammen, und ihre grünen Augen blitzten gefährlich auf. Sie fuhr mich böse an, weil ich mich von den Jungen hatte entblößen lassen. Als ich wagte, mich damit zu rechtfertigen, daß die anderen weitaus stärker und noch dazu in der Überzahl gewesen seien und mir keine Wahl gelassen hätten, ohrfeigte sie mich.

Das war die erste Züchtigung, die ich je von ihr erhalten hatte. Das überraschte mich so sehr, daß ich sogar zu weinen vergaß. Stumm und erschreckt ließ ich mich zur Strafe ins Bett stecken und bekam von meiner Amme zu allem Überfluß auch noch eine gesalzene Strafpredigt, weil ich meine arme Mutter derart aufgeregt hätte. Schlaflos lag ich da, am hellichten Tag und mit brennender Wange und knurrendem Magen – natürlich war ich ohne Abendessen ins Bett geschickt worden –, und mehr als das körperliche Ungemach brannte in mir die Frage, was ich Schlimmes verbrochen hatte, daß meine Mutter so böse auf mich war. Was mochte das nur Schreckliches sein, ein T'svera? Hatte es damit zu tun, daß ich ganz offensichtlich nicht so war wie die anderen Jungen? Ich glich keinem von ihnen, nicht einmal dem zierlichen kleinen Karel, und ich schämte mich, auch nur

darüber nachzudenken, was diese auffällige Andersartigkeit zu bedeuten hatte.

Glücklicherweise fanden die Jungen nach einigen Tagen ein anderes Opfer und hörten auf, mir das Spottwort nachzurufen, sobald sie mich nur zu Gesicht bekamen. Die Zweifel wegen meiner Andersartigkeit drängte ich zurück und vergrub sie tief in meinem Innersten. Ich wagte nicht mehr, jemanden danach zu fragen, aus Angst, damit erneut diesen erschreckenden Abscheu und Zorn hervorzurufen.

Eines Morgens hielt mich meine Mutter am Ärmel fest, als ich gerade zur Tür hinauswischen wollte.

»Komm bitte nachher gleich zu mir, ich habe mit dir zu reden.« Ich nickte; ungeduldig, weil ich nicht zu spät zum Unterricht kommen wollte, aber auch neugierig, was sie mir zu sagen hatte.

Nach der Übungsstunde stürmte ich mit vom Brunnenwasser noch feuchten Haaren in ihre Kemenate und stellte mich erwartungsvoll vor ihr auf. Sie saß in der üppig gepolsterten Fensternische und bestickte ein zartes Tuch mit kostbarem Goldfaden. Ich konnte mich kaum sattsehen an ihr: die zierliche Figur, ihr ovales, blasses, von schweren roten Haarflechten umrahmtes Gesicht, die schlanken Finger, die die glänzenden Fäden geschickt durch das Gespinst zogen. Meine Mutter war sicher die schönste Frau der Welt!

Als hätte sie meine Gedanken gehört, blickte sie auf und lächelte mich zärtlich an. Ich lehnte mich an ihr Knie und ließ es zu, daß sie mich auf die Wange küßte.

»Macht dir der Unterricht bei Nikal Freude?« fragte sie. Ich nickte heftig. Sie glättete mit den Fingern mein wirres Haar. »Ich habe mir etwas für dich überlegt, das dir sicherlich genauso gefallen wird.« Ihre grünen Augen blitzten vergnügt. »Der Enkel der Herrin von Kerel Nor sollte nicht wie ein ungebildeter Bauerntölpel aufwachsen. Julian ist ebenfalls bereit, dich zu unterrichten. Du wirst sehen, das Lesen zu lernen wird dir gefallen.«

Es verschlug mir den Atem vor Aufregung. Zu dem Magier hinauf in sein geheimnisvolles Turmzimmer, das nie jemand außer ihm betrat!

Malima, im Winkel sitzend und damit beschäftigt, Wäschestücke zu flicken, schnitt eine verdrießliche Miene. Ihr Mißtrauen Zauberern und Hexerei gegenüber war allen in der Burg bekannt, und Fertigkeiten wie Lesen und Schreiben schienen der alten Amme nicht minder hexerische Betätigungen. Es war nur zu deutlich, daß sie die Entscheidung meiner Mutter zutiefst mißbilligte. Das konnte allerdings meine eigene Begeisterung nicht um einen Deut mindern.

Also erklomm ich kurz darauf unter heftigem Herzklopfen die steile Holztreppe zu Julians Turmzimmer. Zaghaft pochte ich an die Tür. Drinnen hörte ich einen Raben krächzen. Nach einigen Sekunden schwang die schwere Tür auf, und ich trat ein. Die Tür

schloß sich hinter mir, ohne daß jemand sie berührt hätte. Es war dämmrig in dem kleinen runden Gemach. Durch enge Fensterschlitze fielen schmale Streifen Sonnenlicht und malten Lichtpfeile auf den dunklen Holzboden. Mitten im Raum stand ein schwerer Tisch, daran ein zerschlissener Lehnstuhl. In die hofseitige Wand war ein Kamin eingelassen, ihm gegenüber die Bettnische, und überall im Raum lagen Bücher in Stapeln umher. Magramanir, Julians zahme Rabin, saß auf der Lehne des Stuhles und sah mich mit schiefgelegtem Kopf neugierig an. Ich hatte reichlich Muße, mir das alles anzusehen, denn mein Gastgeber und zukünftiger Lehrer war ganz offensichtlich nicht zu Hause.

Endlich polterte es über meinem Kopf, und von der Wehrplatte des Turms stieg Julian über eine schmale Leiter hinunter in das Gemach. Er begrüßte mich freundlich und nahm einen Topf zur Hand.

»Möchtest du Tee?« Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern schöpfte zwei Becher voll. »Hier, nimm. Und setz dich.« Der Rabe Magramanir breitete mit einem Krächzen seine glänzenden Schwingen aus und flog auf meine Schulter. Julian lächelte, es schien ihn nicht zu ärgern. Er setzte sich in den Lehnstuhl und blies über seinen Tee. Den überschwappenden Becher vorsichtig in der Hand balancierend, mit dem ungewohnten Gewicht des Raben auf meiner Schulter, nahm ich auf der Bank Platz.

»Ist dir der Tee süß genug?« fragte der Magier. Ich brannte inzwischen vor Ungeduld und wollte mich nicht nur über Tee unterhalten. Aber eingedenk der Ermahnungen meiner Amme, gutes Benehmen betreffend, bedankte ich mich artig. Julian heftete seine beunruhigend grünen Augen auf mich und machte keinerlei Anstalten, das Gespräch zu eröffnen. Die langen Finger um seinen Becher gelegt, trank er schweigend seinen Tee und sah mich nur an. Ich wußte nicht, was er von mir erwartete. Unbehaglich rutschte ich auf der Bank herum und bemühte mich, seinem Blick standzuhalten. Eine Sekunde, bevor ich vor Anspannung gewiß geplatzt wäre, erlöste er mich.

Er atmete tief ein, fast war es ein Seufzen, und sagte: »Deine Mutter sähe es gerne, wenn ich dich unterrichte. Entspricht das auch deinem eigenen Wunsch?«

Ich bejahte mit Begeisterung. Er mußte darüber schmunzeln. »Na gut, dann wollen wir gleich beginnen.« Ohne aufzustehen, kramte er in einer vollgestopften Truhe neben dem Tisch herum und holte Federn, einige Bögen Papier und ein Tintenfaß heraus. »Rück dir den Schemel dort an den Tisch. Du wirst wahrscheinlich ein oder zwei Bücher darauflegen müssen, damit du hoch genug sitzt. Gut so. Schau her, das ist der erste Buchstabe, den du heute lernst.«

Die Stunde in Julians Turmzimmer war im Nu herum. Nach der Lektion fragte Julian mich ein wenig aus. Ich erzählte ihm bereitwillig von meinen Beschäftigungen, dem Unterricht bei Nikal, den Freiwachen, die wir häufig miteinander verbrachten, um zu schwimmen oder zu angeln, oder wie ich an einem der vergangenen Nachmittage

erstmals auf einem Pferd gesessen hatte. Julian hörte sich all das interessiert an. Irgendwann versiegte mein Redefluß, und er schickte mich mit der Anweisung nach Hause, am nächsten Tag wiederzukommen. Ich hüpfte fröhlich die Stufen hinunter, ganz anders gestimmt als bei meinem Aufstieg.

Die Neunwochen bis zum Winter waren gut ausgefüllt. Nikals Pflichten ließen nur noch selten zu, daß er mich unterrichtete. Außerdem hatte ich inzwischen das rechte Alter erreicht, um wie alle anderen Jungen der Burg täglich bei Meister Torkal, dem Waffenmeister zu üben. Seinem hitzigem Temperament hatte ich manche Kopfnuß zu verdanken, denn ich war beileibe kein Naturtalent, was den Umgang mit einem Schwert betraf. Darum gab ich mir um so mehr Mühe, mich nicht allzusehr vor den anderen zu blamieren.

Meine Fortschritte in Julians Unterricht waren sehr viel erfreulicher. Das Lesen fiel mir besonders leicht, aber auch mit dem Erlernen der Schrift ging es flott voran. Außerdem vermittelte der Magier mir allerlei Wissenswertes über meine Heimat. Er schilderte mir die Länder unter der Herrschaft der Krone: meine Heimat Raulikar-am-See; unser westliches Bruderland, das waldige Berg-Raulikar; Olyss, das Steppenland im Osten und das eisige Norrbrigge im hohen Norden. Mich reizte besonders das Herzstück der Kronstaaten: das schöne hügelige L'xhan mit unserer Hauptstadt, der Kronenburg. Meine Mutter stammte aus L'xhan, und dort lebte auch die Herrin von Kerel Nor, meine Großmutter, die eine der beiden *Hände* der Krone war.

Meine anfängliche Scheu vor dem Magier legte sich mit der Zeit. Ich gewann ihn recht lieb, und ich glaube, auf seine zurückhaltende Art erwiderte er meine Gefühle. Allerdings, so nahe wie Nikal stand er mir bei weitem nicht.

Die lange, düstere Winterzeit verbrachte ich, wenn ich keinen Unterricht hatte, vertieft in einen meiner geliebten Ritterschmöker, die Julian mir aus seiner offenbar unerschöpflichen Bibliothek heraussuchte. So saß ich einmal des Nachmittags frierend in Julians zugigem Turmzimmer. Das Feuer im Kamin knackte und knisterte in seinem vergeblichen Kampf mit der Eiseskälte im Raum.

Bis über die Ohren in eine Felldecke eingemummelt kauerte ich auf der Bank und versuchte, meine tropfende Nase zu vergessen und mich trotz meiner eisigen Finger, die es kaum schafften, die Seiten umzublättern, die Aufmerksamkeit auf das Buch in meinem Schoß zu richten. Julian hatte uns Tee bereitet und in jeden Becher noch zusätzlich einen kleinen heißen Kiesel fallen lassen. Ich wärmte meine Finger am Becher und atmete wohlig den aromatischen Duft ein. Der erste Schluck verbrannte mir die Zunge, und dankbar für diese Ablenkung ließ ich die ›Abenteuer des Edlen Jasper‹ zuklappen.

Der Zauberer saß in seiner gewohnten Haltung in den alten Lehnstuhl gefaltet, aus

dessen rissigem Lederpolster überall die Füllung quoll. Eines von Julians langen Beinen hing über die Armlehne, und das andere hatte er unter sich gezogen. Er zwirbelte gedankenverloren an seiner Stirnlocke, während er die vor Konzentration fast schwarzen Augen auf ein schmales Büchlein in seiner Hand gerichtet hielt.

»Julian?« Er reagierte nicht. »Julian!« Der Magus blickte fragend auf. »Magst du mir nicht was erzählen? Über die Zauberer?«

Er ließ das kleine Buch sinken und runzelte die Stirn. »Was ist mit dem Edlen Jasper?«

»Er hat gerade die Prinzessin erschlagen und den Drachen geheiratet. O bitte, Julian, ich würde viel lieber eine Geschichte von dir hören!«

»Was soll ich dir denn erzählen? Wie Zauberer für ihre Ausbildung erwählt werden?«

»Ach nein, das weiß ich schon. Das hat meine Amme mir sicher tausendmal erzählt. Sie hat es ja selbst erlebt, als sie die Amme meiner Mutter und ihres Zwillingsbruders war. Eine Magierin kam kaum einen Tag nach der Geburt und wollte meine Mutter holen. Aber meine Großmutter Veelora hat es ihr verweigert. Also hat die Zauberin den jüngeren Zwilling mitgenommen, das konnte Großmutter wohl nicht ablehnen.« Ich sah Julian fragend an. »Julian, woher wußte die Magierin denn, daß meine Mutter gerade geboren war? Wie kann sie einfach so ein Kind von seiner Mutter wegholen? Warum müssen Zauberer überhaupt Kinder von anderen Leuten ...«

»Halt, halt – immer eins nach dem anderen«, unterbrach er mich. »Das sind jetzt schon mehr als genug Fragen für einen Nachmittag. Paß auf, ich beantworte dir einige davon, dann gebe ich dir ein anderes Buch, und du beschäftigst dich wieder alleine, abgemacht?«

Ich nickte begeistert. Es gab kaum ein spannenderes Thema als die Zauberer und ihre sonderbaren Gebräuche. Nachdem ich mich bequem zurechtgesetzt hatte, trank ich noch einen ordentlichen Schluck von dem inzwischen etwas abgekühlten Tee und seufzte vor Behagen. Julian legte seine Hände ineinander und blickte ernst darauf nieder, wie er es immer tat, um sich zu sammeln. Dann blickte er in mein erwartungsvolles Gesicht.

»Du weißt also, daß wir Zauberer Kinder zu uns nehmen.« Ich nickte ungeduldig. »Es ist so, daß Magier nicht dazu neigen, sich mit anderen ihrer Art zusammenzutun. Wir sind nicht allzu gesellig. Deshalb werden in der Stadt auch nur überaus selten Kinder geboren.« Er pausierte, um einen Schluck Tee zu trinken. Dann fuhr er fort: »Außerdem sind nicht alle Kinder, die Magiern geboren werden, ebenfalls magisch begabt. Wir wissen nicht, welche Ursprünge diese Fähigkeiten haben. Aber wir können sie über große Entfernung hinweg ausmachen: sogar schon, bevor ein Kind mit der Begabung überhaupt geboren ist.«

Er sah mich seltsam an und schien über etwas nachzudenken. »Wir müssen also, um nicht immer weniger zu werden, Kinder mit magischen Talenten adoptieren«, fuhr er fort. »Als eigene Kinder annehmen«, erklärte er, als er meine fragende Miene sah. »Wer

Zauberer werden soll, muß so früh wie möglich mit dem Lernen anfangen.« Er hielt inne, schien mit sich zu kämpfen. »Kannst du dich an deine Geburt erinnern?«

»Ja, natürlich«, gab ich fast empört zur Antwort. Er nickte, als hätte ich etwas bestätigt, was er vermutet hatte.

»Alle Zauberer können es, sie müssen es können. Genau, wie wir auch alle über ein vollkommenes Gedächtnis verfügen. Was steht in deinem Buch auf der dreiundzwanzigsten Seite, in der vierten Zeile von oben?«

Erstaunt begann ich zu zitieren: »› ... griff der Edle Jasper zu seinem Schwert und schwang es beherzt ...‹ – he, was soll das?«

»Siehst du, du kannst es auch. Das dachte ich mir.« Er grinste boshaft. »Falls kurz vor deiner Geburt ein Magier gestorben wäre, wärst du wahrscheinlich zur Ausbildung geholt worden.« Dieser Gedanke schien ihn sehr zu belustigen, mich hingegen erschreckte er zutiefst.

»Du willst damit sagen, daß ich ein – ein Zauberer hätte sein können?«

»Es wäre möglich gewesen. Jetzt ist es wohl zu spät, darüber nachzudenken ... Würdest du gerne zaubern können?« fragte er lauernd. Ich schwieg, aufs Äußerste verwirrt. Der Gedanke war mir so fremd, als hätte er mich gefragt, ob ich gerne würde fliegen können – und ebenso verlockend. Der Magier drängte mich nicht zu einer Antwort, betrachtete mich nur weiter. Plötzlich wünschte ich mich weit fort von ihm, fort von diesem durchdringenden Blick. Ich sehnte mich nach Nikal und seiner nüchternen, besonnenen Art. Wie hätte er darüber gelacht! Julians kalte grüne Augen nagelten mich in meinen Sitz. Mir schwindelte, in meinen Ohren summte es, und ich begann, trotz der Kälte zu schwitzen.

Julian brach endlich den Bann, er faltete sich aus seinem verschlissenen Sessel und trat zu einem der Bücherstapel auf dem Boden.

»Sag, was möchtest du lesen?« fragte er in freundlichem Plauderton. »Was hältst du von der ›Geschichte von O'Raulikavara‹?« Lächelnd stand er vor mir, ein in dunkles Leder gebundenes Buch in der Hand, groß, mager und freundlich wie immer, das melancholische Gesicht umrahmt von zotteligem schwarzen Haar. Ich schüttelte benommen den Kopf, wie nach einem tiefen Schlaf.

»Ja, danke!« Begeistert griff ich nach dem Buch. Alle Beängstigung war verschwunden, hatte nie existiert. Es war, als wäre ich nur kurz eingenickt und hätte schlecht geträumt.

Von diesem Nachmittag an begann sich Julians Unterricht zu verändern. Er fing an, mich in die Grundlagen der Hexerei einzuweisen. Zuerst fiel mir an den Lektionen nichts weiter auf, er schien nur plötzlich einen unerklärlichen Wert auf rituelle Wiederholungen mir sinnlos erscheinender Formeln und Handbewegungen zu legen. Eigentümlicherweise fragte ich ihn während dieser ganzen Zeit nicht nach deren Sinn

oder dem Zweck dieses seltsamen Unterrichts. Es war, als stünde ich unter einem Bann, der mich davon abhielt, seine Anweisungen zu hinterfragen. Dennoch war ich völlig klar bei der Sache und fühlte mich alles andere als willenlos oder behext.

Dann kam der Tag, an dem Julian mich meinen ersten richtigen Zauber lehrte. Wir saßen nach einer Geschichtsstunde noch am Tisch und tranken Tee. Julian drehte gedankenverloren eine grünschimmernde Feder zwischen seinen Fingern. Er war noch schweigsamer als sonst. Ich betrachtete ihn neugierig. Seine kühlen Augen trafen mich, und er lächelte beinahe grimmig. Dann legte er die Feder zwischen uns auf die Tischplatte und stieß sie leicht mit dem Finger an. Ich sah darauf nieder und dann fragend auf den Magier. Er sagte sanft: »Bewege diese Feder, ohne deine Hände zu benutzen.« Ich zog meine Brauen empor und grinste. Nichts leichter als das. Mit einem kräftigen Pusten fegte ich die Feder in die Luft und vom Tisch.

Julian schnaubte, und ich sah das ärgerliche Funkeln in seinen Augen. »Dummer Junge«, schalt er. »Doch nicht so! Was habe ich dir denn in all den Wochen beigebracht?«

Es mag verrückt klingen, aber jetzt erst begriff ich, was er von mir erwartete. Es war, als fiele mir ein Schleier von den Augen, und ich erkannte den Zweck der scheinbar so sinnlosen Lektionen der letzten Wochen.

Julian hob eine seiner schmalen Hände und bewegte sie sacht. Seine dürren Finger malten wirre Muster in die Luft. Ich vermeinte, ein schwaches violettes Glühen zu erkennen, das der Spur seiner Bewegungen folgte und wieder verglomm. Die Feder auf dem Boden zitterte sanft wie in einer unsichtbaren Brise und erhob sich taumelnd. Langsam, wie von unsichtbaren Fäden gezogen, tanzte sie empor und landete vor mir auf dem Tisch.

Julian ließ seine Hand sinken und sah mich auffordernd an. Ich verstand. Ich schloß für einige Atemzüge meine Augen und beruhigte meine Gedanken. Dann legte ich meine Hände flach auf den Tisch und betrachtete die Feder, prägte mir ihre Form ein, ihre Farbe – schwarz mit einem grünlichen Schimmer – das flaumige Ende, den weißen Kiel. Ich bemühte mich, selbst zu dieser Feder zu werden. Dann hob ich langsam meine linke Hand, deren Finger nicht ganz so ruhig waren, wie ich es mir gewünscht hätte. Ich leckte mir über die vor Aufregung trockenen Lippen und zeichnete das Muster in die Luft, so, wie Julian es kurz zuvor getan hatte. Mir mangelte es an der Eleganz und der Leichtigkeit, die seine Bewegung ausgezeichnet hatte, und ich erreichte nur, daß die Feder wild auf dem Tisch zu kreiseln begann. Atemlos wie nach einem langen Lauf blickte ich auf und erwartete einen strafenden Blick meines Lehrers, aber Julian saß mit verschränkten Armen da und sah mich beinahe liebevoll an.

»Gut, mein Junge«, sagte er sanft. »Sehr gut. Die Beschwörung war noch nicht ganz vollkommen, deshalb stimmte die Richtung der Bewegung nicht. Sieh her.« Er machte es

mir vor, und ich wiederholte die Fingerbewegungen so lange, bis er zufrieden war.

»Versuche es nun noch einmal«, gebot er. Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder der Feder zu. Meine Finger befahlen ihr aufzusteigen, und mein Geist war eine sich wiegende, sanft von den Luftströmungen getragene Feder. Sie erbebte, schwankte auf die Spitze empor und hob sich dann zitternd einen halben Meter über die Tischplatte. Keuchend stieß ich den unwillkürlich angehaltenen Atem aus. Die Feder taumelte zu Boden.

»Ach«, sagte ich enttäuscht. Julian lachte. Er erhob sich und legte mir die Hand auf die Schulter.

»Genug für heute, Elloran. Du sollst dich nicht überanstrengen.« Ich wollte protestieren, aber dann merkte ich mit einem Mal, wie erschöpft ich war. Julian drückte kurz meine Schulter und ließ sie los.

»Sei vorsichtig, wenn du versuchst, etwas mit deinem Geist zu bewegen«, sagte er ernst. »Du hast gesehen, wie schwer es ist, etwas so Leichtes wie eine Feder zu heben, wenn man es noch nicht beherrscht. Übe an leichten Gegenständen, hörst du? Du könntest dir sonst schaden.« Er schnipste nachlässig mit den Fingern, woraufhin sich die Tür öffnete, und schob mich hinaus. Müde und erschöpft wie nach einer langen Krankheit schleppte ich mich die Treppe hinunter.

Nach dieser ersten Lektion, die mir so schwer gefallen war, ging es jedoch zunehmend leichter. Julian war ein guter Lehrer. Manchmal wirkte er beinahe ausgelassen und gab mir sogar eine Kostprobe seiner meisterhaften Fähigkeiten, etwas, womit er sonst sehr zurückhaltend war.

An einem trüben Herbstnachmittag führte er mir einen Zauber vor, der mein Herz aufgeregt schlagen ließ. Julian hockte sich mit angezogenen Beinen in seinen Lehnsessel und preßte die Arme seltsam verrenkt eng an seinen Körper. Er senkte den Kopf auf die Brust. Seine bleichen Finger verbogen sich auf eine Art, die eigentlich unmöglich war. Er murmelte einige fremde Worte, deren summender Klang auf schreckliche Weise falsch und schmerzhaft in meinen Ohren schrillte. Magramanir, die schlafend auf meiner Schulter gehockt hatte, erwachte und trippelte aufgeregt hin und her. Sie krächzte laut und schlug mit den Flügeln.

Ein Krächzen aus Julians Kehle antwortete ihr. Seine hagere Gestalt verschwamm und schrumpfte atemberaubend schnell zusammen. Eine weiße Brust schimmerte, und schwarze Flügel breiteten sich weit aus. Glänzende Knopfaugen musterten mich spöttisch. Ein schwarzer Schnabel öffnete sich zu einem weiteren lauten Krächzen. Magramanir flog auf und gesellte sich zu ihm. Als sie so nebeneinander saßen, konnte ich nicht mehr sagen, wer von den beiden Julian, und wer der echte Rabe war.

»Dafür wirst du noch ein paar Jahre üben müssen«, sagte der eine Vogel mit Julians

Stimme. »Die Unterrichtsstunde ist vorbei.«

Er schwang sich in die Luft und flog durch das Fenster, das sich wie von selbst geöffnet hatte. Magramanir zwinkerte mir zu und folgte ihm. Atemlos lehnte ich mich weit aus dem Fenster und sah den beiden Raben nach, wie sie in gleitendem Flug über den Fluß hinwegschossen und in der dunstigen Ferne verschwanden.

Der Hohe Winter ging durch die Zeit der Dunklen Tage: kalt und finster wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Die anfangs so stumpfsinnige Paukerei von Zauberformeln bekam eine völlig andere Gestalt. Ich begann, größere Zusammenhänge zu erkennen, die wohl schon immer bestanden hatten, die ich aber jetzt erstmalig durchschaute.

Julian beobachtete meine Fortschritte ebenso gespannt wie ich selbst. Ich verbrachte mehr und mehr Zeit in seiner Studierstube, zu einigen Gelegenheiten übernachtete ich sogar dort. Ich fragte ihn nie, warum er mich in den geheimen Künsten unterwies. Soviel ich wußte, war es Zauberern streng verboten, ihr Wissen an gewöhnliche Sterbliche weiterzugeben. Genaugenommen sollte es sogar überhaupt nicht möglich sein. (Aber warum war es dann verboten?)

Seit einigen Tagen mühte ich mich mit einem eher simplen Zauber ab, der sich einfach nicht meistern lassen wollte. Magramanir hockte auf meiner Schulter, wie sie es inzwischen immer häufiger tat, und sah mir aufmerksam bei meinen Bemühungen zu. Ich stellte die verhaßte Kerze vor mich hin und blickte auf den schwarzen Docht, den ich zum Brennen bringen wollte. Mehr als ein schwaches Glühen war mir bisher nicht beschieden gewesen, aber ich ging gelassener als je zuvor an die Sache heran, da ich ohnehin wußte, es würde nicht gelingen.

Fast beiläufig führte ich die verschlungenen Hand- und Fingerbewegungen aus, die ich so lange geübt hatte, und intonierte lässig den kurzen Zauberspruch, der mir dieses Mal auch nur beinahe und nicht vollständig die Zunge verrenkte. In meinen Ohren klingelte es, und mein Blick verschwamm. Als ich wieder klar sehen konnte, brannte die Kerze ruhig vor sich hin, als hätte sie das schon seit Anbeginn der Zeit getan. Keine großartigen Erscheinungen, kein Knall, kein Blitz, keine Fanfare: sie brannte einfach.

Ich muß in meinem freudigen Schrecken wohl aufgeschrien haben, denn Julian ließ beinahe das Buch fallen, mit dem er sich gerade beschäftigte. Er beugte sich über die Kerze und betrachtete sie sehr gründlich – wohl, um auszuschließen, daß ich ihm wieder einmal einen meiner Streiche spielte –, dann sah er zu mir hinüber und belohnte mich mit seinem seltenen Lächeln.

»Gut gemacht«, sagte er trocken. »Dann sollten wir jetzt wohl lernen, wie man die Flamme wieder löscht.« Meine nächste Lektion nahm ihren Anfang.

Die freie Zeit, die mein Unterricht mir ließ, verbrachte ich mit Nikal. An einem der ersten heißen Tage im Jungsommer vertrat er wieder einmal Torkal im Waffenhof. Ich

hatte diesmal eine selbst für meine bescheidenen Ansprüche besonders schlechte Figur bei den Übungskämpfen gemacht und mir von den anderen einiges an spöttischen Bemerkungen gefallen lassen müssen. Niedergeschlagen trödelte ich am Brunnen herum und wusch mir mit dem eisigen Wasser Schweiß und Staub von der Haut.

Nikal war im Waffenschuppen verschwunden und kam mit einem Stoffbündel wieder zum Vorschein. »Komm mit«, sagte er knapp. Ich folgte ihm ängstlich zum Flußufer hinunter. Was hatte er vor? War er böse auf mich, weil ich so miserabel gekämpft hatte?

Am Fluß angekommen, schlug er das Tuch auseinander und zeigte mir seinen Inhalt: einen kleinen Jagdbogen und Pfeile. Nikal grinste mich an und drückte mir den Bogen in die Hand.

»Laß sehen, wie du damit klarkommst«, sagte er fröhlich und gab mir meine erste Lektion im Bogenschießen.

Die Sonne stand schon merklich tiefer, als wir aufhörten. Ich entspannte den Bogen, wie er es mir gezeigt hatte, und blies müde und zufrieden auf die Blasen, die sich trotz des schützenden Handschuhs an meinen Fingern bildeten.

»Komm, Kleiner, gehen wir doch noch eine Runde schwimmen, da wir schon mal hier sind«, schlug Nikal vor.

Das Wasser war kühl und brannte auf meinen wunden Fingern. Nach dem Bad lagen wir in der noch immer heißen Sonne des späten Nachmittags und ließen uns trocknen. Nikal lag auf dem Rücken im Gras, die Augen geschlossen und kaute auf einer Rispe Flußhafer. Ich hatte mich auf den Bauch gedreht und beobachtete zwei metallischblaue Käfer dabei, wie sie um einen Brocken Aas kämpften. Mein feuchter Rücken trocknete schnell in der heißen Sonne, und langsam wurde mir wieder warm. Der Kampf der Käfer entschied sich schließlich, und der Sieger eilte davon, die Trophäe in den Zangen. Ich schlug nach einer Stechfliege, die sich auf mir niederlassen wollte, und drehte mich faul auf den Rücken, damit auch meine Vorderseite trocknen konnte. Der Himmel über mir war fast weiß und blendete so stark in der Sonnenglut, daß ich die Augen abschirmen mußte. Der Fluß gluckste leise, und Hummeln summten träge durch die hitzeflirrende Luft.

Nikal war fest eingeschlafen. Sein Haar, von der Sonne hellgebleicht, hing ihm wirr und feucht ins Gesicht. Die Rispe war ihm aus dem Mund gefallen und lag auf seiner Brust. Ich sah ihn an und fühlte plötzlich eine heftige Zuneigung in mir aufschießen. Diese ungewohnt rührselige Empfindung verwirrte mich außerordentlich, und ich schüttelte sie schnell ab. Ich nahm den Halm auf und kitzelte Nikal damit sacht an der Nase. Er nieste und wachte auf.

»Lausebengel«, sagte er vergnügt, als er erkannte, was ihn geweckt hatte. Er stand auf und reckte sich, daß seine Gelenke knackten. »Ich weiß ja nicht, wie es mit dir steht, Kleiner, aber ich habe Hunger.« Ich sah ihm zu, wie er sich in seine Hose zwängte und

faßte mir ein Herz.

»Nikal, darf ich dich was fragen?« Er brummte zustimmend. »Was ist ein T'svera?«

Er riß die Augen auf. »Warum fragst du das?«

»Die anderen Jungen nennen mich so.«

Nikal räusperte sich unbehaglich, meine Frage schien ihn peinlich zu berühren. »Weißt du, Ell, das solltest du eigentlich lieber deine Mutter fragen.«

»Das habe ich ja, aber sie wurde böse und hat mich ins Bett geschickt. Und Malima hat mich ausgeschimpft.«

Er seufzte und setzte sich wieder ins Gras. »Also gut.« Er kratzte sich am Kopf. »Eine Sache solltest du mir vorher erklären. Was hat es für einen Grund, daß du immer deine Wäsche anbehältst, wenn wir schwimmen gehen?«

Ich wurde rot. »Mutter hat es mir befohlen.«

Nikal kaute nachdenklich auf seiner Lippe. »Du hast die anderen Jungs gesehen und mich. Sehen wir – irgendwie anders aus als du? Ich meine – hm – zum Beispiel zwischen den Beinen?« Ich bekam heiße Ohren, sie mußten feuerrot angelaufen sein. Nikal wirkte auch nicht besonders glücklich. Ich bereute es bereits, dieses Gespräch überhaupt angefangen zu haben.

»Jjjja, schon«, gab ich zögernd zu.

»Würdest du deine Wäsche vielleicht einmal – also, du mußt nicht, aber dann könnte ich dir vielleicht sagen, ob ...« Ich hatte ihn noch nie so außer Fassung erlebt. Mit zitternden Fingern streifte ich mein Unterzeug ab. Dann stand ich da, die Zähne zusammengebissen und erwartete mein Urteil. Nikal musterte mich in meiner gänsehautüberzogenen Nacktheit und stutzte. Seine Miene wurde sehr finster.

»Zieh dich wieder an, Elloran.« Seine Stimme klang sanft, ganz im Gegensatz zu seinem Gesicht. Er sah so wütend aus wie damals, als er den Soldaten Cal zurechtgewiesen hatte.

»Was – was ist?« Ich war den Tränen nahe. »Bin ich ein T'svera?«

»Nein«, preßte er hervor, anscheinend kaum in der Lage, seine Wut zu bezähmen. Ich wußte nicht, was ich getan hatte, ihn so zu reizen. Er merkte, daß ich kurz davor war, in Tränen auszubrechen und nahm mich in den Arm.

»Paß jetzt gut auf, Kleiner. Du darfst niemandem, *niemandem*, hörst du? etwas davon erzählen. Das hier ist nie geschehen. Und vergiß das mit dem T'svera. Das ist ganz dummes Zeug.«

»Aber was *ist* denn nun ein T'svera?« Ich war erschrocken wegen seines ernsten Tones und ein bißchen böse, weil einfach niemand meine Fragen beantwortete. Er bemerkte es. Sein Griff um meine Schultern wurde fester, dann ließ er mich los.

»T'svera ist ein Mensch, wenn er ...«, Nikal rieb sich das Gesicht und stöhnte. »Wie erkläre ich dir das bloß? Du weißt, es gibt Männer und Frauen auf der Welt. Um Kinder

zu bekommen – nein, anders.« Bei jeder anderen Gelegenheit hätte mich seine Verlegenheit amüsiert, aber jetzt litt ich mit ihm.

»Deine Mutter stammt aus L'xhan«, setzte er nach einem Augenblick der Sammlung neu an. »Dort sind T'svera durchaus geachtete und angesehene Leute.« Er verstummte wieder und wischte sich gepeinigt den Schweiß von der Stirn. Ich gab keinen Laut von mir, sah ihn nur verständnislos, aber aufmerksam an. Er fuhr fort: »T'svera sind weder Männer noch Frauen. Sie sind – irgend etwas dazwischen. Etwas von beidem. Nicht fähig, sich fortzupflanzen.« Er stockte wieder und setzte dann in eindringlichem Ton hinzu: »Du bist keiner von ihnen! Du bist ... kein T'svera.« Er hatte eigentlich irgend etwas anderes sagen wollen. Seine Augen irrten von mir fort. Hastig sagte er: »Aber, Kleiner, deine Mutter hat recht. Laß dein Unterzeug an, wenn du mit jemand anderem als mir schwimmen gehst. Es ist wirklich besser so.«

Mein Kopf schwirrte. Etwas im Klang seiner Stimme verriet ihn: er belog mich – oder sagte mir zumindest nicht die ganze Wahrheit.

In verstimmtem Schweigen gingen wir zur Burg zurück. Als wir durch das Burgtor schritten, holte Nikal tief Luft, wie vor einer schwierigen Entscheidung. Über seinem Gesicht hing noch immer eine Gewitterwolke, während wir gemeinsam die Treppe zum Eingang des Palas erklommen. Ich warf ihm aus dem Augenwinkel einen ängstlichen Blick zu, die Mißstimmung zwischen uns bedrückte mich.

Wortlos folgte er mir zu den Gemächern meiner Mutter. Ich bewohnte seit kurzer Zeit eine eigene Kammer und dachte, er wolle mit mir dorthin – warum auch immer. Aber er überraschte mich damit, daß er vor Ellemirs Tür stehen blieb und anklopfte. Malima öffnete und sah ihn fragend an. Ohne ein Wort schob er sie wie einen Vorhang beiseite und trat ein. Empört aufschreiend fuhr sie herum und folgte ihm.

»Was fällt dir ein, du grober Klotz? Du kannst doch nicht einfach so mir nichts, dir nichts hier hereinmarschieren ...«

Ihr Keifen verklang im Inneren des Gemachs, während die Tür hinter ihr offenblieb. Von unerträglicher Neugier getrieben, schlich ich hinter ihnen her. Aus dem hinteren Gemach erklangen aufgebrachte Stimmen.

Meine Mutter und Nikal standen sich gegenüber und funkelten sich wütend an. Malima war nirgends zu sehen, Ellemir mußte sie nach nebenan geschickt haben. Die Auseinandersetzung wurde in einem gedämpften Ton geführt, wenn auch erstaunlich heftig. Mich überraschte die außerordentliche Kühnheit, die Nikal besitzen mußte, in einem derart groben Ton mit der Gemahlin seines Dienstherrn zu sprechen. Bemüht, den einen oder anderen Satzfetzen aufzuschnappen, spitzte ich die Ohren.

»Ist dir eigentlich klar, was du dem Kind da antust? Warum sagst du ihm nicht endlich die Wahrheit?« Dieser Satz war deutlich zu verstehen, weil Nikal ihn aus voller Brust mit

seiner trainierten Kommandostimme brüllte.

Ellemirs Erwiderung darauf ertönte auch nicht viel leiser: »Würdest du freundlicherweise deine Stimme dämpfen? Es muß ja nicht die ganze Burg mithören!«

Nikal gehorchte zähneknirschend, und dann konnte ich nur noch einige Brocken von ihrem heftigen Streit auffangen.

» ... wird ständig von den Jungen gehänselt ...«, hörte ich Nikal sagen. Seine Stimme klang heiser vor unterdrücktem Grimm. Einige Minuten lang hörte ich nur ein aufgebrachtes Zischeln und Murmeln, bis Nikal erneut die Beherrschung verlor.

»Was wird erst sein, wenn er einmal erwachsen ist?« herrschte er meine Mutter an.

Ellemir fauchte wie eine gereizte Katze. »Elloran wird Herr auf Salvok sein, wie sein Vater!«

» ... jemals ein gewöhnliches Leben führen?« Nikals wieder gedämpfte Stimme verklang zu einem aufgebrachten Murmeln, ehe er wieder heftiger wurde: » ... *ahnt* doch nicht einmal, was mit ihm los ist ...«

Ellemirs Erwiderung war zu leise, als daß ich sie hätte verstehen können. Ich zitterte inzwischen am ganzen Leib vor Aufregung. Was für ein Geheimnis verbargen die beiden vor mir? Wußte denn außer mir jedermann in der Burg darüber Bescheid?

Nikals aufgebrachte Stimme riß mich aus meinen fiebrigen Überlegungen: » ... vertraust einem Zauberer? Gerade du?« Er fluchte unbeherrscht, und Ellemir schluchzte.

Die Stimmen drinnen verklangen und machten einer gespannten Stille Platz. Ich linste vorsichtig durch den Türspalt.

Der Anblick, der sich mir bot, durchfuhr mich wie ein scharfes Messer, und beinahe hätte ich mich durch einen Ausruf verraten: Meine Mutter und Nikal standen mitten im Zimmer, eng umschlungen, und küßten sich voller Leidenschaft. Mir wurde heiß und kalt, und ich hatte nur noch einen Gedanken: nichts wie raus, weg von diesem Anblick!

In meiner Kammer warf ich mich heftig weinend auf mein Bett. Ich dachte, mein Herz müßte zerspringen, so sehr fühlte ich mich verraten und verlassen von jenen Menschen, die ich liebte und denen ich immer blind vertraut hatte.

2

Von diesem Tag an ging ich Nikal aus dem Weg. Ich konnte mir nicht vorstellen, ihm in die Augen zu sehen, ohne ihm meine Wut über seine Verlogenheit und seinen Verrat ins Gesicht zu schreien. Also mied ich lieber seine Gesellschaft, eine leichte Übung, da er ohnehin kaum noch dazu kam, mich zu unterrichten.

Ich vergrub mich in meine Studien bei Julian, der sich über meinen plötzlichen Eifer zu freuen schien, wenn er ihm auch sichtlich etwas unheimlich war. Ein oder zwei Male versuchte er behutsam, aus mir herauszuholen, was mich bedrückte. Als er aber merkte, wie sehr es mir widerstrebte, darüber zu sprechen, ließ er davon ab und beschränkte unsere Unterhaltungen auf allgemeinere Themen. Ich war ihm für seine Feinfühligkeit dankbar, obwohl ein mitleidiges Ohr mir sicher gutgetan hätte. Außerdem war Julian jetzt seltener auf Burg Salvok – und irgendwo im Land unterwegs. Er sprach nicht über seine Reisen, aber er erlaubte mir, auch während seiner Abwesenheit sein Turmzimmer und seine Bücher zu benutzen.

Wenn ich nicht in Julians Turm hockte, war ich bei Jemaina. Die kleine, stämmige Heilerin war mir eine echte Freundin geworden. Sie schien völlig alterslos, aber ich wußte, daß sie nicht mehr jung sein konnte, sie lebte schon jahrelang auf Salvok. Dieser Umstand hatte aber wenig Einfluß auf ihren weichen olyssischen Akzent gehabt.

Jemaina nahm es wortlos hin, daß ich ihr in ihrem Kräutergarten zur Hand ging oder zusah, wenn sie ihre Arzneien bereitete. Ihre lackschwarzen Augen blickten mich zwar hin und wieder fragend an, aber sie beließ es bei diesen Blicken. Sie sprach überhaupt nicht viel. Auch ihr dunkelhäutiges, von dicken schwarzen Zöpfen gerahmtes Gesicht zeigte für gewöhnlich wenig Regung.

Ihre Gehilfin war von gänzlich anderem Wesen. Nicht äußerlich, da glichen sich beide wie Mutter und Tochter. Jenka war etwa so alt wie ich und genauso klein wie Jemaina, aber wo diese stämmig war, war Jenka zäh, dünn und unansehnlich. Sie hatte ein schmales, finsteres Gesicht und ein äußerst reizbares und streitsüchtiges Gemüt. Wir haßten uns inbrünstig – von der ersten Sekunde an.

Ich liebte es, in Jemainas buntem Garten zu hocken, den würzigen Duft der üppig wuchernden Kräuter einzuatmen und beim Unkrautjäten vor mich hinzuträumen. Der Beruf des Heilers schien mir jetzt manchmal ebenso erstrebenswert wie mein alter Wunsch, ein Ritter zu werden. Bei dieser Laufbahn standen mir wenigstens nicht meine eigenen Schwertkünste im Weg.

Jenka dagegen schien die Ausbildung bei Jemaina zu verabscheuen. Sie drückte sich vor ihren Aufgaben, wo sie nur konnte. Oft fand ich sie statt dessen an die Umzäunung des Waffenhofes gelehnt, wo sie mit sehnsüchtigen Blicken die Übungen der Jungen

beobachtete. Das kam mir spaßig vor, weshalb sollte sich ein Mädchen für Waffenübungen interessieren?

Ich zog sie einmal damit auf und werde nie vergessen, mit welcher Wut sie sich auf mich stürzte. Sie trat und biß und schlug mit einer so unglaublichen Wildheit auf mich ein, daß ich mich ihrer kaum zu erwehren vermochte. Außerdem – ich konnte doch unmöglich ein Mädchen schlagen!

Ausgerechnet Nikal rettete mich aus meiner Bedrängnis. Er packte Jenka mit geübtem Griff im Nacken und zog sie von mir fort. Sie fauchte und trat nach ihm, ihr mageres dunkles Gesicht schien wutverzerrt, aber er schüttelte sie nur ein wenig wie einen ungezogenen jungen Hund, da wurde sie friedlich. Mit zusammengezogenen Brauen sah er sie und mich an.

»Was sollte das denn darstellen?« Er funkelte mich an. »Wie kannst du dich mit einem Mädchen prügeln, schämst du dich denn nicht?«

Jenka spuckte verächtlich aus, als sie das hörte, wagte aber nicht, etwas zu sagen. Ich befühlte vorsichtig mein langsam zuschwellendes Auge und leckte das Blut von meiner aufgeplatzten Lippe. Alles in allem sah meine Gegnerin insgesamt sehr viel weniger ramponiert aus als ich.

Nikal verkniff sich ein Lachen und bemühte sich weiter um eine böse Miene. »Wer von euch hat damit angefangen? Na, wird's bald?«

»Ich war schuld«, murmelte ich ritterlich. Im Grunde entsprach das ja sogar der Wahrheit, immerhin hatte ich Jenka gefoppt und hätte wissen müssen, wie sie darauf reagieren würde. Nikal ließ Jenka los und beugte sich zu mir hinunter.

»Du weißt, daß ich dich dafür bestrafen muß.« Ich nickte ergeben. Prügeleien auf dem Burggelände wurden gewöhnlich hart bestraft, unter Umständen sogar mit der Peitsche.

»Also ab mit euch. Elloran, du gehst zu Jemaina und läßt dich verarzten. Danach meldest du dich sofort bei mir in der Wachstube.« Ich nickte wieder. Das war genau die Begegnung, die ich unter allen Umständen hatte vermeiden wollen, aber ich konnte mich diesem Befehl schlecht widersetzen. Stumm trabte ich neben Jenka her zu Jemainas überwucherter Kate inmitten des Kräutergartens. Jenka hatte noch kein Wort gesagt. Ihr Gesicht war so finster und wütend wie eh und je. Vor der Tür der Kate hielt sie mich mit ihrer mageren, schmutzigen Hand am Arm fest. Ich fuhr herum, darauf gefaßt, mich wieder gegen sie zur Wehr setzen zu müssen, aber sie hob nur abwehrend beide Hände.

»Danke«, sagte sie mürrisch.

»Wofür?« fragte ich genauso kurzangebunden.

»Daß du mich nicht verpetzt hast.« Sie rümpfte verächtlich die Nase. »Der Kommandant mag es nicht, wenn ich mich am Waffenhof rumtreibe. Er hat mich schon ein paar Mal dort weggejagt.«

Ich war überrascht. So eine lange Rede hatte ich von ihr noch nie zu hören bekommen.

»Ist schon gut«, sagte ich großzügig.

»Du wirst jetzt sicher bestraft.«

»Ich werde es überleben. Ist nicht das erste Mal.«

»Jedenfalls, danke. Wenn ich mal was für dich tun kann ...« Wir schüttelten uns feierlich die Hände. Irgendwie war sie ja doch ganz in Ordnung – für ein Mädchen.

Die Heilerin entließ mich, nachdem sie mir kopfschüttelnd eine übelriechende grüne Paste ins Gesicht geschmiert hatte. Ich trödelte noch ein wenig zwischen den Beeten herum und zupfte halbherzig hier und da ein paar Grashalme aus. Schließlich sah ich dem Unausweichlichen ins Auge: Ich konnte die Unterredung mit Nikal nicht weiter hinauszögern. So oder so: Ich mußte mich dem unangenehmen Gespräch endlich stellen.

Nikal wartete schon auf mich. Eine Weile blickte er mich nur schweigend an. Sein Ausdruck war schwer zu deuten, bekümmert und gleichzeitig fragend oder bittend – es fiel mir schwer, meine steinerne Miene zu bewahren. Aber sein Verrat lastete noch zu sehr auf meinem Herzen. Ich konnte ihm nicht so einfach vergeben.

Er deutete auf einen Schemel. »Warum habt ihr euch eigentlich geprügelt, Jenka und du? War es was Ernstes?« fragte er nüchtern.

Ich war ihm dankbar für seinen nüchternen Tonfall und bemühte mich deshalb ebenfalls darum. Ich versicherte ihm, jede Unstimmigkeit zwischen Jenka und mir sei nunmehr völlig aus der Welt geschafft, und der Anlaß sei eher nichtig gewesen. Alles in bester Ordnung, und er möge jetzt bitte meine Strafe bestimmen und mich gehen lassen.

Nikals Gesicht wurde traurig. Er stand auf und ging ans Fenster. Dort stand er eine Zeitlang, die Hände auf dem Rücken, und starrte hinaus. Ich rutschte in Erwartung einer ordentlichen Standpauke unruhig auf dem Schemel hin und her.

»Was ist los?« fragte er, ohne sich umzudrehen. »Was habe ich dir getan?« Er wartete, und ich beobachtete das nervöse Spiel seiner Finger. Nach einer endlos erscheinenden Zeitspanne drehte er sich um und sah mich an. Er seufzte und hob mit einer hilflosen Geste beide Hände.

»Willst du mir noch nicht mal die Gelegenheit geben, mich bei dir zu entschuldigen, wenn ich dir weh getan habe? Elloran, bitte. Sag mir, was los ist.«

Ich kniff die Lippen zusammen. Nikal kniete vor mir, so daß sein Gesicht mit meinem auf einer Höhe war. Dann nahm er mich bei den Schultern und sah mir in die Augen. Ich spürte Tränen in meine Augen schießen und biß die Zähne so stark aufeinander, daß meine Kiefer schmerzten.

»Bitte, Elloran«, wiederholte er drängend. Ich schüttelte trotzig den Kopf, mehr, um die Tränen zu vertreiben, als um ihn abzuwehren, aber er verstand mich falsch. Seine Hände fielen von meinen Schultern, und er stand schwerfällig auf. Mit einem Mal sah er müde und alt aus. Ich hatte ihn immer wie einen älteren Bruder angesehen, aber nun begriff ich mit schmerzlicher Klarheit, daß Nikal sogar um einige Jahre älter sein mußte als

mein eigener Vater. Unwillkürlich griff ich nach seiner Hand. Ich sah die Hoffnung in seinen Augen und konnte ihn nicht mehr enttäuschen.

»Es – es tut mir leid«, murmelte ich. »Ich habe mich ziemlich kindisch verhalten, glaube ich.« Nikal nahm mich wortlos und erleichtert in den Arm. Ich barg mein Gesicht an seiner Schulter und kam mir sehr dumm vor. Vielleicht war die ganze Sache ja nur ein riesengroßes Mißverständnis, und ich hätte ihn oder meine Mutter nur fragen müssen, um eine einfache Erklärung für alles zu bekommen. Ich wußte, daß ich mich selbst belog, aber ich schluckte nur und erwiderte unbeholfen Nikals Umarmung.

»Möchtest du es mir sagen?« fragte er leise in mein Ohr. Ich schüttelte stumm den Kopf.

»Ist es denn jetzt wieder gut?« Ich nickte, genauso stumm. Ein tiefer Atemzug durchströmte seinen Leib. »Bei allem, was passiert ist und vielleicht noch passieren mag, vergiß bitte eines nie: Ich liebe dich und will dir auf keinen Fall weh tun. Bitte, Kleiner, glaub mir das!«

Die vertraute Anrede und sein drängender, liebevoller Tonfall machten mich lächeln. Für den Augenblick waren die Tränen vergessen. Er schob mich ein Stück fort und sah mich forschend an. »Freunde?«

»Freunde«, antwortete ich erleichtert und glücklich.

Er nickte, und sein zerfurchtes Gesicht glättete sich wieder. »Auf die Gefahr hin, daß ich unsere Freundschaft damit gleich wieder gefährde ...«, er unterbrach sich und setzte eine dienstliche Miene auf, » ... ich muß dir noch eine Strafe für die ungehörige Prügelei auf dem Hof aufbrummen. Du wirst Torkal helfen, den Waffenschuppen zu streichen.« Er grinste über mein wenig begeistertes Gesicht. »Melde dich sofort bei ihm. Ab jetzt!«

Ich war schon halb zur Tür hinaus, als er mich noch einmal anrief: »Kleiner?«

Ich drehte mich fragend um. Geblendet von der Helligkeit außerhalb der düsteren Wachstube konnte ich sein Gesicht nicht mehr deutlich erkennen, aber ich hörte das Lächeln in seiner Stimme: »Keine Schlägereien mehr mit irgendwelchen Mädchen, klar?«

»Klar!« gab ich inbrünstig zurück und machte mich auf den Weg, meine Strafe anzutreten. Um die Ecke der Wachstube biegend, stolperte ich über Jenka, die dort im Staub hockte und mit Steinchen nach den Tauben warf. Sie sah mich und sprang auf die Füße.

»War es schlimm? Hat er dich verprügelt?« Behende trabte sie auf ihren bloßen, schmutzigen Füßen neben mir her. Ich schüttelte ein wenig verlegen den Kopf. Es war mir nicht sehr angenehm, mit ihr zusammen gesehen zu werden, denn das wäre ein Anlaß mehr für die anderen Jungen, mich zu verspotten. Vor allem meinem Hauptquälgeist, dem dicken Bernak, wäre es sicher ein Fest, mich mit einem Mädchen im Hof zu erwischen.

Jenka blieb stur wie ein Esel an meiner Seite, ohne sich von meiner Maulfaulheit

abschrecken zu lassen. »Erzähl schon. Was hat er gesagt?«

Ich stöhnte und blieb stehen. Wenn ich sie loswerden wollte, würde ich wohl ihre Neugier befriedigen müssen. »Ich muß den Schuppen streichen.«

Sie überraschte mich damit, daß sie aufstrahlte, was ihr sonst so mürrisches Gesicht völlig verwandelte. Sie klatschte in die Hände, daß es nur so über den Hof schallte. »O bitte, laß uns Torkal sagen, daß der Kommandant uns beide dazu verdonnert hat, jo?«

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Sie knurrte ungeduldig und zerrte mich am Ellbogen weiter. »Komm schon, warum sollst du den ganzen Spaß alleine haben?« Ich lachte und ließ mich mitziehen. Torkal rümpfte zwar ein wenig die Nase, als er Jenka sah, stapfte aber wortlos hinüber zum Schuppen und drückte uns beiden Pinsel und einen Topf Farbe in die Hände.

Wir arbeiteten eine Weile schweigend. Ich bemerkte, daß Jenka mich immer wieder verstohlen von der Seite ansah.

»Darf ich dich was fragen?« hörte ich sie endlich sagen. »Du gehst nie mit den anderen Burgjungs ins Dorf runter, oder? Ich hab dich da jedenfalls noch nie gesehen.«

Ich zuckte die Achseln, und ein dicker Klecks Farbe fiel von meinem Pinsel auf meinen Kittel. Hartnäckig fuhr sie fort: »Die anderen kannte ich alle schon, bevor ich hier zu meiner Tante auf die Burg gekommen bin. Eine gräßliche Bande, alle miteinander.« Ich blickte sie an und mußte lachen. Irgendwie hatte Jenka es geschafft, ihre spitze Nase mit einem ordentlichen Streifen Weiß zu verzieren. Sie grinste und wischte sich übers Gesicht, was die ganze Bescherung nur noch schlimmer machte.

»Du scheinst ja soweit ganz in Ordnung zu sein«, meinte sie. »Trotzdem, warum ziehst du nie mit den Burschen herum? Ist es, weil du ...«

Sie verstummte und malte verbissen an einer Ecke des Schuppens herum, die ich gerade erst geweißt hatte. Sie merkte, daß ich die Arbeit unterbrochen hatte und sie ansah. Mit so viel Nachdruck, daß es spritzte, beförderte sie ihren Pinsel in den Farbtopf und wischte die Hände an ihrem geflickten Rock ab.

»Was wolltest du mich fragen?« hakte ich nach.

Sie zog die Nase hoch und sah wieder finster drein. »Näh, ist schon gut.«

Ich ließ nicht locker, obwohl ich zu wissen glaubte, welche Frage sie vorhin so schnell verschluckt hatte.

»Also gut«, gab sie schließlich nach, »aber du mußt mir versprechen, daß du nicht sauer wirst. Es wird erzählt, daß du JuCan bist.« Ich sah sie fragend an. Dieses Wort hatte ich noch nie gehört. »JuCan. Frau-Mann in der Sprache von Olyss.« Sie schielte vorsichtig zu mir herüber, unsicher, ob ich mein Versprechen noch hielte. Als ich mich nicht rührte, fuhr sie fort: »Meine Mutter sagt, daß JuCan Glück für ihren ganzen Clan bedeuten. In Olyss wird eine JuCan-Geburt vom Dorf eine Woche lang gefeiert.« Sie sah mich erwartungsvoll an.

Ich dachte nach. Wie sollte ich ihre Frage beantworten? Nikal hatte mir gesagt, ich sei kein T'svera. Meine Mutter weigerte sich, die Frage überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Nikal hatte mich angelogen. Meine Mutter belog mich auch. Die Jungen und die Soldaten der Burg hielten mich für einen T'svera. Ich selbst wußte nur, daß mir einige anscheinend äußerst wichtige körperliche Merkmale fehlten, die einen Jungen ausmachten.

»Ja«, sagte ich endlich laut. »Ja, ich bin ein T'svera!« Erleichterung durchströmte mich. Endlich hatte ich meine bedrückende Andersartigkeit benannt und konnte damit aufhören, mich auch noch selbst zu belügen. Ich war die Enttäuschung meines Vaters, der einen Sohn und Erben gewollt hatte, ich würde niemals zu den Männern gehören, ich mußte meinen eigenen Weg durch das Leben finden: Doch es gab andere Orte auf dieser Welt, Orte, wo Menschen wie ich anerkannt und vielleicht sogar geachtet wurden. Selbst hier auf Burg Salvok gab es Menschen, die mich liebten, so wie ich war. Ich mußte vor Freude und Erleichterung lachen. Mir war, als hätte sich ein tonnenschweres Gewicht von meiner Brust gelöst, ich hätte die ganze Welt umarmen können. Statt dessen umarmte ich Jenka, die mich mit offenem Mund beobachtete. Aber schließlich konnte sie nicht anders, als mit mir mitzulachen, auch wenn sie nicht recht wußte, worüber eigentlich.

»Sag mal«, fragte sie nach einer Weile stummen Pinselns, »meinst du, ich könnte bei eurem Waffentraining mitmachen?«

Ich verschluckte mich und mußte eine Weile husten, um meine Kehle freizubekommen. Jenkas spitzes Gesicht bezog sich mit unheilverkündenden Wolken. Ich beeilte mich, ihr zu versichern, daß ich nicht über sie gelacht hatte.

»Aber, hör mal«, sagte ich vorsichtig, »glaubst du, das ist das Richtige für ein Mädchen?«

Wortlose Laute höchster Empörung ausstoßend, fuchtelte sie aufgebracht mit ihrem Pinsel vor meiner Nase herum. Ich brachte vorsichtshalber den Farbtopf in Sicherheit.

»Das ist doch wieder mal typisch! Und ich dachte, du hättest mehr Grips als die anderen Strohköpfe hier!« Sie zielte mit dem Pinsel auf mich und funkelte mich an. Ich traute mich nicht zu lachen, sie hätte mir sicher sofort das Gesicht getüncht.

»Wo bitte steht geschrieben, daß Frauen nicht kämpfen können? Darf ich dich an Calliandra von L'xhan erinnern, die mit ihren Kriegerinnen die Heere von S'aavara besiegte? Und ...« Sie mußte Luft holen, und ich nutzte die günstige Gelegenheit, um einzulenken.

»Ist ja gut, Jenka. Ich gebe zu, ich habe gesprochen, ohne nachzudenken. Aber ich glaube ehrlich gesagt nicht, daß Torkal einwilligen wird, ein Mädchen zu unterrichten.« Jenkas Gesicht verfinsterte sich schon wieder bedrohlich. Hastig fuhr ich fort: »Mir kommt eine viel bessere Idee: Ich bin zwar keine Leuchte im Schwertkampf, aber um dir

die Grundlagen beizubringen, müßte es eigentlich reichen. Was hältst du davon?«

Jenkas Antwort bestand darin, daß sie mir um den Hals fiel und mich abküßte. Ich war gleichzeitig verlegen und geschmeichelt. Ihr schmaler, sehniger Körper drängte sich fest und warm an mich, und mich durchzuckte ein fremdes, erregendes Hitzegefühl. Fast war ich enttäuscht, als sie sich wieder von mir löste und mich aus blitzenden schwarzen Augen anstrahlte. Ihre kurzen schwarzen Locken tanzten förmlich um ihren Kopf. Ich verstand nicht, wie ich sie jemals für unansehnlich hatte halten können.

»Wann fangen wir an?« fragte sie atemlos.

»Meinetwegen, sobald wir hiermit fertig sind.« Ich hatte kaum ausgeredet, da hielt sie schon ihren Pinsel in der Hand und fiel mit Feuereifer über den Schuppen her. Ich stöhnte. Was hatte ich mir da bloß eingebrockt!

In der folgenden Zeit ergötzte ich mich an der neuen und aufregenden Erfahrung, die die Gesellschaft einer gleichaltrigen Gefährtin für mich darstellte. Bisher hatte ich in dem festen Glauben gelebt, daß ich mir aus dem Umgang mit Altersgenossen nichts machte. Ich hatte schließlich Freunde wie Nikal, Jemaina und Julian. Jetzt stellte ich mit einem Male fest, wie sehr ich das Zusammensein mit Jenka genoß. Wir stromerten durch Dorf Salvok und ließen uns von ihrer Mutter Leckereien zustecken, dann ritten wir auf struppigen Olysser-Ponies hinaus in die Felder und schmausten dort im Schatten einer hochragenden Kolverbuche. An Tagen, an denen es selbst für solche Unternehmungen zu heiß war, hockten wir uns in das Geäst der alten Weide, die sich tief über das Flußufer beugte, ließen unsere Füße in das kühle Wasser baumeln und lasen uns gegenseitig aus einem von Julians Büchern vor. Zu meinem Erstaunen konnte Jenka ebensogut lesen und schreiben wie ich, was bei einem einfachen Dorfmädchen durchaus keine Selbstverständlichkeit war.

Natürlich hielt ich mein Versprechen, mit Jenka den Schwertkampf zu üben. Wir trainierten heimlich, und Jenka hatte schon bald alles gelernt, was ich konnte, mit dem Unterschied, daß sie ihr Schwert sehr viel besser beherrschte als ich. Es dauerte nicht lange, und sie besiegte mich bei so gut wie jedem unserer Übungskämpfe.

In vielem waren Jenka und ich uns ähnlich: So, wie ich nie mitgemacht hatte, wenn die Burgjungen ins Dorf hinunterzogen, um eine weitere Schlacht in dem generationenalten Krieg zwischen Dorf- und Burgknaben zu schlagen, so hatte auch Jenka den Umgang mit den anderen Mädchen von Salvok gemieden. Sie sagte, sie seien ihr zu dumm und zu kindisch, aber ich hörte den Hauch von Sehnsucht in ihrer Stimme. Jenka war ›anders‹, so wie ich. Wo mein Stand als Sohn des Burgherrn und meine körperliche Andersartigkeit mich von den anderen trennte, taten dies bei Jenka ihre fremde Herkunft und ihre Hautfarbe. Die Leute aus Olyss waren in unserer Gegend nicht allzu angesehen: ›hergelaufenes Lumpenpack‹ war noch eine der harmloseren Bezeichnungen.

Mehr aber trug Jenkas hitziges Temperament und ihre Weigerung, sich wie ein Mädchen zu benehmen, dazu bei, daß die anderen Kinder sie mieden.

Bald bekam ich am eigenen Leib zu spüren, was es bedeutete, sich mit einem Mädchen herumzutreiben. Ich kam hungrig und müde von einem unserer Ausflüge zurück in die Burg. Vor den Stallungen lungerte der dicke Bernak mit seinem Gefolge herum. Sein feistes Gesicht glänzte vor hämischer Freude, als er mir in den Weg trat. Die anderen kreisten mich ein und knufften sich in Erwartung eines spannenden Schauspiels in die Seiten. Bernak baute sich vor mir auf und grinste sein boshaftestes Grinsen.

»Na, wen haben wir denn da?« Er sah beifallsheischend in die Runde, gespieltes Erstaunen im Gesicht. »Das ist doch wohl nicht etwa das hübsche Töchterchen unseres gnädigen Herrn?« Die Umstehenden johlten und klatschten. Bernak stieß mir seinen fetten Zeigefinger in den Bauch. »Wo hast du denn deine Freundin gelassen, das olyssische Lumpenmädchen? Die Kleine ist tausendmal mehr ein Junge, als du es jemals sein wirst, du Zimperliese!«

Die Bande grölte begeistert, und ich biß die Zähne zusammen. Ich hatte keine Chance gegen die streitlustige Horde und – obwohl es mir schwerfiel, das zuzugeben – ich hatte Angst. Bernak mochte ein dummer, aufgeblasener Kerl sein, aber er hatte seine Stellung als Anführer nicht zuletzt seinen schlagkräftigen Fäusten und der gefürchteten Wucht seiner Fußtritte zu verdanken. Ich war inzwischen zwar fast so groß wie er, aber bei weitem nicht so kräftig. Also schluckte ich seine Beleidigungen lieber hinunter. Für feige hielten die Burschen mich ohnehin, und ich verspürte nicht den Ehrgeiz, das zu ändern.

Bernak grunzte enttäuscht, da ich mich nicht reizen ließ und ging dazu über, mich zu umtänzeln und unter einem Strom von Schmähungen zu knuffen und zu schubsen. Seine Gefolgschaft begleitete das Schauspiel mit anfeuernden Zurufen, Lachen, Klatschen und einem Chor von höhnenden Gesängen.

»He, T'svera! Denkst du etwa, dein geliebter Hauptmann Nikal kommt und rettet dich?« höhnte Bernak feixend. »Der hat kein Interesse an kleinen Mädchen, der steht auf richtige Männer!«

Plötzlich sah ich die Welt wie durch einen roten Nebel. Mit einem wütenden Aufschrei stürzte ich mich auf meinen Peiniger. Bernak taumelte völlig überrumpelt zurück und fiel fast auf den Rücken. Schon hatte ich ihm die Nase blutig geschlagen und wollte gerade damit anfangen, ihm den häßlichen Kopf von seinem feisten Nacken zu schrauben, als die anderen sich aus ihrer Erstarrung lösten. Mit markerschütterndem Geschrei warfen sie sich auf mich und ließen einen Hagel von Schlägen auf mich niederprasseln.

Die Geschichte wäre sicher übel für mich ausgegangen, hätte nicht der kahle Kerim diesen Augenblick gewählt, um nachzusehen, was der Tumult vor seiner Schmiede zu bedeuten hatte. Er räumte mit seinen baumstammdicken Armen die Jungen ab, die auf

mir lagen, als wären sie nur ein Haufen schmutziger Wäsche, und verteilte dann einige gutgezielte Ohrfeigen und Fußtritte. Die Aussicht auf mehr davon vertrieb die Burschen so schnell, als hätte ein Sturmwind sie davongeblasen. Ich hörte noch den dicken Bernak laut und schrill Rache schwören, dann stand ich alleine da, den hünenhaften Schmied vor mir, der mich grimmig ansah.

So kam ich zum zweiten Mal in diesem Sommer zu einer Strafpredigt wegen Herumprügelns auf dem Burghof und zu einer weiteren Schicht grüner, übelriechender Salbe auf meinem lädierten Gesicht. Und alles nur wegen eines mageren, olyssischen Mädchens! Ich will zwar nicht behaupten, daß ich das alles mit Freuden für Jenka ertragen hätte, aber ihre Freundschaft ließ mich diese Widrigkeiten zumindest schnell wieder vergessen.

Nikal und ich bemühten uns indessen, unser altes, vertrautes Verhältnis wiederherzustellen. Ich versuchte, das Geschehene zu vergessen. Nikal war mein ältester Freund auf Burg Salvok, und wenn ich mir manchmal in einem sehnsüchtigen Augenblick ausmalte, wie ich mir meinen Vater wünschte, dann war es in meiner Vorstellung immer Nikal, der vor mir stand und mich so liebevoll anblickte, wie mein richtiger Vater es nie tat.

Wir trafen uns nicht mehr so häufig wie früher. Hin und wieder aßen wir zusammen in der Halle, oder Nikal holte mich von Julians Unterricht ab, um gemeinsam mit mir einen Ausritt zu unternehmen.

Nikal erschien mir neuerdings seltsam abwesend. Es war fast, als trüge er Sorgen mit sich herum, die er mit niemandem teilen konnte oder wollte. Immer öfter geschah es, daß er mich gereizt anfuhr, wenn ich mich beim Bogenschießen nicht ganz so geschickt anstellte, wie er es erwartete, oder eine seiner Anweisungen nicht schnell genug ausführte. Das war etwas, was ich von ihm nicht gewöhnt war, Nikal war immer ein geduldiger, freundlicher Lehrer gewesen. Irgend etwas schien ihn zu bedrücken und mir zu entfremden.

Ich wagte einmal, ihn darauf anzusprechen, aber er sah mich nur mit abweisender Miene an und gab vor, nicht zu verstehen, wovon ich sprach. Die Kälte in seinem Blick und seiner Stimme erschreckte mich so, daß ich nie wieder darauf zurückkam.

An einem Nachmittag gegen Ende des Sommers hatten Nikal und ich uns verabredet. Wir wollten zum Fluß, um zu angeln und mit dem Bogen zu schießen. Ich saß auf der Brunneneinfassung, blinzelte in das schon herbstlich verschleierte Sonnenlicht und wartete darauf, daß Nikal seinen Dienst beendete.

Endlich trat mein Freund aus der Wachstube. Er bewegte sich zögernd und schien wieder einmal tief in Gedanken versunken zu sein.

»Nik«, rief ich und winkte, als er vor der Tür stehenblieb und sich mit seltsam

verlorener Miene auf dem Hof umsah. »Hier bin ich, ich habe auf dich gewartet!« Ich sprang vom Brunnenrand und lief auf ihn zu. Er blieb wie angewurzelt stehen und sah mir entgegen. Seine hellen Augen waren eigenartig verschattet, und er blickte geradewegs durch mich hindurch.

Ich sah ihn jetzt aus der Nähe und erschrak. Sein Gesicht war schweißbedeckt und unter der gebräunten Haut seltsam fahl. Er hatte die Zähne krampfhaft zusammengebissen. In seinen Augen stand ein Ausdruck, den ich noch niemals zuvor an ihm gesehen hatte: panische Angst.

»Nik, was ist?« fragte ich und griff nach seiner Hand. Er entspannte widerwillig die geballte Faust und blinzelte. Sein fremder Blick richtete sich auf mich, und er runzelte die Stirn.

»Wo ...«, begann er heiser und räusperte sich. »Wo sind die anderen?« Ich sah ihn verständnislos an.

»Welche anderen, Nik? Wir wollten doch angeln gehen, unten am Fluß.«

Er sah sich wie ein gehetztes Tier um. Die Schweißperlen auf seiner Stirn schimmerten im Licht der Sonne. Er blinzelte den Schweiß fort, der ihm in die Augen lief, und umklammerte meine Schulter so hart, daß ich mich zusammenreißen mußte, um nicht aufzuschreien. »Was tue ich hier?« fragte er schroff. Sein angespanntes Gesicht zeigte eine Mischung aus Verwirrung und Zorn. Wieder sah er sich um, hastig, angstvoll, als witterte er einen Verfolger. »Antworte!« Er schüttelte mich grob. »Wo sind meine Leute?«

Ich stöhnte unter dem brutalen Griff seiner kräftigen Hände. »Bitte, Nik«, flehte ich, ängstlich geworden wegen seines eigentümlichen Betragens. »Bitte, laß mich los. Ich weiß nicht, wen du suchst. Deine Männer sind auf der Wache oder in ihren Quartieren. Nik, du tust mir weh!« Ich schrie fast, denn er schien meine Schulter zermalmen zu wollen.

Seine Finger lockerten sich, und ich stöhnte dankbar und rieb mir die schmerzende Stelle. Nikals Augen bohrten sich in meine, kalt, fremd und fern wie die Sterne. »Und wer bist du?« fragte er heiser.

Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, ihn zur Kate der Heilerin zu bringen. Ich redete auf ihn ein, als ginge es um sein Leben und lotste ihn dabei über den Hof. Er ging mit tastenden, unsicheren Schritten, und ich mußte mehrmals nach seinem Arm greifen, um den Taumelnden vor einem Sturz zu bewahren. Die wenigen Worte, die er noch von sich gab, waren beinahe unverständlich geworden, er lallte wie ein Betrunkener. Sein Blick wirkte gleichzeitig gehetzt und trübe. Ich befürchtete ernstlich, daß er jeden Augenblick bewußtlos zusammenbrechen würde.

Jemaina sah uns durch ihren Garten stolpern. Ich stützte den schwankenden, schweren

Mann mit meiner ganzen Kraft, die kaum ausreichte, ihn zu halten. Jemaina sprang auf und griff mit sicherem, geübtem Griff zu, um mich zu entlasten. So klein sie auch war, sie schien mir kräftig wie ein Mann.

Wir brachten den nahezu besinnungslosen Nikal in ihre Kate und legten ihn vorsichtig auf das Bett. Während ich berichtete, was geschehen war, untersuchte Jemaina Nikal vorsichtig. Unter seinen halbgeschlossenen Lidern war nur noch das Weiße zu sehen. Sein Atem ging schwer und röchelnd, und seine schlaffe Hand, nach der ich trostsuchend gegriffen hatte, lag kalt und etwas feucht unter meinen bebenden Fingern.

»Was hat er?« fragte ich ängstlich, aber Jemaina schüttelte nur abwehrend den Kopf. Ihre dunklen Finger hoben vorsichtig eines von Nikals Lidern an.

»Schmerz«, sagte er plötzlich mit dumpfer, schleppender Stimme. Er hatte sich nicht bewegt, und ich fuhr erschreckt zusammen. Jemaina legte ihre Hand vorsichtig auf seine Stirn und fragte: »Wo hast du Schmerzen, Kommandant?«

Er blinzelte schwach, und seine Brust hob sich mit einem langen, mühsamen Atemzug. »Kopf«, lallte er und tastete unsicher über sein Gesicht. Seine Finger fuhren über Stirn und Schläfe, dann fiel seine Hand kraftlos auf seine Brust herab. Seine Augen verdrehten sich, und er wurde bewußtlos.

Jenka trat mit einem fröhlichen Gruß ein. Ihre Tante blickte auf. »Geht bitte beide hinaus«, sagte sie scharf. »Ich kann euch jetzt nicht brauchen.«

Jenka nahm schweigend meine Hand und zog mich aus dem Haus. Draußen legte sie ihren Arm um meine Schulter und drückte mich kurz und ungeschickt an sich.

»Was ist passiert?« fragte sie leise. »Hatte er einen Unfall?« Ich schluckte mühsam und schüttelte den Kopf. Ihre Nähe und ihr Mitgefühl gaben mir Trost, aber mit meinem Herzen war ich bei Nikal.

Wir gingen schweigend durch den Kräutergarten. Ich lauschte in der Hoffnung zur Kate hinüber, daß Jemaina nach mir riefe. Jenka griff fest nach meinem Arm und zog mich auf die kleine Bank unter dem Holunderbusch.

»He«, sagte sie beinahe grob. »Tante Jemaina kümmert sich um ihn. Jetzt sag schon, was geschehen ist.« Ich erzählte ihr stockend von Nikals seltsamem Verhalten. Sie starrte mich mit riesengroß aufgerissenen Augen an.

»Jo«, sagte sie schließlich erschüttert. »Das klingt gespenstisch. Vielleicht hat er sich den Kopf angeschlagen, bei einer Übung oder so.« Ich nickte unglücklich. Wahrscheinlich war es das, aber warum beruhigte mich die Erklärung nicht?

Spät in der Abenddämmerung kam Jemaina endlich heraus und winkte uns zu sich. Sie sah müde und unzufrieden aus. »Geh nach Hause«, sagte sie dennoch sehr sanft. »Er schläft jetzt, und ich glaube, es wird ihm morgen schon besser gehen. Mach dir keine Sorgen, Elloran.«

Ich biß mir auf die Lippe. Ihr Gesicht sagte etwas anderes. »Was ist mit ihm, Jemaina?«

beharrte ich. »Hat er sich am Kopf verletzt?«

Sie zögerte. »Nein, ich glaube nicht«, sagte sie schließlich widerstrebend. »Ich kann nichts finden. Aber er ist jetzt ruhig, und ich habe ihm etwas gegen die Schmerzen gegeben. Bitte, Elloran. Geh nach Hause, du kannst jetzt nichts für ihn tun.« Ich nickte traurig und wandte mich zum Gehen. Jenka tuschelte kurz mit ihrer Tante und lief dann hinter mir her.

»Ich komme mit dir«, sagte sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Ich mußte trotz meines schweren Herzens lachen.

»Wohin willst du mitkommen?« neckte ich sie. »In mein Zimmer etwa? Liebste Freundin, du hast wohl vergessen, daß ich ein T'svera bin. Mach dir also keine falschen Hoffnungen.«

Sie schoß mir einen aufgebrachten Blick aus ihren schwarzen Augen zu, der mich beinahe zu Asche verbrannt hätte. Dann grinste sie und stieß mir ihren spitzen Ellbogen in die Seite.

»Blödmann«, sagte sie freundschaftlich. »Du verdienst mich gar nicht, weißt du das?«

Ich hätte es niemals zugegeben, aber es tat mir wirklich gut, daß Jenka in dieser Nacht bei mir blieb. Wir schlichen uns wie Diebe in meine Kammer – nicht auszudenken, was Mutter oder meine alte Amme gesagt hätten, hätten sie das Mädchen bei mir entdeckt! – und kuschelten uns in mein schmales Bett. Wir flüsterten miteinander, bis Jenka mitten im Satz einschlief. Ich lag noch lange wach und betrachtete im hellen Licht des Mondes ihr dunkles, im Schlaf rührend wehrlos und zart aussehendes Gesicht. Da war nichts mehr von der Härte und der stets zu einem Kampf bereiten Abwehr zu sehen, die sie im wachen Zustand immer zeigte. Ich streichelte sacht über ihre dunkle Wange und ließ endlich auch meine Augen zufallen.

Jemaina behielt recht: Nikal war schon am nächsten Tag wieder auf den Beinen und erinnerte sich an nichts mehr. Er konnte uns nicht sagen, was seinen Anfall ausgelöst hatte, und es schien ihn auch nicht sonderlich zu kümmern. Es kam mir vor, als wäre es ihm lästig und unangenehm, überhaupt darüber zu sprechen. Ich ertappte mich dabei, daß ich in seinem Gesicht und seinem Verhalten nach Anzeichen eines neuen Anfalls suchte. Ich fühlte mich oft unbehaglich in seiner Gegenwart und konnte mir nicht erklären, weshalb. Manchmal war es mir sogar, als ginge ein vollkommen Fremder an meiner Seite, der nur zufällig so aussah wie mein alter Freund Nikal.

3

Als der Herbst das Laub der Albiabäume im Goldenen Hain silberweiß zu färben begann, saß ich an einem meiner Lieblingsplätze, auf dem sonnenbeschienenen Altan, einen meiner geliebten Schmöker auf dem Schoß und dachte über meine Familie nach. Mein Vater schien sich meiner Existenz nur in seltenen Ausnahmefällen zu erinnern, und ich hegte weder liebevolle noch irgendwelche anderen Gefühle für den Burgherrn, nicht einmal Groll deswegen, weil er mich so vollständig ignorierte. Die Eltern meines Vaters waren schon seit langer Zeit tot, aber er hatte einen wesentlich älteren Bruder, der uns hin und wieder besuchte.

Über die Familie meiner Mutter wußte ich so gut wie nichts. Ellemir sprach fast nie von der Herrin von Kerel Nor, meiner Großmutter, und auch Malima erwähnte sie nur selten, dann aber immer in ehrfürchtigem Tonfall.

Ich stellte sie mir sehr würdevoll und erhaben vor, und malte mir aus, wie sie edel und zerbrechlich mit weißem Haar und überaus prächtig gekleidet in einem prunkvollen Schloß residierte, umgeben von glanzvollem Gefolge, edlen Rittern und Hoffräulein. Sie war die *Hand* der Krone, was bedeutete, daß sie eines der höchsten Ämter des Reiches innehatte. Wahrscheinlich frühstückte meine Großmutter jeden Morgen mit unserer jungen Regentin, die gewiß bildschön war. Von meinem Großvater war nie die Rede. Wahrscheinlich war er tot, gefallen in einem heldenhaften Kampf um die Befreiung einer edlen Dame.

Ich malte mir diesen Kampf in den schönsten Farben aus und schwang soeben ein mächtiges, blitzendes Schwert gegen einen Feuer und Rauch speienden Drachen, als eine kleine Schar Berittener durch das Burgtor in den Hof trabte. Sie saßen ab und versammelten sich mit ihren Pferden um den Brunnen. Etwas an den fremden Soldaten machte mich stutzig. Ich kniff die Augen gegen die Sonne zusammen, und was ich erblickte, versetzte mich derart in Aufregung, daß ich aufsprang, ohne auf das zu Boden polternde Buch zu achten.

Ich rannte hinunter in den Hof und baute mich in sicherer Entfernung zu den Fremden auf, Maulaffen feilhaltend wie ein zurückgebliebenes Schaf. Die munter schwatzenden und sich am kühlen Brunnenwasser erquickenden Soldaten waren unzweifelhaft allesamt weiblichen Geschlechts. Nie zuvor hatte ich Frauen in Männerkleidern zu Gesicht bekommen. Mein Gesicht bei ihrem Anblick muß starke Ähnlichkeit mit dem von Dorias, dem Dorfschwachsinnigen, aufgewiesen haben, wenn er versuchte, seine Finger zu zählen.

Hinter mir trat meine Mutter aus der Tür. Sie hatte ihr Haar offensichtlich in aller Eile gekämmt und hochgesteckt und einen Mantel umgeworfen, der Malima zu gehören

schien. Ich sah meine so auf ihr Äußeres bedachte, schöne Mutter zum ersten Mal nachlässig gekleidet und frisiert, sie wirkte aufgelöst und alles andere als glücklich über den unangemeldeten Besuch.

Meine Aufmerksamkeit wandte sich wieder den exotischen Fremden zu. Ihre Kommandantin, eine ungewöhnlich großgewachsene, knochige Frau mit kräftigen Armen und Schultern, war wie die anderen in ein einfaches Lederkoller gekleidet. Das derbe Reitleder an ihren Beinen und die festen, hohen Stiefel zeigten deutliche Spuren einer langen, staubigen Reise. Sie lachte über die Bemerkung einer ihrer Frauen, und ich hörte ihre laute Stimme über den Hof schallen: »Ich kümmere mich eben mal um unsere Unterbringung.«

Ellemir seufzte leise und umklammerte meinen Arm, als die Frau mit weit ausgreifenden Schritten auf uns zusteuerte. Mit ihrem starken, sommersprossigen Gesicht, über dem sich ein Schopf roter, graudurchschossener Locken kringelte, machte sie einen überaus achtunggebietenden Eindruck.

»Seid gegrüßt«, rief sie uns zu. »Sagt, wo können meine Frauen ihr Quartier aufschlagen?«

»Unser Kommandant wird sich um sie kümmern«, erwiderte Ellemir zurückhaltend. »Da kommt er schon.« Tatsächlich trat Nikal gerade aus der Wachstube und näherte sich den Soldatinnen. Ich sah mit Erstaunen, wie er sie herzlich begrüßte und wie ein alter Bekannter von ihnen empfangen wurde.

»Sie werden im Burgfried untergebracht, wenn dir das recht ist«, sagte Ellemir. Dann lächelte sie gezwungen und setzte gespielt munter hinzu: »Hallo, Mutter.«

»Na, das nenne ich mal eine herzliche Begrüßung!« knurrte die Frau – meine Großmutter – und musterte mich gründlich von oben bis unten. »Du mußt mein Enkel Elloran sein.« Ohne mich aus den Augen zu lassen, wandte sie sich zu Ellemir: »Na, wenigstens hast du dafür gesorgt, daß er deinem hohlköpfigen Ehemann nicht ähnlich sieht!«

»Mutter!« Ellemir schnappte empört nach Luft, und ich kämpfte darum, nicht zu lachen. Meine Großmutter entließ mich nicht aus ihrem Blick, aber jetzt lockerte sich ihre strenge Miene zu einem breiten, warmen Lächeln. Sie reichte mir die Hand, und ich ergriff sie, um herzhaft ihren festen Druck zu erwidern. Die Herrin von Kerel Nor war ganz und gar nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte, aber ich war nicht im mindesten enttäuscht.

Großmutter Veelora legte einen Arm um meine Schulter, als wir gemeinsam zum Palas hinübergingen. Ich konnte eine Nase voll von ihrem unverwechselbaren Duft erschnuppern: eine Mischung aus Leder, Pferden, Schweiß und exotischen Gewürzen. Sie roch noch nicht einmal wie eine Frau! Es war unglaublich, daß ein solches Wesen eine Tochter wie Ellemir besaß. Ich konnte mir beim allerbesten Willen nicht vorstellen, wie

diese beiden Frauen miteinander auskommen würden.

Die alte Malima flatterte inzwischen aufgeregt durch den Palas, um für eine angemessene Unterbringung der *domna* Veelora zu sorgen und machte mit ihren hektischen Anweisungen die gesamte Dienerschaft verrückt. Ich saß mit Großmutter, die die ganze Aufregung gelassen übersah, mitten im Gewühl der Kammerjungfern und Dienstmädchen und ließ mich von ihr ausfragen. Bald hatte ich ihr gegenüber jedes Gefühl von Fremdheit verloren und schwatzte mit ihr wie mit einer alten Freundin. Sie lachte nur, als ich ihr meine schändliche Unfähigkeit im Umgang mit dem Schwert beichtete.

»Das scheinst du von deiner Mutter geerbt zu haben. Ellemir ist in dieser Beziehung auch völlig aus der Art geschlagen. Wahrscheinlich zeigst du mehr Geschick mit allem, was sich werfen oder schießen läßt, richtig?«

Ich staunte. Abgesehen davon, daß es stimmte, war ich völlig überrumpelt von der Vorstellung, meine Mutter könnte irgendwann einmal eine Waffe in ihrer zarten Hand geführt haben. Veelora sah meine Verwirrung und stöhnte.

»In was für einer Umgebung muß mein Enkelkind aufwachsen! Hier sind Frauen nur für Haushalt und Kinderaufzucht gut, oder? Natürlich hat deine Mutter gelernt zu kämpfen! Sie ist schließlich eine Tochter von Kerel Nor!« Sie lachte über mein überraschtes Gesicht und fuhr mir durch die Haare. »Es wird wirklich Zeit, daß du hier mal rauskommst. Wie alt bist du eigentlich?«

»Vierzehn, Großmutter.«

»Möchtest du mich für eine Weile besuchen, Elloran? Du bist mir willkommen, und ich denke, deine Tante und deine Kusinen würden sich auch freuen, dich endlich kennenzulernen.«

Ich schnappte entzückt nach Luft. Fort von Salvok, und dann gleich so weit weg, bis nach L'xhan! Sicher würde ich auch die Kronenburg zu sehen bekommen, die Hauptstadt des Reiches. Doch Ellemir machte mir einen Strich durch diese Rechnung. Sie befand mich für zu jung, um eine solche Reise zu unternehmen und beschuldigte ihre Mutter, mir Flausen in den Kopf zu setzen.

Nikal unterbrach die Auseinandersetzung. Er überbrachte meiner Großmutter die Meldung, daß ihre Frauen untergebracht seien. Die beiden begrüßten sich ungemein herzlich.

»Was macht dein Freund, dieser nette junge Soldat aus Norrbrigge? Wie hieß er noch ...?« fragte Großmutter.

Nikal räusperte sich unbehaglich. »Sanders war sein Name, *domna* Veelora. Er ist vor Jahren schon in unsere Heimat zurückgekehrt, es gefiel ihm hier im Süden nicht.«

Veelora beäugte ihn neugierig. Seine Verlegenheit entging ihr genausowenig wie mir. »Und, hast du jemand anderes?«

»Nicht ganz«, antwortete er ausweichend.

Großmutter betrachtete die Schweißperlen auf seiner Stirn und hatte endlich Erbarmen mit ihm. Sie legte einlenkend eine Hand auf seinen Arm und lächelte ihn gewinnend an. »Entschuldige, Hauptmann. Ich vergesse immer wieder, wie seltsam die Raulikaner in dieser Hinsicht denken. Aber ich dachte, du als Norrländer ...«

Nikal grinste gequält, und Großmutter entließ ihn mit einer gnädigen Handbewegung. Dann klatschte sie mir munter auf den Rücken und stand auf. »Komm, mein Junge. Führe mich ein wenig herum. Ich bin seit der Hochzeit deiner Mutter nicht mehr auf Salvok gewesen.«

Ich fühlte so etwas wie Besitzerstolz, als ich mit ihr über das Burggelände ging. Veelora zeigte großes Interesse für die Stallungen und die prächtigen S'aavaranischen Jagdpferde, die unser Stallmeister im letzten Frühjahr auf dem großen Viehmarkt von Corynn erstanden hatte.

»Kümmert Morak sich immer noch ausschließlich für die Jagd?« fragte sie, während sie das Gebiß einer rotbraunen Stute untersuchte. Ich nickte etwas betreten. Großmutter schien nicht allzuviel von meinem Vater zu halten, und ich verspürte nicht den Drang, ihn zu verteidigen.

Veelora gab der Stute einen freundlichen Klaps und blickte mich forschend an. Um sie abzulenken, warf ich ihr die nächstbeste Frage hin, die mir durch den Kopf ging: »Wo ist eigentlich mein Großvater?«

Sie hob gleichgültig die Schultern. »Wahrscheinlich irgendwo auf dem Südozean. Er ist Kapitän eines Handelsschoners.«

»Ich weiß so wenig über dich und ihn und meine Familie. Mutter erzählt mir nie etwas von euch.«

»Ellemir ist inzwischen eine echte Raulikanerin geworden. Sie hielt noch nie etwas von der L'xhanschen Lebensweise. Rhian, deine Tante, ist ganz anders – dabei war ihr Vater ein Raulikaner.«

»Was, Mutter hat einen anderen Vater als ihre Schwester?« unterbrach ich sie verblüfft.

»Na, du scheinst ja wirklich nichts über deine Familie zu wissen.« Sie hockte sich auf die Brunneneinfassung und klopfte einladend mit der Hand auf den Platz an ihrer Seite. »Dann hör mal zu. Du weißt doch wenigstens, daß deine Mutter die jüngere der beiden Schwestern ist?« Ich nickte. »Rhian ist meine Erbin, und Ellemir hätte als ihre *Hand* bei ihr bleiben können. Aber sie hat es sich in den Kopf gesetzt, diesen Raulikaner zu heiraten und dann auch noch zu ihm zu ziehen.« Sie schüttelte in belustigter Mißbilligung den Kopf. »Ich hatte nicht allzuviel Verständnis dafür, das muß ich zugeben.«

Nach einer Weile spazierten wir schweigend und in Gedanken versunken weiter. Am Eckturm angelangt, erzählte ich ihr stolz von dem Magier, der dort lebte.

»Was für ein Magier?« fragte sie scharf.

»Er heißt Julian«, stotterte ich, beunruhigt durch das unerklärliche Aufwallen von Zorn in ihrer Miene. Sie umfaßte mein Handgelenk mit einem so harten Griff, daß ich glaubte, die Knochen knirschen zu hören.

»Julian!« fauchte sie. Dann spuckte sie einen Fluch aus, wie ich ihn noch nie aus dem Mund einer Frau vernommen hatte und ließ mich einfach stehen. Ich sah ihr mit offenem Mund hinterher, wie sie die Treppe zum Palas erstürmte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, als gälte es, eine Schlacht zu schlagen.

Ich schüttelte meine Betäubung ab und rannte ihr aufgeregt nach. Drinnen mußte ich nicht lange nach ihr suchen, denn ihre Stimme dröhnte mir aus der Kemenate meiner Mutter entgegen.

»Ausgerechnet Julian duldest du in Ellorans Nähe?«

Das alptraumhafte Gefühl, dieselbe Szene schon einmal erlebt zu haben, überfiel mich. Nur, daß es diesmal zwei Frauenstimmen waren, die sich hinter dieser Tür über mich stritten. Mit zitternden Knien und einem ordentlich schlechten Gewissen bezog ich meinen Lauschposten. Da niemand aus meiner Umgebung bereit war, mir freiwillig etwas zu verraten, mußte ich mir meine Neuigkeiten eben auf diese schmähliche Weise besorgen.

»Warum glauben eigentlich alle, sie könnten mir Vorschriften über die Erziehung meines Kindes machen?« Ellemirs Stimme klang schrill vor Empörung.

»Ich bin wahrhaftig nicht ›alle‹, ich bin verdammt noch mal deine Mutter! Ich habe dir eingeschärft, Elloran von allen Zauberern fernzuhalten, und du läßt zu, daß ausgerechnet er ...« Ich hörte Veelora mit erregten Schritten durch das Zimmer stapfen.

»Er ist hier aufgetaucht mit einem Schreiben der Obersten Maga in der Hand. Was hätte ich tun sollen? Außerdem ist nichts passiert. Julian gibt dem Jungen sogar Unterricht.«

Großmutter stöhnte entsetzt. »Was, wenn Julian dahinterkommt?«

»Oh, aber er weiß es doch längst«, erwiderte Ellemir selbstgefällig.

Eine ganze Weile herrschte unheilvolles Schweigen. Als Veelora wieder sprach, klang ihre Stimme sehr sanft und ruhig. »Wenn er es wirklich weiß, warum hat er dann nicht gehandelt?«

»Julian hat versprochen, daß er uns nicht verrät. Er will uns helfen.«

Großmutters Lachen klang bitter. »Ein Zauberer mit Familiensinn – die Göttin stehe mir bei! Das macht meine Bitte nur noch dringender: Ich möchte Elloran so bald wie möglich zu mir holen. Die Lage hier ist zu unsicher ... Was sagt übrigens Ellorans Vater? Macht er sich keine Sorgen?«

»Natürlich sorgt er sich, sogar mehr, als es für meinen Geschmack gut ist. Er gehört auch zu denen, die glauben, sich ständig in Ellorans Erziehung einmischen zu müssen.

Wahrscheinlich bildet er sich ein, ein Recht darauf zu haben, weil die beiden dauernd zusammenstecken.«

Ich traute meinen Ohren nicht. Was bezweckte sie nur mit dieser Lüge? Jäh wurde ich aus meinen Gedanken gerissen, als sich eine Hand schwer auf meine Schulter legte. Ich fuhr empor und blickte in das vor Zorn puterrot angelaufene Gesicht meines Vaters.

»Ich glaube es nicht!« brüllte er. »Mein mißratener Sohn hockt hinter Türen und lauscht!« Er schüttelte mich heftig. Ich wünschte, der Erdboden täte sich unter mir auf, oder ein Blitz käme vom Himmel, um mich zu erschlagen, aber nichts davon geschah. Statt dessen standen jetzt auch noch Ellemir und meine Großmutter im Zimmer und starrten mich an. Gleichzeitig erntete ich eine Maulschelle, daß meine Ohren klingelten. Morak holte ein zweites Mal aus, aber meine Mutter fiel ihm in den Arm.

»Laß ihn los«, bat sie. Morak gehorchte knurrend. Ich rieb mir die Wange und blickte auf meine Füße herab.

»Also?« fragte Ellemir scharf. Ich war mir der drei Augenpaare, die auf mich gerichtet waren, nur zu bewußt. »Mein Sohn, ich erwarte eine Erklärung für dein ungeheuerliches Betragen!« Ich schluckte trocken. Was konnte ich da schon erklären?

»Elloran, würdest du mich bitte ansehen?« Mutters Beherrschung lag wie ein dünnes Häutchen über einer vor dem Aufblühen stehenden Knospe aus Zorn. Moraks wütendes Brummen wurde lauter. Ich beendete die Inspektion meiner Fußspitzen.

»Ich – ich wollte nur endlich einmal wissen ...« Mein spärlicher Mut verließ mich vollends beim Anblick von Mutters Miene.

»Was wolltest du wissen?« fragte sie gefährlich leise. Ich sah hilfesuchend zu meiner Großmutter hinüber. Zu meiner Überraschung blickte sie mich alles andere als böse an, sie schien mir sogar aufmunternd zuzunicken.

»Was ihr mir ständig verschweigt!« platzte ich heraus. »Ihr lügt mich alle nur an und sagt mir nicht, was mit mir los ist. Aber ich habe doch ein Recht darauf ...«

Klatsch! hatte ich meine nächste Ohrfeige geerntet. Dieses Mal kam sie von meiner Mutter, die keine wesentlich zartere Handschrift führte als Morak.

»Du gehst jetzt sofort auf deine Kammer und bleibst dort. Ich will dich heute nicht mehr sehen!« Mutters Stimme bebte vor Zorn.

Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, da hörte ich drinnen meinen Vater losbrüllen, aber ich war nicht so tollkühn, den folgenden Streit ebenfalls zu belauschen. Meine Schande wog zu schwer.

So schmorte ich während des weiteren Aufenthalts meiner Großmutter auf Salvok im Stubenarrest. Ich saß herum, blätterte gelangweilt in meinen Ritterschmökern und schmiedete unsinnige Fluchtpläne. Bedeckt mit Ruhm und beladen mit Reichtümern würde ich erst als Erwachsener zurückkehren, und alle würden mir zujubeln und es schrecklich bereuen, mich so schändlich behandelt zu haben.

Eine Handvoll Kiesel, die vor meinem Bett auf den Boden prasselten, riß mich unsanft aus meinen Tagträumen. Ich blickte neugierig hinaus und entging um Haaresbreite einer zweiten Ladung kleiner Steine, die an mir vorbei ins Zimmer regnete. Auf dem Wehrgang, der vom Burgfried zum Palas führte, stand Jenka und hüpfte ungeduldig von einem Bein auf das andere.

»Was ist?« rief ich gedämpft.

»Kommst du raus? Ich muß mit dir reden.«

»Geht nicht, ich habe Arrest.«

»Pferdescheiße!« Sie kratzte sich am Kopf, dann musterte sie die Mauer zwischen dem Wehrgang und meinem Fenster. Sie spuckte in die Hände, bohrte ihre kräftigen Finger in die unregelmäßigen Fugen zwischen den Steinen und hangelte sich zu mir hinüber.

»Jen, bist du übergeschnappt?« Ich fiel vor Schreck fast aus dem Fenster.

»Halt den Mund, hilf mir lieber«, keuchte sie, eng an die Wand gepreßt, mit nichts unter sich als einer schönen Aussicht auf den Burghof. Ich suchte fieberhaft nach irgend etwas, mit dem ich ihr Halt geben konnte. Schließlich riß ich in meiner Panik das Laken von meinem Bett und schleuderte es ihr zu. Es landete auf ihrem Kopf, und sie fluchte herzhaft, weil sie nun zu allem Überfluß auch noch vollständig blind war. Vorsichtig zog ich das Laken wieder zurück und hängte mich weit hinaus, um ihr meine Hand zu reichen. Jenka klebte an der Wand, als hätte sie Saugnäpfe an Händen und Füßen und schob sich stetig immer weiter in meine Richtung. Endlich war sie nah genug, daß ich ihr Handgelenk packen und sie das letzte Stück zu mir herüberzerren konnte.

Keuchend und erhitzt, mit sich aufgeregt in alle Richtungen sträubenden Locken, hockte sie unter meinem Fenster auf dem Boden und saugte an ihren aufgeschürften Fingerknöcheln. Ich beschimpfte sie heftig für ihren Leichtsinn, aber sie lachte nur. »Was willst du, es hat doch geklappt.«

»Was gibt es denn nun für weltbewegende Dinge, die du mit mir bereden mußt, daß du deswegen riskierst, dir alle Knochen zu brechen?«

»Hast du die Soldatinnen gesehen?« Ich stöhnte. Natürlich, Großmutters Gefolge war Wasser auf den Mühlen ihrer Träume!

»Klar habe ich sie gesehen. Meine Großmutter befehligt sie.« Ich muß zugeben, daß eine kleine Portion Stolz bei diesen Worten mitschwang. Jenka sprang auf wie von einem Schwarm Ameisen gebissen und ruderte wild mit den Armen.

»Du mußt mich ihr vorstellen! Du mußt mich ihr unbedingt vorstellen!«

Ich preßte ihr eine Hand auf den Mund. »Schrei doch nicht so! Wenn dich einer hört ...« Jenka blubberte etwas und nickte heftig. Ich ließ sie los und horchte an der Tür. Auf dem Gang rührte sich nichts, Göttin sei Dank. Wir hockten uns nebeneinander auf mein Bett und flüsterten miteinander.

»Was willst du denn überhaupt von meiner Großmutter?«

»Ich will sie fragen, ob sie mich mitnimmt und ausbildet.« Ihre Augen blitzten kriegerisch und begeistert. Mir verschlug es die Sprache.

»Du willst hier weg?« stotterte ich schließlich.

Jenka griff aufgeregt nach meinem Arm. »Komm doch mit, Ell. Das wäre fein, meinst du nicht?« Ihre Begeisterung steckte mich an. Das wäre wirklich fein! Großmutter wäre bestimmt einverstanden, allerdings würde es ein hartes Stück Arbeit bedeuten, meinen Eltern die Zustimmung zu diesem Vorhaben abzuringen.

Es klopfte. Ich schnappte erschreckt nach Luft und schubste Jenka vom Bett. Sie plumpste auf den Boden und quiekte empört auf. »Versteck dich!« Ich hatte es kaum ausgesprochen, da schlängelte sie sich schon unter das niedrige Bettgestell. Meine Großmutter, die es wohl satt hatte, auf meine Einladung zu warten, öffnete die Tür und trat ein.

Verschwörerisch legte sie einen Finger auf den Mund und flüsterte: »Deine Mutter weiß nichts von meinem Besuch, also sei bitte leise.« Ich spürte ein unbändiges Kichern in mir aufsteigen. Heute schienen sich alle verschworen zu haben, mich heimlich in meiner Haft zu besuchen.

»Ich werde in Kürze abreisen und wollte vorher noch mit dir sprechen. Wahrscheinlich hebt Ellemir deinen Stubenarrest erst auf, wenn ich fort bin.« Sie kniff den Mund zusammen, als hätte sie unvermutet in etwas Saures gebissen. »Meine Einladung war ernst gemeint, Elloran. Ich würde dich gerne besser kennenlernen. Es wäre schön, wenn du eine Zeitlang bei mir leben könntest.«

»Ich glaube nicht, daß meine Eltern mich hier so bald weglassen«, entgegnete ich traurig. Veelora wiegte zustimmend den Kopf.

»Ich lasse mir etwas einfallen«, sagte sie zuversichtlich. »Über den Winter werde ich mich wahrscheinlich in Kerel Nor aufhalten, es ist keine gute Zeit zum Reisen. Im Frühling breche ich zur Kronenburg auf und bleibe dort bestimmt bis zum Ende des Herbstes.« Sie klopfte mit dem Zeigefingernagel gegen ihre Zähne und überlegte. Dann schnippte sie mit den Fingern und stieß ein kurzes Lachen aus. »Ich werde die Krone davon überzeugen, daß mein einziger Enkel im richtigen Alter für eine Einführung bei Hofe ist. Einer persönlichen Einladung der Krone können deine Eltern kaum etwas entgegensetzen!«

Ich umarmte sie wortlos. Veelora rieb sich vergnügt die Hände und wandte sich zur Tür.

»Ach, übrigens«, verharrte sie, »willst du mir nicht deinen Freund vorstellen?« Ich folgte ihrem Blick zum Fußende meines Bettes und sah einen nackten, schmutzigen Fuß darunter hervorragen.

»O – äh – ja, selbstverständlich. Das ist – nun ...« Ich kam mir reichlich albern vor, wie ich dastand und meiner Großmutter einen Fuß vorzustellen versuchte. »Bei allen

Geistern, komm da raus, Jen!« Sie schob sich folgsam unter dem Gestell hervor; der Aufenthalt dort hatte sie nicht sauberer gemacht, im Gegenteil. Ich nahm mir fest vor, künftig auch unter dem Bett zu kehren. Meine Großmutter verbiß sich ein Lachen. Jenka wischte sich würdevoll etliche Staubflocken und eine beleidigte Spinne aus dem Gesicht und versuchte sich an einer Art Hofknicks. Veelora erwiderte den ungeschickten Gruß mit einer feierlichen Verbeugung, und ich rechnete es ihr im stillen hoch an, daß sie sich dabei nicht über Jenka lustig machte.

»Du bist eine Freundin von Elloran?«

»Sie ist meine beste Freundin«, mischte ich mich mit Nachdruck ein. »Sie möchte dich etwas fragen, Großmutter.« Veelora sah sie freundlich fragend an. Jenka suchte offensichtlich eingeschüchtert nach Worten.

»Jenka möchte Soldatin werden. Würdest du sie mit dir nehmen und ausbilden?« nahm ich die Sache in die Hand.

Jenka trat mir erbost auf den Fuß. »Doch nicht so mit der Tür ins Haus«, zischte sie, wunderbarerweise wieder der Sprache mächtig.

Großmutter musterte sie streng. »Sind deine Eltern damit einverstanden?«

»Meine Mutter? Ja, *domna*. Sie weiß, wie sehr ich mir das wünsche.«

»Gut, dann wollen wir es miteinander versuchen. Ich gehe aber zuerst zu deiner Mutter und rede mit ihr.« Veelora schmunzelte über Jenkas höflich gedämpfte Begeisterungsschreie. »Allerdings müßtest du morgen schon mit uns reiten«, setzte sie hinzu. Die beiden hockten sich auf mein Bett und besprachen die Einzelheiten der Abreise und die Bedingungen der Ausbildung. Mir war mulmig zumute. Ich hatte nur daran gedacht, Jenka zu helfen, mir aber in meinem Überschwang nicht vorgestellt, daß sie sofort abreisen würde. Wir hatten doch eigentlich gemeinsam gehen wollen ...

Es war plötzlich sehr still in der Kammer. Zwei Gesichter, ein dunkles und ein helles, sahen mich besorgt an. Ich zwang mich zu einem unechten Lächeln, das meinen Wangen weh tat. »Ich freue mich für dich, Jen. Ich komme so bald wie möglich nach, das verspreche ich dir.«

Großmutter klopfte mir sacht auf die Schulter. »Laß den Kopf nicht hängen, Elloran. Der Winter ist schnell vorüber, und im Frühjahr schicke ich sofort nach dir.« Sie lächelte mich aufmunternd an. Ich nickte tapfer und sah ihr zu, wie sie die Tür öffnete und vorsichtig in den Gang hinausspähte. Jenka kam noch einmal zurück, um mich fest zu umarmen, dann schloß sich die Tür, und ich war allein mit mir und meinen trüben Gedanken.

Jenka und die Frauen von Kerel Nor verließen die Burg am Morgen des nächsten Tages. Ellemir hatte mir Amnestie gewährt, damit ich meine Großmutter verabschieden konnte. Großmutters Soldatinnen waren noch nicht aufgesessen, aber Jenka saß schon auf einem

kräftigen kleinen Apfelschimmel, der unruhig hin- und hertänzelte. Sie trug Reithosen und ein Lederkoller wie die anderen und wirkte darin sehr erwachsen und fremd auf mich. Aufregung und Stolz standen ihr deutlich ins glühende Gesicht geschrieben. Ich beneidete sie so sehr, daß es schmerzte.

Großmutters Abschied von meinen Eltern fiel recht kühl und kurz aus. Sie befahl ihren Frauen aufzusitzen und bahnte sich den Weg zu mir. Ihr Gesicht war liebevoll und mitfühlend, als sie mich umarmte. »Keine Sorge, im Frühling hörst du von mir«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Und hüte dich vor Zauberern!«

Sie drückte mich noch einmal fest an sich, dann stieg sie in den Sattel ihrer roten Stute und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Schar trabte in einer großen Staubwolke zum Tor hinaus. Ich sah noch einen Schimmer von Jenkas winkender Hand, dann waren sie fort.

4

Der Herbst, der so schön begonnen hatte, endete naß und stürmisch. Ich war zu meinen alten Beschäftigungen zurückgekehrt. Julian hatte sich in der letzten Herbstwoche endlich wieder auf Salvok eingefunden, noch eine Spur schweigsamer und menschenscheuer als zuvor. Er bestand darauf, daß ich den durch seine Abwesenheit versäumten Unterricht nachholte. Es war mir nur zu recht, wie mir alles recht war, was mich von der schmerzhaften Leere ablenkte, die Jenkas Abwesenheit verursachte. Ich vermißte sie unsagbar. Da waren Julians steigende Ansprüche an meine Fortschritte hilfreich, denn seine Lektionen ließen mir kaum Zeit für fruchtlose Grübelei.

Inzwischen durfte ich mich auch an schwierigeren Zaubern versuchen, hatte Julian aber versprechen müssen, sie vorerst nur in seinem Beisein zu üben. Das größte Vergnügen bereitete mir meine neuerworbene Fähigkeit, mich mit dem Geist eines Tieres zu verbinden und durch seine Augen zu sehen. Ich war noch nicht in der Lage, das Tierbewußtsein vollkommen zu kontrollieren, wie Julian das so meisterlich beherrschte, aber als unbemerkter Gast eines Falken mitzureisen, während er sich auf seinem atemberaubenden Flug durch die Lüfte schwang, oder mit einer winzigen Maus durch die dunkelsten Winkel der Burg zu huschen – das war spannender als alle Zauber, die ich bisher von Julian gelernt hatte.

Am Nachmittag des Purpurdornfestes – in der trüben Luft lag eine erste Ahnung von Schnee – kämpfte ich mit der Herstellung einer Geistverbindung zu meinem Lehrer. Ich hatte es in den vergangenen Tagen einige Male geschafft, einfache Bilder und einmal sogar einen ganzen Gedankensatz in sein aufnahmebereites Bewußtsein zu senden. Aber noch immer war es vom Zufall bestimmt, wann mir das gelang und wann nicht. Diese Übung war weitaus schwieriger als das Herstellen einer Verbindung mit einem tierischen Bewußtsein. Der Schweiß lief mir bei meinen Bemühungen in Strömen über das Gesicht.

Julian hatte schließlich ein Einsehen und hieß mich abbrechen. »Laß gut sein, Elloran, das führt heute zu nichts mehr. Du strengst dich zu sehr dabei an. Wir werden es morgen wieder versuchen.« Er legte seine knochigen Hände um meine Schläfen und sah mir lange und tief in die Augen. In meinen Ohren klingelte es leise, und mein Blick verschwamm. Julian ließ mich los und seufzte ungeduldig. Er wandte sich ab und hantierte mit einem Becher und einigen Tiegeln und Fläschchen herum. Dann trat er zu mir, den Becher in der Hand, und reichte ihn mir. Ich roch überrascht an dem heißen Tee und sah Julian fragend an. Er lächelte schmal und bedeutete mir, den Becher zu leeren. Folgsam schluckte ich die gallenbittere Flüssigkeit hinunter und wartete auf eine

Erklärung für Julians seltsames Betragen.

Er nahm mir den geleerten Becher aus den Fingern und sagte: »Das wird dich entspannen, Elloran. Ich habe nicht gut auf dich aufgepaßt bei unseren Übungen, daher hast du dich zu sehr verkrampft. Aber ich kann dir wenigstens die Kopfschmerzen ersparen, die du sonst heute nacht erdulden müßtest.«

Ich dankte ihm für seine Besorgnis und lief die Treppe hinab und zur Halle, in der Hoffnung, dort noch Nikal auf ein Schwätzchen zu treffen. Er saß mit einigen seiner Männer in der Nähe des Feuers und ließ die Würfel rollen. Ich hockte mich neben ihn und sah zu. Es juckte mich in den Fingern, meine wachsenden Fähigkeiten der Levitation an den Würfeln auszuprobieren – sie besaßen genau die richtige Größe dafür – aber ich dachte an Julians Verbot und verzichtete voller Bedauern darauf. Die Würfel klapperten hohl und rollten über den Tisch – ich hatte plötzlich Schwierigkeiten, ihre Augenzahlen zu erkennen. Die Würfel klapperten wie Knochen; es war unerträglich heiß, so dicht neben dem Feuer. Ich bat um etwas Wasser, und meine Mutter gab mir zu trinken. Die Würfel klapperten und rollten und klapperten und tanzten über eine endlos lange graue Tischplatte. Sie wollten gar nicht mehr zur Ruhe kommen, und Jemaina wischte mir mit einem feuchten Tuch über die Stirn und flößte mir einen übelschmeckenden Absud ein. Die Würfel rollten, das Feuer loderte, und Malima saß neben mir und stopfte dicke Winterstrümpfe. Meine Zähne klapperten wie die Würfel, mir war heiß und kalt zugleich. Mutter beugte sich sorgenvoll über mich. Die Würfel tanzten vor meinen Augen einen wilden Tanz – es waren gar keine Würfel, es waren kleine hölzerne Figuren: ein König, eine Schwertfrau, ein Rabe, ein Narr mit Schellenkappe und spitzen Schuhen – Jemaina schüttelte den Kopf und sagte: »Ich weiß nicht weiter. Ich habe alle Mittel versucht, die das Fieber vertreiben, aber nichts will anschlagen.«

Ich vernahm die Antwort meiner Mutter nicht. Als der Tanz der seltsamen Figuren mich wieder etwas sehen ließ, hatte Jemaina sich wundersamerweise in Julian verwandelt. Seine kühlen Finger hielten meinen Kopf.

»Was können wir tun?« hörte ich meine Mutter fragen.

»Ich habe es erwartet«, antwortete der Magier. »Es war an der Zeit. Du mußt dich jetzt entscheiden, Ellemir.«

»Du weißt, was ich mir wünsche!«

»Dann laß mich jetzt bitte mit ihm allein.« Die Tür klappte, die Figuren schienen mich anzugrinsen, und dann war es für einen unnennbar langen Zeitraum still und dunkel um mich.

Eine Stimme rief mich aus dem Dunkel, die Stimme meiner Mutter – oder doch nicht? Ich sah ihr Gesicht vor mir, jünger, gerade so alt wie ich selbst. Ein flehender Blick aus ihren Augen traf mich, und es waren meine eigenen Augen: dunkelblau, nicht grün wie die Ellemirs.

»Hilf mir, Elloran«, erklang wieder ihre Stimme, und es war meine eigene – oder doch nicht? Ich wollte zu ihr, aber ich steckte bis zu den Hüften in eisigkaltem schwarzen Marmor und konnte mich nicht bewegen. Sie streckte ihre Hände nach mir aus, und auf ihrem verzweifelten Gesicht glänzten Tränen.

»Hilf mir doch! Sie wollen uns trennen!«

»Wer? Wer will das tun?« schrie ich. Ein schwarzer, gestaltloser Schatten griff nach ihr und ließ ihre Gestalt verschwimmen. Sie erschien mir so fremd und gleichzeitig so vertraut. Schwach drang ihre Stimme an mein Ohr: »O hilf mir doch! Du bist der einzige, der mich retten kann! Laß nicht zu, daß sie mich für immer fortschicken!«

»Wer bist du?« rief ich verzweifelt ihrer verschwindenden Gestalt hinterher.

»Ell ...«, verwehte ihre Stimme in der Nacht, und ich wußte nicht, hatte sie nach mir gerufen oder war die gehauchte Silbe der Anfang ihres Namens gewesen? Das Gefühl eines ungeheuren Verlustes drückte mich zu Boden. Ich weinte kalte Tränen, die an meinen Wangen zu Eis erstarrten und wie blitzende Diamanten zu Boden fielen. Teilnahmslos sah ich zu, wie sich mein Körper in schwarzen Marmor verwandelte. »T'svera«, flüsterte hämisch etwas in meinem Kopf. »T'svera!« Der schwarze Stein griff nach meinem Gesicht, kroch über Kinn und Wangen und berührte meine Augen. Blind und fühllos stand ich in der unendlichen Schwärze, ohne Hoffnung und ohne Angst.

Eine fremde Stimme fragte: *»Warum forderst du mich gerade jetzt heraus, Schüler? Meinst du nicht, das ist zu früh?«*

Eine andere Stimme lachte leise und antwortete: *»Im Gegenteil, verehrte Meisterin. Ich befürchte fast, es könnte zu spät sein. Weigerst du dich, meine Herausforderung anzunehmen?«*

»Aber nein«, entgegnete die Frauenstimme sanft. *»Ich freue mich sogar darauf.«*

Sanfte Hände strichen über meinen Kopf, fuhren durch mein Haar. Ich blinzelte und sah in das blasse Gesicht meiner Mutter. Meine trockenen Lippen versuchten vergeblich, Worte zu formen. Ellemir schrie leise auf und beugte sich tiefer über mein Lager. Ihr Gesicht war müde und sorgenvoll, aber in ihren Augen flackerte Hoffnung.

»Elloran! Du bist wach?« Ich krächzte schwach und nickte. Sie schluchzte auf und bedeckte mein Gesicht mit Küssen. Mein Blick wurde allmählich klarer, und ich konnte den Raum um mich herum erkennen. Es war die Kemenate meiner Mutter und ihr eigenes Bett, in dem ich lag. Hinter ihr stand Malima, die Hände vor dem Mund gefaltet und Tränen der Freude auf ihrem lieben, alten Gesicht. Eine blasse Sonne schien herein, und der Raum sah friedlich und heimelig aus. Mir war, als wäre ich von einer endlosen Reise zurückgekehrt. Mit einem zufriedenen Seufzen ließ ich den Kopf in die Kissen zurücksinken und fiel in einen traumlosen, heilsamen Schlaf, der keinerlei Ähnlichkeit mit den dunklen Bewußtlosigkeiten der vergangenen Zeit aufwies.

Schritt für Schritt kehrte ich in meine Welt zurück. Ich war schwach wie ein Säugling,

aber mit jedem verstreichenden Tag fühlte ich mich kräftiger. Bald konnte ich für kurze Zeit aufstehen und in eine warme Pelzdecke gehüllt am Fenster sitzen. Jemaina, die mehrmals täglich nach mir sah, wie sie es auch während der Wochen meiner Krankheit getan hatte, ließ bald Besuch für mich zu. Julian kam häufig vorbei und las mir vor.

»Damit du nicht alles wieder vergißt, was du gelernt hast«, sagte er mit einem Zwinkern. Nikal sah täglich zwischen seinen Diensten nach mir und brachte mir den neuesten Burgklatsch mit. Nach und nach erfuhr ich, daß ich wahrhaftig den gesamten Hohen Winter lang zwischen Leben und Tod gehangen hatte wie ein Bergsteiger über einem Abgrund. Keiner konnte mir sagen, welcher Art dieses Fieber gewesen war, und noch weniger, warum es mich aus seinen Klauen entlassen hatte. Jetzt mußte ich wie ein kleines Kind erst wieder laufen lernen. Nikal versprach, mich bald wieder in Form zu haben, wenn ich erst einmal so weit gekräftigt sei, daß ich nicht nach drei oder vier Schritten nach Luft ränge wie ein alter Mann. Er lachte, doch seine Augen blieben seltsam kalt und unbeteiligt dabei.

Während der Wochen meiner Krankheit war ich in die Höhe geschossen. Als ich mich das erste Mal im Spiegel sah, wußte ich nicht recht, ob ich lachen oder weinen sollte – das Lachen lag dann allerdings doch näher. Mich blickte eine zottelige Vogelscheuche an, die rothaarige Zweitausgabe des Magiers Julian: lang und schlaksig und dünn wie ein Grashalm; mit riesigen Augen in einem mageren, bleichen Gesicht. Malima seufzte ergeben, stutzte mir das Haar und ließ die Kammerfrau andere Kleider für mich heraussuchen.

Meine Fieberträume hatte ich beinahe vergessen. Doch eines Morgens erwachte ich mit Tränen auf meinen Wangen und mit der Erinnerung an das Mädchen, das mir so glich wie eine Zwillingsschwester. Die Erscheinung ließ mir keine Ruhe. Ich grübelte über ihre Bedeutung, aber sie ergab keinen Sinn. Endlich faßte ich mir ein Herz und stellte meiner Mutter die Frage, die mir auf dem Herzen lag: »Habe ich eigentlich eine Schwester?«

Kaum waren die Worte heraus, hätte ich mich am liebsten selbst geohrfeigt. Noch plumper hätte ich diese Frage wohl kaum stellen können. Ellemir sah mich an, als traute sie ihren eigenen Ohren nicht.

»Wie kommst du denn auf diese Idee?« fragte sie fassungslos.

»Ich habe es geträumt«, entgegnete ich lahm. Es war zwar die reine Wahrheit, aber ich mußte selbst zugeben, daß es sich seltsam anhörte. Das schien auch Ellemir zu finden, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen.

»Vergiß diesen Traum«, sagte sie scharf. »Du bist mein einziges Kind, Elloran.« Die Antwort war klar und deutlich, aber sie befriedigte mich nicht. Etwas daran schien nicht zu stimmen. Ich hatte in den letzten Monaten ein feines Gespür dafür entwickelt, wann meine Mutter mich anlog oder mir etwas verschwieg. Ich wollte nicht mehr Elloran heißen, wenn das nicht auch jetzt der Fall war.

Als ich mich einigermaßen sicher auf den Beinen fühlte, bedrängte ich Jemaina, mich aufstehen zu lassen. Sie willigte widerstrebend ein, nachdem ich ihr versprochen hatte, mich nicht zu überanstrengen und regelmäßig bei ihr blicken zu lassen.

Nikal war ehrlich erstaunt, als ich ihn in der Wachstube besuchte. Wir schwatzten ein paar Minuten miteinander, dann entschuldigte er sich, weil er die Wachablösung beaufsichtigen mußte. Ich sah ihm bedrückt nach, als er mit schwerfälligen Schritten den Raum verließ. Wie schon bei seinen Besuchen an meinem Krankenlager schien er mir verändert. Er war im letzten Jahr auf erschreckende Weise gealtert, sein Haar war inzwischen fast vollständig grau, und er hatte erheblich an Umfang zugenommen; aber das alleine war es nicht. Etwas unbestimmbar Fremdes schien unter der vertrauten Oberfläche zu lauern, etwas, das mich zutiefst verstörte.

Nach und nach konnte ich meine üblichen Tätigkeiten wieder aufnehmen. Zwar kostete mich alles noch immer mehr Mühe, als ich gewohnt war, aber die Fortschritte waren dennoch ermutigend. Eine unangenehme Überraschung hielt das Schicksal allerdings noch für mich bereit. Julian hatte seinen offiziellen Unterricht für die Zeit meiner Rekonvaleszenz in den Palas verlegt, um mir die steile Turmtreppe zu ersparen, aber ich brannte vor Ungeduld, endlich auch mit dem anderen, geheimen Teil meiner Schulung fortzufahren. So schleppte ich mich eines Tages unter vielen Atempausen hinauf in seine Stube. Julian war zwar überrascht, erhob aber keinerlei Einwände. Doch wir mußten feststellen, daß meine magischen Fähigkeiten vollständig verschwunden waren. All die mühsam erlernten Formeln und Gesten waren wie mit einem großen Schwamm aus meinem Gedächtnis gelöscht. Julian war darüber ähnlich erschüttert wie ich, meinte aber, das sei wahrscheinlich nur eine vorübergehende Nachwirkung des Fiebers, und meine Fähigkeiten würden früher oder später sicherlich zurückkehren. Ich mußte es ihm wohl oder übel glauben, aber es bedrückte mich trotzdem.

Alles war, wie es immer gewesen war, seit ich denken konnte. Die Burgbewohner gingen ihren winterlichen Beschäftigungen nach: besserten Kleider und Gerät aus, warteten die Waffen, setzten Karren und Wagen instand und kümmerten sich um das Vieh. Wenn dann das kurze Tageslicht schwand, saßen wir um das Feuer, erzählten Geschichten oder lauschten den Liedern. Es wurde gelacht, gestritten, gespielt, gegessen und geschlafen. Der Dunkle Winter war immer eine Zeit der Ruhe und Besinnung gewesen. Die Sturmgeister mochten zwar um die Burg heulen, aber all ihr Wüten konnte gegen die Stärke der dicken Mauern nichts ausrichten.

Alles war, wie es immer gewesen war, seit ich denken konnte – doch ich fühlte mich wie ein Fremder in einem fremden Land. Mein Schlaf war unruhig und wenig erquickend, meine Träume wirr und beunruhigend. Nach dem Aufwachen konnte ich mich nicht an sie erinnern, aber immer wieder tauchten tagsüber beängstigende Bilder

in mir auf, die nur aus meinen nächtlichen Träumen stammen konnten. Mich quälten Vorstellungen von bösen, gesichtslosen Mächten, die danach trachteten, mich in zwei Hälften zu schneiden, wobei jede dieser Hälften ein vollständiges Abbild meiner selbst war, die eine männlich und die andere weiblich. Immer wieder erschien das angstvolle Gesicht des Mädchens, das mir so erschreckend ähnlich war, vor meinen Augen. Ich suchte deswegen Jemaina auf, und sie gab mir einen ihrer sonst so wirksamen Kräutertränke; doch diesmal half er mir nicht.

Nikal mein Leid zu klagen, erschien mir zwecklos. Wie hätte er mir beistehen können? Zudem verhielt er sich zunehmend mürrisch und gereizt, fast bösartig. Bei einer Gelegenheit brüllte er mich mit jähzorniger Röte in seinem zerfurchten Gesicht an, ohne daß ich ihm in irgendeiner Weise Anlaß dazu gegeben hätte: ich möge ihn, bei Omellis Glasauge, endlich einmal in Ruhe lassen, das sei doch wohl nicht zuviel verlangt, schließlich sei er nicht mein verdammtes Kindermädchen, auch wenn ich widerwärtige Rotznase mir das einzubilden glaube ...

So hatte ich Nikal noch nie zuvor erlebt, er erschien mir wie ein vollkommen Fremder. Versteinert stand ich da und wußte nicht, wie mir geschah. Dann war sein Wutanfall so plötzlich vorbei, wie er begonnen hatte. Wir starrten uns eine Weile lang stumm und fassungslos an, dann murmelte er hastig so etwas wie eine Entschuldigung und ließ mich stehen.

Nicht lange nach diesem unerfreulichen Zwischenfall suchte ich erneut Jemaina in ihrer Kate auf, in der Hoffnung, sie hätte inzwischen ein wirksameres Mittel gegen meine Alpträume gefunden. Neuerdings mußte ich den Kopf einziehen, wenn ich durch die niedrige Tür in den dämmrigen, nach getrocknetem Sommer duftenden Raum trat. Deshalb bemerkte ich zu spät, daß Jemaina bereits Besuch hatte. Er saß im Lehnstuhl neben dem Kamin und kehrte mir den Rücken zu, das Gesicht in den Händen vergraben. Kurzes graublondes Haar leuchtete im rötlichen Schein des Feuers. Die Heilerin, die schweigend und ihre Pfeife rauchend neben ihm saß, sah mich und gab mir ein Zeichen, mich ruhig zu verhalten. Ich wandte mich zum Gehen, aber sie hielt mich mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück und deutete auf einen Hocker in der Nähe der Tür. Erstaunt über ihre ungewöhnlich betroffene Miene gehorchte ich und setzte mich leise nieder.

Lange war in der Stille des Raumes nur das Prasseln und Knacken des Feuers zu vernehmen. Dann begann Nikal zu reden, schleppend und verwaschen, als spräche er im Schlaf oder unter dem Einfluß von zu reichlich genossenem Bier.

»Ich hab dir nie von meinem Vater erzählt, oder? Wir haben uns ständig gestritten. Er hatte eine Stinkwut auf mich, weil ich nicht Arzt werden wollte – wie er. Alle Männer seiner Familie waren Mediziner, nur sein verdammter einziger Sohn pfiff auf die Tradition und ging zum Militär.« Er lachte kurz und freudlos auf, dann folgte eine lange

Pause, in der nur sein schwerer Atem zu hören war. Ich dachte über das Gehörte nach. Nikal hatte nie viel von sich erzählt; was ich über ihn wußte, hatte ich mir aus beiläufigen Bemerkungen zusammengereimt. So wußte ich kaum mehr von ihm, als daß er Söldner gewesen war. Über seine Herkunft, seine Familie, seine Eltern hatte er nie auch nur ein Wort verloren.

Jemaina beugte sich vor, um ihre Pfeife am Kamin auszuklopfen. »Erzähl weiter, Kommandant«, bat sie behutsam. Er seufzte tief und hoffnungslos.

»Meine Mutter mußte uns alle allein durchbringen, als Vater starb«, fuhr er in der gleichen lallenden, undeutlichen Redeweise fort. »Er war Fischer und eines Tages ist er nicht mehr vom Meer zurückgekommen. Ich lag noch in den Windeln, kann mich nicht mal mehr richtig an ihn erinnern.« Wieder eine Pause. Jemaina warf mir einen alarmierten Blick zu, den ich verwirrt erwiderte. Was ging hier vor sich? Was redete er da für wirres Zeug?

»Bin dann bei Omellis Truppe gelandet. War ein guter Haufen, aber ich hab sie verloren. Weiß jetzt nicht mehr, wie ich nach Haus kommen soll. Weiß ja noch nicht mal, wo zu Hause überhaupt ist!« Er war laut geworden, und seine Stimme war voller Angst. Jemaina stand hastig auf und holte ein versiegeltes Gefäß von einem Bord voller Tiegel, Kannen und Flaschen herunter. Sie trat an Nikals Seite und ließ ihn daraus trinken. Seine Stimme verklang murmelnd, der Kopf sank ihm auf die Brust, und er schlief ein. Die Heilerin sah auf ihn nieder und drehte ratlos das leere Gefäß in ihren Händen. Endlich erinnerte sie sich an mich und kam zu mir an die Tür.

»Ich wollte, daß du dir das anhörst«, sagte sie gedämpft. »Du kennst ihn wahrscheinlich besser als alle anderen hier.«

»Was ist los mit ihm?« fragte ich, als sie nicht weitersprach. »Das war doch völlig irres Zeug, was er da erzählt hat. Ist er betrunken?«

»Unser ›Heiliger Nikal‹? Du machst Witze!«

Natürlich hatte sie recht, der Gedanke allein war absurd. Nikal war bekannt dafür, daß er niemals auch nur einen Tropfen Alkohol anrührte. So war er auch zu seinem Spitznamen gekommen, mit dem ihn seine Männer allerdings wohlweislich nur dann bedachten, wenn sie sicher waren, daß er es nicht hörte.

»Aber irgend etwas ist seit dem Sommer nicht mit ihm in Ordnung. Er benimmt sich immer häufiger so merkwürdig.«

Jemaina nickte und stellte endlich den Behälter beiseite. »Deshalb ist er auch zu mir gekommen. Er klagte wieder über Kopfschmerzen und Gedächtnislücken. Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich annehmen, daß er eine üble Kopfverletzung hatte, aber das ist nicht der Fall.« Sie hielt inne und rieb sich müde mit einer Hand das dunkle Gesicht. »Ich bin am Ende meiner Weisheit, Ell. Dieser Winter raubt mir langsam mein gesamtes Selbstvertrauen. Erst dein unerklärliches Fieber, und jetzt das hier ...«

Ich strich besänftigend über ihre Schulter, obwohl ich selbst des Trostes bedurft hätte. Jemaina hob den Kopf und straffte ihre stämmige kleine Gestalt.

»Ich wollte dir nichts vorjammern, Ell. Du kannst mir vielleicht helfen. Berichte mir bitte alles Ungewöhnliche, was dir an Nikals Betragen aufgefallen ist.«

Ich trug zusammen, was mir dazu einfiel: Nikals Unbeherrschtheit und seine unerklärlichen Wutanfälle; daß er mich einige Male nicht erkannt hatte; mein Gefühl, es manchmal mit einem Fremden zu tun zu haben. Währenddessen ging Jemaina in geschäftiger Konzentration im Raum umher und nahm Büschel von getrockneten Kräutern von den Haken, an denen sie von der Decke hingen. Sie zerstieß sie in ihrem steinernen Mörser und fügte kleine Prisen einer mir unbekannten Ingredienz hinzu, die sie einem kleinen irdenen Tiegel entnahm. Schließlich gab sie eine winzige Menge einer grünlich schillernden, zähen Flüssigkeit zu den fein zerstoßenen Kräutern und verrührte alles zu einer dicken Paste. Sie breitete ein sauberes Leintuch auf dem Tisch aus und löffelte den Brei darauf. Mit ihren kurzen, geschickten Fingern formte sie kleine Kugeln aus der Paste, die sie fest in das Tuch eindrehte. Zum Schluß band sie ein Stück Schnur um beide Tuchzipfel und hängte es zum Trocknen in den Rauchfang.

»So, das hätten wir.« Die kleine Heilerin wischte sich die Hände ab und strich eine Haarsträhne ungeduldig beiseite, die sich aus ihrem Zopf ins Gesicht verirrt hatte.

»Was hast du da zubereitet?« wollte ich neugierig wissen. »Ein Heilmittel für Nik?«

Jemaina warf einen kurzen Blick auf den Schlafenden und schüttelte den Kopf. »Das wage ich nicht. Es ist gut möglich, daß er besessen ist.« Sie machte das Zeichen des Bösen Auges. »Dann könnten ihm die meisten meiner Arzneien eher schaden als nützen. Nein, das hier ist für dich. Du bist doch zu mir gekommen, um nach einem Mittel gegen deine Träume zu fragen.«

Ihre Hellsichtigkeit überraschte mich noch immer, obwohl ich die Heilerin schon so lange kannte. Es hatte manchmal etwas von Zauberei.

»Komm vor dem Schlafengehen noch einmal vorbei, dann ist das Mittel fertig.« Jemainas Aufmerksamkeit wanderte wieder zu Nikal am Kamin. »Diesmal wird es gelingen«, fügte sie geistesabwesend hinzu. »Die Mischung sollte es dir erleichtern zu träumen.« Ich starrte sie ungläubig an. Hatte sie mich so falsch verstanden? Ich wollte doch, daß diese Träume endlich aufhörten!

Jemaina schob dem schlafenden Kommandanten fürsorglich ein Kissen unter den Kopf und deckte ihn mit einer leichten Decke zu. Sie wandte sich um, und in ihrem Blick lag leise Verwunderung darüber, daß ich noch immer dastand.

»Ist noch etwas?« fragte sie freundlich, aber ein wenig ungeduldig. Ich schluckte meine Frage vorerst hinunter.

Pünktlich zum dritten Wachwechsel fand ich mich wieder in Jemainas Kate ein. Der Raum lag inzwischen fast vollständig im Dunkeln, nur auf dem Tisch brannte eine

Talglampe und beschien gelblich die Seiten eines alten Buches. Jemaina saß darübergebeugt und hatte nachdenklich den Kopf in die Hände gelegt. Die Heilerin sah erschöpft aus, ihr Gesicht war grau vor Müdigkeit.

Ich klopfte leise an den Türpfosten und trat ein. Jemaina schlug das Buch zu und stand auf. Sie knüpfte das aufgehängte Leintuch los und schüttelte die mittlerweile getrockneten Kügelchen in ihre Hand. Dann füllte sie einen Becher mit Wasser und reichte ihn mir. Ihr Gesicht war verschlossen, und ihre Gedanken weilten sichtlich an einem andern Ort. Sie drückte mir drei der kleinen grün-bräunlichen Pillen in die Hand und bedeutete mir, sie hinunterzuschlucken. Ich zögerte. Das verschaffte mir endlich ihre gesamte Aufmerksamkeit.

»Was ist?« fragte sie befremdet.

»Wie geht es Nik?«

Sie zog ihr braunes Wolltuch fester um die Schultern und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Lehnstuhl am Feuer, der nun völlig im Schatten lag. Ich konnte undeutlich die massigen Umrisse eines Mannes ausmachen.

»Er schläft noch immer?«

»Ja. Und das ist wahrscheinlich auch gut so. Nimm deine Medizin, Kind.«

»Darf ich dich etwas fragen, Jemaina?«

»Was denn?«

»Du hast vorhin gesagt, die Arznei würde es mir erleichtern zu träumen. Aber meine Träume sind es doch, die mich ...«

»Mein Fehler«, fiel sie mir ins Wort. »Ich habe das zuerst falsch gesehen. Dein Problem ist weniger, daß du träumst, sondern daß du dich nicht daran erinnern kannst. Genaugenommen hilft die Arznei dir nicht beim Träumen, sondern beim Erinnern deiner Träume. Würdest du sie also bitte jetzt nehmen?« Ihre Stimme klang scharf, einen solchen Ton hatte ich von ihr noch nie zuvor zu hören bekommen. Sie bemerkte es im selben Moment und schloß für eine Sekunde erschöpft die Augen.

»Ich mache mir große Sorgen um den Kommandanten.« Sie ließ sich wieder schwerfällig am Tisch nieder und legte ratsuchend eine Hand auf das alte Buch. Ich spülte eilig die Pillen herunter und wartete, ob sie weitersprechen würde.

»Wenn wir zuhause in Hon'hjey wären, würde ich mit ihm zum Weinenden Berg gehen und Die-Die-Sind beschwören, damit sie den fremden Gast in ihm zum Gehen bewegen. Aber hier in Raulikar ...« Ihre Stimme verklang zu einem Flüstern. Sie blickte grübelnd vor sich hin.

»Wen meinst du mit ›fremder Gast‹?« wagte ich vorsichtig zu fragen.

»Es ist eine Form der Besessenheit, wie durch einen bösen Geist. Aber im Gegensatz zu diesem ist der fremde Gast nicht böse; er ist – verwirrt, so könnte man sagen. Es genügt meist zur Heilung, wenn Die-Die-Sind ihm den Weg zeigen, damit er gehen kann.«

»Ist Nik denn besessen?« fragte ich bedrückt.

»In ihm stecken zwei Männer, sie streiten miteinander, und beide sind unglücklich.« Sie zog finster die Brauen zusammen. »Was mich daran stört, ist, daß der Gast keinen Namen zu besitzen scheint. Ich würde es riskieren, ihn fortzuschicken, auch ohne die Hilfe Derer-Die-Sind, aber ich kann nicht sicher sein, daß ich nicht Nikal fortschicke – oder Teile von ihm – solange ich den Fremden in ihm nicht beim Namen nennen kann.« Die Heilerin schüttelte sich wie eine Katze, die von Wassertropfen getroffen wird. Dann streifte sie ihren fernen Blick ab und sah mich liebevoll an.

»Geh jetzt zu Bett, mein Junge. Die-Die-Träumen mögen dich behüten.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte mir einen Kuß auf die Stirn, der seltsam kühl nachglühte. Mit sanftem Nachdruck schob sie mich zur Tür hinaus. Ich hörte, wie sie hinter mir den Riegel zuschob, und trottete durch den nächtlichen Kräutergarten zurück zum Palas und in meine Kammer.

Ich war nicht wirklich müde, aber trotzdem sank ich in Schlummer, kaum, daß mein Kopf das Kissen berührte. Ich erwachte an einem dunkel glühenden Ort, der mir eigenartig vertraut erschien. Lange wanderte ich durch Gänge mit leuchtenden Wänden, die sich zu bewegen schienen, wenn ich nicht hinsah. Am Rande meines Blickfeldes tanzten sich windende Schatten, die in die Wände tauchten, wenn ich meinen Blick auf sie richtete, und leise, flüsternde Stimmen schienen mich unablässig zu rufen.

Endlich kam ich vor eine Tür aus glänzend schwarzem Marmor, deren obere Kante sich im Dämmerlicht verlor. Ich suchte nach einer Klinke, einem Knauf, irgendeinem Griff, der es mir ermöglicht hätte, die Tür zu öffnen, aber vergeblich. Meinen suchenden Augen bot sich nur makellose, spiegelnde Schwärze. Ich hob die Hände, um gegen das Türblatt zu drücken und zog sie mit einem Schmerzensschrei wieder zurück: die Tür war eiskalt. Ich sah mein Spiegelbild vor mir, wie es die eisverbrannten Handflächen an seiner schwarzglänzenden Brust barg. Mühsam, weil meine Hände erbärmlich schmerzten, zog ich mein Hemd aus und wickelte es mir um eine Hand. So geschützt, wollte ich die Tür erneut berühren. Schon lag meine Hand fast auf dem Marmor, da durchfuhr es mich wie ein kalter Blitz: mein Spiegelbild blickte mich an, voller Angst, beide nackten Hände auf der Brust gefaltet. Seine Lippen bewegten sich in stummem Flehen: »*Elloran*«, las ich. »*Hilf mir!*«

»Was soll ich tun?« rief ich verzweifelt. Mein Ebenbild hob bittend die Hände und streckte sie mir entgegen. Ich ergriff sie, ohne zu zögern. Eisig und brennend umklammerten schwarze Steinfinger meine Hände und zwangen mich in die Knie. Ich mußte schreckensstarr mitansehen, wie meine Haut verkohlte und in blutroten Schneeflocken zu Boden schneite. Das rohe Fleisch erstarrte zu Eis und ging in kalten blauen Flammen auf. Die Knochen meiner Finger zersplitterten mit einem grausigen Klingen und zerfielen zu Asche. Meine Traumschwester sah zu, wie ich mich in Qualen

wand und weinte blutige Tränen, doch der unbarmherzige Griff ihrer eisigglühenden Hände lockerte sich nicht. Ich öffnete den Mund und schrie – schrie – schrie –

Jemand riß die Tür zu meiner Kammer auf und stürzte an mein Bett. »Kleiner, was ist mit dir?« Vertraute Arme umfingen mich, und eine große, warme Hand strich mir tröstend mein schweißnasses Haar aus der Stirn.

»Nikal!« schluchzte ich. Er hielt mich fest und wiegte mich wie einen Säugling.

»Ist ja gut. Es ist doch alles gut. Du hast geträumt, Ell.« Mein Schluchzen versiegte. Er wischte mir die Tränen ab und lächelte mich an. Ich zog die Nase hoch und erwiderte sein Lächeln etwas zittrig. Nikals Gesicht sah glatt und jung aus – in dem weichen Mondlicht, das durch das Fenster fiel.

»Geht es wieder?« Ich atmete tief ein und aus und nickte. Nikal deckte mich sorgsam zu, strich mir noch einmal über den Kopf und wandte sich wieder zur Tür. Vogelkrallen bohrten sich schmerzhaft in meine Schulter. Ich wandte den Kopf und sah in Magramanirs glänzende Augen.

Sie öffnete ihren Schnabel und sagte warnend mit meiner eigenen Stimme: »Glaube nicht alles, was du siehst.« Ich verstand nicht, was sie damit sagen wollte. Die Stimme sagte: »Manche sind nicht das, was sie zu sein scheinen.« Magramanir blinzelte mir zu und verwandelte sich mit einem Aufblitzen in mein Ebenbild.

»Dummes Geschwätz!« rief Nikal ärgerlich. Ich löste meinen Blick von den Augen meiner Traumschwester und sah ihn an. Ein ersticktes Geräusch kam aus meiner Kehle. Nikal stand vor mir, aber sein Gesicht war fort. Dort, wo Augen, Mund und Nase hätten sein müssen, war nur noch glatte, helle Haut. Das Wesen trat einen Schritt auf mich zu und fragte mit Nikals tiefer, freundlicher Stimme: »Was ist los, Kleiner? Was starrst du mich so an?« Ich schrie.

»Ich bin bei dir«, sagte meine Traumschwester. Ihre Hände auf meinen Schultern griffen fester zu. »Hab keine Angst. Ich bin bei dir, Elloran. Ich bin immer bei dir. Bei dir.«

Die Hände schüttelten mich sanft. » ... bei dir, Elloran. – Elloran! Wach auf, Kind. Wach doch auf!«

Ich fuhr mit einem Ruck hoch. Malima kniete vor meinem Bett, blasser Wintersonnenschein gefiltert durch die Fensterläden, und vom Waffenhof schallte Torkals Stimme herüber. Malimas besorgte Miene entspannte sich, als ich sie anblinzelte. Ächzend stützte sie sich am Bettpfosten ab und hievte sich schwerfällig auf die Füße.

»Ich hatte schon befürchtet, das Fieber wäre wiedergekommen, so schrecklich hast du geschrien. Ist alles mit dir in Ordnung, Kind?« Ich nickte nur und schwang mich aus dem Bett. Malima ging zum Fenster und öffnete die Läden.

»Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst diesen verflixten Vogel nicht in deine Kammer

lassen«, schimpfte sie.

»Was meinst du?« Ich trat zu ihr ans Fenster. In der dünnen Schneeschicht auf dem Sims waren deutliche Abdrücke von Vogelkrallen zu sehen. Daneben lag eine von Magramanirs schwarzweißen Federn, und eine zweite lag dicht vor meinem Bett. Wie war sie durch die geschlossenen Läden ins Zimmer gekommen?

Malima legte einen Armvoll frischgewaschener Kleider auf mein Bett, schüttelte noch einmal zutiefst mißbilligend den Kopf und ging hinaus. Ich hörte, wie sie auf dem Gang eines der Mädchen ausschalt, weil sie schlampig gefegt hatte. Ihre Stimme wurde leiser und verklang. Ich hockte mich auf die Bettkante und drehte nachdenklich Magramanirs Feder in den Fingern. Jemainas Medizin hatte gewirkt, ich konnte mich an jede unerfreuliche Einzelheit meines Traumes erinnern. Und was hatte ich davon? Es machte mich nicht im geringsten klüger, ich wußte nur, daß ich keine Lust verspürte, noch mehr davon zu erleben.

Entschlossen stand ich auf und ging hinunter. Mein Atem stand in einer kleinen Wolke vor meinem Mund, aber die Luft erschien mir milder als in den letzten Tagen. Wir schrieben die Achtwoche des Dunklen Winters, er neigte sich nun endlich seinem Ende zu.

Jemainas Kate lag dunkel und still da. Ich klopfte, aber drinnen rührte sich nichts, und die Tür war verschlossen. Ich stand verloren im Schnee, und meine Hände wurden kalt. Ich stopfte sie in die Hosentaschen und lief über den Hof zum Eckturm. Nachdem ich die steile Treppe erklommen hatte, war mir wieder warm. Julian schien wieder einmal nicht da zu sein. Auch die Wehrplatte lag bis auf den hereingewehten Schnee leer vor meinem suchenden Blick. Also stieg ich wieder hinab in den Hof und stromerte unentschlossen ein wenig herum. Ich hätte gerne mit jemandem über meine Alpträume gesprochen, aber alle meine Freunde schienen sich verschworen zu haben, mir aus dem Weg zu gehen.

Schließlich besorgte ich mir aus der Küche ein Stück salzigen Käse zum späten Frühstück und zog mich damit auf die Zinnen über dem Torhaus zurück. Ich wickelte meine dicke Winterjoppe enger um mich, ließ meine Beine von der Mauer baumeln, kaute den bröckeligen Käse und dachte nach. Der Traum dieser Nacht hatte meine Überzeugung gefestigt, daß ich wirklich eine Zwillingsschwester besaß und daß sie in großer Gefahr schweben mußte. Aber welcher Art diese Gefahr war und wo ich mit der Suche nach ihr beginnen sollte, blieb mir verborgen.

Finster entschlossen, endlich einige Antworten zu erhalten, stapfte ich erneut hinüber in den Kräutergarten. Aus dem Schornstein der Kate kräuselte sich Rauch, und ich klopfte und trat ein. Jemaina war gerade dabei, Tee aufzubrühen. Als sie mich erblickte, stellte sie wortlos einen zweiten Becher auf den Tisch und schenkte ihn voll. Sie zog sich den Stuhl heran und fragte, wie ich geschlafen hätte.

Ich nahm einen großen Schluck von dem starken, süßen Tee und erzählte es ihr in allen Einzelheiten, ohne mit meiner Erbitterung über die Wirkung ihrer Pillen hinter dem Berg zu halten.

»Laß mich noch ein wenig darüber nachdenken«, bat sie. »Und nimm die Medizin weiter, Ell, ich bitte dich.« Ich protestierte, aber sie blieb hart. »Glaube mir, Kind, es ist besser für dich. Auch wenn du dich nicht an sie erinnerst, sind die Träume in deinem Geist und vergiften dich langsam.« Mitleidig strich sie mit ihrem dunklen Daumen über meine Handfläche, deren Haut leicht gerötet war, wie von zu heißem Wasser. Ich starrte sprachlos darauf nieder, dann schüttelte ich die düsteren Gedanken ab und fragte Jemaina nach meiner Schwester. Sie schwieg lange, die dunklen Brauen zusammengezogen. Endlich hob sie den Kopf und sah mich traurig an.

»Ich kann dir nichts dazu sagen, Elloran. Nein, unterbrich mich nicht«, mahnend hob sie die Hand. »Ich darf es nicht. Es gehört nicht mir. Die-Die-Spricht würde es mir verübeln, und Der-Der-Hört könnte sein Ohr von dir abwenden. Ich darf es nicht, Elloran.«

»Aber hör doch, Jemaina«, flehte ich. »Meinst du nicht, daß es mir gehören könnte? Schließlich erscheint sie nachts in meinen Träumen und bittet mich um Hilfe!«

»Ich bin nicht diejenige, die es dir weitergeben darf.« Jemaina blieb unnachgiebig. Ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie keinen Fingerbreit weichen würde. »Ell, sieh mich nicht so wütend an. Du mußt deine Mutter fragen, wenn du etwas wissen willst.«

»Das hat doch überhaupt keinen Zweck«, schrie ich aufgebracht. »Sie wird böse und schickt mich ohne Abendessen ins Bett, als wäre ich ein kleines Kind, und damit ist die Sache für sie erledigt!«

Das Klappen einer Tür unterbrach unseren Streit. Es kam aus dem kleinen Nebenraum der Kate, wo Jemaina hin und wieder Kranke unterbrachte, die ihre dauernde Aufmerksamkeit oder einfach nur ein wenig ungestörte Ruhe benötigten. Zu meinem Erstaunen war es Julian, der dort heraustrat. Ich hatte bislang in dem Glauben gelebt, daß Julian und Jemaina sich nicht besonders schätzten, zumindest gingen sie sich die meiste Zeit aus dem Weg.

Der Magier war tief in Gedanken. Jemaina schob ihm wortlos den Lehnstuhl zurecht und drückte ihm einen Becher mit Tee in die Hand. Ich saß unbehaglich zwischen den beiden und fragte mich, wer da eigentlich im Nebenzimmer lag, daß Jemaina es sogar für angebracht gehalten hatte, Julian hinzuzuziehen. Als es mir endlich dämmerte, fühlte ich mich ganz elend. Der Eindruck meines Traumes der letzten Nacht war so übermächtig gewesen, daß Nikal darüber völlig aus meinen Gedanken verschwunden war. Sein Traumbild, das so jung und fröhlich gewirkt hatte – vor seiner Verwandlung in etwas gesichtslos Bedrohliches – hatte mich seinen wahren Zustand vergessen lassen. Julians düsteres Schweigen und Jemainas bedenkliche Miene belehrten mich nun nur zu

deutlich eines Schlechteren.

Der Magier stellte laut seinen Becher ab und legte beide Handflächen auf die dunkle Tischplatte. »Das beste wird sein, ich nehme ihn mit«, sagte er schroff.

»Er wird nicht mitgehen«, entgegnete Jemaina.

»Ich weiß keine andere Lösung. Du?«

Jemaina hob ernüchtert die Schultern. »Was denkst du über den fremden Gast, Julian?«

Der Magier schüttelte fast verächtlich den Kopf. »Es befinden sich zwei sehr unterschiedliche, widerstreitende Persönlichkeiten in seinem Geist; aber so seltsam das klingt: beide scheinen ganz und gar er selbst zu sein. Ich kann keine Zeichen eines fremden Einflusses erkennen. Er ist weder besessen noch verhext.«

Jemaina hob verzweifelt die Hände. »Er wird nicht mit dir gehen wollen. Und auch ich kann mir nicht vorstellen, wie deine Magierkollegen Rat wissen wollen, wo selbst du, der du ihn kennst, ratlos bist.« Julian biß sich auf die Lippen.

»Ich mag noch unerfahren sein«, gab er widerstrebend zu. »Aber wo meine Weisheit am Ende ist, endet das Wissen meiner Meisterin noch lange nicht. Die Oberste Maga wird ...«

»Du bist der Schüler der Obersten Maga?« unterbrach ich ihn unbedacht. Julian und Jemaina sahen mich beide erstaunt und ein wenig ungeduldig an.

Ich wurde rot und versuchte vergebens, mich unsichtbar zu machen, und Julian fuhr fort: »Sie wird wissen, was zu tun ist. Und falls sie es nicht weiß, wird sie keine Ruhe geben, bis sie es herausgefunden hat.« Seine sonst so kalten Augen blitzten lebhaft, und seine gleichmütige Stimme klang regelrecht fanatisch. So viel Leidenschaft hätte ich Julian mit seinem froschblütigen Wesen niemals zugetraut.

Jemaina gab auf. Sie erhob sich müde und murmelte: »Ich sehe noch mal nach ihm. Das Schlafmittel müßte eigentlich langsam seine Wirkung verlieren.« Die Tür schloß sich leise hinter ihr, und ich war allein mit dem Magier. Mit neuerwachtem Respekt musterte ich sein knochiges Gesicht. Er war der Schüler des Oberhauptes aller Zauberer und damit ein sicherer Anwärter auf ihre Nachfolge. Seine Miene war wie so oft undeutbar und von sanfter Melancholie.

»Ich brauche deine Hilfe, Elloran«, wandte er sich unvermittelt an mich. »Jemaina hat recht, Nikal wird nicht ohne weiteres bereit sein, mit mir zu kommen. Vielleicht kannst du ihn davon überzeugen, daß ihm keine andere Wahl bleibt.«

»Und wenn er nicht auf mich hört?« Julian antwortete nicht. »Was ist denn überhaupt mit ihm los? Leidet er an einer schweren Krankheit?«

»Der Kommandant wird irrsinnig«, sagte Jemaina, die in der Tür stand. Ich sah Julian an, zuversichtlich, daß er dieser ungeheuerlichen Aussage widersprechen werde. Aber er tat mir diesen Gefallen nicht.

»Jemaina, wir müssen ihn von jetzt ab ständig im Auge behalten. Wenn er gewalttätig wird ...«

»Julian!« schrie ich gequält auf. Jemaina blickte mich nur mitleidig an.

»Er kommt langsam wieder zu sich. Ich werde es wagen, ihm etwas gegen seine Kopfschmerzen zu geben. Alles andere liegt bei Denen-Die-Sind.«

Ich konnte es nicht fassen. Da saßen diese beiden Menschen, die ich liebte, und sprachen völlig unbeteiligt über Nikals vom Wahnsinn bedrohten Geist. Sie schienen es als unabwendbar gegeben hinzunehmen, daß er früher oder später zum tobenden Irren werden und wie ein toller Hund an die Kette gelegt werden mußte. Fast wunderte es mich, daß keiner vorschlug, ihn statt dessen einfach zu erschlagen. Julians einzige Sorge schien darin zu bestehen, wie er Nikal ohne Hilfe zur Stadt der Zauberer befördern sollte.

»Vielleicht sollte ich zwei seiner Soldaten zumindest ein Stück des Weges als Eskorte mitnehmen«, überlegte er gefühllos. »Zu dritt müßten wir in der Lage sein, einen Tobsüchtigen unter Kontrolle zu halten.«

Ich wollte meiner Empörung Luft machen, da verschlug es mir vor Schreck den Atem: In der Tür zum Nebenraum stand der totenbleiche Nikal und klammerte sich an den Rahmen. Er hatte offensichtlich das ganze grausame Gespräch mitangehört. Mein Herz zersprang beinahe vor Mitleid, ich stieß den Stuhl zurück und rannte blindlings aus der Kate.

Am Fluß kam ich wieder zu mir, voller Scham über meine feige Flucht. Grün und weiß schäumte das Wasser vorbei, nicht länger vom Eis behindert. Nur hier und da war der Fluß an den Uferrändern noch gefroren, ringsumher taute der Schnee.

Hinter mir knirschten schwere Schritte durch Schnee und feuchten Sand. Ich drehte mich nicht um. Ich konnte Julians Anblick so wenig ertragen, wie ich seine Stimme hören wollte – Pläne schmiedend, wie ich Nikal am geschicktesten zu seiner Abreise überreden konnte. Es widerte mich an. Er blieb so dicht hinter mir stehen, daß ich ihn atmen hören konnte. Aber er sagte nichts, stand nur da und wartete.

»Was willst du?« fragte ich schroff und den Tränen nahe. Er schwieg. »Geh bitte. Es kümmert mich nicht, was du mit Jemaina ausgeheckt hast. Nikal ist dir in Wirklichkeit doch völlig gleichgültig!«

Er holte tief und bebend Luft, ein hoffnungsloses Seufzen, das ganz und gar nicht nach dem Magier klang. Ich fuhr herum und blickte in Nikals Gesicht.

»Gehen wir ein paar Schritte?« bat er leise.

Wir wanderten langsam den Treidelpfad am Flußufer hinunter. Ich blickte ihn verstohlen von der Seite an. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und er sah müde und gequält aus. Die kräftigen, stark geäderten Hände hingen reglos an seinen Seiten herab, sein Bauch wölbte sich weich unter der warmen Wolltunika, und die

breiten Schultern begannen, sich unter der Last der Jahre zu beugen. Mein alter Freund hatte die Gefilde der Jugend erschreckend weit hinter sich gelassen. Das Gefühl hilfloser Liebe zu ihm, das mich bei seinem Anblick überkam, war so stark, daß es mich heftig im Halse würgte.

Wir waren schon fast beim Dorf angelangt, als Nikal sein Schweigen brach. »Denkst du auch, ich werde verrückt?« fragte er ruhig. Ich konnte nicht sofort darauf antworten. Ich wußte ja selbst kaum, was ich glauben sollte. Nikal blieb stehen und sah mich an. Sein freimütiger, fast kindlich vertrauensvoller Blick traf mich bis ins Mark.

»Nein«, hörte ich mich sagen. »Nein, Nik, das glaube ich nicht!« *Ich will es nicht glauben*, schoß mir durch den Kopf. Nikal wandte sich ab, um zur Burg zurückzukehren.

»Ich schon«, sagte er mit einer schrecklich unbeteiligten Stimme, als redeten wir über einen Fremden. »Ich werde wohl besser meinen Abschied nehmen, solange mir das noch ehrenvoll möglich ist.« Ich hätte ihn am liebsten geschüttelt. Wie konnte er nur so tun, als wäre nichts?

»Nik!« Mein Ruf brachte ihn zum Stehen. Ich blickte ihn unglücklich an und suchte nach Worten. Er lächelte; ein schwacher Abglanz seines gewohnten Lächelns, das erstarb, ehe es seine Augen erreichen konnte.

»Ich reite mit Julian, sobald das Wetter es zuläßt. Hoffentlich steht sich Jemaina mit ihren Göttern so gut, daß sie mir bis dahin einen halbwegs klaren Verstand bewahren kann. Ich habe wenig Lust, gebunden wie Schlachtvieh vom Hof gekarrt zu werden. He, Kleiner, du weinst doch nicht etwa!«

»Ich weine nicht«, behauptete ich trotzig. »Der kalte Wind ist schuld.«

»Ja, sicher«, sagte Nikal sanft. Den Rest des Weges legten wir schweigend zurück und trennten uns wortlos am Burgtor. Ich sah ihm hinterher, als er schwerfällig zum Burgfried hinüberstapfte, und verfluchte das Schicksal in allen Tonlagen.

Inzwischen war es dämmrig geworden, und ich dachte mit Schaudern an die kommende Nacht. Nach diesem Tag voller Schrecken würden meine Träume bestimmt besonders furchterregend ausfallen, auch ohne die gräßlichen Pillen; aber lieber ertrug ich noch eine Nacht voller Alpträume als Jemainas Unwillen, weil ich ihre Anweisungen nicht befolgte.

Sie wartete schon auf mich, die unseligen Pillen lagen bereit. Ich schluckte sie mit Todesverachtung hinunter und wünschte Jemaina eine gute Nacht. Eine Weile stand ich noch im Hof und betrachtete den Himmel über mir. Die Nacht war sternenklar, und ich konnte das Halsband der Göttin sehen, weil erst einer der beiden Monde, der Kleine Bruder, im Aufgehen begriffen war. Ich schickte einen wortlosen Wunsch zum Halsband, Nikal und meine Traumschwester gleichermaßen einschließend, und ging fröstelnd hinein in die dumpfe Luft des schlafenden Palas.

5

Julians und Nikals geplante Abreise verzögerte sich wegen des stürmischen Wetters, das sich pünktlich zum Winterende noch einmal eingestellt hatte. Nikal hatte seine Ankündigung wahrgemacht und meinen Vater um seinen Abschied gebeten. Morak hatte seinem Wunsch zuerst nicht entsprechen wollen. Er hielt die Bitte für ausgemachten Unsinn, für einen Anfall von Launenhaftigkeit nach einem langen, untätig verbrachten Winter. Nach einigem Zögern hatte er Nikal jedoch Urlaub gewährt, damit er zur Stadt der Magier reisen konnte, aber auch das nur, weil sein Kommandant damit gedroht hatte, andernfalls kurzerhand zu desertieren. Nikal erschien mir inzwischen fast wieder gesund. Er hatte zwar nicht zu seinem alten, gutgelaunten Wesen zurückgefunden, aber die erschreckenden Anfälle von unkontrollierter Wut und Gereiztheit gehörten der Vergangenheit an. Zudem hatte Jemaina ein taugliches Mittel gegen seine Kopfschmerzen gefunden. Ich fragte mich, warum er überhaupt noch mit Julian gehen wollte.

Meine Nächte waren erträglicher geworden. Die Träume peinigten mich zwar noch immer, erreichten aber nicht mehr das Schreckensmaß ihrer Vorgänger. Dennoch verfolgte mich das Bild meiner verzweifelten, von dunklen Mächten verfolgten Schwester. Ich saß untätig herum kaute an meinen Fingernägeln und wartete voller Ungeduld auf die Einladung der Krone, als könne sie auf einen Schlag all meine Probleme lösen.

An einem dieser zum Verzweifeln ereignislosen Nachmittage – ich drückte mich gerade in der Halle herum und lauschte unaufmerksam einem der endlosen Wortgefechte zwischen unserem Stallmeister und dem Schmied – da stürmte mein alter Feind, der dicke Bernak, durch die Tür.

»Leute, das müßt ihr euch ansehen«, brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Der Heilige Nikal – voll wie ein Lampenfisch!«

Alle ließen fallen, was sie gerade in den Händen hielten, und drängten sich zur Tür. Unseren ungläubigen Augen bot sich ein wahrhaft bemerkenswerter Anblick: Der massige Kommandant der Wache überquerte mit stolz erhobenem Haupt den Burghof, in mustergültig straffer Haltung, sehr gerade, sehr konzentriert und offensichtlich sehr betrunken.

Zu allem Unglück trat in diesem Augenblick mein Vater aus der Tür des Gesindehauses. Ich sah sein Gesicht: zuerst ungläubig und dann dunkel vor Zorn. Der Burgherr winkte den einäugigen Janik herbei und gab ihm einen schroffen Befehl. Janik salutierte mit unglücklicher Miene und ging auf seinen Kommandanten zu. Er griff nach

Nikals Arm, doch der ließ sich nicht beirren. Er schüttelte Janik Einauge ab wie einen zudringlichen Köter und setzte seinen langsamen Gang zum Burgfried fort. Janik knurrte etwas und packte fester zu. Nikal versetzte ihm einen heftigen Hieb mit der Faust, der den kleineren Mann etliche Schritte zurücktaumeln ließ. Erneut warf sich Janik auf ihn – ich bewunderte seine Hartnäckigkeit – und schrie gleichzeitig laut nach Verstärkung. Drei Wachen stürmten im Laufschritt auf den Hof und stürzten sich in das Handgemenge. Mein Vater stand mit versteinerter Miene da und sah zu, wie Nikals Fausthiebe zwei der Männer blutend zu Boden schickten. Erst, als noch weitere Soldaten hinzukamen, gelang es ihnen mit vereinten Kräften, ihren tobenden Kommandanten niederzuringen. Die gaffende Menge pfiff und johlte zu diesem Schauspiel, aber ein wutflammender Blick des Burgherrn ließ das Publikum schnell verstummen und sich wieder in die Halle zurückziehen.

Ich löste mich aus meiner Erstarrung und rannte wie von bösen Geistern gehetzt zu Jemainas Kate. Laut rufend und gegen die Tür trommelnd scheuchte ich sie heraus.

Als wir den Ort des Geschehens erreichten, war bereits alles vorbei. Vier Soldaten saßen oder lagen verletzt am Boden, einer von ihnen war bewußtlos. Weder Nikal noch mein Vater war zu sehen, und der Hof schien leer bis auf einige Wachen, die sich um die Verletzten kümmerten. Jemaina schob wortlos einen Mann zur Seite, der neben dem bewußtlosen Reuven kniete, und begann ihn zu untersuchen.

Mein Vater kam heran und blieb neben uns stehen. »Wie steht es um ihn?« fragte er schroff.

Jemaina stand schwerfällig auf und schüttelte den Kopf. »Laß Männer mit einer Trage kommen, *domu*«, sagte sie beherrscht. »Ich möchte ihn bei mir unter Beobachtung halten.«

»Wie schlimm ist es?«

»Ich kann noch nichts sagen. In zwei oder drei Tagen ...«

»Wird er sterben?« fragte Morak kalt. Ich starrte Jemaina beschwörend an, als könnte das irgend etwas ändern. Sie hob die Schultern.

»Laß uns einige Tage abwarten«, wiederholte sie. »Möglicherweise ist sein Zustand weniger ernst, als es jetzt aussieht.«

Mein Vater biß hart die Kiefer aufeinander. »Wenn Reuven stirbt, wird Nikal hängen«, preßte er zwischen den Zähnen hervor. Mir wurde schlecht vor Angst. Morak drehte sich brüsk um und befahl den Männern, eine Trage zu bringen. Sie hoben den Bewußtlosen unter Jemainas Anleitung behutsam darauf und trugen ihn aus dem Hof. Ich dachte fieberhaft nach. Falls ich Jemainas Miene richtig gedeutet hatte, hing Reuvens Leben an einer Spinnwebe. Das hieß, Nikal würde gehängt werden, und das unter Umständen schon sehr bald. Ich mußte herausfinden, wo sie ihn hingebracht hatten und dann zusehen, wie ich ihn befreien konnte.

Als erstes benachrichtigte ich Julian. Der fuhr sich durch die Haare, daß sie nach allen Seiten abstanden und begann, wild und ungeordnet allerlei Zeug in einen großen Reisesack zu werfen. Gleichzeitig erteilte er mir Dutzende überflüssiger Anweisungen. Als einige von Julians Besitztümern anfingen, durch den Raum zu springen und sich selbständig einzupacken, beschloß ich, daß es höchste Zeit sei, Nikals Aufenthaltsort herauszufinden.

Ich mußte nicht lange nach ihm suchen, denn meine erste Vermutung erwies sich als zutreffend. Ich kletterte die endlos lange Leiter zum Eingang des Burgfrieds hoch und sah Janik Einauge neben dem Angstloch Wache halten. Der Strick, der die einzige Möglichkeit bot, das Verlies zu betreten oder zu verlassen, hing aufgerollt an der Haspel. Der Soldat sah mich ausdruckslos an. Ein dicker Bluterguß zierte den Wangenknochen unter seinem einzigen Auge.

»Jan, ist Nikal unten?« fragte ich. Janik nickte nur. »Darf ich zu ihm?« bat ich, obwohl ich die Antwort kannte.

»Keiner darf zu ihm, Befehl deines Vaters.« Er zuckte mit den Achseln und grinste mich schief an. »Tut mir leid, Junge.«

Ich kletterte wieder hinab in den Hof. Jemaina war meine nächste Station. Sie stand am Tisch und mischte mit verbissener Miene eine ihrer stinkenden grünen Salben.

»Wie steht es mit Reuven?«

»Schlecht«, lautete ihre unverblümte Antwort. »Ich versuche, ihn so lange wie möglich am Leben zu halten. Aber sein Schädel ist eingedrückt wie eine Eierschale. Ich denke nicht, daß er es schafft. Geh zu deinem Vater.« Ich sah sie zweifelnd an. »Geh zu ihm und bitte ihn, Nikal zu begnadigen. Auf seinen Sohn wird er vielleicht hören.«

Ich fand Morak in den Stallungen. »Ich kann mir denken, was du willst. Spar dir den Atem«, lautete seine entmutigende Begrüßung. Ungefähr das hatte ich erwartet, aber ich versuchte es dennoch.

»Bitte, Vater, höre mich an. Ich habe dich noch nie um etwas gebeten ...«

»Es hat keinen Zweck! Ich habe gesagt, Nikal wird hängen, wenn Reuven stirbt, und dabei bleibt es. Solche Vorfälle schaden der Disziplin, falls sie nicht hart geahndet werden; erst recht, wenn es sich bei dem Schuldigen um den Kommandanten der Wache handelt. Das müßte doch sogar in deinen Schädel gehen!«

Ich schluckte. Warum nur wurde ich das Gefühl nicht los, daß es noch einen anderen, verborgenen Grund für seine Unbeugsamkeit gab?

»Was geschieht mit Nik, wenn Reuven am Leben bleibt?«

»Er wird ausgepeitscht, als Strafe für seine Trunkenheit und die Prügelei auf dem Burggelände. Dann kann er sich aussuchen, ob er seinen Abschied nehmen oder als Gemeiner weiter in der Wache dienen will. Und das biete ich ihm nur an, weil er mir lange und treu gedient hat. Jeden anderen würde ich mit Schimpf und Schande

davonjagen!«

Ich wußte, wann ich verloren hatte. Ich drehte mich auf dem Absatz um, aber Vaters barsche Stimme hielt mich zurück.

»Finde dich morgen zum zweiten Wachwechsel auf dem Hof ein. Alle männlichen Burgsassen müssen der Auspeitschung beiwohnen. Für morgen wollen wir dich ausnahmsweise einmal dazuzählen.«

Ich setzte rot vor Wut meinen Weg fort, ohne ihm zu antworten. Nikal bekam also in jedem Fall die Peitsche, ob er nun gehängt werden würde oder nicht. Jetzt blieb mir als einzige Hoffnung meine Mutter, möglicherweise konnte sie Vater noch umstimmen.

Aber Mutter erwies sich als ähnlich unzugänglich. »Hör auf, mich zu quälen, Elloran«, sagte sie. »Ich kann nichts für ihn tun. Gar nichts.«

»Mutter!« flehte ich. »Du bist die einzige, die ihm helfen kann. Jemaina glaubt, daß Reuven die nächste Woche nicht erleben wird – und dann stirbt auch Nikal!« Sie kehrte mir den Rücken zu, aber ich hatte den verräterischen Schimmer in ihren Augen gesehen.

»Glaube mir, ich bin die letzte, die Nikal helfen kann. Geh jetzt, Elloran.«

Ich stürmte türenknallend aus ihrem Gemach. Natürlich, ich war aber auch manchmal zu dumm! Da lag doch der Grund für meines Vaters Rachsucht, so klar zu sehen wie meine eigene Hand. Ich war bisher nicht sicher gewesen, ob er etwas geahnt hatte von dem, was sich zwischen dem Kommandanten und meiner Mutter abgespielt hatte – jetzt wußte ich es.

Wie zum Hohn schien am nächsten Tag eine blasse, tapfere Frühlingssonne auf Burg Salvok nieder, als ich mich wie alle andern mittags pünktlich zum Wachwechsel auf dem Hof einfand. Es waren nicht nur Männer in der aufgeregt murmelnden Menge, die sich um den Richtplatz versammelt hatte. Ich fragte mich, was einen Menschen, gleichgültig ob Mann oder Frau, dazu treiben konnte, sich solch ein Schauspiel freiwillig anzusehen. Ich selbst hätte liebend gerne darauf verzichtet.

Die Zimmerleute hatten schon morgens den Pfosten aufgerichtet, an den man Nikal binden würde. Mich beschlich der Verdacht, daß dieser Pfosten einen Teil des späteren Galgens bilden sollte – schaudernd vertrieb ich das Bild aus meinem Geist.

Jetzt trat Morak aus dem Palas und blieb am Kopf der Treppe stehen. Meine Mutter folgte ihm kurz darauf. Er gab ein Zeichen, und zwei unbehaglich dreinblickende Wachen führten Nikal vor. Er stand hochaufgerichtet mit gefesselten Händen zwischen ihnen, sein zerschlagenes Gesicht wirkte blaß und beherrscht. Der Burgherr wandte sich mit schneidender Stimme an ihn.

»Kommandant, welche Bestrafung verdient ein Soldat, der sich betrunken im Burghof prügelt?«

In Nikals Wange zuckte ein Muskel, aber seine Antwort schallte klar und deutlich über

den Platz: »Zwanzig Hiebe und eine Woche Verlies, *domu*.«

Der Burgherr hob seine Hand und wartete, bis das erregte Gemurmel der Menge erstorben war.

»Höre mein Urteil, Kommandant der Wache: Deine wohlverdiente Strafe sind sechzig Hiebe mit der Peitsche und das Verlies so lange, bis Reuven, den du zuschanden geschlagen hast, genesen ist!« Ein Raunen und Zischeln ging durch die Versammlung. Das war das härteste Urteil, das an diesem Ort ausgesprochen worden war, seit vor Jahren der schwarze Naum gehängt wurde, weil er im Streit einen Kameraden erschlagen hatte.

Morak befahl erneut Ruhe, dann fuhr er fort, und seine Stimme war kalt und bar jeden Mitleids. »Höre weiter, Kommandant. Falls Reuven an den Folgen deiner Schläge stirbt, erwartet dich der Galgen. Das ist mein Spruch, und unumstößlich soll er sein, sonst möge mich die Göttin strafen!«

Nikal stand da wie versteinert. Ich sah, wie er den Blick meiner Mutter suchte und sie ihr Gesicht abwandte. Seine Schultern sanken für einen Augenblick herab, aber dann straffte er sie wieder und ließ sich von seinen Bewachern zu dem aufgerichteten Pfahl bringen. Sie führten die Stricke an seinen Handgelenken durch einen dort angebrachten Haken und zogen daran, bis sich seine Arme fast gestreckt über seinem Kopf befanden. Dann schnitt einer der beiden ihm das zerfetzte Hemd vom Leib. Sameel trat mit der neunschwänzigen Katze an ihn heran, holte weit aus, und mit einem pfeifenden Knallen ging der erste Schlag der Peitsche nieder. Nikal zuckte zusammen, aber aus seinem Mund kam kein Laut. Mit quälend langen Pausen zwischen den einzelnen Schlägen fuhr Sameels Arm auf und nieder. Nikal schrie noch immer nicht, aber ich hörte seinen stöhnenden Atem. Mir wurde so übel, daß ich glaubte, mich beim nächsten Schlag übergeben zu müssen.

Nach dem letzten Schlag ließ Sameel die Peitsche sinken. Nikal hing bewußtlos an den Stricken, die ihn an den Balken fesselten. Die Wachen banden ihn los und zerrten ihn auf die Beine. Sein Rücken schien keinen Streifen heiler Haut mehr aufzuweisen, nur noch rohes Fleisch, von dem das Blut herunterlief.

Mit ihrem Bündel in der Hand schritt Jemaina zielstrebig auf Nikal zu, aber die Soldaten versperrten ihr den Weg, einem Wink des Burgherren gehorchend. Jemaina drehte sich um und hob fragend und irritiert die Brauen.

»Geh, Heilerin«, sagte Morak. »Kümmere dich lieber um deinen anderen Patienten. Dieser hier verdient deine Fürsorge nicht.«

Jemaina spuckte angewidert aus und ging. Die Heilerin kannte den Burgherrn ebenso gut wie ich und wußte, daß Widerrede zwecklos war. Ich rannte hinter ihr her und holte sie am Eingang zum Kräutergarten ein. Sie schimpfte auf Olyssisch vor sich hin, was ein böses Zeichen war. Ich hatte die ruhige kleine Heilerin erst ein einziges Mal so

aufgebracht erlebt: damals, als der Junge des Dorfschulzen von einem Pferd niedergetrampelt worden war und seine Mutter Jemaina nicht zu ihm lassen wollte, weil sie der schwarzen Hexe nicht traute.

»Dein Vater ist ein *shi'hak* Narr!« fluchte sie. Ich konnte ihr nicht widersprechen. Sie schimpfte weiter, bis wir ihre Kate betraten. Dort war sie wie ausgewechselt. Sie stellte ihr Bündel griffbereit neben die Tür und eilte in den Nebenraum. Ich wartete bang darauf, daß sie wiederkam. Sie blieb nicht lange drinnen, und ihr Gesicht war zutiefst besorgt, als sie zurückkam.

»Er lebt noch«, sagte sie knapp. »Aber er wird schwächer. Julian sollte sich besser reisefertig machen. Du sorge dafür, daß rechtzeitig Pferde bereitstehen. Bete zu deiner Göttin, daß Reuven noch ein paar Tage durchhält. Nikal wird in seinem jetzigen Zustand kaum reiten können.«

Ich mußte ihr schaudernd zustimmen. Das zerschlagene Bündel Mensch, das da zwischen seinen beiden Bewachern gehangen hatte, war sicher in den nächsten Tagen nicht reisefähig. Mir kam ein Gedanke, der mich meine Angst und Hilflosigkeit ein wenig vergessen ließ.

»Was hieltest du davon, wenn ich Nikals Wunden versorgte?«

Jemaina musterte mich skeptisch. »Wie willst du das anstellen?«

»Ich habe einen Plan.«

Ich machte einen Abstecher in die Küche und schwatzte der Ersten Köchin eine kleine, knusprig gebratene Ente und zwei Krüge Apfelwein ab. Mit diesen Delikatessen erklomm ich die Leiter zum Burgfried. Zum ersten Mal in diesen Tagen war mir das Glück hold: der Wächter des Burgverlieses war der schlaue Bort, ein älterer Wachsoldat, mit dem ich hin und wieder das Kugelspiel spielte. Bort war nicht besonders helle, und ich ließ ihn manchmal gewinnen, worüber er sich immer wie ein Kind freute. Sein rundes Gesicht strahlte wie ein Mond, als er mich erblickte und wie die Sonne, als ich meine Mitbringsel auspackte. Ich sah ihm geduldig bei seinem Schmaus zu. Bort durfte man nicht überfordern; Kauen und Denken zugleich wäre entschieden zuviel von ihm verlangt gewesen. Endlich rülpste er zufrieden, wischte sich das Fett vom Kinn und nahm einen tiefen Zug aus dem Weinkrug. Er grinste und bot mir von dem Apfelwein an. Ich lehnte dankend ab und sah ihn den Krug in wenigen Zügen leeren.

»Was hältst du von einer Partie Kugelspiel?« fragte ich ihn. »Wann hast du Freiwache?«

Er rülpste erneut und schüttelte bedauernd den Kopf. »Bin noch die ganze Nacht hier«, brummte er. »Cal hat mit mir den Dienst getauscht.«

»Na, dann verschieben wir es eben. Wer hat denn morgen hier Wache?«

»Einauge hat die erste Wache und Cal die zweite«, antwortete er. »Und zur Nachtwache bin ich wieder an der Reihe.« Das war es, was ich hatte wissen wollen. Ich verabschiedete mich von Bort und versprach ihm, später noch einmal mit einem Krug Wein

vorbeizuschauen.

Jemaina gab mir ohne weitere Fragen alles an Verbänden und Arzneien, was ich benötigte. Ich wickelte die Sachen in eine warme Decke und holte dazu noch eine Wolltunika und eine dicke Jacke aus Nikals Quartier. In den Krug, den ich Bort mitbringen würde, mischte ich eine wohlbemessene Menge von Jemainas wirkungsvollstem Schlafmittel. So ausgerüstet, kletterte ich nach dem dritten Wachwechsel erneut hinauf in den Burgfried. Bort trank den mitgebrachten Wein gierig aus. Nicht lange danach entfiel der Krug seiner Hand, und das Kinn sank ihm auf die Brust. Er begann leise zu schnarchen. Ich wartete noch einen atemlosen Augenblick, um ganz sicher zu gehen, dann ließ ich den Strick an der Haspel ins Verlies hinunter, das ebenerdig hinter den meterdicken Mauern lag. Ich hatte am heutigen Tag die Leiter zum Eingang des Burgfriedes oft genug erklommen, um abschätzen zu können, was auf mich zukam. Aber dieselbe Strecke an einem Strick herabzuklettern, erwies sich als weitaus anstrengender. Das Bündel auf meinem Rücken wurde mit jedem Meter schwerer, und meine Hände begannen bald heftig zu schmerzen. Endlich fühlte ich festen Boden unter meinen Füßen. Mit zitternden Gliedern sank ich in die Knie und versuchte, erst einmal wieder zu Atem zu kommen.

Im Verlies war es so finster, daß ich meine Hand nicht vor Augen sehen konnte, und dazu eisig kalt. Trotz der Kälte roch die Luft muffig und abgestanden. Ich löste mein Bündel und suchte die Talglampe heraus. Doch meinen Feuerstein konnte ich beim besten Willen nicht finden. Ich wühlte und grub und durchsuchte meine Taschen und das Bündel wieder und wieder, aber er blieb verschwunden. Wenn ich mich doch nur an den Zauber erinnern könnte, der den Docht der Lampe zum Brennen bringen würde! Ich hielt die Lampe in der Hand und versenkte mich tief in meinen Geist. Aber es nutzte nichts, die Tafel meiner Erinnerung blieb schwarz und leer. Ich stieß einen erbitterten Fluch aus und blinzelte ungläubig: ein zarter Schimmer drang durch die Dunkelheit und wurde zu einem beständigen Glimmen. Erst schwach, dann immer heller erstrahlte die kleine Lampe und beleuchtete warm meine Hände und einen kleinen Teil meiner unfreundlichen Umgebung. Was auch immer die Lampe entzündet hatte, es war keiner der Zaubersprüche gewesen, die Julian mich so mühsam gelehrt hatte.

Ich verschob die Ergründung dieses Rätsels auf einen späteren Zeitpunkt und hob die Lampe, um mich umzusehen. Ich stand genau unter dem Angstloch, und rund um mich erstreckte sich der weite, leere Raum wie eine riesige Höhle. Der Boden war festgestampfte Erde, von der ein kühler, feuchter Hauch aufstieg. Die dicken Grundmauern des Burgfrieds, die die Wände des Verlieses bildeten, lagen außerhalb der kleinen Lichtpfütze meiner Lampe im Dunkel. Zu meiner Rechten vernahm ich ein Rascheln, dessen Ursprung ebensogut eine huschende Ratte wie ein sich bewegender Mensch sein konnte. Ich wandte mich in die Richtung des Geräusches und stolperte

schon nach wenigen Schritten beinahe über ein am Boden liegendes Bündel. Ich kniete nieder und hielt die Lampe darüber. Es war Nikal, der schlafend oder bewußtlos auf der nackten Erde lag. Ich rührte sanft an seine Wange. Sie fühlte sich kühl an, viel zu kühl. Sein Atem war fast nicht zu spüren.

Entschlossen, wenn auch ein wenig furchtsam, breitete ich Jemainas Utensilien aus. Ich zerschnitt mit einem scharfen Messer eine der Bandagen und füllte Wasser in eine Schale. Dann begann ich vorsichtig, wie ich es gelernt hatte, seine Wunden von dem anhaftenden Schmutz zu säubern. Zum Glück erwachte er während dieser schmerzhaften Prozedur nicht aus seiner Bewußtlosigkeit.

Endlich schien mir sein Rücken hinreichend gesäubert zu sein, um ihn verbinden zu können. Ich goß das blutige Wasser fort und füllte die Schale mit der alkoholischen Essenz, die dafür sorgen sollte, daß die Wunden sich nicht entzündeten. So behutsam, wie es mir möglich war, betupfte ich damit seinen Rücken. Nikal murmelte etwas und bewegte schwach eine seiner schlaff daliegenden Hände. Ich sprach ihn leise an, um ihn nicht zu erschrecken. Doch er regte sich nicht wieder, sein Atem ging so leise und gleichmäßig wie zuvor.

Mit dem Handrücken wischte ich ungeduldig eine kitzelnde Haarsträhne aus meiner Stirn und fuhr mit meinem Werk fort. Ich befestigte den Verband notdürftig mit einigen Bandagen, damit er nicht sofort wieder verrutschte, und wollte dann versuchen, Nikal etwas komfortabler zu lagern. Ich fühlte am Hals nach seinem Pulsschlag, als mich ein eisenharter Griff am Handgelenk packte. Ehe ich mich versah, lag ich auf dem Rücken, bewegungsunfähig, mit Jemainas schärfstem Messer an meiner Kehle. Über mir schwebte Nikals zerschlagenes Gesicht. Schweiß perlte auf seiner Stirn und hing in den grauen Bartstoppeln. Die Augen eines Fremden blickten mit tödlicher, wahnwitziger Ruhe auf mich herab.

»Nik, ich bin es«, krächzte ich verzweifelt. Ich fühlte das Messer meine Haut ritzen, und ein Tropfen Blut rann warm und kitzelnd herab zu meinem Ohr. Der wahnsinnige Fremde mit dem Gesicht meines alten Freundes zögerte, aber sein schraubstockfester Griff lockerte sich nicht. Ich rang ein Schluchzen nieder, das ich in mir aufsteigen fühlte, denn die kleinste Bewegung reichte jetzt aus, damit ich mir selbst die Kehle durchschnitt. Aus meinen Augen liefen Tränen, während ich Nikal ansah. Nichts in seinem Gesicht deutete auf Erkennen oder wenigstens Erbarmen hin; seine Stirn war in krampfhaftem Nachdenken gerunzelt, und aus seinen eisigen Augen blickte ein ferner, bösartiger Geist. Mich überlief ein unkontrolliertes Schaudern. Diese minimale Bewegung reichte aus, um die Klinge tiefer in mein Fleisch zu treiben und dem ersten Tropfen ein kleines, aber stetiges Blutrinnsal hinterherzuschicken. Ich mußte mir auf die Lippen beißen, um nicht vor Panik zu schreien.

Endlich kam mein Peiniger zu einem Entschluß. Er murmelte etwas in einer Sprache,

die ich nie zuvor gehört hatte, dann warf er das Messer beiseite und legte seine Hände um meinen Hals. Ich brachte noch einmal flehend seinen Namen über meine Lippen, bevor er mir unbarmherzig die Luft abdrückte. Schwärze, tiefer als die Dunkelheit des Verlieses, umfing mich und löschte meine Angst und meinen Schmerz aus.

Als ich wieder zu mir kam, war ich allem Anschein nach alleine. Nikal hatte mich gefesselt und geknebelt zurückgelassen, und die Knoten der Bandagen schienen äußerst fachmännisch geknüpft zu sein. Ich beruhigte meinen Atem und lag ganz still. Vorhin war mir – wie auch immer – das Entzünden der Lampe geglückt, vielleicht gelang es mir nun, meine Fesseln zu lösen. Wie ich es gelernt hatte, leerte ich meinen Geist und schlüpfte in die Knoten des Stoffes um meine Handgelenke. Es war wie zuvor: Keine der gelernten Zauberformeln stand zu meiner Verfügung. Aber trotzdem geschah etwas mit den Knoten, sie bewegten sich, glitten auseinander, und die Fesseln fielen lose von meinen Händen.

Ich tastete den Boden ab, und meine suchenden Finger stießen auf einige von Jemainas Gerätschaften. Die Decke, Nikals Kleider, der Wassersack, das Messer und die Lampe hingegen schienen fort zu sein. Nikal hatte mit Sicherheit den rettenden Strick wieder hochgezogen, damit seine Flucht möglichst lange unentdeckt blieb. Bis eine der Wachen hier herabstieg, um nach dem Gefangenen zu sehen, war er sicher längst über alle Berge.

Also versuchte ich erneut mein Glück und rief mit meiner inneren Stimme nach Julian. Wenig später verspürte ich seine fragende Anwesenheit in meinem Geist. Ich erklärte ihm in Gedankenschnelle die Lage. Es überraschte mich, ihn in meinem Kopf amüsiert lachen zu hören.

– *Was schlägst du vor?* fragte er.

– *Nimm dir ein Pferd und hole Nikal ein. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich bewußtlos war, aber es kann nicht allzulange gedauert haben. Sei vorsichtig, er ist nicht er selbst.* Die Gedankenverbindung begann mich zu ermüden. Deshalb fügte ich noch schnell hinzu: *Und bitte, sag Jemaina Bescheid, daß ich hier unten festsitze. Sie muß mich unbedingt rausholen, ehe Bort wieder aufwacht.*

Julians Lachen klingelte durch meinen Geist, und er übermittelte seine Zustimmung. Dann brach die Verbindung ab, und ich sank übergangslos in einen erschöpften Schlaf.

Wir standen am sonnenbeschienenen Flußufer und hielten uns an den Händen. Ihre Schulter lag an meiner, und unsere verschlungenen Hände glichen sich so sehr, daß ich nicht unterscheiden konnte, welche Finger zu ihrer Hand gehörten und welche die meinen waren. Schweigend gingen wir den Treidelpfad entlang – *hier bin ich schon einmal mit jemandem gegangen,* glitt ein Gedanke wie ein kleiner silbriger Fisch durch meinen Kopf und war fort. Ich wandte den Kopf und sah sie an. Sie schaute ernst vor sich hin, aber als sie meinen Blick spürte, drehte sie sich zu mir, und ein Lächeln erhellte ihr

sommersprossiges Gesicht. Erneut hatte ich das verwirrende Gefühl, in einen Spiegel zu sehen, nur daß dieses Spiegelbild unzweifelhaft das einer Frau war.

»Wie kann ich dich finden?« fragte ich.

»Du kannst mich erst finden, wenn du dich aufgemacht hast, mich zu suchen. Bitte, Elloran, warte nicht zu lange. Sie wollen uns trennen, und es wird ihnen gelingen, wenn du zögerst.« Ihre Miene wirkte angespannt und ein wenig ängstlich. »Elloran, uns bleibt nicht mehr viel Zeit!«

Ein Schauer überlief mich, und ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Meine rechte Hand sandte mir seltsame Zeichen. Ich blickte hinab, und dort, wo eben noch zwei Hände gewesen waren, die einander festhielten, entdeckte ich jetzt nur noch eine einzige, an einem einzigen Arm, der uns beiden gemeinsam zu gehören schien. Ich erkannte meine Hand und meinen Arm; und dennoch waren es zugleich die schlanken Glieder meiner Traumschwester. Noch während ich ungläubig hinblickte, setzte sich die seltsame Verschmelzung fort. Ich fühlte ein Ziehen in unserem Oberschenkel und sanften, unerbittlichen Druck an meiner Hüfte, dann schmiegte sich ihr Ohr an meines, und ich war nicht mehr in der Lage, unseren Kopf zu bewegen. Meine Sicht verdoppelte sich auf schwindelerregende Weise. Eine Zeitspanne völliger Verwirrung folgte, in der ich nicht mehr wußte, wer, was oder wo ich war. Ich kehrte in meinen Körper zurück und hatte die ungewohnte, erregende Empfindung, kleine, aber unverkennbar weibliche Brüste zu besitzen; ich war Elloran, war meine Schwester und war doch beides nicht, und dann war es vorbei.

Grobe Fäuste rüttelten mich, und eine rauhe, wütende Stimme riß mich aus meinem Schlummer. Ich wurde unsanft auf die Füße gezerrt und zum Ausgang geschleift.

Oben erwartete mich mein Vater. Er schlug mir heftig ins Gesicht und befahl heiser, mich zu seinem Arbeitsraum zu bringen. Ich war gegen seinen Befehl in das Verlies eingedrungen, nachdem ich eine seiner Wachen betäubt hatte, und hatte mich von Nikal überrumpeln lassen. Das gab ihm sicherlich jedes erdenkliche Recht, mich zur Rechenschaft zu ziehen.

Nikals Stellvertreter Ioann trat ein. Er salutierte zackig und meldete: »Der Gefangene scheint die Burg verlassen zu haben. Der Stallmeister vermißt den grauen Hengst. Soll ich einen Suchtrupp aussenden, *domu*?«

Mein Vater starrte ihn aus blutunterlaufenen Augen an. In diesem Moment sah er aus wie ein vor Wut rasender Bär. Er schlug unbeherrscht mit der Faust gegen die Wand und brüllte: »Verdammt soll er sein! Du schickst zwei Suchtrupps aus, Ioann, und einen davon leitest du selbst! Ich will ihn wiederhaben, lebend oder tot. Hast du mich verstanden? Es ist mir gleich, ob du ihn in kleinen Stücken bringst, aber du bringst ihn mir zurück!« Ioann wurde bleich. Er nickte stumm, salutierte wieder, diesmal etwas

weniger zackig und verließ das Zimmer fast im Laufschritt.

Morak schien sich inzwischen etwas beruhigt zu haben. Er griff nach einem Schreiben, das auf seinem Tisch lag.

»Die Krone erweist mir die Ehre, meinen Sohn an den Hof einzuladen«, sagte er. »Ist es nicht bedauerlich, daß mein Sohn nicht in der Lage sein wird, dieser Einladung Folge zu leisten?« Er zerriß das Schreiben vor meinen ungläubigen Augen in kleine Fetzen und ließ die Schnipsel zu Boden rieseln.

»Du hast noch sehr viel zu lernen, ehe ich dich eine solche Reise antreten lasse, Elloran«, fuhr er, sich niedersetzend, fort. »Hast du mir irgend etwas zu sagen, mein Sohn?«

»Was soll ich sagen? Es tut mir nicht leid, daß Nik entkommen ist, ehe du ihn ...« Meine trotzigen Worte blieben mir im Halse stecken. In den Augen meines Vaters stand unverhüllter Haß.

»Nein, es tut dir nicht leid«, knurrte er. »Wollen wir doch einmal sehen, ob sich an dieser bedauerlichen Tatsache nicht etwas ändern läßt.« Er ging zur Tür, riß sie auf und brüllte nach der Wache.

»Schaff meinen Sohn zu den Ställen hinüber und sag Hjelvor, daß er einen neuen Stalljungen hat«, befahl er dem Soldaten. »Er soll nicht auf die Idee kommen, ihn zu schonen. Es ist höchste Zeit, daß der junge Herr ein paar Schwielen an seinen zarten Händchen bekommt.« Ich rechnete es dem Mann hoch an, daß er nicht grinste. Er griff nach meinem Ellbogen und schob mich sanft zur Tür hinaus.

Hjelvor, unser schwarzbärtiger Stallmeister, kratzte sich verlegen am Kopf, als er die Anweisungen meines Vaters vernahm. Er musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen und seufzte.

»So, wie du aussiehst, brauchst du vor allem eine gründliche Wäsche und eine Mütze voll Schlaf, Junge.« Er klopfte mir auf die Wange. »Geh, ich will dich erst morgen früh hier sehen. Aber pünktlich, eine Stunde vor dem ersten Wachwechsel!«

Das einzig Gute an meiner neuen Tätigkeit war, daß ich nun jeden Abend todmüde in mein Bett fiel und traumlos durchschlief. Die einzige Ausnahme bildete die zweite Nacht nach Nikals Flucht. Ich wurde wach, weil mich jemand rief. Auf dem Fenstersims hockte Magramanir und schlug aufgeregt mit den Flügeln. Als sie sah, daß ich wach war, flatterte sie auf meine Schulter und öffnete den Schnabel.

»So ist es einfacher«, erklang Julians Stimme, leise und weit entfernt, aber sehr klar zu verstehen. »Für eine längere Gedankenverbindung bin ich zu müde. Kannst du mich verstehen, Elloran?«

»Klar und deutlich«, erwiderte ich. »Was ist mit Nik, hast du ihn gefunden?«

»Deshalb melde ich mich. Ich habe ihn eingeholt und bringe ihn jetzt zur Stadt.«

»Hat er Schwierigkeiten gemacht?«

»Ja, zuerst schon. Aber seine Verletzungen haben ihn sehr geschwächt, er ist im Augenblick nicht in der Lage, mir ernsthaft Widerstand zu leisten. Ich melde mich wieder bei dir, wenn wir in Sicherheit sind.«

Magramanir hüpfte von meiner Schulter und flog aus dem Fenster. Einigermaßen beruhigt, daß Nik in Julians Obhut war, schlief ich schnell wieder ein.

Meine Tage waren öde und ermüdend: Vor dem Morgengrauen hinaus, Ställe ausmisten, das Vieh füttern, Pferde striegeln, die Kühe melken – es gab mehr als genug Arbeit in den Stallungen der Burg. Zur Krönung des Ganzen ließ der dicke Bernak keine Gelegenheit aus, mich mit meiner neuen Stellung aufzuziehen. Zwar schluckte ich all seine Beleidigungen hinunter, aber es fiel mir von Mal zu Mal schwerer.

Mein Vater schien die Absicht zu hegen, mich für den Rest meines Lebens im Stallmist versauern zu lassen. Ellemir, die ich um Rat und Hilfe bat, schüttelte nur gereizt den Kopf. »Das hast du dir selbst eingebrockt, Elloran. Sieh zu, wie du da wieder herauskommst.«

Also biß ich die Zähne zusammen und schaufelte weiter Mist.

Der Frühling ging vorüber, meine Hände zierten harte Schwielen, und die Muskeln meiner Schultern und Arme hatten sich prächtig entwickelt. Nikal wäre stolz auf mich gewesen. In diesen Wochen änderte sich der Zustand des bedauernswerten Reuven weder zum Besseren noch zum Schlechteren. Er lag weiterhin still und bleich in Jemainas Krankenzimmer; ohne Bewußtsein im Schattenreich zwischen Leben und Tod schwebend.

Julians geflügelte Botin erschien erneut in der Siebtwoche des Frühlings: Julian war mit seinem Schützling sicher und wohlbehalten in der Stadt eingetroffen. Alles weitere stand in den Sternen.

6

Zu Beginn des Kornsommers lag ich eines Vormittags in der Nähe des Dorfweihers dösend im sonnenwarmen Gras. Ich hatte die Kühe der Burg auf ihre Weide getrieben und gönnte mir nun eine kleine Pause, bevor Hjelvor mich wieder mit Arbeit eindecken würde. Das zumindest hatte ich inzwischen gelernt: mir meinen Schlaf zu holen, wo sich eine Gelegenheit bot. Mit geschlossenen Augen lauschte ich dem schmetternden Lied einer Feldlerche, die hoch über mir in der Luft stand, als gedämpfter Hufschlag und das Rollen von Wagenrädern an mein Ohr drang.

Ich stützte mich träge auf die Ellbogen und schirmte meine Augen gegen die grelle Sonne ab, neugierig, wer da den Weg entlangkam. An der Kreuzung hatte ein buntbemalter Wagen haltgemacht, der von einem knochigen Schimmel gezogen wurde. Auf dem Bock saß ein kleiner, unauffällig gekleideter Mann, und ein Reiter auf einem häßlichen Fuchs begleitete den Karren. Die beiden Männer deuteten auf die sich kreuzenden Wege und schienen sich zu beraten, welchen von ihnen sie einschlagen sollten. Der Kutscher wies schließlich auf mich, und der Reiter wendete sein Pferd und kam auf mich zu. Dem buntscheckigen Karren nach zu urteilen, gehörten die beiden zum fahrenden Volk: Gaukler oder Spielleute oder Händler von allerlei exotischem Krimskrams. Diese Aussicht munterte mich auf; sie versprach eine unterhaltsame Abwechslung vom eintönigen Burgalltag. Fahrendes Volk verirrte sich nur selten nach Salvok und war daher immer höchst willkommen.

Der Fremde zügelte vor mir sein Pferd und sprang leichtfüßig aus dem Sattel. »Sei mir gegrüßt, *domu*«, rief er mir mit tiefer, klangvoller Stimme zu. »Siehst du dich in der Lage, zwei verirrten Fremdlingen den Weg zu Burg Salvok zu weisen?« Ich mußte über seine seltsame Ausdrucksweise lachen. Einen barfüßigen, nicht allzu sauberen Stallburschen mit ›*domu*‹ zu betiteln, war in jeder Hinsicht ungewöhnlich.

Der Fremde sah mein Lachen und erwiderte es vergnügt aus strahlenden türkisfarbenen Augen. Er war nicht groß, dafür aber muskulös und stämmig, mit langen Armen und breiten Schultern. Die weiten Ärmel seines weißen Hemdes trug er hochgekrempelt und mit gelben Bändern an eine leuchtendrote ärmellose Weste geknotet, und über seine kräftigen Beine spannte sich eine enggeschnürte Hose in der Farbe seiner Augen: eine auffällige und farbenfrohe Mode, die mir so fremdartig erschien wie der ganze Mann. Ich musterte ihn ungeniert, während ich ihm den Weg zur Burg beschrieb. Er war wohl der behaarteste Mensch, den ich je zu Gesicht bekommen hatte. Seine Arme und das, was ich von seiner breiten Brust in dem weit offenen Hemdausschnitt sehen konnte, waren von dichtem dunklen Pelz bedeckt; selbst auf seinen Händen und sogar an den Spitzen seiner großen Ohren sprossen kleine

Haarbüschel. Wie um diese auffällige Behaarung noch zu unterstreichen, war sein Gesicht säuberlich glattrasiert und das Haupthaar über dem stark zurückweichenden Ansatz ganz kurz geschoren. Das alles in Verbindung mit den spitzen schneeweißen Zähnen, die ich in seinem Mund blitzen sah, weckte in mir die groteske Vorstellung, ein wunderbarerweise auf zwei Beinen gehendes Tier vor mir zu haben: Es hätte mich nicht weiter verwundert, ein Miauen statt der kultivierten menschlichen Stimme aus seinem Munde zu vernehmen.

»Sei so gut, junger Freund, und gewähre mir dein Geleit zu unserem Wagen«, unterbrach er mich mit einer ungeduldigen Geste. »Ich besitze keinerlei Gedächtnis für langweilige Wegbeschreibungen, aber mein prosaischer Gefährte dort hinten hat darin bisher immer hervorragendes Talent bewiesen. Bitte erweise dich als der wohlmeinende Schutzgeist meines geplagten Hirnes und schildere *ihm* unsere Route.«

Ich konnte kaum noch an mich halten. Der Kutscher rettete mich aus der peinlichen Lage, diesem überaus gesitteten und höflichen Fremden geradezu ins Gesicht zu lachen.

Er rief ungeduldig: »Was ist denn nun, Kater? Kennt der Junge den Weg oder nicht? Ich habe keine Lust, hier Wurzeln zu schlagen!« Der Kater – welch passender Beiname! – sah mich an und ließ amüsiert eine seiner Brauen emporzucken.

»Ich könnte euch zur Burg führen«, schlug ich vor, während ich neben ihm her auf den Wagen mit seinem gereizt dreinschauenden Fahrer zuging. Diese beiden Fremden genauer in Augenschein zu nehmen, erschien mir noch weitaus reizvoller als ein Schläfchen mitten am Tag. Der Kater ließ ein unverbindliches Geräusch hören. Anscheinend war nicht er derjenige, der die Entscheidungen für beide traf. Neugierig schaute ich den anderen Mann an. Aus der Entfernung hatte ich die beiden für Brüder gehalten, aber der Eindruck verflüchtigte sich, als ich mich dem Wagen näherte. Zwar gab es gewisse Ähnlichkeiten: der Kutscher war ebenfalls von kleiner Statur und dunkelhaarig; aber damit endeten die Gemeinsamkeiten auch schon. Wo der Kater stämmig, fast untersetzt war, wirkte dieser Mann zierlich und feingliedrig. Aus einem dreieckigen olivfarbenen Gesicht blickte ein Paar hellbrauner mandelförmiger Augen, die, zusammen mit einer schmalen, gebogenen Nase und dem feingeschwungenen Mund, nahezu weiblich anmuteten. Oberflächlich gesehen strahlte der junge Mann Sanftheit und eine kindliche Einfalt aus. Doch dieser Eindruck, merkte ich sofort, trog: der scharfe Blick, der mich aus den großen Augen traf, war alles andere als sanft oder unschuldig.

»Nun?« fragte er mürrisch.

»Alles in wunderbarer Ordnung, Maddoc. Dieser freundliche junge Herr wird uns zur Burg führen«, erwiderte mein Begleiter fröhlich. Der andere runzelte die Stirn.

»Na gut«, gab er widerwillig nach. »Er kann unterwegs einige Fragen beantworten, damit ich weiß, was uns dort erwartet.« Er rückte ein wenig zur Seite, damit ich den Bock

erklimmen und mich neben ihm niederlassen konnte. Mit einem leisen Schnalzen und einem auffordernden Ruck der Zügel gab er dem dürren Schimmel den Befehl, sich in Bewegung zu setzen. Der Kater bestieg seinen Fuchs und ritt im Schritt neben uns her.

Da der Mann namens Maddoc keinerlei Anstalten unternahm, mir irgendwelche Auskünfte zu entlocken, beschloß ich, zunächst meine eigene Neugierde zu befriedigen. »Wer seid ihr? Gehört ihr zu den Fahrenden?« Maddoc schwieg, aber sein redseliger Begleiter wandte sich mir zu.

»Ganz recht, junger Herr. Vor dir siehst du den dir sehr ergebenen Sänger und Spielmann S'TomCroQ'nan«, er deutete eine kleine Verbeugung an, »und neben dir lenkt der ehrenwerte und nicht sehr gesprächige Heiler Akim unser edles Roß.« Der Kutscher warf ihm einen schrägen Blick zu und brummelte etwas nicht sehr Schmeichelhaftes. Ich staunte den Spielmann an.

»S' ... TomCro ...« versuchte ich mich vergeblich an dem zungenverknotenden Namen mit den vielen Knacklauten.

» ... CroQ'nan«, half er mir lachend aus. »Aber meine Freunde nennen mich – meist ...«, er blickte vielsagend auf seinen mürrischen Begleiter, »ganz schlicht nur Tom. Bitte, mein lieber junger Freund, ziere dich nicht und tue desgleichen.« Einen Augenblick lang war ich sprachlos. Ich sortierte die gedrechselte Rede des Spielmannes im Geiste auseinander und holte dann entschlossen Luft.

»Es soll mir eine Ehre und ein wahres Vergnügen sein, edler Sänger, dich fortan mit dem wohlklingenden Namen ›Tom‹ rufen zu dürfen. Gestatte mir, mich gleichermaßen vorzustellen: mein Name ist Elloran von Burg Salvok.«

Der unaussprechliche Tom warf den Kopf in den Nacken und lachte lauthals. Dann reichte er mir mit sehr ernsthafter Miene seine haarige, ungewöhnlich warme Hand. Ich ergriff sie, und wir schüttelten feierlich unsere Hände, wobei Tom mich mit seinen strahlenden Augen intensiv anblickte. Sein Begleiter, der wortkarge Heiler, sah kurz zu uns hinüber und schnaubte verächtlich.

»Also gut«, sagte er barsch. »Da jetzt die Formalitäten zwischen euch erledigt sind, können wir vielleicht zu etwas Wesentlicherem kommen. Kannst du uns ein paar Auskünfte geben, Junge?« Ich nickte eingeschüchtert. »Du sagst, du bist von der Burg. Wir suchen jemanden, der dort leben soll, einen Söldner namens Nikolai.«

Mein Mund wurde plötzlich trocken, ich mußte einige Male schlucken, um sprechen zu können. »Du meinst Nikal? Sehr groß, blonde Haare, kräftig?« Die beiden wechselten einen schnellen Blick, ich konnte ihre Erregung fast körperlich spüren.

»Das könnte der Mann sein, den wir suchen. Wie lange lebt er schon auf Salvok?«

Ich rechnete schnell nach. »Ich glaube, seit etwas über achtzehn Jahren. Vielleicht ein oder zwei Jahre länger.« War Nikal mit meiner Mutter auf die Burg gekommen oder später? Wieder einmal stellte ich fest, wie wenig ich über den Mann wußte, den ich

immer für meinen besten Freund gehalten hatte.

»Könnte hinkommen, Kater«, sagte der Heiler Akim nachdenklich. Der Spielmann stieß ein häßliches Lachen aus.

»Das wäre fast zu schön, um wahr zu sein. Sollte unser haarloses Wunder wieder einmal recht behalten? Das wird ja wirklich mit der Zeit langweilig, Maddoc!«

Die beiden sahen sich an, und der Triumph in ihren Blicken machte mich stutzig. Warum suchten diese Leute nach Nikal? Waren sie der Grund dafür, daß Nik so hartnäckig über seine Vergangenheit geschwiegen hatte? Akim holte mich mit einer Frage aus meinen fruchtlosen Grübeleien.

»Hält er – Nikolai – sich zur Zeit auf Salvok auf? Werden wir ihn dort treffen?« Ich überlegte in Windeseile. Würde ich Nikal womöglich in Schwierigkeiten bringen, wenn ich den Fremden gegenüber zu vertrauensselig war? Vielleicht war es ratsam, wenn ich Vorsicht walten ließ und zunächst einmal herauszufinden versuchte, was die beiden vorhatten.

»Ich weiß es nicht«, wich ich also aus. »Aber sagt doch, wenn mir die Frage erlaubt ist, woher kennt ihr unseren Kommandanten, und warum sucht ihr nach ihm?«

Tom grinste mit blitzendem Raubtiergebiß. »Wir haben einen kleineren Hühnerstall mit ihm zu rupfen«, verkündete er in unheilvollem Ton. Ungefähr so etwas hatte ich befürchtet.

»Hör doch auf mit dem Blödsinn, Tom«, sagte der Heiler unwirsch. »Du machst dem Jungen ja angst!« Ich zuckte zusammen. Dieser Akim schien einen schärferen Blick zu besitzen, als ich vermutet hatte. Er drehte mir jetzt zum ersten Mal voll das Gesicht zu und fing meinen Blick ein. »Laß dich nicht von ihm ins Bockshorn jagen, Junge. Wir sind alte Freunde deines Kommandanten und haben ihn vor etlichen Jahren aus den Augen verloren, das ist alles. Wir würden uns sehr freuen, ihn wiederzutreffen, und ich bin sicher, ihm geht es genauso.«

Diese besänftigend gemeinte Erklärung hatte die gegenteilige Wirkung auf mich. Wie konnte dieser einschüchternde junge Mann neben mir, der aussah, als müßte er sich erst seit einer Handvoll von Jahren rasieren, behaupten, ein ›alter Freund‹ von Nikal zu sein? Da war ich schon eher geneigt, der Version des Spielmannes Glauben zu schenken. Gut, daß Nik sich in Julians Obhut befand – weit weg von Salvok. Wir rollten den Steinweg zum Burgtor hinauf. Der Hufschlag der Pferde hallte laut von den Mauern wider.

»Ich kümmere mich um euer Quartier«, bot ich eilig an und rutschte vom Kutschbock. »Eure Pferde versorge ich dann auch, ich – ich bin hier nämlich der Stalljunge.«

»Warte«, rief Tom hinter mir her. »Willst du uns nicht zuerst verraten, wo wir unseren geschätzter Freund, deinen hochverehrten Kommandanten, finden können? Wir brennen darauf, ihm so bald wie möglich Auge in Auge gegenüberzustehen!«

Ich winkte ihm fröhlich zu und gab Fersengeld. Sämtliche Kinder der Burg, einige

Soldaten auf Freiwache und Frauen vom Gesinde hatten sich schon um den Karren versammelt: Neuigkeiten verbreiteten sich schnell auf der Burg. Die Fremden wurden mit Zurufen und Fragen bedrängt; ich sah den Spielmann mit den Achseln zucken und lachen, dann sprang er in den Wagen und kam mit einer Laute wieder zum Vorschein. Ich atmete erleichtert auf und tauchte in das dämmrige Innere des Gesindehauses.

Die fahrenden Fremden waren bald darauf in einer der Gästekammern untergebracht. Die gebannt lauschende Menge hatte den Spielmann widerwillig freigegeben, nachdem Tom ihnen versprochen hatte, am Abend in der Halle eine Vorstellung für die Burgsassen zu geben. Während mein Vater die Fremden empfing, versorgte ich die Pferde der beiden. Der Fuchs des Spielmannes war von ebenso häßlichem Charakter wie sein Äußeres vermuten ließ und versuchte mehrmals, mich zu beißen. Es gelang ihm nicht, da ich auf der Hut war, aber statt dessen trat er mir dann heftig auf den Fuß. Ich muß gestehen, daß ich, während ich schimpfend den großen Bluterguß kühlte, versucht war, aus dem Verhalten des Pferdes unschöne Rückschlüsse auf den Charakter seines Reiters zu ziehen.

Hjelvor schalt mich aus, weil ich meinen Dienst vernachlässigt hatte, aber er zwinkerte dabei und gab mir für den Rest des Tages frei. Das war ein unverhofftes Geschenk. Ich machte mich sofort auf den Weg zu Jemainas Kate, um ihr von unseren Besuchern und ihren bohrenden Fragen nach Nikal zu berichten. Aber die Kate stand leer, und auch Jemainas Bündel fehlte. Wahrscheinlich machte sie gerade ihre Runde durch das Dorf. Ich öffnete leise die Tür zum Krankenzimmer und schaute nach Reuven. Das hatte ich mir seit Nikals Flucht zur Angewohnheit gemacht. Unklare Schuldgefühle nagten seither an mir; vielleicht, weil ich mir die ganze Zeit nur Kopfzerbrechen um Nikal gemacht hatte, ohne auch nur einen Gedanken an sein unglückliches Opfer zu verschwenden.

Reuven lag reglos auf dem schmalen Bett. Mir schien, daß er seit dem letzten Mal noch weiter abgemagert war. Sein stilles, bleiches Gesicht war eingefallen, und die Haut spannte sich straff über seine Knochen. Ich flößte ihm etwas Wasser ein. Der letzte Schluck rann wieder aus seinen Mundwinkeln, ich wischte das Wasser fort und blieb noch eine Weile neben seinem Lager sitzen.

Draußen rannte ich dann prompt dem Spielmann in die langen Arme. Er bemerkte mich nicht sofort, denn er kniete neben einem von Jemainas Heilpflanzenbeeten und untersuchte neugierig eine der überaus seltenen rotblättrigen Chholan-Pflanzen, die Jemainas ganzer Stolz waren. Sein Gesicht war ernst, er wirkte gesammelt; nichts an ihm erinnerte mich in diesem Augenblick an den charmanten und leichtfüßigen Tagedieb, als der er mir bisher erschienen war.

Er sah auf, als er meine Schritte hörte, und lächelte mich an. Dieses Lächeln verfehlte sicherlich selten seine Wirkung; ich muß gestehen, daß es selbst auf mich, der ich diesem

Mann gegenüber ein gerüttelt Maß an Mißtrauen aufbrachte, eine geradezu hypnotische Wirkung ausübte. Ich ertappte mich ärgerlich dabei, wie ich es fast ebenso breit erwiderte. Die Ausstrahlung dieses Menschen war wirklich bemerkenswert. Er war zwar alles andere als gutaussehend zu nennen – schon gar nicht, wenn man das beinahe unverschämt hübsche Äußere seines Begleiters daneben betrachtete – aber ich war sicher, daß die Frauen und Mädchen der Burg ihm bereits jetzt allesamt schmachtend zu Füßen lagen.

»Mein lieber junger Freund!« rief er nun überschwenglich aus und sprang geschmeidig auf die Füße. »Ich bin entzückt und erfreut, dich hier wiederzutreffen!« Er legte einen Arm um meine Schultern und zog mich mit sich. »Wir werden etwas Kühles trinken und gemütlich miteinander plaudern. Und vielleicht können wir auch das eine oder andere Kartenspielchen miteinander wagen. Sag, was hältst du von meinem Vorschlag?«

»Sei bloß vorsichtig, wenn du mit ihm spielst. Er bescheißt«, erklang hinter uns die kühle Stimme des schmächtigen Heilers. Tom stemmte die kräftigen Hände in die Seiten und schnappte empört nach Luft, aber er sollte nicht dazu kommen, die Bemerkung loszuwerden, die ihm auf der Zunge lag. Akim starrte an ihm vorbei – mit dem Gesichtsausdruck eines Mannes, der eine Erscheinung hat. Neugierig geworden, drehten wir uns um und erblickten Jemaina, die mit gewohnt forschem Schritt, der ihre weiten Röcke heftig schwingen ließ, den Hof überquerte.

»Kleine Krähe«, rief Akim lauthals und sprang auf sie zu, daß der Staub nur so um seine Stiefel wirbelte. Jemaina erstarrte mitten in der Bewegung, fuhr herum, ließ achtlos ihr Bündel fallen und fiel dem Heiler in die Arme.

»Kim!« hörte ich sie lachend ausrufen.

»Wie kommst du denn hierher?« fragten sie sich fast gleichzeitig, und dann sagten sie eine Zeitlang gar nichts mehr, weil ihre Münder anderweitig beschäftigt waren. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, und ich erwachte erst dadurch aus meiner Erstarrung, daß Tom mich sacht am Ärmel zog.

»Komm, mein Lieber, laß die beiden ihr Wiedersehen feiern. Was, hattest du gemeint, hältst du von einem Spielchen?«

Ich erhielt die Gelegenheit, etliche Spiele zu verlieren, ehe Jemaina und Akim in der Halle zu uns stießen. Der Heiler warf einen abschätzigen Blick auf die Münzen, die vor Tom auf dem Tisch lagen – es handelte sich um den größten Teil meiner Ersparnisse – und knurrte nur: »Ich hatte dich gewarnt.« Jemaina sah strahlend und etwas erhitzt aus, so hatte ich sie noch nie erlebt.

»Verzeih mir, Tom, ich habe dich noch gar nicht begrüßt«, sagte sie und umarmte den Spielmann herzlich. Der küßte sie artig auf die Wange und bot ihr seinen Platz an. Jemaina setzte sich zwischen die beiden Männer und verschränkte ihre Hand mit der des

Heilers.

»Erzählt«, befahl sie lächelnd. »Wo habt ihr die ganze Zeit gesteckt? Und wo sind die anderen?« Akim und Tom wechselten einen schnellen, unbehaglichen Blick. Jemaina schüttelte nachsichtig den Kopf. »Immer noch die alten Geheimniskrämer. Elloran ist ein guter Freund von mir und äußerst verschwiegen.« Sie blinzelte mir zu. »Ich glaube nicht, daß ihr etwas vor ihm verbergen müßt.«

Akim blieb mißtrauisch. Ich konnte es ihm nicht verdenken, mir ging es mit den beiden ja nicht viel anders, trotz Jemainas offensichtlichem Vertrauen zu ihnen.

»Sie suchen nach Nik«, fuhr es mir heraus. »Tom sagt, er habe eine Rechnung mit ihm zu begleichen.«

»Das ist nicht ganz korrekt, mein hitzköpfiger junger Freund«, widersprach der Spielmann sanft. »Die Rede war von zu rupfendem Geflügel, wenn ich mich recht entsinne. Und dabei bleibe ich auch«, fuhr er mit einem unschuldsvollen Blick auf den giftig dreinschauenden Akim fort. »Wenn ich allein bedenke, wie lange wir schon hinter dem Guten herjagen müssen!«

Jemaina versuchte, ihn auszuhorchen, aber er weigerte sich höflich und hartnäckig, weiter über dieses Thema zu sprechen. Sie sah die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen bald ein und begann, mit Akim Erinnerungen auszutauschen. So erfuhr ich beiläufig einiges über die Heilerin, was mir bisher unbekannt gewesen war. Akim und sie hatten sich in Olyss kennengelernt, lange bevor Jemaina nach Raulikar gekommen war. Der so jugendlich erscheinende Heiler mußte also wahrhaftig sehr viel älter sein, als von seinem Erscheinungsbild her zu vermuten war. Akim hatte damals die olyssische Heilkunde bei Jemainas Lehrerin studiert, und er und Jemaina waren sich dabei sehr nahe gekommen. Dann war Tom mit einigen Gefährten aufgetaucht, und Akim war mit ihnen fortgegangen. Danach hatten Jemaina und Akim sich nur noch einmal wiedergesehen: erstaunlicherweise in der Kronenburg. Jemaina stand Nikal offensichtlich in nichts nach, was ihre Verschwiegenheit über die eigene Vergangenheit betraf. Ich hatte nicht gewußt, daß sie jahrelang in der Hauptstadt und dort anscheinend auch bei Hofe gelebt hatte.

»Kim, würdest du dir einmal mein Sorgenkind ansehen?« fragte Jemaina. »Er hat eine schwere Kopfverletzung, und ich bin am Ende meiner Weisheit. Vielleicht fällt dir etwas ein, was ihm helfen könnte.«

»Jemaina scheint ja eine Menge von deinem Freund zu halten«, sagte ich, als die beiden hinausgingen. »Sie bittet sehr selten jemanden um Rat.«

»Akim ist ein begnadeter Heiler«, antwortete Tom kurz. Er schwieg eine Weile. Dann fragte er behutsam: »Meinst du, du könntest mir jetzt etwas über Nikolai – Nikal erzählen? Oder mißtraust du mir noch immer?« Ich wand mich unbehaglich bei dieser unverblümten Frage und zögerte wohl etwas zu lange mit meiner Antwort, denn er hob die Schultern und lächelte bedauernd.

»Schade, denn ich denke, daß wir gute Freunde sein könnten, Elloran. Du darfst mir glauben, ich will deinem Freund Nikal nichts Böses. Und Maddoc auch nicht – ganz im Gegenteil.« Er hatte seine verschnörkelte Redeweise vollständig abgelegt und sprach mit großem Ernst. Der Eindruck, den er vermittelte, war der von tiefer Aufrichtigkeit. Doch diese Ehrlichkeit konnte vorgetäuscht sein; ich hielt ihn für schauspielerisch äußerst talentiert.

Er wartete einen Augenblick auf eine Antwort und fuhr, als ich beharrlich schwieg, leise fort: »Wir haben uns vor einigen Jahren getrennt, und die anderen und ich bereisten lange einen anderen Teil der Welt. Wir hatten einen Treffpunkt ausgemacht und einen Zeitpunkt, an dem wir uns wiedersehen wollten. Aber Nikal ist dort nicht erschienen und hat auch nichts von sich hören lassen. Also haben wir begonnen, nach ihm zu suchen. Wir haben uns große Sorgen gemacht, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte, weil er – er war nicht ganz gesund, als wir uns trennten. Es entspricht ganz und gar nicht seiner Art, eine Verabredung nicht einzuhalten.«

Toms Katzenaugen waren mit größter Eindringlichkeit auf mich gerichtet. Es kam mir vor, als versuchte er mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Kraft seiner Ausstrahlung, mich von seinen guten Absichten zu überzeugen.

»Wir nahmen schließlich an, er sei tot. Aber einer von uns besitzt besondere Fähigkeiten. Er war davon überzeugt, daß Nikolai noch am Leben sein mußte, wenn auch vielleicht – nun ja – unter Umständen geistig verwirrt ...« Er stockte. Sein Gesicht zeigte Trauer und ehrliche Sorge. Seine Worte und mehr noch das Gefühl, das in ihnen mitschwang, bewogen mich dazu, über meinen Schatten zu springen und ihm zu verraten, was ich über Nik und seinen jetzigen Aufenthaltsort wußte. Mein Bericht versetzte ihn derart in Aufregung, daß er darauf bestand, seinen Begleiter aufzusuchen und ihn unverzüglich ins Bild zu setzen.

Jemaina und Akim saßen im schwindenden Licht vor der Kate und steckten die Köpfe zusammen. Die Miene des Heilers war finster.

»Maddoc, du mußt dir anhören, was der Junge zu erzählen hat«, rief Tom, sobald wir in Hörweite waren. Akim blickte gereizt auf.

»Wenn es um Kolja und seine – Anfälle geht, hat Jemaina mir bereits alles erzählt«, sagte er kühl. »Es ist genau, wie ich befürchtet habe. Wir sollten zusehen, daß wir Galen einsammeln und dann diese verdammte Stadt ausfindig machen, ehe irgendeiner dieser hinterwäldlerischen Zauberkünstler die ganze Angelegenheit vermasselt!«

»Akim«, mahnte Tom sanft. Der Heiler schnaubte aufgebracht.

»Es ist doch zum Mäusemelken! Hätte die Kleine nicht darauf bestanden, sich mit diesem lausigen Handelsschoner einzuschiffen, dann hätten wir nicht den Umweg über Sturmhaven nehmen müssen und hätten Kolja hier noch erwischt. Wir wären jetzt auf dem Weg nach Hause, Tom!«

»Hätte, hätte nicht!« lachte der Kater. »Wir haben aber; und wir haben auch zum ersten Mal eine brauchbare Spur, die zu unserem Freund führt, und das ist weitaus mehr, als wir die ganze Zeit über hatten. Also verschone bitte die Anwesenden mit deiner mehr als schlechten Laune!« Er schnitt eine grüblerische Grimasse. »Sag mir lieber eines: wie stehen wir da, wenn sich herausstellen sollte, daß der in jeder Beziehung durchgebrannte Kommandant dieser reizenden Burg wider Erwarten nicht unser gesuchter Freund ist? Wir haben schließlich nur die etwas unbestimmte Vermutung, daß er es sein *könnte*!«

Akim grinste humorlos und tippte wortlos auf eine Stelle dicht unter seinem linken Auge; die gleiche Stelle, an der Nik eine auffällig geformte Narbe trug. Tom stöhnte auf und verdrehte theatralisch die Augen. »Das hat er mir nie vergeben«, sagte er mit Grabesstimme.

»Hätte ich an seiner Stelle auch nicht. Es hat ihn fast das Auge gekostet«, lautete des Heilers trockene Antwort. Tom lachte und schob seinen Arm unter meinen, um mich mit sich zu ziehen. Das wurde langsam zu einer üblen Angewohnheit.

»Komm mit mir, mein Guter, und zeige mir den Schauplatz meines abendlichen Auftrittes, damit ich das eine und andere vorbereiten kann. Wie steht es mit dir, bist du im Besitz einer schönen Singstimme, oder verstehst du dich auf ein Instrument?«

Ich erwartete voller Spannung die Vorführung des Spielmannes. Seine Vorbereitungen hatten sich als nicht allzu aufwendig erwiesen; es ging dabei hauptsächlich darum, eine Art kleiner Bühne zu schaffen und die langen Tische der Halle etwas umzugruppieren, damit möglichst viele Zuschauer Platz fanden und sie alle eine einigermaßen ungehinderte Sicht auf das Podest hatten.

Lange vor Beginn der Vorstellung war die große Halle schon zum Bersten gefüllt. Es schien, als seien nicht nur sämtliche Burgbewohner anwesend – bis auf die bedauernswerten Soldaten der Nachtwache – sondern auch eine erkleckliche Anzahl von Dorfleuten. Die Halle summte und brummte und schwirrte wie ein überfüllter Bienenstock.

Endlich erschienen auch der Burgherr und seine Gemahlin und nahmen feierlich Platz: die Vorführung konnte beginnen. Ich blickte mich um und suchte nach Akim und Jemaina, konnte sie aber nirgends entdecken. Wahrscheinlich nutzten sie die laue Sommernacht für ein ungestörtes Beisammensein.

Der Spielmann trat auf. Ein bewunderndes Raunen und Murmeln ging durch die Versammlung. Hatte ich bisher seine alltägliche Kleidung für farbenfroh gehalten, wurde ich nunmehr eines Besseren belehrt. Ich war versucht, meine Augen zu beschirmen wie vor allzu hellem Sonnenschein. Toms wie angegossen sitzende Beinkleider protzten mit einer strahlend kornblauen und einer rubinroten Hälfte; das weite schneeige Hemd war mit schwarzen und goldenen Stickereien am Hals und an den Ärmeln versehen, und die enggeschnürte Weste erinnerte in all ihrer Farbenpracht an

einen seltenen Schmetterling oder einen Sonnenuntergang im Herbst: goldene gestickte Ranken wetteiferten mit blitzenden kleinen Spiegelplättchen in allen Schattierungen des Regenbogens, die das Fackellicht tausendfach zurückwarfen. Ein kecker blauroter Mantel, der von einer goldenen Kordel gehalten wurde, wehte von Toms Schulter, und sein Haupt zierte eine weiche blaue Kappe, von der zwei lange goldgrüne Federn herabwallten. Ich sah einigen verständlichen Neid in den Gesichtern der anwesenden Frauen.

Der Spielmann erklomm behende das Podest und verbeugte sich schwungvoll. »Edler Herr dieser prachtvollen Burg und hochverehrte *domna*, geschätzte Anwesende, ich darf mich vorstellen: Vor euch steht S'TomCroQ'nan, der Sänger der Könige, der euch nunmehr eine Kostprobe seiner Kunst zu geben wünscht.«

Er verbeugte sich erneut, daß seine weiten Ärmel und der kurze Mantel nur so flatterten. Ohne weitere Vorrede griff er zu seiner Laute und ließ einen einstimmenden Akkord zerflattern. Dann hob er an zu singen: die Ballade von der Schönen Meliane und ihrem ungetreuen Liebhaber. Sein klangvoller Bariton drang mühelos und weich bis in den letzten Winkel der Halle, und niemand wagte, auch nur eine Wimper zu rühren, um nur ja nichts zu verpassen.

Als der letzte, klagende Ton verklang, war zunächst nur das verstohlene Schniefen und Seufzen der ergriffenen Zuhörerinnen zu vernehmen. Ich muß gestehen, daß auch ich außerordentlich beeindruckt war. Der nun aufbrandende Applaus kam laut und begeistert. Tom quittierte ihn mit einem strahlenden Lächeln und einer erneuten eleganten Verbeugung. Dann stimmte er ein fröhliches Trinklied an, in dessen Refrain bald einige der mutigeren Zuhörer einzufallen wagten. Auf diese Weise wechselten sich frohe und traurige Lieder ab, so daß die Zeit wie im Fluge verging. Mir erschien inzwischen sogar der hochfahrende Titel ›Sänger der Könige‹ nicht länger vermessen, mit dem Tom sich so stolz selbst bezeichnet hatte. Seine Stimme war von wohllautender Schönheit und Wärme in den langsamen Balladen, und darüber hinaus zugleich in der Lage, Liedern grotesken oder komischen Inhaltes die angemessene Färbung zu verleihen. Sein Lautenspiel war, so weit ich das mit meinem ungeübten Ohr beurteilen konnte, wahrhaft meisterlich zu nennen.

Als er sein Programm beschloß, wollten der Jubel und die Hochrufe kein Ende finden. Er winkte dankend, verbeugte sich ein um das andere Mal und gab dann mit einem kleinen, halb enttäuschten, halb selbstzufriedenen Lächeln noch eine Handvoll Zugaben; zumeist bekannte Lieder, die die Anwesenden mitsingen konnten, was sie auch voller Vergnügen taten. Endlich legte er die Laute beiseite und hob die Hände.

»Freunde, bitte habt Erbarmen! Ich danke euch sehr für euren Beifall, aber einmal muß Schluß sein. Meine Finger bekommen Blasen, ich beginne, heiser zu werden, und meine Kehle verschmachtet nach einem Becher kühlen Weines. Ich bin sicher, daß ihr mir den

vergönnt!«

Lachende Zurufe bezeugten Verständnis für seinen Wunsch, und ein gefüllter Becher, aus dem es dunkelrot schwappte, wurde alsbald durch die Menge nach vorne gereicht. Mein Vater war unterdessen an den Sänger herangetreten, der ihm nun zuprostete und dann einen ordentlichen Schluck nahm. Morak dankte Tom für seine Vorstellung und reichte ihm ein wohlgefülltes Ledersäckchen, das der Sänger unter Verbeugungen fingerfertig in seinem Umhang verschwinden ließ. Dann wandte sich mein Vater an die Menge und verkündete, daß zur Feier dieses Tages draußen im Hof ein Fest vorbereitet worden sei und es für alle reichlich zu essen und zu trinken gäbe. Die Leute jubelten ihm zu und drängten sich eilig durch die Tür ins Freie. Tom blieb auf dem Rande des Podestes hocken und leerte gemächlich seinen Becher.

»Komm her zu mir, junger Freund«, winkte er mir. »Hat dir meine Darbietung gefallen?« Er zog die Kappe ab und wischte sich den Schweiß von der hohen Stirn.

»Außerordentlich«, sagte ich ehrlich. Er blickte angenehm überrascht auf und lächelte mich an.

»Das freut mich; das freut mich sogar mehr, als du glaubst«, sagte er. »Deine Meinung ist mir sehr wichtig.« Ich wand mich unbehaglich. Was wollte er nur von mir? Er benahm sich fast so, als würde er mir den Hof machen. Er klopfte einladend neben sich auf das Podest und begann, seine Weste aufzuschnüren. Widerstrebend hockte ich mich neben ihn.

»Soll ich dir noch etwas Wein besorgen?« bot ich ihm an, als er jetzt auch noch seine Hemdverschlüsse lockerte. Dichter schwarzer Pelz kräuselte sich weich aus dem Ausschnitt. Der Sänger reckte sich ächzend.

»Ach, mein Lieber, ich werde wohl doch alt. Noch vor wenigen Jahren hätte ich fünf solcher Darbietungen an einem Tag erledigt, danach eine Kanne guten Weins geleert und hätte immer noch genügend Saft übrig gehabt, mir ein hübsches junges Ding in mein Bett zu holen. Aber sieh mich jetzt an: müde und verbraucht bin ich!« Ich musterte ihn verdutzt. Er sah eigentlich nur ein wenig erschöpft aus. Um seine Augen und in den Mundwinkeln zeigten sich kleine Fältchen, doch sein Haar war schwarz und dicht – gut, vielleicht nicht gerade auf dem Kopf, aber überall sonst – und sein Körper schien kraftvoll und geschmeidig zu sein.

»Wie alt bist du, Tom?« hörte ich mich zu meinem eigenen Entsetzen meine Frage laut aussprechen. Warum bloß war mein Mundwerk immer schneller als mein Hirn? Ich begann stammelnd, mich für meine vorlaute Frage zu entschuldigen, aber Tom grinste nur und bot mir so die Gelegenheit, seine spitzen Zähne aus nächster Nähe zu bewundern. Ein wahrhaft beeindruckender Anblick. Ob er sein Gebiß wohl im Notfall als Waffe benutzen mochte?

Er beugte sich vertraulich zu mir. »Versprichst du mir hoch und heilig, das Geheimnis

nicht weiterzusagen, vor allem nicht an hübsche junge Damen?« hauchte er theatralisch. Ich kicherte und schwor einen feierlichen Eid auf mein Augenlicht. Der Hinweis auf die ›jungen Damen‹ hatte meinen Argwohn etwas beruhigt.

Tom beugte sich noch näher, nachdem er sich übertrieben vorsichtig nach allen Seiten umgesehen hatte. Ich nahm den Geruch seines Körpers wahr: würzig mit einem Hauch Schärfe wie von Muskat.

»Dreiundachtzig Jahre habe ich auf meinem armen alten Buckel«, wisperte Tom in mein Ohr. Ich sah ihn empört an. Er saß da, mit treuherzigem Blick und ernsthaft gerunzelter Stirn. Ich mußte lachen. Das war die gerechte Strafe für meinen Vorwitz! Doch in der Verdrehung lag sicherlich die Wahrheit verborgen: Achtunddreißig war der Spielmann; und damit sogar älter als meine Mutter.

Sein verschmitztes Lächeln vertiefte sich. »Ein ehrwürdiger Greis sitzt da neben dir, nicht wahr?« spöttelte er. »Bist du dennoch bereit, dich mit mir abzugeben, mein liebenswürdiger junger Freund?«

Sein strahlendes, aber häßliches Gesicht mit der kahlen Stirn und den spitzen, behaarten Ohren rührte mich seltsam an. Mein hartnäckiges Mißtrauen ihm gegenüber schwand wie Schnee in der Sonne. In diesem verschrobenen Menschen schien wirklich kein Platz für irgendwelche Falschheit zu sein.

»Komm, Freund, wir holen uns etwas zu trinken. Ich verspüre große Lust, den glücklichen Tag zu feiern, an dem wir uns kennenlernten.«

Wie zufällig landete seine Hand während dieser Worte auf meinem Schenkel. Ich hörte nicht mehr auf das, was er sagte, so sehr beunruhigte mich diese Berührung. Wieder fiel mir auf, daß Tom eine höhere Körpertemperatur zu besitzen schien als andere Menschen. Seine Hand fühlte sich warm und trocken an, es war kein unangenehmes Gefühl, aber dennoch fremdartig. Und jetzt stieg auch wieder sein charakteristischer Duft in meine Nase: dieses starke Aroma von etwas pfeffrigem Muskat. Nahm ich ihn jetzt nur bewußter wahr, oder verstärkte er sich tatsächlich?

Ich schreckte aus meinen Gedanken. Wann hatte Tom eigentlich aufgehört, zu sprechen? Er sah mich unverwandt an. In seinen türkisfarbenen Augen stand ein schwer zu deutender Ausdruck: Verwirrung? Staunen?

»Hörst du mir überhaupt zu?« fragte er jetzt leichthin, aber seine Augen sagten etwas völlig anderes. Seine Hand strich sanft meinen Schenkel empor und legte sich dann fast zärtlich auf meine Hüfte. Der Muskatduft wurde stärker und bekam ein süßliches Aroma. In meiner Verwirrung sprang ich auf und entfernte mich ein paar Schritte von ihm.

»Was ist?« fragte er.

»Wollen wir nicht hinausgehen zu den anderen?«, stotterte ich. »Ich bin hungrig, du nicht? Und etwas zu trinken könnte ich auch vertragen.«

Toms Tieraugen blitzten spöttisch. »Doch«, sagte er anzüglich, »ich bin überaus hungrig. Aber laß uns dennoch zu den anderen gehen. Ich kann schließlich nicht verantworten, daß du hier vor meinen Augen verhungerst.« Er trat geschmeidig neben mich und schlang seinen Arm um meine Hüfte. »Du mußt mir unbedingt verraten, wer dieses Traumbild von einer Schwarzhaarigen ist, die dort vorne saß«, sagte er in schwärmerischem Ton. »Sie befindet sich doch nicht etwa in festen Händen?«

Das Fest war in vollem Gange, als wir hinzustießen. Die Küche hatte sich selbst übertroffen, die Tische bogen sich unter ausgesuchten Leckereien, und Wein und Bier flossen in Strömen. Morak konnte durchaus großzügig sein, wenn er wollte. Wir ergatterten beide einen Becher Wein und beluden unsere Teller mit allerlei schmackhaften Bissen. Dann eroberten wir uns einen Sitzplatz auf dem Brunnenrand. Kauend blickte ich mich um und stieß Tom schließlich meinen Ellbogen in die Rippen.

»Da, schau mal, hast du die gemeint?« Mit einem fettigen Finger deutete ich auf Rosaleen, ein Mädchen aus dem Dorf. Sie unterhielt sich gerade mit dem schönen Kyl von der Wache, der schon lange ein Auge auf sie geworfen hatte. Ihre dunklen Augen blitzten übermütig, und sie warf lachend mit einer anmutigen Bewegung ihre lockige Mähne aus dem Gesicht. Tom folgte meinem Finger und nickte bestätigend.

»Du hast einen guten Geschmack, das ist unsere Dorfschönste. Aber die läßt keinen an sich heran, obwohl es schon viele versucht haben. Kyl beißt sich wohl auch gerade wieder die Zähne an ihr aus.« Tom sprang auf die Füße und drückte mir seinen halbgeleerten Teller in die Hand.

»Das wollen wir doch mal sehen«, rief er unternehmungslustig. »Möchtest du vielleicht eine Wette abschließen?« Ich schüttelte lachend den Kopf und sah ihm nach, wie er auf Rosaleen zusteuerte. Die gab anscheinend gerade Kyl den Gnadenstoß, denn der lächelte kläglich und schlich mit eingezogenem Schwanz davon. Tom blieb vor der Schönen stehen und zeigte eine seiner gekonnten Verbeugungen. Sie blickte lächelnd an ihm empor und reichte ihm ihre Hand, die er ergriff und galant an die Lippen hob. Ich lachte in mich hinein. Dieser Mann war ein Phänomen! Noch vor einer kleinen Weile wäre ich bereit gewesen, einen Eid zu leisten, daß er versucht hatte, mich zu umwerben, und jetzt war ich staunender Zuschauer bei seinem Sturmangriff auf die unnahbare Rosaleen.

»Was amüsiert dich denn so?« Ich zuckte zusammen und fuhr herum. Jemaina stand hinter mir und lachte über mein Erschrecken. Ich kicherte und blickte hinüber zu Tom, der immer noch auf das Mädchen einredete. Rosaleen lauschte ihm mit halbgeöffnetem Mund und ihrem unnachahmlichen Schlafzimmerblick. Ich hatte mir sagen lassen, daß diesem Blick sehr schnell eine Ohrfeige oder eine scharfzüngige Abfuhr zu folgen pflegte. Die Aussicht auf das Gesicht, das Tom dann schneiden würde, erfüllte mich mit schadenfroher Vorfreude.

Jemaina setzte sich neben mich und pickte eine eingelegte Zwiebel von meinem Teller. »Akim will noch ein paar Tage hierbleiben. Er glaubt, daß er vielleicht etwas für Reuven tun kann.«

»Aber mach dir nicht zu viel Hoffnung«, knurrte der Heiler, der bei ihren letzten Worten zu uns getreten war. »Ich werde es versuchen, aber ich kann nichts versprechen.« Sie schmiegte sich an ihn und drehte ihm ihr Gesicht zu, damit er sie küssen konnte. »Ich hasse eingelegte Zwiebeln«, sagte er, als sie sich endlich wieder voneinander lösten. Ich hatte mich taktvoll abgewandt und beobachtete – etwas weniger taktvoll – Toms Fortschritte bei Rosaleen.

»Was gibt es dort Interessantes zu sehen?« fragte Akim. Er folgte meinem Blick und ließ ein Geräusch hören, das wohl ein Lachen darstellen sollte. »Der Kater ist wieder bei seiner Lieblingsbeschäftigung, wie ich sehe. Was für ein Glück für meine geplagte Nase, daß der Wind nicht in unsere Richtung steht.« Ich drehte mich interessiert zu ihm um. Er lehnte an der Brunneneinfassung und spielte mit Jemainas Haaren.

»Ich dachte, ich bilde mir das nur ein«, sagte ich. »Das mit seinem Geruch, meine ich. Dann stimmt es wohl, daß er sich verändert, und stärker oder schwächer wird?« Akim legte den Kopf schief und sah mich scharf an. Einen Augenblick lang erinnerte er mich an Magramanir.

»Du scheinst eine gute Nase zu haben«, sagte er. »Die meisten Menschen können Toms Lockstoffe nicht bewußt wahrnehmen.«

»Lockstoffe?«

»Das erkläre ich dir vielleicht später einmal. Aber jetzt kannst du gerade sehr schön beobachten, wie sie wirken.« Er lachte wieder sein seltsam rostiges Lachen.

Ich sah zu Tom hinüber, und mein Kinn sackte herab. Rosaleen und er gingen Arm in Arm auf das Burgtor zu, und ich schwöre, daß sie sich küßten!

»Eine gute Idee«, hörte ich Jemaina versonnen sagen. Tom und Rosaleen verschwanden im Dunkeln, und als ich mich umdrehte, um Akim auszufragen, waren er und Jemaina ebenfalls fort.

»Soviel zu ›den Tag feiern, an dem wir uns kennenlernten‹«, murmelte ich und schaufelte grimmig die Reste vom Teller in meinen Mund. Es wurde ohnehin Zeit für mich, ins Bett zu gehen, immerhin erwartete mich morgen in aller Frühe wieder meine geliebte Mistgabel.

Am nächsten Tag besuchte der Spielmann mich gegen Nachmittag in den Ställen und beschwatzte Hjelvor, mich früher gehen zu lassen. Tom schnurrte geradezu vor Zufriedenheit, wollte aber nicht über sein Rendezvous mit der schönen Rosaleen reden. Ich bemerkte, daß er ganz schwach nach Zitronen und Vanille roch. Diese Variante seines Körpergeruchs hatte ich bisher noch nicht kennengelernt, sie sollte mir aber

später noch oft begegnen.

Wir nahmen mit Jemaina und einem erschöpft aussehenden Akim ein sehr spätes Mittagsmahl oder eher ein frühes Abendessen ein. Die Stimmung war gelöst und fröhlich, und so entschlüpfte mir eine Frage, die ich unter anderen Umständen sicher hinuntergeschluckt hätte: »Sag mal, Tom, bist du ein Pukh?«

»Elloran!« rief Jemaina tadelnd, aber dann mußte sie doch lachen. Tom sah mich fragend an. Sogar Akim wirkte plötzlich etwas wacher.

»Was ist ein Pukh?« fragte er neugierig.

»Ein Kindermärchen«, antwortete Jemaina, immer noch lachend. »Wirklich, Elloran, ich hätte gedacht, daß du aus diesem Alter längst heraus bist!« Ich wurde rot, was mich noch mehr ärgerte.

Jemaina erklärte den beiden amüsiert lauschenden Männern, was es mit den Pukh auf sich hatte. Sie erzählte einige der Geschichten, die auch ich von Malima zu hören bekommen hatte, als ich klein war. Anscheinend unterschieden sich die Ammenmärchen der Olysser nicht sehr von den unseren.

Akim lehnte sich schließlich zurück und lachte sein rostiges Lachen. Tom grinste nur in sich hinein. »Ich verstehe«, keuchte der Heiler, sich die Tränen wischend, »das ist so eine Art Kobold.« Ich kannte den Begriff nicht, aber Jemaina nickte.

»Ich habe mich schon oft gefragt, was für seltsame Lebewesen deine Eltern gewesen sein mögen.« Akim grinste den Spielmann an. »Jetzt weiß ich es endlich. Sie waren Pukh!« Er lachte schon wieder. Meine dumme Bemerkung begann mir leid zu tun. Ich warf einen vorsichtigen Blick zu Tom hinüber, um zu sehen, ob er böse auf mich war, aber er lachte auch und blinzelte mir zu. Erleichtert entließ ich meinen ängstlich angehaltenen Atem.

Tom suchte weiterhin meine Nähe, ohne seine Annäherungsversuche vom ersten Abend zu wiederholen. Ich begann, seine Gesellschaft sehr zu schätzen. Er war ein unterhaltsamer Gefährte, und unter der leichtfertigen Oberfläche verbarg sich ein scharfer Verstand. Wir konnten über vielerlei miteinander sprechen, genauso aber auch das gemeinsame Schweigen genießen. Ich bekam reichlich Gelegenheit, mit ihm zusammenzusein, weil es ihm mit seinem ungeheuren Charme wahrhaftig gelungen war, den alten Hjelvor derart einzuwickeln, daß er mich für die Zeit, die Akim und Tom auf der Burg blieben, ganz vom Dienst befreite. Wir verbrachten einen großen Teil des Tages miteinander; aber regelmäßig, wenn der Tag sich neigte, warf er mir sein verschmitztes Lächeln zu und ging ins Dorf hinunter. Ich hätte jede Wette riskiert, daß dort Rosaleen auf ihn wartete und hätte zu gerne Näheres erfahren. Doch seine Diskretion war so unerschütterlich wie seine gute Laune.

Akim schaffte es tatsächlich, Reuven wieder ins Leben zurückzuholen. Jemaina war

überglücklich, konnte aber nicht erklären, wie er das angestellt hatte. Er hatte sich eine ganze Wache lang mit dem Kranken eingeschlossen und darum gebeten, nicht gestört zu werden. Als er nach Stunden die Tür öffnete, lag Reuven mit offenen Augen im Bett, schwach zwar und kaum in der Lage, einen Finger zu rühren, aber bei Bewußtsein. Und der Heiler konnte oder wollte Jemaina nicht in sein Geheimnis einweihen.

An ihrem letzten Abend auf Salvok gab Tom eine Abschiedsvorstellung auf dem Hof. Dieses Mal sang er allerdings nicht, sondern zeigte eine Jonglierdarbietung. Bunte Bälle, leuchtende Seidentücher, blitzende Messer und am Schluß sogar brennende Fackeln wirbelten in atemberaubendem Tempo durch die Luft. Es war unmöglich, sie mit Augen zu verfolgen, in so verschlungenen Formationen flogen sie um Toms Kopf herum, aber er fing alle mit müheloser Grazie immer wieder auf und wirbelte sie erneut umher.

Der Beifall, der nach diesem Schauspiel auf ihn niederprasselte, war womöglich noch begeisterter als nach seiner musikalischen Darbietung. In der ersten Reihe saß die schöne Rosaleen und sah mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen zu ihm auf. Er warf ihr eine Kußhand zu, und sie errötete noch mehr und schlug die Augen nieder. Plötzlich wurde ich traurig. Tom würde sie morgen verlassen. Und ebenso verließ er mich – ich wußte, daß er mir fehlen würde, obwohl ich ihn erst so kurze Zeit kannte.

Der Spielmann packte seine Utensilien zusammen und lud sie in den bunten Wagen, der schon reisefertig für den Aufbruch in aller Frühe auf dem Hof bereitstand. Schweren Herzens half ich ihm dabei.

»Wohin fahrt ihr jetzt?« fragte ich schließlich, da die Stille mich bedrückte.

Tom wischte sich über das Gesicht und überlegte kurz. »Zur Kronstadt«, sagte er dann. »Wir müssen einen Freund abholen, sonst haben wir keine Chance, die Zaubererstadt zu finden.«

Mir stockte der Atem. Die Kronenburg! Mein unerreichbar gewordener Wunschtraum; denn wenn es nach meinem Vater ging, würde ich in den Stallungen von Burg Salvok meinen Lebensabend verbringen. Er hatte noch mit keinem Wimpernzucken zu verstehen gegeben, daß er mir je verzeihen würde. Ich war nach wie vor in Ungnade, und selbst meine Mutter schien mir zu zürnen. Sie haßte es, wenn irgend etwas den üblichen Gang der Dinge auf Salvok störte, was ich ja nun recht nachdrücklich getan hatte. Gedankenverloren auf einer Kiste hockend sah ich zu, wie Tom seine Jonglierutensilen verstaute.

»Warum bist du so still, mein Bester?« fragte er. »Du machst ein Gesicht, als hätte jemand für alle Zeiten das schöne Wetter abbestellt!« Ein abgrundtiefer Seufzer erschütterte mich. Tom sprang vom Wagen herunter und setzte sich neben mich. Er legte mir den Arm um die Schultern und schaute mich seltsam besorgt an. »Jetzt erzähl's dem lieben Kater schon. Was ist es, Liebeskummer?«

Wider Willen mußte ich lachen. Dann kam mir ein aberwitziger Einfall. »Tom, halte

mich bitte nicht für übergeschnappt ...« Ich sah ihm an, daß er eine dumme Bemerkung machen wollte, und sprach schnell und verzweifelt weiter: » ... würdet ihr mich mitnehmen?«

Sein Mund klappte auf und wieder zu. Ich hätte nie gedacht, Tom einmal um Worte verlegen zu sehen, aber anscheinend hatte ich es mit meiner Bitte geschafft, ihn zu verblüffen.

»Mitnehmen«, ächzte er schließlich. »Wohin denn?«

»Zur Kronenburg. Ich muß da wirklich dringend hin.«

Das verschlug ihm wieder die Sprache. Er nahm die Hand von meiner Schulter und rieb sich die Nase. »Ja, ist das denn möglich?« fragte er hilflos. »Ich meine, du bist doch ... deine Eltern, deine Freunde ... Wieso, bei Omellis verlauster Perücke, mußt du zur Kronenburg?«

»Bitte, Tom. Es ist ungeheuer wichtig für mich, bitte! Ich würde euch auch alle Arbeit abnehmen. Ich kann eure Wäsche waschen, Essen kochen, ich kann mich ganz toll um die Pferde kümmern, immerhin bin ich hier ...«

» ... der Stalljunge, ich weiß. Ach verdammt! Ich hätte nichts dagegen, daß du mitkommst. Aber was werden wohl deine Eltern dazu sagen?«

»Ich habe keine Eltern«, log ich verzweifelt – und hoffte, daß ihm keiner verraten hatte, wer mein Vater war. Von mir wußte er es jedenfalls nicht, wir hatten nie darüber gesprochen. Tom sah mich mit hochgezogenen Brauen skeptisch an. Ich log flüssig weiter. »Meine Eltern sind schon lange tot. Jemaina hat mich aufgezogen.« *Vorsicht!* »Ich bin ganz ohne Familie hier auf der Burg. Mein einziger Freund ist – war – Nikal. Und der ist jetzt auch weg.« Daß hier meine Stimme brach, war nicht ausschließlich gespielt. Es schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Tom sah mich mitleidig an.

»Aber warum willst du denn ausgerechnet zur Kronenburg?« *Gerettet!*

»Weil dort meine Großmutter lebt.« Das war endlich einmal nicht gelogen. Großmutter hatte gesagt, daß sie vorhatte, bis Ende Herbst bei der Krone zu bleiben.

Tom stöhnte. Dann stand er auf und drehte mir den Rücken zu. Er schien gründlich nachzudenken. Ich biß mir vor Aufregung auf die Lippen und machte vorsichtshalber hinter dem Rücken mit drei Fingern das Zeichen der Glücklichen Vorbestimmung. Das paßte zwar nicht besonders gut zu dieser Situation, aber vielleicht würde es die Geister trotzdem günstig stimmen.

Er drehte sich um und sah mich sehr ernst an. Er würde mir jetzt bestimmt eröffnen, daß er erst Akim fragen müsse. Und ob ich in der Lage wäre, den knurrigen Heiler zu überreden – dazu benötigte ich sicher den Beistand einiger Legionen wohlmeinender Geister!

Aber Tom überraschte mich. »In Ordnung«, sagte er. »Du kannst mitkommen. Und du wirst dafür arbeiten, das verspreche ich dir.« Weiter kam er nicht, weil ich aufjubelte und

ihm um den Hals fiel.

»Ist ja schon gut, mein Bester«, verfiel er wieder in seine verschnörkelte Sprechweise. »Sei doch bitte ein guter Junge und ruiniere mir meine Kleidung nicht, mein Schneider lebt sehr weit entfernt von hier!« Affektiert fegte er einige nichtexistierende Staubflusen fort und richtete eine zerdrückte Rüsche an seinem Hemd.

»Tom«, drängte ich, »wir müssen einen Treffpunkt vor der Burg ausmachen, damit keiner merkt, daß ich fortgehe.«

Sein Blick wurde mißtrauisch. »Wieso das denn? Warum kannst du nicht einfach auf unseren Wagen steigen und mitkommen?«

Verzweifelt erfand ich weiter. Es stimmte: Wenn man einmal mit dem Lügen anfing, mußte man immer damit weitermachen. »Ich kann hier nicht einfach so weg, solange ich nicht aus meinem Dienst entlassen worden bin. Aber das, das ...« Verdammnis, warum sollte das nicht möglich sein? »Das geht nicht so leicht, weil ...« Tom rettete mich; er winkte entsetzt ab.

»Bitte, verschone mich mit den Einzelheiten eurer exotischen Formalitäten. Darin seid ihr Raulikaner wirklich einmalig. Ihr müßt die Bürokratie erfunden haben!« Er schüttelte sich. »Ich habe in diesem Land sogar eigens eine Genehmigung erwerben müssen, um öffentlich auftreten zu dürfen. Das gibt es in der ganzen Welt nicht noch einmal!« Im Stillen segnete ich diese raulikarsche Eigenart.

»Wird irgend jemand hinter uns herreiten, um dich zurückzuholen? Oder werden wir deinetwegen Ärger bekommen? Das können wir nämlich als allerletztes gebrauchen, mein Guter.« Ich beeilte mich, ihm zu versichern, daß er nicht mit bösen Überraschungen zu rechnen hätte, wenn er mich mitnähme. Ich hoffte wirklich, damit jetzt endlich einmal die Wahrheit gesagt zu haben. Tom schien mir zu glauben, und ich atmete auf. Wir machten aus, daß ich mein Bündel nachts auf den Wagen werfen würde, wenn es niemand sah, und die beiden mich dann morgens in aller Frühe an derselben Stelle vor dem Dorf aufsammelten, wo wir uns das erste Mal begegnet waren. Tom sah mich noch einmal durchdringend an, als wolle er mir bis in den hintersten Winkel meiner schwarzen Seele blicken, klopfte mir dann auf die Schulter und – ich hatte es schon gerochen – drehte sich auf dem Absatz um und ging hinunter ins Dorf. Dieser Abschied würde bestimmt herzzerreißend werden!

Ich rannte in meine Kammer und schnürte ein paar Kleidungsstücke und einige wenige Habseligkeiten zu einem handlichen Bündel. Eigentlich gab es hier nichts, woran ich so sehr hing, daß ich es unbedingt hätte mitnehmen wollen. Viel wichtiger war es, Julian die Nachricht von meiner Abreise zukommen zu lassen. Zu dumm, daß Magramanir nicht hier war. Julian war zu weit fort, als daß ich ihn mit meinen unzuverlässigen Kräften so ohne weiteres hätte erreichen können. Aber mir schwebte eine Lösung vor. Ich begab mich in Julians Turmzimmer und wühlte dort ein wenig herum. Er hatte es

glücklicherweise nicht für nötig gehalten, das Gemach magisch zu versiegeln, wahrscheinlich dachte er ganz zu Recht, daß sich außer mir ohnehin niemand hier hereinwagte.

Endlich fand ich in einer der Truhen das, was ich suchte. Julian war kein Freund von Spiegelmagie, er hielt sie für unzuverlässig und unelegant, ein Hilfsmittel für magische Stümper. Glücklicherweise war er dennoch so gründlich gewesen, mich, wenn auch in aller Kürze, darin zu unterweisen. Ich pustete vorsichtig den Staub von dem runden kleinen Spiegel, den ich aus der Truhe gehoben hatte, und polierte ihn dann blitzblank. Ich breitete das schwarze Samttuch, in das er eingeschlagen gewesen war, auf dem Tisch aus und legte ihn behutsam darauf. Dann zog ich mir Julians Lehnstuhl heran und beugte mich über den Spiegel. Ich atmete tief ein und aus und fokussierte meine Augen zunächst auf den Rahmen. Ich folgte den Schnörkeln und Ranken aus schwarz angelaufenem Silber rundherum, bis ich merkte, daß mir schwindelig wurde. Mein Blick verschwamm, und ich richtete meine tränenden Augen auf die Spiegelfläche. Nebel schien in der Tiefe des Spiegels zu entstehen und langsam an die Oberfläche zu ziehen. Ich konzentrierte mich und ließ Julians Gesicht vor meinem inneren Auge entstehen. Das war der heikelste Teil der Beschwörung, wenn ich hier nicht sehr genau auf das allerkleinste Detail seiner Erscheinung achtete, lief ich Gefahr, einen der kleineren Dämonen aus der WeltUnten zu beschwören, der dann in Julians verzerrter Gestalt hier im Turmzimmer erschien. Das war nicht allzu gefährlich, die kleineren Dämonen galten als so etwas wie Stechmücken der Geisterwelt, lästig und leicht zu erledigen. Aber es hätte eine unnütze Verzögerung bedeutet, deshalb konzentrierte ich mich lieber.

Der Nebel wallte dicht über der Oberfläche des Spiegels auf und bildete amorphe Formen. Dann zog er sich zusammen, ballte sich im Zentrum der Spiegelfläche und formte sich zu dem Gesicht, das ich vor meinem inneren Auge hatte erstehen lassen. Zuerst war es leblos und tot, mit geschlossenen Augen und weiß wie das einer Wachspuppe. Aber als ich nun Julians Namen rief, erwachte das Abbild zu plötzlichem Leben, öffnete seine Augen und sah mich an. Ich war von heißem Stolz erfüllt, daß mir diese Beschwörung gelungen war, ohne daß mein Lehrer mir beigestanden hätte. Dann verdrängte ich dieses Gefühl und rief noch einmal seinen Namen. Das Gesicht bekam seine natürlichen Farben, und Julian runzelte verblüfft die Stirn. »Wer ist – oh, *du* hast mich gerufen!« Er lächelte sein sparsames Lächeln, das nur die Mundwinkel kräuselte, aber das war mir Lob genug. Hastig erzählte ich ihm von meiner geplanten Reise. Er nickte kurz und bot mir an, Magramanir zu schicken, damit wir ohne komplizierte Anrufungen und Beschwörungen in Verbindung bleiben konnten.

»Julian?« fragte ich zögernd, als er die Verbindung abbrechen wollte. »Ich traue mich ja kaum zu fragen, aber wie geht es ...«

»Nikal?« unterbrach er mich, ungeduldig, wie mir schien. »Ich kann dir nichts Neues

berichten. Er ist noch immer nicht der Alte. Aber wir glauben, daß wir einen Weg finden können, ihn zurückzuholen. Meine gelehrtesten Magierkollegen arbeiten daran. Er ist ein – interessanter Fall, dein Kommandant. Irgend etwas in seinem Kopf richtet ein unglaubliches Durcheinander an. Sonst noch was?« Ich beeilte mich, das zu verneinen, obwohl mich seine spärlichen Informationen nicht sehr befriedigt hatten. Aber wenn Julian in dieser Stimmung war, schien es ratsam, seine Geduld nicht zu strapazieren. Also verabschiedete ich mich und beendete die Beschwörung.

Mit leisem Bedauern schlug ich den Spiegel wieder in sein Samttuch ein und legte ihn in die Truhe zurück. Ich hätte ihn gerne mitgenommen und versucht, meine Schwester damit zu erreichen. Aber ich hatte eine Ahnung, daß dies eine magische Beschwörung sein würde, die ich tunlichst nicht auf eigene Faust unternehmen sollte. Ich schloß also die Truhe und verließ den Turm. Ob es nun eine Vorahnung war oder bloß ein Spiel meiner überreizten Nerven – aber plötzlich war ich überzeugt davon, dieses Gemach niemals wiederzusehen. Der Gedanke stimmte mich dermaßen melancholisch, daß ich mich aufmachte, um mich von Ellemir zu verabschieden.

Sie saß in der Fensternische ihres Gemaches, neben sich zwei ihrer derzeitigen Lieblingsgefährtinnen. Ich blieb einen Augenblick lang in der Tür stehen und betrachtete das Bild, das sich mir darbot. Ellemir beugte sich zu Jirin, einer hübschen goldhaarigen Frau, und sagte ihr neckend etwas ins Ohr. Noryna, dunkelhaarig und temperamentvoll, stieß heftig mit dem Fuß auf und protestierte, und Jirin flüsterte meiner Mutter etwas zu, worüber beide herzlich lachten. Noryna wurde noch wütender, aber meine Mutter ergriff sie bei der Hand und zog sie an sich. Die drei Frauen umarmten sich. Es war ein schönes, friedvolles Bild und paßte wunderbar zu meiner melancholischen Stimmung.

Ich mußte wohl eine Bewegung oder ein Geräusch gemacht haben, denn Ellemir sah auf.

»Oh, mein Sohn, der Stallbursche, gibt mir die Ehre seines Besuches«, flötete sie. »Komm ruhig näher, Elloran. Ich hoffe doch, du warst so rücksichtsvoll, dich gründlich zu waschen, ehe du hierher kamst.« Sie wandte sich an ihre kichernden Freundinnen: »Er stinkt nämlich ganz unerträglich, müßt ihr wissen.« In gespieltem Ekel hielt sie sich ein parfümiertes Taschentuch vor die Nase, als ich jetzt neben sie trat und ihr die Hand küßte. Sie rümpfte das Näschen und schob mich fort. »Puh, wirklich, Elloran! Der Stallgeruch folgt dir überall hin. Ich hoffe doch sehr, daß das irgendwann einmal aufhört!« Ich biß die Zähne aufeinander. Wenn Ellemir in dieser Stimmung war, hatte es keinen Sinn, mit ihr ernsthaft reden zu wollen. Ich versuchte es trotzdem.

»Mutter, kann ich alleine mit dir sprechen?«

»Aber warum denn?« Sie sah ihre Freundinnen erstaunt an. »Was gibt es denn so Geheimnisvolles, daß meine lieben Freundinnen es nicht hören dürfen?«

»Mutter, ich möchte einfach nur ein wenig mit dir plaudern, nichts weiter«, sagte ich, obwohl ich wußte, daß ich auf taube Ohren stieß.

Sie wedelte nur mit ihrem zarten Taschentuch vor ihrem Gesicht herum und jammerte: »Aber Elloran! Du kannst wirklich nicht von mir verlangen, daß ich mit dir ein Plauderstündchen halte, solange du so entsetzlich nach Mist riechst. Ich bitte dich! Versöhne dich endlich mit deinem Vater, damit er dich aus diesem schrecklichen Stall holt. Dann können wir gerne miteinander schwatzen, aber im Augenblick ...« Sie verdrehte die Augen und jammerte leise. Die drei Frauen umarmten sich und lachten mich gemeinsam aus. Mit hochrotem Kopf stürmte ich aus dem Gemach.

Draußen rannte ich beinahe meine alte Amme über den Haufen. Ich griff noch rechtzeitig nach ihren Schultern und bewahrte sie vor dem Sturz. Ihre wäßrigen blauen Augen blinzelten kurzsichtig zu mir auf. Dann strahlte ihr runzliges Gesicht unter der weißen Haube freudig auf.

»Elloran, mein Liebes!« Ich beugte mich hinab und küßte sie auf ihre weiche faltige Wange. »Malima, ich wollte dir noch eine gute Nacht wünschen. Und dir für alles danken, was du für mich getan hast.« Sie lächelte mich an und umarmte mich.

»Das ist lieb von dir, mein Kind. Auch dir eine gute Nacht.« Sie tätschelte noch einmal meine Hand. Die Tür schloß sich hinter ihr, und ich hätte weinen können. Aber ich konnte ihr doch nicht sagen, daß ich fortging! Sie hätte es sofort Ellemir verraten, und damit wäre mein Plan gescheitert.

Jetzt stand mir noch ein letzter Abschied bevor, wohl der schmerzlichste von allen. Ich ging langsam durch Jemainas Kräutergarten, roch den Duft der blühenden und grünenden Pflanzen, und mein Herz war schwer. An einem frisch umgegrabenen Beet ging ich in die Hocke und grub meine Hände tief hinein. Ich nahm eine Handvoll der lockeren, weichen Erde, die von der Sonne noch warm war und sich doch gleichzeitig kühl und etwas feucht anfühlte, und hielt sie unter meine Nase. Ob ich diesen Geruch wohl jemals vergessen würde? Hinter mir lachte jemand. Ertappt ließ ich die Erde zu Boden rieseln und klopfte meine Hände ab, bevor ich mich umdrehte.

»Du hast noch Erde an der Nase«, lächelte Jemaina und wischte mir mit ihrer warmen Hand übers Gesicht. Dann sah sie mich fragend an. »Was ist mit dir, Elloran? Bedrückt dich etwas?«

Ich schluckte den Kloß hinunter, der mir im Hals saß. Jemaina nahm meinen Ellbogen und schob mich sanft, aber bestimmt zu der Bank vor ihrer Kate. Dort ließ sie mich niedersitzen und nahm neben mir Platz. Wir schwiegen eine lange, friedliche Weile. Jemaina ergriff meine Hand und streichelte sie sanft. Sie lächelte, aber ihre Augen waren traurig. Ich legte einen Arm um sie und drückte sie fest an mich. Sie legte ihren Kopf an meine Schulter, und ich fühlte, wie ein unhörbarer Seufzer ihren Körper erschütterte. So saßen wir stumm und in trübe Gedanken versunken, bis die Nachtluft kühl wurde.

Jemaina schauderte und löste sich von mir.

»Komm, laß uns hineingehen«, schlug sie vor.

Drinnen brannte schon ein freundliches Feuer im Kamin. Jemaina setzte einen Kessel mit Wasser auf, um Tee zu kochen. Auch dieses Ritual würde mir schrecklich fehlen. Wäre es nicht so viel einfacher, hierzubleiben und mein Leben weiterzuleben wie bisher? Vielleicht hatte Ellemir recht. Warum sollte ich nicht den sauren Gang antreten und meinen Vater um Vergebung bitten? Oder ich wartete einfach ab, irgendwann mußte sein Groll gegen mich doch abgeklungen sein. Vor meinem Auge erschien der Blick unversöhnlichen Hasses, mit dem Morak mich bedacht hatte, als wir zuletzt miteinander sprachen. Mir wurde mit schmerzlicher Klarheit bewußt, daß mein Vater mir niemals verzeihen würde. Er haßte mich seit meiner Geburt, er haßte meine Zuneigung zu Nikal – er haßte alles, was ich war und jemals sein würde. Warum begriff ich das erst jetzt?

Jemaina stellte einen dampfenden Becher vor mich hin und reichte mir den Honigtopf. Dankbar löffelte ich etwas von der süßen, goldenen Masse in meinen Tee, pustete darüber und schlürfte dann vorsichtig einen kochendheißen Schluck.

»So, und jetzt rück raus damit«, sagte sie. »Was hast du auf dem Herzen?«

»Ich gehe fort, Jemaina. Ich reise morgen mit Tom und Akim ab, sie nehmen mich mit zur Kronenburg.«

Jemaina schwieg. Dann lächelte sie mich ermutigend an. »Das ist gut, Elloran. Du hast dir die richtigen Reisegefährten ausgesucht. Weiß deine Mutter, daß du ...«

»Nein«, fiel ich ihr ins Wort. »Nein«, wiederholte ich etwas leiser. »Niemand weiß es, du bist die einzige. Ich befürchte, sie würden mich sonst nicht fortlassen. Ich schreibe Ellemir einen Brief, das muß reichen.«

Sie nickte. »Ich werde schweigen, Elloran. Aber dir ist klar, daß Morak vor Wut zerspringen wird. Wahrscheinlich schickt er dir Soldaten hinterher, sobald er merkt, daß du ausgerissen bist.«

Das hatte ich nicht bedacht. Oder, wenn ich ehrlich war, hatte ich es nicht sehen wollen. Aber Jemaina hatte recht, das sähe Morak ähnlich. Ob er mich nun haßte oder nicht, ich war sein Sohn und sein Eigentum, und mein Vater trennte sich nie freiwillig von etwas, das ihm gehörte. Ich biß mir auf die Lippen. Ich hatte Tom versprochen, daß sie keinen Ärger bekämen, wenn sie mich mitnahmen. Jemainas Einwand ließ mich jetzt an meinem Versprechen zweifeln. Hilfesuchend sah ich sie an. Sie dachte nach. Dann stützte sie die Hände auf den Tisch und sagte entschlossen: »Ich kann dir helfen. Ich gehe morgen in der Frühe zu Hjelvor und sage ihm, du lägest krank mit Fieber im Bett. Dann hat er keinen Grund, gleich zu deinem Vater zu rennen und dein Fernbleiben zu melden. Bis meine Lüge auffliegt, bist du hoffentlich so weit fort, daß sie dich nicht mehr einholen können. Vielleicht kommt Morak dann auch gar nicht mehr auf den Gedanken, daß du mit Akim und Tom gefahren bist.« Sie wirkte sehr zufrieden, aber ich sorgte

mich.

»Jemaina, Morak wird wissen, daß du ihn belogen hast. Er wird dich schrecklich bestrafen!«

»Ach was! Ich habe keine Angst vor ihm.« Nachdenklich fuhr sie fort: »Es wird ohnehin Zeit, daß auch ich fortgehe. Ich würde gerne meine Heimat wiedersehen, und wenn ich noch lange warte, werde ich zu alt sein für die weite Reise.« Sie sah mich an. »Ach, bei Denen-Die-Sind, jetzt weine doch nicht, Elloran! Es ist wirklich hohe Zeit, daß du von hier fortkommst. Sei doch froh darüber!« Sie kam um den Tisch und nahm mich in den Arm, als wäre ich noch ein kleines Kind. Sie wiegte mich sanft und murmelte: »Wir werden uns wiedersehen, Elloran. Ganz bestimmt sehen wir uns wieder.«

7

Müde hockte ich am Straßenrand und kaute lustlos auf einem trockenen Kanten Brot herum. Es nieselte leicht, und ich fröstelte in der kühlen Morgenluft. Ich hatte vor Aufregung lange wachgelegen und war erst kurz bevor ich aufstehen mußte, etwas eingenickt. Ich hatte wirr und schwer geträumt. Obwohl ich mich nicht an ihn erinnern konnte, bedrückte der Traum mich noch immer. Ich kroch tiefer in die warme Wolljacke, die ich angesichts des naßkalten Wetters für nötig gehalten hatte, und steckte meine klammen Finger tief in die Taschen. Ich war ohne Probleme ungesehen aus der Burg hinausgekommen und wartete nun mit wachsender Ungeduld auf meine Reisegesellschaft. Jemaina hatte dem Stallmeister inzwischen wahrscheinlich schon meine Abwesenheit erklärt. Bei dem Gedanken an die Folgen, die diese Lüge für sie haben könnte, wurde mir trotz ihrer zuversichtlichen Worte vom vergangenen Abend sehr unbehaglich zumute. Aber Jemaina konnte gewiß auf sich selbst aufpassen – wenn es jemals eine Frau gegeben hatte, die das konnte, dann war es die kleine olyssische Heilerin!

Der Regen wurde stärker. Verdammt, wo blieben sie nur? Ob Akim sich am Ende geweigert hatte, mich mitzunehmen, und die beiden nun einen anderen Weg genommen hatten? Ich stand auf und ging unschlüssig ein paar Schritte in Richtung Burg. Dort, wo der Weg eine Kurve machte und aus meinem Blick verschwand, konnte ich eine Bewegung ausmachen. Der Göttin sei Dank, es war der buntbemalte Wagen meiner beiden Weggefährten! Ich winkte ihnen zu, und Tom, der dieses Mal auf dem Bock mitreiste, winkte zurück. Die Mäntel, in die sich beide Männer gewickelt hatten, glänzten vor Nässe. Tom wirkte genauso unausgeschlafen, wie ich mich fühlte – der Abschied von Rosaleen mußte sich in die Länge gezogen haben. Akim saß, bis an die Nase in seinen Mantel gehüllt, mit womöglich noch mißvergnügterem Gesicht als sonst neben ihm und würdigte mich keines Blickes.

»Hüpf hinten rein«, sagte Tom. »Da hast du es wenigstens trocken. Oder möchtest du auf dem Biest reiten?« Nach einem Blick auf den häßlichen Klepper, der mich wie immer mit gefletschten Zähnen bösartig anschielte, lehnte ich schaudernd ab. Ich bestieg den Wagen und machte es mir zwischen all dem Zeug, das die beiden mit sich führten, bequem. Das war eine günstige Gelegenheit, etwas Schlaf nachzuholen. Ich bettete den Kopf auf mein Bündel, lauschte dem Trommeln des Regens auf dem hölzernen Dach und ließ mich vom Schaukeln des Wagens in den Schlaf wiegen.

Als ich wieder aufwachte, war das Geräusch des Regens verstummt, und der Wagen stand still. Ich steckte den Kopf hinaus und blinzelte ins Licht. Wir hatten am Rande eines lichten Waldes haltgemacht. Die Sonne war zwischen den Wolken

hervorgekommen und ließ die Myriaden von Wassertropfen aufgleißen, die überall im Gras und an den Blättern der Bäume hingen. Ich sah Akim, der seinen triefnassen Mantel zum Trocknen an einen sonnenbeschienenen Ast hängte. Tom kramte derweil in einem Beutel herum und packte unser Frühstück aus. Jemaina hatte uns ein wohlsortiertes Proviantpaket zurechtgemacht, und bei dem Anblick und Duft des frischen braunen Brotes und des goldgelben Käses wurde mir wehmütig ums Herz. Auch Akim wirkte sehr in sich gekehrt und sogar noch mürrischer als sonst. Sogar Tom mußte vor seiner üblen Laune kapitulieren.

Unsere Weiterfahrt gestaltete sich schweigsam. Der Spielmann hatte endgültig aufgegeben, seinen Begleiter zu einem Schwätzchen zu animieren und intonierte nun zum Trotz fröhliche Weisen auf einem seltsamen kleinen Instrument aus Blech. Er hatte es mir auf der Burg schon stolz vorgeführt und berichtet, daß es von weit her, von der anderen Seite des Meeres der Tausend Inseln stammte und ›Mundharmonion‹ genannt wurde. Sein Klang war ungewöhnlich durchdringend und nicht besonders schön. Das fand wohl auch der vor sich hinbrütende Heiler, denn nach etlichen Längen zurückgelegten Weges unter den quäkenden Lauten dieses Gerätes brach er zum ersten Mal an diesem Vormittag sein Schweigen und fauchte Tom an: »Wenn du nicht augenblicklich mit diesem Gewimmer aufhörst, reiß ich dir den Kopf ab und steck dir das Lärmding in den Hals. Dann kannst du meinetwegen mit dem Arsch Musik machen!« Daraufhin schwang sich Tom beleidigt vom Bock.

»Bitte, pflege du nur ruhig deine miese Laune, aber nicht in meiner Gesellschaft«, sagte er pikiert und band das Biest los, um das Wegstück vor uns zu erkunden. Da mir das Gerumpel und Gerüttel zwischen all dem Zeug hinten im Wagen langsam auf die Nerven ging, nutzte ich die Gelegenheit, um auf den Bock umzuziehen. Akim warf mir nur einen schiefen Blick zu und rümpfte die Nase. Mir war völlig klar, daß er meine Begleitung nicht besonders schätzte. Es wunderte mich nur, daß er sich nicht dagegen ausgesprochen hatte. Vielleicht hatte Jemaina ihn überredet, mich mitzunehmen.

Tom kam von seinem Ausflug zurück und ritt eine Weile neben uns her. Ich warf verstohlene Blicke zurück. Wir näherten uns der Grenze von Salvok; ich kannte die Gegend von einer Reise zum Viehmarkt in Corynn, einem Marktflecken, der im Grenzgebiet der Burg lag. Weiter war ich in meinem Leben noch nicht von zu Hause fortgewesen. Wir fuhren zwischen üppigen Feldern, auf denen sich fast kopfhoch weißblondes Korn in den Ähren wiegte. Die Luft war nach dem Regen noch frisch wie ein kühler Schluck Wasser, aber die Sonne stach heiß auf uns nieder. Es versprach ein drückender Tag zu werden. Ich schälte mich aus meiner dicken Jacke und warf sie durch die Luke am Kutschbock ins Wageninnere. Dann drehte ich wieder den Kopf und beobachtete den Weg hinter uns.

Tom sah mich an und schmunzelte. »Keine Angst, wir werden nicht verfolgt«, sagte er

leise.

Ich schrak zusammen. »Was meinst du damit?« stotterte ich, und er lachte.

»Du behältst die ganze Zeit den Weg im Auge, weil du fürchtest, Leute von der Burg könnten kommen und dich zurückholen.« Er schüttelte grinsend den Kopf. »Weißt du«, sagte er dann im Plauderton, »dazu muß ich noch nicht mal ein guter Beobachter sein. Es ist nur natürlich, wenn der Burgherr versucht, seinen ausgebüxten Sprößling wieder einzufangen.« Ich seufzte. Wie hatte ich nur auf den Gedanken kommen können, daß Tom mir meine Geschichte abnehmen würde? Wahrscheinlich wußte er schon, als ich ihn bat, mich mitzunehmen, wer ich war. Um so erstaunlicher war, daß er eingewilligt hatte. Vorsichtig blinzelte ich zu ihm hinüber. Er sah mich mit amüsierter Miene an.

»Tut mir leid, daß ich dich angelogen habe«, murmelte ich verlegen.

»Junger Freund, du hast noch einiges zu lernen, bis du mir eine Lüge so servieren kannst, daß ich sie auch schlucke.« Ich wurde rot.

Akim meldete sich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder zu Wort. »Warum bringst du es ihm nicht bei, o Vater der Lügen?«

Tom warf ihm einen Blick zu. »Sieh einer an, er kann sprechen!« staunte er. Der Heiler spuckte verächtlich aus und verfiel wieder in Schweigen.

»Ich denke nicht, daß sie schon hinter uns her sind«, erklärte ich Tom. »Jemaina wollte sie ablenken. Aber trotzdem bin ich unruhig. Es tut mir wirklich leid, daß ich euch Unannehmlichkeiten bereite. Wenn ich nicht so nötig zu meiner Großmutter müßte ...«

»Mach dir keine Gedanken. Wir werden sie schon ablenken, wenn sie kommen. Du schlägst dich dann einfach für eine Weile in die Büsche, und wir wissen von nichts.« Ich stammelte einen Dank, und er winkte ab. »Ich freue mich sehr darüber, daß ich deine Gesellschaft auf dieser Reise genießen darf. Also danke mir nicht, vielmehr muß ich dir danken.«

Akim warf ihm einen angewiderten Blick zu, den Tom mit unschuldsvoller Miene beantwortete. Seine Rede hatte mir die Sprache verschlagen.

»Mö ... möchtest du wieder auf den Bock? Ich kann es jetzt eine Zeitlang hinten aushalten«, bot ich ihm eilig an, als unser Kutscher den Karren zum Halten brachte.

»Ich brauche dringend eine Pause«, knurrte Akim und sprang vom Bock. »Tom kann weiterfahren, ich lege mich hinten rein.« Er verschwand. Ich verdrehte die Augen. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Tom band das Biest an den Wagen und kletterte geschmeidig neben mich auf den Sitz. Er ergriff die Zügel und schnalzte auffordernd mit der Zunge. Der magere Schimmel fiel gehorsam wieder in Schritt. Ich suchte krampfhaft nach einem unverfänglichen Gesprächsthema.

»Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt, Nikal und du?« fragte ich schließlich. Er antwortete nicht gleich.

»Das ist eine lange Geschichte. Ich weiß nicht, ob dies der richtige Zeitpunkt ist, sie zu

erzählen.« Ich spürte, wie mein Mißtrauen wieder zu keimen begann. »Wir haben lange Zeit bei derselben Truppe gedient«, fuhr Tom schließlich doch fort. »Nikolai hat mir mal das Leben gerettet. Ich schulde ihm was.«

Der Kater als Söldner? Die Vorstellung war absurd und komisch zugleich. Wir schwiegen nun beide, in Gedanken versunken. Toms spöttisches Gesicht wirkte ungewöhnlich ernst.

Als der Abend sich senkte, lag Salvok schon weit hinter uns. Akim war nach einigen Stunden Schlaf wieder aufgetaucht und hatte die Zügel übernommen. In Corynn legten wir eine kurze Rast ein und stockten unseren Proviant auf. Die Gegend, durch die wir fuhren, war mir völlig fremd, aber meine Begleiter schienen sich auszukennen. Sie beratschlagten über einen günstigen Platz zum Nächtigen. Bevor es dunkel wurde, hatten wir ein kleines Waldgebiet erreicht, und Akim lenkte den Wagen an den Rand einer Lichtung. Ich schirrte unser Zugpferd aus und überließ Tom die Sorge für das Biest. Akim kümmerte sich derweil um unser Nachtmahl.

Als die Nacht hereinbrach, saßen wir um ein munter prasselndes Feuer. Tom lehnte an einem Baum und reparierte eine seiner Lauten, deren Saiten gerissen waren. Akim kaute auf einem Holzspan und starrte ins Feuer. Ich dachte an meine Freunde. Ob ich wohl Jenka in der Hauptstadt wiedersehen würde? Meine Lider waren schwer und müde. Tom sah mich über das Feuer hinweg an; seine Augen lagen im Schatten, ich konnte nur ihr Funkeln sehen.

»Müde?« fragte er leise. Ich nickte und unterdrückte ein Gähnen. »Komm, hau dich hin. Möchtest du im Karren schlafen oder bei uns draußen?« Akim und er hatten ihre Decken im Schutz des Wagens ausgerollt. Ich zögerte. Die Luft im Wagen war stickig, und ich hatte schon fast den ganzen Tag dort verbracht. Was sollte schon passieren? »Draußen«, sagte ich. Er nickte und warf mir eine Decke zu.

»Schlaf gut und träum was Schönes«, wünschte er mir. Schon halb im Schlaf rollte ich mich in die Decke und bemerkte nicht einmal mehr, wie die beiden Männer sich schlafen legten.

Ich fand mich im Traum der letzten Nacht wieder. Es war anders als sonst, dieses Mal war mir nur zu bewußt, daß ich schlief und träumte. Ich meinte sogar, Tom neben mir atmen zu hören und etwas weiter von mir entfernt das leise Schnarchen Akims. Ich saß auf der hölzernen Treppe des Wagens und schaute auf die Lichtung. Alle Farben waren verschwunden, es gab nur Schattierungen von Schwarz, Weiß und Silber – wie in einer Mondnacht. Dennoch war nicht Nacht um mich herum, sondern lichter, heller Tag. Ich wartete auf etwas; ich wußte nicht, was es war, aber ich fürchtete mich. Es war so kalt, daß mein Atem in einer Wolke vor meinem Mund stand.

Die Lichtung veränderte sich langsam, fast unmerklich. Die Bäume wichen zurück und verschwanden in nebelhaftem Dunst. Der unebene Erdboden glättete sich, alle Pflanzen

erschienen flach und ohne Tiefe und legten sich wie ein kurioser Teppich auf den Boden. Der nahm sie auf und verschlang sie schweigend. Der Wagen war plötzlich fort, ebenso die in ihre Decken gerollten Schläfer. Ich stand einsam auf der endlosen silbergrauen Ebene meines Fiebertraumes. Kein Himmel, kein Gestirn stand über mir, alles war grau und unbestimmt.

Vor mir auf dem Boden erschien wie von Geisterhand gemalt eine sich von Ost nach West erstreckende schwarze Linie. Neben mir spürte ich die Gegenwart eines anderen Menschen, aber ich konnte kein Glied rühren, um mich umzusehen.

Etwas klapperte, und eine ferne, weibliche Stimme sagte: *»Das Spiel beginnt. Du besetzt die Spitze. Welche Figur wählst du?«*

»Den Narren«, antwortete eine männliche Stimme, etwas näher als die erste.

Die erste Sprecherin lachte. *»Was nimmst du den Narren, er ist doch nur eine Hälfte! Sei nicht dumm, mein Freund.«*

Der Mann erwiderte das Lachen. *»Täusche dich nicht, Meisterin. Der Narr wird mir sehr nützlich sein. Ich wähle ihn. Und ich habe den ersten Zug.«* Wieder das Klappern von knöchernen Würfeln.

»Oh«, murmelte der Mann. Ich wurde hochgehoben und auf die schwarze Linie gesetzt. Um mich herum wurde es immer kälter, Reif lag auf dem Boden. Ich konnte meine Hände kaum noch spüren, meine Füße in den dünnen gelben Schnabelschuhen schienen aus schierem Eis zu bestehen. Ich wartete auf etwas, und ich wußte, daß es kam, um mich zu töten. Meine fühllosen Finger tasteten nach dem Messer an meinem schellenbesetzten Gürtel. Ein scharfer Wind kam auf und trieb mir das Wasser in die Augen. Für einige Sekunden war ich blind. Das schwarz-silberne Wesen war über mir, ehe ich mich versah, und unzählige eisige Beine drangen in mich ein und saugten den letzten Rest an Wärme aus mir heraus. Ich konnte mich nicht bewegen und fühlte unsichtbare Fäden mich einspinnen und mit unbarmherziger Kraft meine Arme an den Körper fesseln. Bald darauf umhüllte das Gespinst meinen ganzen Leib. Blind und gelähmt lag ich auf dem Erdboden und fühlte, wie mein Leben aus mir herausrann. Würfel klapperten.

»Mein Zug«, sagte die Frau.

»Elloran, Junge, um der Götter willen, wach doch auf!« Jemand schüttelte mich unsanft. Ich hörte mich schluchzen und fühlte eiskalte Tränen auf meinem Gesicht. Mir war so kalt, so unendlich kalt. Die Betäubung wollte nicht weichen, ich konnte mich nicht aus den eisigen Fängen des Traumes befreien.

Tom hörte auf, mich durchzurütteln und murmelte: »Himmel, du bist ja halb erfroren!« Seine kräftigen, warmen Finger begannen, meine klammen Hände zu reiben. Langsam kehrte das Leben in mich zurück. Toms energische Hände wickelten mich in eine zweite

Decke – seine eigene – und dann zog er mich eng an sich. Ich kuschelte mich an ihn wie an einen warmen Herd und ließ mich von seiner Körperwärme auftauen. Barmherzig flutete der Schlaf zurück und erlöste mein gepeinigtes Bewußtsein.

Vor dem ersten Morgengrauen wurde ich durch den schmetternd einsetzenden Gesang der Vögel geweckt. Zuerst wußte ich nicht, wo ich war. Warum schlief ich hier im Freien? Sanfter Atem blies in mein Genick, über meiner Brust lag schwer ein fremder Arm. Ein warmer Körper schmiegte sich an meinen Rücken und zarter Vanilleduft stieg in meine Nase. Ich strampelte mich erschreckt frei, Tom knurrte unmutig und öffnete ein verschlafenes Auge. Er blinzelte mich an, murmelte etwas und schlief wieder ein. Sein schlafendes Gesicht erschien mir ganz fremd. Ohne den wachen Blick seiner funkelnden Augen und das spöttische Lächeln schien es von einer seltsam anrührenden Verletzlichkeit und Unschuld. Ich legte mich vorsichtig wieder zurück, um ihn nicht erneut zu wecken und breitete die Decken über uns beide. Er schnaufte zufrieden und legte seinen Arm um mich. Sein Duft hüllte mich ein, und ich sank erneut in Schlaf.

Als ich das nächste Mal aufgeweckt wurde, geschah dies durch eine leichte Berührung in meinem Nacken. Sanfte, streichelnde Finger tasteten über meinen Hals und glitten meinen Rücken hinunter. Lippen berührten behutsam meine Schulter. Ich erstarrte. Der Vanilleduft, der meinen Schlaf behütet hatte, war dem vertrauten Muskataroma gewichen. Tom war ganz offensichtlich wach! Ich löste mich unsanft von ihm und rollte von ihm weg. Sein vorwurfsvoller Blick traf mich. Ich wollte Tom nicht verletzen, er hatte mich nur so erschreckt. Unsicher lächelte ich ihn an, aber sein Gesicht blieb traurig und enttäuscht.

»Es tut mir leid«, stammelte ich verlegen. »Ich wollte nicht ...« Ich wußte einfach nicht, was ich sagen oder tun sollte. Tom blickte mich nur an. Dann erlöste er mich aus meiner Verlegenheit, indem er mich anlächelte und seine Hand ausstreckte.

»Komm her, kleiner Dummkopf«, schnurrte er. »Komm schon, ich verspreche dir, ich werde dir nichts tun.«

Zögernd schob ich mich wieder in seine Nähe. Er legte seine Hände auf meine Schultern. Ich schreckte unwillkürlich zurück, aber er zog mich zu sich heran. »Himmel, bist du verkrampft«, murmelte er und begann, mit kundigen Händen meinen Nacken zu massieren. Ich saß erstarrt da und wagte keinen Muskel zu rühren. In meinem Kopf jagten sich die Gedanken. »Entspann dich«, befahl Tom. Er hörte nicht auf, meine Schultern zu kneten. »Komm schon, Elloran. Ich beiße dich doch nicht.« Er griff nach meinem Kinn und drehte meinen Kopf zu sich hin. Zaghaft begegnete ich dem strahlenden Blick seiner Katzenaugen, ehe ich meine Augen niederschlug. Er seufzte leise und amüsiert. »Mein lieber Junge. Wovor fürchtest du dich? Vor mir?« Sein Atem blies sacht und minzeduftend in mein Gesicht. »Leg dich auf den Bauch. Dein armer Rücken verdient eine ordentliche Massage.«

Ich gehorchte und drehte mich auf den Bauch. Seine warmen Hände kneteten fest meinen Rücken. Ich mußte zugeben, daß mir das sehr gut tat. Der schreckliche Traum der letzten Nacht begann langsam zu verblassen. Tom summte leise vor sich hin, eine fremdartige und sehnsüchtige Melodie, die mich eigenartig melancholisch stimmte.

»Was sind das für Alpträume?« fragte er unvermittelt. Ich zuckte zusammen, und er legte beruhigend eine Hand in meinen Nacken.

»Ich kann sie schwer erklären«, begann ich stockend. Er fuhr mit seiner Massage fort, aber ich spürte die Aufmerksamkeit, die er meinen Worten schenkte. »Ich träume seit meinem Fieber im Winter fast jede Nacht von meiner Schwester. Ich weiß, daß sie in großer Gefahr schwebt und daß ich der einzige bin, der sie daraus befreien kann. Aber noch weiß ich weder, wo ich sie finden kann, noch welcher Art die Gefahr ist.« Ich verstummte und geriet ins Grübeln. Tom ließ ab von seinem Tun, ohne seine Hände von meinem Rücken zu lösen. Wie kleine warme, atmende Tiere lagen sie auf meinem Körper.

»Ich wußte nicht, daß du eine Schwester hast. Ist sie jünger als du? Wie heißt sie?«

Ich wurde blutrot vor Scham. »Ich weiß es nicht«, flüsterte ich bestürzt.

»Wie bitte?« fragte der Kater ungläubig nach.

»Ich weiß es nicht, Tom. Ich kenne sie nur aus meinen Träumen, daher weiß ich, daß es sie gibt und wie sie aussieht.« Ich wandte mein Gesicht von ihm ab. »Wir könnten Zwillinge sein, so ähnlich ist sie mir. Aber meine Mutter will nicht mit mir darüber sprechen, und Jemaina, die bei meiner Geburt geholfen hat, sagt, es sei nicht ihr Geheimnis, und sie dürfte mir nichts darüber sagen.« Meine Stimme kippte, und ich befürchtete, vor ihm in Tränen auszubrechen und meine Schande damit zu vervollständigen. Er strich zärtlich über meine Schultern und beugte sich dann hinunter, um einen Katzenkuß auf meinen Hals zu drücken. Meine Muskeln versteiften sich sofort wieder, und ich verspürte den dringenden Wunsch, aufzuspringen und fortzulaufen.

»Ho, ruhig, junges Füllen«, brummte er beruhigend. »Hast du vergessen, was ich dir versprach?« Er hockte sich bequem neben mich und ließ die langen Arme baumeln. Ich drehte mich zu ihm und sah ihn an.

»Ich denke, ich erzähle dir besser etwas von mir und meinem Volk, damit du aufhören kannst, dich zu fürchten.« Sein Gesicht glättete sich und wurde weich. Der Geruch, der von ihm ausströmte, war milder geworden und mutete etwas pudrig an.

»Bei meinen Leuten ist es nicht üblich, eine geliebte Person zu etwas zu zwingen. Wir lieben uns gerne und oft, aber es ist immer ein freiwilliges und von Herzen gegebenes und genommenes Geschenk.« Er verstummte. In seinen Augen stand wieder dieselbe Verwirrung und Unruhe, die ich schon einmal in ihnen bemerkt hatte. Er fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. Erstaunt sah ich, daß seine Finger leicht bebten.

»Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen«, fuhr er stockend fort. »Ich habe mich niemals

zuvor von einem Mann oder einem Jüngling angezogen gefühlt, und ich weiß, daß kein Angehöriger meines Volkes das billigen würde. Es ist bei uns nicht so üblich wie bei euch Menschen. Dennoch ...«, er verstummte, und seine Augen waren traurig.

Ich wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte. »Was meinst du mit ›ihr Menschen‹?« stellte ich schließlich in meiner Not die naheliegendste und dümmste Frage. »Willst du damit etwa sagen, daß du kein Mensch bist?« Er blickte mich erschreckt an. Ich konnte erkennen, daß er mir unfreiwillig etwas verraten hatte, das ihn nun reute. Zwar setzte er sofort seine gewohnt spöttische Miene auf, aber jetzt durchschaute ich sie zum ersten Mal als die Maske, die sie war.

»Natürlich«, antwortete er schnell und leichthin. »Du hast doch selbst ganz richtig erkannt, daß ich in Wirklichkeit ein Pukh bin.« Ich entließ ihn nicht aus meinem fordernden Blick, doch er erwiderte ihn mit höchst unschuldsvoller Miene. Wenn ich ihn recht verstanden hatte, hatte er mir soeben eine unverblümte Liebeserklärung gemacht. Wie sollte ich mich nun bloß verhalten? Er erlöste mich aus meiner Zwickmühle, indem er mich ungefragt wieder auf den Bauch drehte und mit seiner Massage fortfuhr. Ich seufzte und ergab mich. Seine Finger wanderten über meinen Rücken und gingen tiefer. Er bearbeitete schweigend meine Füße. »Dreh dich um«, befahl er kurz und fuhr, nachdem ich seinen Worten entsprochen hatte, mit meinen Armen fort. Er arbeitete sich in stiller Konzentration zu meinen Schultern vor und verharrte, die Hände auf meine Schlüsselbeine gelegt. Stumm sahen wir uns an. Seine Augen stellten eine drängende Frage. Ich konnte sie ihm nicht beantworten, meine Stimme versagte mir ihren Dienst. Sein Gesicht näherte sich dem meinen, und er küßte mich sanft auf den Mund. Seine Lippen waren warm und weich. Seine Hände legten sich zärtlich um mein Gesicht, und ich mußte die Augen schließen, als etwas tief in mir schmolz und seinen Widerstand aufgab. Ich legte meine Arme um ihn und zog ihn ganz zu mir hinunter. Sein Mund wanderte über mein Gesicht und traf wieder auf meine Lippen. Sie öffneten sich unter dem weichen Druck, und ich begann, seine Küsse zu erwidern. Mit zögernden Händen erforschte ich seinen Körper. Er war fest und warm, und fühlte sich seltsam fremdartig an. Es war ein wenig so, als wären Toms Muskeln an den falschen Stellen oder aus einem anderen, festeren Material gemacht als meine oder die anderer Menschen. Ich konnte es mir nicht richtig erklären, und gerade in diesem Augenblick wollte ich es auch gar nicht. Seine streichelnden Finger und forschenden Lippen nahmen mir den Atem. Seine Hände wanderten über meinen Bauch und nestelten an meinem Hosenbund. Ich klammerte mich mit unsicheren Händen an ihn; kalte und heiße Schauer liefen über meine Haut. Er schob seine Hand zwischen meine Beine und erstarrte plötzlich.

»Aber was zum ...«, ein Blick aus unendlich erstaunten Augen traf mich. »Du bist ja doch ein Mädchen!« stellte er überrascht fest. Mir wurde übel. Im nächsten Augenblick würde sich Tom, der Spielmann, sicherlich angeekelt von der Mißgeburt abwenden, die

er liebkost hatte.

»Nein«, hörte ich mich stammeln. »Ich bin gar nichts. Ich bin ein T'svera.« Ich konnte ihn nicht ansehen, ich fürchtete seinen verächtlichen oder, schlimmer noch, mitleidigen Blick. Er legte den Kopf zurück und stieß den Atem heftig aus. Dann begann er zu lachen. Das war noch weit schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte! Erniedrigt schob ich ihn heftig fort. Er fing meine Hände ab und hielt sie fest, dann zog er mich trotz meiner Gegenwehr an sich und umarmte mich. Mein Kopf lag an seiner Schulter, und er streichelte beruhigend mein Haar. Leise flüsterte er liebevolle, kosende, sinnlose Worte, bis mein Schluchzen verstummte.

»Ich habe nicht über dich gelacht, *chu-chula*. Ich lache über mich und über meine eigene Dummheit. Ich mußte doch denken, daß etwas mit mir nicht stimmt, daß ich auf meine alten Tage vollkommen übergeschnappt bin. Du hast mich nun zumindest ein wenig beruhigt. Ich bin also nicht völlig verrückt, nur ein ganz kleines bißchen.« Er lachte wieder, leise glucksend – und wuschelte durch mein Haar. Dann gab er mir einen festen, liebevollen Kuß auf den Mund, wischte die Tränen von meinem Gesicht und zog mich in die Höhe.

»Komm, mein geliebter kleiner T'svera, laß uns das Frühstück bereiten, ehe Akim aufwacht und anfängt, danach zu schreien.« Ich sah mich verwirrt um. Der Heiler schien sich in den Wagen zurückgezogen zu haben, denn ich konnte ihn nirgends entdecken. Tom hockte neben der Feuerstelle, legte einige abgestorbene Äste und Zweige darauf und mühte sich dann nicht sehr geschickt mit seinem Feuerstein ab. Ich fühlte mich plötzlich ganz leicht und übermütig. Lachen kribbelte in meinem Bauch und sprudelte über. Tom sah überrascht auf und blinzelte mich dann fröhlich an. Ich hob meine Hände und entzündete, immer noch kichernd, das feuchte Holz. Tom schrie auf und machte einen erschreckten Satz zurück.

»Verflucht, was ist das?« schrie er mit sich überschlagender Stimme. Hinter mir ertönte ein lautes Poltern, und der spärlich bekleidete Heiler stürmte mit grimmiger, verschlafener Miene aus dem Wagen, entschlossen ein riesiges Schwert durch die Luft schwenkend. Dann bremste er plötzlich und ließ die Waffe sinken.

»Was, bei allen Würmern in Omellis Holzbein, treibt ihr beiden nur hier draußen?« fluchte er erbost. »Es hat euch wohl nicht gereicht, daß ihr mich mit eurem Geturtel die ganze Nacht wachgehalten habt; müßt ihr jetzt auch noch herumbrüllen, daß ich glauben muß, wir werden überfallen?« Wutentbrannt feuerte er das Schwert zu Boden, stapfte zum Wagen zurück und schmetterte die Tür hinter sich zu. Tom und ich sahen uns sprachlos an und brachen dann in hilfloses Lachen aus.

Erschöpft und atemlos lagen wir uns in den Armen. Tom streichelte meinen Rücken und knabberte zärtlich an meinem Ohr. Ich mußte an Magramanir denken und fühlte schon wieder kitzelnd ein Lachen aufsteigen. Himmel, tat das gut! Wie lange hatte ich

nicht mehr so gelacht? Ich konnte mich nicht einmal mehr erinnern!

»Wie hast du das eben gemacht?« flüsterte Tom mir ins Ohr.

»Was?« fragte ich unaufmerksam. Er tat da gerade etwas mit seinen Händen, was mich sehr von seiner Frage ablenkte.

»Das mit dem Feuer«, wisperte er und ließ seine Finger kreisen.

»Große Göttin«, keuchte ich atemlos, »wenn du nicht deine Pfoten da wegnimmst, wirst du keine Antwort von mir – nein! Nicht aufhören!« Er lachte und streckte beide Hände in die Luft.

»Erst eine Antwort auf meine Frage«, neckte er.

»O bitte, Tom«, bettelte ich. »Das ist nicht gerecht!«

Er schüttelte den Kopf und grinste verschlagen. »Raus mit der Sprache. Wie hast du das gemacht?«

»Gut, du hast gewonnen. Ich habe gezaubert.« Er warf mir einen angewiderten Blick zu und stand wortlos auf. »Tom, bitte! Ich sage die Wahrheit!« Flehend griff ich nach seinen Schultern. Mir wurde zum ersten Mal bewußt, daß ich fast einen Kopf größer war als er. Seine Augen wirkten kalt und verletzt. Ich legte eine Hand auf seine pelzige Brust und machte das Zeichen des Wahren Mundes. Er verstand nicht. »Tom, du mußt mir glauben. Du hast doch selbst gesagt, daß ich viel zu ungeschickt wäre, dich anzulügen!«

Sein Gesicht wurde nachdenklich. Er griff nach meiner Hand und küßte bedächtig meine Finger. Dabei wandte er seinen Blick nicht von meinen Augen, als könnte er die Wahrheit in ihnen lesen.

»Du glaubst ja wirklich an das, was du da sagst«, stellte er schließlich erschüttert fest. »Entweder hast du den Verstand verloren oder ...«

»Oder was?«

Er schüttelte den Kopf und wechselte das Thema. »Wo waren wir stehengeblieben?« Ich nahm seine Hand und legte sie errötend an die richtige Stelle. Er grinste dreckig und streckte mir die Zunge heraus. »Das hat dir also gefallen, gib es zu!« Seine Hände waren schon wieder bei der Arbeit. Ich schnappte nach Luft und nickte heftig. Seine Lippen landeten auf meinen, und seine Zunge begann, meinen Mund zu erforschen. Ich klammerte mich haltsuchend an ihn; meine Knie wurden weich und gaben unter mir nach. Wir plumpsten eher unsanft zu Boden. Tom lag auf mir und wanderte mit seinen Lippen und seiner rauhen Zunge zu meinen Brustwarzen. Hitzewellen überliefen mich, ich zitterte am ganzen Leib. Ich wölbte ihm meinen Körper entgegen, hörte mich mit fremder Stimme aufschreien. Dann war es vorbei. Eine große Schwäche überfiel mich, und meine Arme, mit denen ich ihn umklammert hatte, sanken kraftlos auf den Boden. Tom hielt mich fest und flüsterte Koseworte in einer fremden, weichrollenden Sprache. Das Leben kehrte in langsamen, warmen Wellen in mich zurück. Ich barg mein Gesicht in seiner Halsgrube und fühlte eine haltlose Zärtlichkeit für diesen seltsamen Fremden

in mir aufsteigen.

»Wenn ihr dann mit dem fertig seid, was ihr gerade tut, könnten wir vielleicht endlich frühstücken«, erklang die barsche Stimme Akims. Ich fuhr mit einem erschreckten Aufschrei hoch und hechtete zu meinen Kleidern. Tom setzte sich träge auf und musterte seinen Freund aus zusammengekniffenen Augen. Akim erwiderte den Blick seltsam zurückhaltend, seine Miene war schwer zu deuten. Tom zuckte mit den Achseln und erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung.

»Frühstück kommt sofort«, sagte er und wandte sich zum Feuer. Ich vermied Akims Blick und kramte im Wagen nach dem Waschzeug. Ein paar Schritte neben der Straße floß ein dünner, klarer Wasserlauf, in dem ich mir Schweiß und Staub von der Haut spülen und die Haare waschen konnte. Erfrischt kehrte ich zu unserem Lager zurück; nicht, ohne den anderen einen Schlauch mit frischem Wasser mitzubringen.

Wir aßen in unbehaglichem Schweigen. Zwischen den beiden Männern lag fühlbare Spannung in der Luft. Auch während wir unsere Sachen auf den Wagen packten und den Schimmel vorspannten, wechselten sie kein Wort. Tom lächelte mir hin und wieder aufmunternd zu, aber seine Miene war ungewöhnlich bedrückt. Ich kletterte wortlos hinten auf den Wagen. Die Sonne stieg langsam höher. Wir rollten durch einen schier endlosen Wald. Auf dem Kutschbock herrschte eisige Stille. Das eintönige Geräusch der Räder und das Schwanken des Wagens schläferten mich wieder einmal ein. Einmal mehr lag ich nach einem unbestimmten Zeitraum traumlosen Schlummers im Halbschlaf da und hörte das Murmeln der Stimmen auf dem Kutschbock. Wenigstens sprechen sie wieder miteinander, dachte ich träge. Ich spürte noch immer das Echo von Toms Händen auf mir und dehnte mich wohlig. Dann glaubte ich meinen Namen vernommen zu haben. Ich schüttelte den Rest von Schläfrigkeit ab und spitzte meine Ohren.

»Ich möchte dich so bald wie möglich gründlich untersuchen«, hörte ich Akim sagen. Er klang ungewöhnlich sanftmütig.

Tom schnaubte. »Und weshalb?« fragte er gereizt.

»Weil ich mir Sorgen um dich mache, Kater. Oder kannst du mir irgendeine einleuchtende Erklärung dafür liefern, daß du auf einmal mit kleinen Jungs herummachst? Das ist bei deinen Leuten ja nun nicht unbedingt ein Zeichen von gesunden Körper- oder Gehirnfunktionen, wie du zugeben mußt.«

Tom schwieg betroffen. »Ich mache nicht mit *kleinen Jungs herum*«, äffte er dann wütend den Heiler nach. »Ich liebe zufällig einen Menschen namens Elloran, der überdies gar kein Junge ist, sondern eine dieser eigenartigen Sonderformen, die dieses Volk entwickelt hat!« Akim ließ ein erstickes Geräusch hören. »Hör sofort auf, mich auszulachen!« brüllte Tom.

Akim entschuldigte sich. Das erstaunte mich unsagbar. Ich hätte nie gedacht, daß dieser zynische Mensch auch nur einen Hauch von Achtung vor den Gefühlen anderer

hatte. »Sei ehrlich, Tom«, sagte Akim, »du mußt doch zugeben, daß du dich höchst seltsam benimmst. Übrigens, wenn ich für jedes Mal, das du geschworen hast, jemanden ernsthaft und treu zu lieben, ein Mittagessen bekommen hätte, könntest du mich jetzt hier die Straße runterrollen.«

Tom lachte. »Mein lieber Freund und Kampfgefährte, du solltest aber doch freundlicherweise zugeben, daß ich es jedesmal genauso gemeint habe, wie ich es sagte.«

Akim lachte zustimmend und spöttisch sein rostiges Lachen: »Also gut, dann sind wir uns ja soweit einig. Du meldest dich bei der nächsten Gelegenheit zu einer Untersuchung bei mir. Das ist übrigens ein Befehl.«

»Aye, Doktor Abou-Khalil, Sir!« schnarrte Tom. Ich schüttelte den Kopf. Bis dahin hatte ich der Unterhaltung folgen können, auch wenn der Hinweis auf ›eigenartige Sonderformen‹ mich etwas verwirrt hatte. Aber dieser letzte Satz Toms war in einer mir fremden Sprache erklungen. Was mochte ›Eidoktabukalilsör‹ für eine Bedeutung haben? Es klang wie eine geheimnisvolle Beschwörung, aber dagegen sprach der scherzhafte Ton, in dem Tom diese Äußerung getan hatte.

Nikals Name holte mich schnell zurück in die Gegenwart. »Aber was sollen wir mit ihm machen, wenn wir ihn endlich in den Fingern haben?« fragte Toms tiefe Stimme gerade. »Nach dem, was der Junge sagt, ist er ja wohl komplett durchgedreht.«

Akim knurrte etwas, das ich nicht verstand. Tom lachte und sagte: »Bester Maddoc, die Assistenz bei dieser scheußlichen und ausgesprochen blutigen Angelegenheit überlasse ich von Herzen gern der Kleinen und unserem verehrten Wunder. Das ist euer schmutziges Metier, davon verstehe ich glücklicherweise nicht genug. Im Übrigen, mein Lieber, finde ich deine Ausdrucksweise ziemlich unappetitlich!«

Dieses Mal konnte ich Akims Antwort deutlich verstehen. »Das mag dir unappetitlich erscheinen oder nicht, aber er ist nun einmal zu einer ernsten Gefahr geworden und muß schleunigst beseitigt werden. Das müßte doch sogar in dein beschränktes Katzenhirn gehen. Außerdem reißt uns Galen die Ohren ab und frißt sie ohne Salz zum Abendessen, wenn wir ihm nicht bald Koljas Kopf auf einem Tablett servieren.«

Mit einem Mal war ich hellwach. Ich mußte in meinem Entsetzen wohl ein verräterisches Geräusch gemacht haben, denn ich hörte Akim leise sagen: »Halt den Mund, ich glaube, der Junge ist wach. Du und deine Bettgeschichten!«

»Elloran, Lieber? Bist du wach?« rief Tom munter und blickte über seine Schulter zu mir hinein. Ich rührte mich nicht. Vielleicht ließen sie sich täuschen und schmiedeten weiter an ihren finsteren Plänen.

»Du hast dich verhört«, sagte Tom. »Er schläft immer noch so tief und fest wie ein satter Säugling. Übrigens, mein Guter, in was für einem Ton redest du eigentlich mit deinem vorgesetzten Offizier?« Akim lachte nur kurz und höhnisch auf, und dann war lange Zeit Ruhe. Meine Gedanken rasten. Tom hatte mich nach Strich und Faden

belogen, und ich war seinem bestrickenden Charme in die Falle gegangen wie ein verliebtes Bauernmädchen. Die beiden Männer waren alles andere als Nikals Freunde, das war mir jetzt klar. Es waren gedungene Mörder, Söldner, weiß Göttin was sonst noch. Sobald sie ihn in den Händen hätten, würden sie ihn umbringen. Was konnte ich tun? Ich mußte verhindern, daß sie ihn fanden, aber wie sollte ich das bewerkstelligen? Mein erster Gedanke war, mich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit auf dem Biest aus dem Staub zu machen. Es war allerdings mehr als fraglich, ob das tückische Vieh dabei mitspielte. Meine Flucht wäre ohnehin bald entdeckt, und dann hätte ich nicht nur meines Vaters Wache, sondern auch noch diese beiden Totschläger auf meinen Fersen. Wahrscheinlich war es viel gescheiter, sie im Auge zu behalten, wenn ich ihre blutigen Pläne durchkreuzen wollte. Noch waren wir erst auf dem Weg zur Krone, und überdies fehlten die eigentlichen Mordgesellen: das geheimnisvolle Wunder und die Frau, die sie die ›Kleine‹ nannten. Es wäre sicherlich nicht falsch, wenn ich mir die beiden gut ansah. Ich mußte meine und Nikals Feinde kennen, wenn ich sie bekämpfen wollte. Also hieß es wohl oder übel, das Spiel mitzuspielen. Ich gähnte laut und machte einigen Lärm, indem ich mich reckte und streckte.

Tom steckte seinen Kopf durch die kleine Luke und sagte fröhlich: »Gut geschlafen, mein Herz?«

Dieser verdammte Heuchler! Ich knirschte mit den Zähnen, zwang mich aber zu einer ebenso munteren Antwort: »Wunderbar, danke. Darf ich auf dem Biest reiten? Ich brauche dringend Bewegung.« Vielleicht wäre es nicht falsch, mich mit Toms Pferd vorsorglich ein wenig anzufreunden.

»Oh, Bewegung?« lachte Tom. »Da hätte ich allerdings einen viel besseren Vorschlag!« Ich zwang mich, ihn anzulächeln, obwohl ich ihn am liebsten bespuckt hätte. Mein Lächeln mußte entsprechend gequält ausgefallen sein, denn er stutzte. Er wandte den Kopf und bat Akim, kurz anzuhalten. Dann sprang er vom Bock und kletterte zu mir hinein. Er hockte sich neben mich und legte in scheinbarer Besorgnis einen seiner langen Arme um meine Schultern. Ich konnte ein Schaudern nicht unterdrücken und machte mich hastig von ihm los. Es war unmöglich. Ich schien unfähig, mich zu verstellen, und um der Täuschung willen weiter die Zärtlichkeiten dieses mörderischen ›Vaters der Lügen‹ hinzunehmen. Ich konnte meinen Ekel und meine Wut nicht länger vor ihm verbergen.

»Ho, *chu-chula*, was ist mit dir?« fragte er leise. Ich sah in sein falsches, gespielt bekümmertes Gesicht, und es würgte mich. Wie hatte ich nur auf diesen Unmenschen hereinfallen können? Ich hatte ihm alle seine Lügen nur zu bereitwillig abgekauft, und wie herzlich hatte er wohl mit seinem Kumpan darüber gelacht! Der einfältige, leichtgläubige Stallbursche, der sich von dem ersten besten Fremden, der ihm Avancen machte, freudig auf den Rücken legen ließ – oh, wie mußten sie sich amüsiert haben!

Tom legte seine Hand auf meinen Arm, und ich schlug sie fort.

»Geh weg von mir!« fauchte ich und spuckte ihm ins Gesicht. Er hockte da wie vom Schlag gerührt, während der Speichel an seiner Wange herabtroff. Gleich einem Schlafwandler wischte er ihn fort und blickte fassungslos auf seine feuchte Hand. O große Göttin, was für ein Schauspieler! Hätte ich es nicht besser gewußt, hätte seine tödlich verwundete Miene mir unfehlbar das Herz gebrochen.

»*Chu-chula*, was habe ich dir getan?« fragte er tonlos.

»Getan?« fuhr ich auf. »Das wagst du noch zu fragen?« Akim brachte mit alarmierter Plötzlichkeit den Wagen zum Stehen und beugte sich wachsam zu uns hinein. Ich hatte vergessen, wie gefährlich diese beiden Männer waren. Schlimm genug, daß sie nun wußten, daß ich sie durchschaut hatte. Wahrscheinlich würden sie mich umbringen, aber selbst das war mir in meinem weißglühenden Zorn gleichgültig. Hilflos hob ich eine Faust und schmetterte sie gegen die Wand. Tom wechselte einen schnellen Blick mit dem falschen Heiler und wagte dann wahrhaftig, mich erneut zu berühren. Ich schlug blindwütig zu und sah mit Befriedigung, wie seine Lippe aufplatzte und ihm das Blut über das Kinn lief.

»Du verdammter Mörder!« schrie ich und hob die Faust, um ein zweites Mal zuzuschlagen. Aber dieses Mal war er gewappnet. Seine starken Finger umschlossen mein Handgelenk wie ein Schraubstock.

»Akim, nein!« hörte ich ihn noch rufen, dann explodierte die Welt vor meinen Augen und erlosch.

8

Mit heftig brummendem Schädel erwachte ich aus meiner Ohnmacht. Der Wagen rollte wieder, und durch das Klingeln in meinen Ohren drangen der Hufschlag der Pferde und die Stimmen meiner Peiniger auf dem Bock.

Ich mühte mich in eine sitzende Stellung. Zwar war ich an Händen und Füßen gefesselt, aber dieses Problem hatte ich schon einmal zu lösen gewußt. Doch diesmal mußte ich feststellen, daß meine Gabe sich einen ungünstigen Zeitpunkt gewählt hatte, um mich erneut im Stich zu lassen.

Ein Ausruf ließ mich innehalten und lauschen. Tom fluchte, und der Heiler zankte: »Nun laß es mich doch wenigstens einmal sehen!« Ich hörte Tom leise ächzen.

»Der Junge hat dich ordentlich zugerichtet, das muß ich schon sagen! Es wird besser sein, wenn ich das versorge.«

»Bleib mir bloß mit deiner stinkigen Salbe vom Leib! O ihr Götter, was gäbe ich darum, wieder in einer zivilisierten Gegend zu sein!«

»Keine Sorge, ich habe was Besseres als Salbe. Halt still.«

»Maddoc! Bist du wahnsinnig geworden? Weißt du, was passiert, wenn Quinn das hier sieht?«

»Dann stehe ich Auge in Auge mit meinem Erschießungskommando, ich weiß. Deshalb sorgen wir auch besser dafür, daß Quinn es nicht zu Gesicht bekommt.«

Es war wieder still. »Was jetzt?« brach nach einigen Minuten der Heiler das Schweigen.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Tom mit belegter Stimme. »Der kleine Dummkopf muß irgend etwas in den falschen Hals bekommen haben. Worüber haben wir uns bloß unterhalten, bevor er aufwachte?«

Akim kicherte. »Über deine seltsame Auffassung von ewiger Treue, glaube ich. Kein Wunder, daß er dir eins aufs Maul ...«

»Ach, halt doch den Mund!« fauchte Tom. »Wir haben darüber nachgedacht, was wir mit Nikolai machen, wenn wir ihn endlich gefunden haben. Ich sage dir, von mir aus kann er hier in dieser verlausten Ecke des Universums verrotten! Ich hab die Schnauze gestrichen voll! Ich will endlich wieder nach Hause, raus aus diesen albernen Kleidern, ein anständiges heißes Bad nehmen, in die nächste Kneipe gehen und mich mit ein paar Leuten unterhalten, die so riechen wie ich und meine Sprache sprechen ...« Er schnappte nach Luft. Akim lachte nicht mehr.

»Weißt du«, sagte er nachdenklich, »du hast gar nicht so unrecht. Wir sind schon viel zu lange hier. Aber wir sind nun einmal Omellis Leute: mitgefangen, mitgehangen. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen es zu einem guten Ende bringen. Sei ehrlich, du wärst doch der Letzte, der Kolja hier zurückließe, solange noch ein Rest Hoffnung besteht, daß

er am Leben sein könnte.« Der Spielmann antwortete nicht. Nur das Rollen der Räder und dumpfe Klopfen der Hufe auf dem weichen Boden des Waldweges erklang für eine lange Weile.

Mein schmerzender Kopf hatte eine ordentliche Nuß zu knacken bekommen. Endlich fiel mir ein, wo ich den Namen ›Omelli‹ zuvor gehört hatte. War ich denn völlig vernagelt gewesen? Ich hatte ihn doch häufig genug aus Nikals Mund vernommen! Was hatte er noch über Omellis Leute gesagt? Ich dachte fieberhaft nach, was mir schwerfiel, weil mir der Schädel noch von Akims Schlag brummte. Ja, das war es gewesen: *Bin dann bei Omellis Truppe gelandet. War ein guter Haufen, aber ich habe sie verloren.*

Mir stiegen Tränen in die Augen, als ich in meinem Kopf das vertraute Echo von Nikals Stimme vernahm. Entschlossen schüttelte ich sie weg. Diese dauernde Heulerei mußte ich mir dringend wieder abgewöhnen. Wie ein verdammtes Mädchen!

Ich ließ mich zurücksinken. Was hatte ich nur angerichtet! Wie es aussah, war alles ein riesengroßes Mißverständnis: Tom und sein Begleiter gehörten zu Omellis Leuten, die Nikal so schmerzlich vermißt hatte, und ich hatte den wohlmeinenden armen Tom geschlagen, bespuckt, aufs übelste beschimpft ... ich stöhnte laut auf.

»Halt den Wagen an!« rief Tom draußen aufgeregt. »Hast du das gehört? Was mußtest du das arme Kind auch so hart schlagen?« Ich hörte ihn vom Bock springen und um den Wagen herumlaufen. Er riß die Tür auf und war mit einem Satz bei mir. Sein besorgtes Gesicht beugte sich über mich. Begeistert sah ich auf seinen Mund. Dort war erstaunlicherweise keine Spur einer Verletzung mehr zu sehen. Dann wagte ich es, in seine Augen zu sehen. In ihnen stand kein Haß, wie ich eigentlich erwartet hatte, nur Sorge.

»Hast du Schmerzen?« fragte er. Ich schüttelte beschämt den Kopf, was ein Fehler war. »Natürlich hast du Schmerzen!« rief Tom empört. »Akim, du brutaler Mensch, gib dem Jungen was für seinen Kopf!« Er begann, meine Fesseln zu lösen, hielt inne, sah auf mich herunter. »Versprichst du mir, nicht gleich wieder auf mich loszugehen?«

»Versprochen«, flüsterte ich. Er band mich los und half mir hoch. Ich rieb meine Handgelenke und mied seinen Blick. Akim kletterte zu uns hinein und drückte mir eine kleine Kapsel in die Hand.

»Schlucken«, sagte er knapp und unfreundlich und ging hinaus. Kurz darauf ruckte der Wagen wieder an. Ich drehte die Kapsel unschlüssig zwischen den Fingern und spürte Toms Augen auf mir ruhen. Schwerfällig hob ich den Kopf und erwiderte seinen Blick. Er streckte mir eine Hand entgegen, die ich zögernd ergriff. Sein Gesicht hellte sich auf, und er zog mich an sich.

»Verzeih mir«, sagte ich leise. »Ich habe euer Gespräch mitangehört und wahrscheinlich alles schrecklich falsch verstanden.« Er strich sacht über meine schmerzende Stirn.

»Laß, *chu-chula*. Wir reden später darüber, wenn du dich wieder besser fühlst. Nimm jetzt deine Medizin.« Ich gehorchte, und wir saßen lange Zeit schweigend nebeneinander.

»Reiter hinter uns!« rief Akim. Ich fuhr hoch und hielt meinen schmerzenden Schädel.

»Verdammnis!« fluchte Tom. »Wie nah sind sie?«

»Zu nah, als daß der Junge noch vom Wagen springen könnte. Sie haben uns gleich eingeholt.«

Tom ergriff eine der Kisten mit seinen Requisiten und kippte sie aus. »Los, rein.«

Ich quetschte mich in das viel zu kleine Behältnis. Tom häufte Kostüme und Decken auf mich und warnte: »Mach keinen Mucks! Akim und ich werden versuchen, sie von einer Durchsuchung abzuhalten.« Ich bebte vor Furcht. Jeder, der auch nur einen etwas genaueren Blick ins Wageninnere warf, mußte erkennen, daß ich in dieser Kiste hockte.

Draußen ertönten Rufe und lauter Hufschlag. Ich erkannte Ioanns Stimme, und mein Herz sank mir auf die Füße. Nikals Stellvertreter war ein fähiger, gewissenhafter und äußerst gründlicher Mann, der Kommandant hatte seine Fähigkeiten sehr geschätzt.

Akim zügelte das Pferd und ließ einen freundlichen Gruß hören, Ioann grüßte ebenso beflissen zurück und entschuldigte sich, daß er den Heiler angehalten hatte. Die beiden tauschten noch einige Höflichkeiten aus, dann kam Ioann zur Sache.

»Wir suchen einen Ausreißer, den Jungen Elloran. Du erinnerst dich sicher an ihn, er war oft mit deinem Begleiter zusammen.«

Akim tat so, als müsse er überlegen. »Ach, sicher«, sagte er dann in gleichgültigem Ton. »Dieser lästige rothaarige Stallbursche. Was hat er denn angestellt?«

»Er ist ausgerissen, wie ich schon sagte«, brummte Ioann.

»Und da schickt der Burgherr seine halbe Wache hinterher? Einem ausgerissenen Stallburschen? Schätzt ihr all euer Gesinde so hoch?« spottete Akim. Ich preßte die Faust an den Mund, um nicht loszuprusten. Der brave Ioann war der spitzen Zunge des Heilers in keiner Weise gewachsen. Hoffentlich übertrieb Akim es nicht.

»Es handelt sich um den Sohn des Herrn«, druckste Ioann herum. Es war ihm hörbar peinlich. »Ein mißratenes Früchtchen, aber der Herr Morak wünscht, daß wir ihn zurückbringen.« Ich hörte ein Echo von meines Vaters Stimme, und es lief mir eiskalt über den Rücken: *Ich will ihn wiederhaben, lebend oder tot ...* Draußen leugnete Akim inzwischen, seit Verlassen der Burg auch nur ein Fädchen von mir gesehen zu haben. Es klang recht überzeugend. Er wünschte Ioann viel Erfolg bei seiner Suche und ließ den Wagen anfahren. Meine Erleichterung war allerdings nicht von langer Dauer.

Ioann sagte bedauernd, aber fest: »Bitte erlaube mir, einen kurzen Blick in deinen Wagen zu werfen. Ich muß meinem Herrn melden können, daß ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt habe, daß der Junge nicht mit euch reist.« Ich hörte den hartnäckigen Unterton in seiner höflichen Stimme und unterdrückte ein Seufzen. Nikal

hatte ihn wirklich ausgezeichnet und gründlich ausgebildet.

Akims Antwort ließ keinen Unmut erkennen. »Bitte, Kommandant, sieh dich ruhig um«, sagte er zuvorkommend. »Aber nimm ein wenig Rücksicht auf meinen kranken Begleiter, der hinten liegt und schläft. Er hat sich wohl bei euch auf der Burg ein böses Fieber zugezogen. Ich bin nicht ganz sicher, ob es ansteckend ist, also sei vorsichtig.«

Das war großartig! Woher wußte Akim von Ioanns Furcht vor ansteckenden Krankheiten? Jetzt würde er sicher nicht selbst den Wagen durchsuchen, sondern einen seiner Männer schicken. Das erhöhte meine Chancen, unentdeckt zu bleiben, gewaltig.

Die Tür öffnete sich ein kleines Stück, und durch den Spalt zwängte sich eine der Wachen. Tom ließ schwere, mühsame Atemzüge hören. Ich schielte unter den Decken hervor und wagte keine Wimper mehr zu rühren. Der Soldat trat einen zögernden Schritt auf den vermeintlich Schwerkranken zu. Tom wälzte sich herum und stöhnte, als sei er von gräßlichen Schmerzen geplagt. Der Soldat hielt respektvoll Abstand und rührte ein wenig zwischen dem Zeug auf dem Boden herum. Dabei kam er mir in meinem Versteck gefährlich nahe.

Tom schrie plötzlich mit gräßlicher Stimme gellend auf: »Nehmt es weg! Bitte, nehmt es weg!« Der Mann fuhr zurück und stieß hart gegen die Seitenwand des Wagens. Tom hatte sich halb aufgerichtet und seine Arme wie in höchster Angst abwehrend ausgebreitet. Sein Gesicht war totenbleich mit lodernden, kreisrunden Flecken auf den Wangenknochen. Die Augen lagen in tiefen, schwarzen Höhlen und brannten in einem irrsinnigen Feuer. Er hatte den Mund weit aufgerissen und starrte den armen Soldaten an, der dastand wie eine Kuh, wenn es donnert. Ich bekam eine Gänsehaut. Tom griff mit klauenähnlichen Händen, aus denen ich lange Krallen wachsen zu sehen vermeinte, nach dem Mann und stöhnte mit Grabesstimme: »Du bleibst bei mir! Aber zuerst nimm es weg!« Seine Stimme steigerte sich zu einem infernalischen Kreischen. Der Soldat riß sich los, stolperte über Toms Jonglierbälle und fiel fast aus dem Wagen. Tom tobte sicherheitshalber noch eine Weile weiter, dann ließ er seine Schreie und sein Stöhnen langsam abebben und verstummen.

»Du kannst aufhören«, hörte ich Akims trockene Stimme sagen. »Sie sind sicher schon über die Landesgrenze, so schnell sind sie abgehauen. Ich sehe nur noch ihre Staubwolke.« Ich kämpfte mich unter den staubigen Kleidern hervor und nieste erst einmal herzhaft.

»Wohlsein«, sagte Tom, der breit grinsend mitten in der Kabine hockte. Sein todbleiches, rotgeflecktes Gesicht war noch immer das eines Tobsüchtigen, mit tiefen schwarzen Ringen unter lodernden Augen und einem geifernden, verkrusteten Mund. Jetzt, da er im Licht saß, sah es womöglich noch erschreckender aus als vorher im Halbdunkel.

»Was so ein bißchen Schminke alles ausmacht, nicht?« erklärte er zufrieden und

wischte sich mit einem angefeuchteten Tuch den Wahnsinn aus dem Gesicht.

»Diese Nummer klappt doch immer«, kommentierte Akim von draußen. Auch er klang ungewöhnlich befriedigt. Die beiden wirkten auf mich wie kleine Jungen, die einem mißliebigen Lehrer einen gelungenen Streich gespielt hatten.

»Ich danke dir«, sagte ich atemlos. »Daß du das für mich getan hast, wo ich doch gerade ...« Tom verschloß meine Lippen mit seiner großen Hand.

»Halt die Klappe«, murmelte er zärtlich. »Das hier hat mir sehr viel Spaß gemacht, und außerdem liebe ich dich, hast du das etwa schon wieder vergessen?« Ich sah ihn sprachlos an. Er beugte sich über mich und gab mir einen Kuß mitten auf meinen erstaunten Mund.

»Reiter hinter uns«, meldete Akim.

»Nicht schon wieder!« stöhnte Tom und ließ mich los.

»O Mist!« schrie ich und begann, die Sachen wieder aus der Kiste zu kippen.

»Entwarnung!« übertönte Akim unsere Aufregung. »Unser kleiner Liebling ist im Anmarsch.« Er ließ den Wagen anhalten.

Neugierig steckte ich den Kopf aus dem Wagen. Mein Brummschädel war inzwischen wie weggeblasen, sei es durch Akims Medizin oder wegen des ausgestandenen Schreckens. Hinter uns auf dem Weg, der uns inzwischen durch die üppigen Wiesen L'xhans führte, näherte sich ein riesenhaftes schwarzes Roß mit einer ebenso riesigen Frau auf seinem Rücken. Staunend betrachtete ich die herangaloppierende Reiterin, die jetzt fast in Rufweite war. Ihre weite, lose Kleidung flatterte, das kinnlange, rotblonde Haar flog um ihren Kopf, und ein breites Lachen lag auf ihrem ebenmäßigen Gesicht. So hatte ich mir immer die Sturmkriegerinnen von Nisgard vorgestellt.

»Heia, Tom! Ho, Akim!« rief sie und schwenkte den Arm. Ich hatte noch nie solch eine große Frau gesehen, mit derart breiten Schultern und langen, kräftigen Beinen und Armen. Sie war nicht dick, eher muskulös, dabei aber wohlproportioniert; mit festen, runden Brüsten unter einer offenherzigen weißen Tunika und vollen Hüften in einer rockweiten schwarzen Hose. Um ihre erstaunlich schmale Taille schlang sich ein breiter gelber Stoffschal und darüber ein schmaler Ledergurt mit einem daran befestigten Beutel. Die sommersprossigen Hände peitschten die Zügel, und um die weißen Handgelenke lagen breite schwarze Lederbänder.

Sie hatte uns nun erreicht und zügelte ihren prachtvollen Hengst, daß die Kiesel unter seinen Hufen nur so spritzten. Kaum, daß er stand, war sie schon aus dem Sattel gesprungen und flog erst Akim, dann Tom um den Hals. Erstaunlicherweise trug sie keinerlei Schuhwerk, ihre Füße waren bloß wie die eines Bauernmädchens beim Ziegenhüten.

»Ich hatte schon Angst, ich hätte euch verloren, wie Kolja«, lachte sie atemlos und sprudelte dann einige schnelle Worte in einer fremden Sprache heraus. Tom erwiderte

ihre Umarmung sehr herzlich, und ich verspürte einen kurzen, heftigen Stich – Eifersucht?

»Sei nicht unhöflich, Kleine«, mahnte er sanft. »Wir sind nicht allein.« Sie hörte auf, zu sprechen und sah sich um.

»Oh?« rief sie erstaunt und reichte mir dann strahlend die Hand. »Ranan Millen, zu deinen Diensten.« Ich murmelte meinen Namen. »Wie schön!« sagte sie nachdrücklich. »Eine Frau in meiner Größe, das ist selten hierzulande.«

Tom lachte laut auf, und ich wurde rot. Ranan sah freundlich verwirrt von einem zum anderen. Ihre arglosen meerblauen Augen hefteten sich fragend auf den unterdrückt kichernden Heiler.

Der sagte kopfschüttelnd: »Ran, Ran, ich glaube, mir würde wirklich was fehlen, wenn es dich nicht gäbe.« Er stieg wieder auf den Bock. Ranan schüttelte den Kopf, zog die Nase ulkig kraus und grinste verdutzt. Ich stimmte in Toms Lachen ein. Der Kontrast zwischen dem Äußeren dieser Riesenfrau und ihrem einfältigen Auftreten war wirklich zu frappierend.

Tom wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ran, Liebes, verzeih. Wir haben dich nicht auslachen wollen. Elloran ist der Sohn des Schloßherren von Salvok.« Ihre Augen wurden kugelrund vor Staunen. Um Verzeihung bittend, sah sie mich groß an. Ich nickte ihr lächelnd zu. Sie hatte mich nicht beleidigen wollen, und sie war kein Mensch, dem man ernsthaft böse sein konnte.

Tom fuhr grinsend fort: »Außerdem ist dein Irrtum sehr verständlich. Der Bursche könnte langsam einen Haarschnitt vertragen.« Er nahm eine Strähne meines Haars zwischen die Finger und zog neckend daran. Tom hatte recht. Ich hatte schon lange keinen Spiegel mehr zu Gesicht bekommen – zumindest nicht, um mich mit Muße darin zu betrachten – aber meine Mähne mußte inzwischen schulterlang sein und fühlte sich zudem recht zottelig an. Ranan lächelte wieder, ihr sommersprossenübersätes Gesicht wirkte fröhlich.

»Ich kann sie dir schneiden«, bot sie mir an, »ich bin ziemlich gut mit sowas.« Ich sah unwillkürlich auf ihre Hände. Sie schienen trotz ihrer Größe feingliedrig und geschickt zu sein.

»Ja, gerne«, antwortete ich bereitwillig. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sogleich ihr Messer zücken, aber Akims unwirsche Stimme hielt sie zurück.

»Wollen wir hier Wurzeln schlagen, oder soll es heute noch weitergehen? Wir sind lange genug aufgehalten worden.« Er wartete keine Antwort ab, sondern ließ den Schimmel antraben. Ich kletterte hastig neben Akim auf den Sitz, und Tom band, neben dem anrollenden Wagen herlaufend, das Biest los und sprang auf seinen ungesattelten Rücken. Er ritt lieber ohne Sattel, aber das Biest schätzte dies nicht sehr. Es bockte und versuchte ihn abzuwerfen, doch Tom saß wie festgenagelt.

»Wo hast du Quinn gelassen?« fragte er, als wir wieder auf dem Weg waren. Ranan rieb zerstreut mit den Fingern über eines der breiten Armbänder, als würde es sie stören.

»Etwa einen Tagesritt hinter mir. Wir haben in einem Gasthof übernachtet, dessen Wirtin einen eigenartigen Dialekt sprach ...«

»Ran, reite schon mal voraus. Ich glaube, das muß ich mir etwas genauer ansehen«, unterbrach Akim sie mit einer fremd klingenden, heiseren Stimme. Ich sah verdutzt zu ihm hinüber.

»Und sag den beiden Jungs, sie sollen keinen Unfug machen«, echote Tom von der anderen Seite des Wagens. Dann brachen alle drei in Gelächter aus.

»Ja, so etwa«, gluckste Ranan. »Der Cap – Quinn stößt spätestens in der Kronstadt zu uns. Wir sollen dort auf jeden Fall warten.« Sie hatte sich mittendrin unterbrochen und mir einen unsicheren Blick zugeworfen. Jetzt drehte sie sich zu Tom um, der zurückgefallen war und mit dem Biest schimpfte, und rief ihm in fragendem Tonfall etwas zu. Er holte auf und lenkte sein Pferd neben ihren Schwarzen. Das Biest schnappte nach Ranans Rappen, aber Tom brachte es zur Räson.

»Ranan, du bist wirklich zu unhöflich«, tadelte er. »Warum sprichst du nicht so, daß Elloran dich auch verstehen kann?« Sie fauchte eine erbost klingende Erwiderung und verstummte. Tom sah mich an und hob die Schultern.

»Mach dir nichts draus, Elloran«, rief er. »Die Kleine fremdelt noch ein wenig, aber das dürfte sich bald legen.«

Gegen Abend lagerten wir an einem Bach in der Nähe eines kleinen Gehölzes. Tom zog los, um ›unseren Speisezettel etwas interessanter zu gestalten‹, wie er es nannte. Ich war gespannt, mit welcher Art von Nahrung er wieder auftauchen würde. Falls er vorhatte zu jagen, fragte ich mich, wie er das anstellen wollte, da er wie immer keine weitere Waffe als sein kleines Messer am Gürtel trug. Ich kümmerte mich derweil um unser Feuer – dieses Mal, um Streitereien zu vermeiden, auf dem üblichen Weg, mit meinem Feuerstein – und Ranan räumte die Packtaschen ihres Pferdes aus und lud einiges daraus auf den Wagen. Es waren verschiedene in Tücher und Decken eingewickelte Packen dabei, die sie behutsam und mit großer Sorgfalt behandelte, als wäre ihr Inhalt wertvoll und zudem zerbrechlich.

»Ah, da ist es!« rief sie triumphierend und schwenkte ein gefährlich scharf aussehendes Messer durch die Luft. »Komm her, Elloran, jetzt stutze ich dir dein Haar.« Sie zog mich zu einem moosüberwachsenen Baumstamm und hieß mich niedersetzen. Mit zusammengezogenen Brauen und angestrengt gerunzelter Stirn, die volle Unterlippe zwischen den makellos weißen Zähnen, begann sie, an meiner Stirnlocke herumzusäbeln. Ihre erstaunlich schmalen Hände waren wirklich so geschickt, wie sie gesagt hatte.

Tom kam von seinem Beutezug zurück, ein Kaninchen in der Hand und vier

Nebeltauben an seinem Gürtel baumelnd. Ich staunte ihn an. Er warf die Beute Akim zu, der sich freiwillig zum Küchendienst gemeldet hatte – Toms und meine Kochkünste schienen ihm nicht sehr zuzusagen – und steuerte Ranans improvisierte Barbierstube an. Er trat hinter mich und legte mir die Hände auf die Schultern. Wie jedesmal, wenn er mich berührte, durchfuhren mich kleine Schauer.

Mit beiden Händen griff er liebkosend in meine Haare und sagte bedauernd: »Eigentlich wäre es schade darum. Willst du sie ihm wirklich abschneiden?« Ranan hatte das Messer sinken lassen und sah ihn ganz überrascht an. Als er sich jetzt auch noch über mich beugte und mich auf den Mund küßte, fiel ihr Unterkiefer etwa bis auf Kniehöhe.

»Mach den Mund zu, Ran, und schneide weiter. Aber nicht zu kurz«, empfahl Tom und wechselte zu Akim hinüber, um ihm beim Ausnehmen der Tiere zu helfen. Ranan blickte ihm fassungslos hinterher, das Messer reglos in der Luft.

»Also gut. Dann lassen wir sie eben lang«, sagte ich enttäuscht. Hatte der wankelmütige Tom nicht selbst den Haarschnitt gewollt? Ich würde mir meine Haare zusammenbinden müssen, damit sie mir nicht ständig ins Gesicht flogen. Insgeheim war ich ein bißchen stolz darauf, daß mein Äußeres ihm etwas zu bedeuten schien. Ranan gab einen erstickten Laut von sich, löste sich aus ihrer Erstarrung und säbelte dann vorsichtig weiter.

Mit fettigen Fingern saßen wir später um das schwelende Feuer, satt und zufrieden. Akims Kochkünste konnten sich wirklich sehen lassen. Ich lehnte träge an Toms Knien, und er spielte mit meinen Locken. Er wickelte sich eine Strähne um den Finger und zog sanft daran. Ich wandte ihm mein Gesicht zu, und er küßte mich. Ranan, die an einem Kaninchenknochen saugte, sah sehr betont in eine andere Richtung. Akim stocherte zwischen seinen Zähnen herum und grinste in sich hinein. »Sag mal«, wandte er sich an sie. »Wie war es eigentlich in S'aavara? Du hast noch gar nichts davon erzählt.«

Ranan spuckte einen Knorpel aus und warf den Knochen ins Feuer. »Lustig«, sagte sie gedehnt. Akim zog die Brauen hoch und wechselte einen Blick mit Tom.

»Wieviele Tote?« fragte Tom gleichmütig. Ich starrte ihn an. Seine Finger hatten nicht aufgehört, mit meinem Haar zu spielen. Ranan zog wieder ihre kurze Nase kraus und spitzte die Lippen.

»Ich weiß gar nicht, was du von mir willst«, beklagte sie sich, aber es klang nicht sehr überzeugend.

»Wie viele ahnungslose S'aavaraner hast du auf ihre unwiderruflich letzte Reise geschickt?« Und, seufzend, als er ihre unschuldsvolle Miene sah: »Oder, anders ausgedrückt, wieviele dunkelhäutige Witwen und Waisen mehr als vor deinem kleinen Ausflug beherbergt dieses beklagenswerte Land nun?«

Ranan zuckte die Achseln und sah beleidigt aus. »Ach, geh doch und fang ein paar

Mäuse!« schnappte sie.

Ich schluckte. Mir fiel die Unterhaltung der beiden Männer ein, die ich so schrecklich mißverstanden zu haben meinte – oder vielleicht doch nicht? Wie war das noch gewesen mit dem ›schmutzigen Metier‹ und den ›blutigen Angelegenheiten‹? Sollte diese unschuldig dreinblickende junge Frau wahrhaftig eine der legendären Mordsöldnerinnen sein, von denen nur hinter vorgehaltener Hand erzählt wurde? Jeder Soldat, den ich kannte, leugnete die Existenz käuflicher Mörder, aber es gab genügend Hinweise darauf, daß es sie geben mußte. Schließlich war sogar der Vater der jetzigen Krone dem Anschlag gedungener Mörder erlegen.

Wegen meiner düsteren Überlegungen hatte ich den Anfang einer Geschichte verpaßt, die Ranan jetzt auf Drängen der beiden Männer vortrug.

» ... dann bin ich dahintergekommen, daß dieser Schweinehund von Karawanenführer versuchte, mich an den minor, den jüngeren der beiden T'jana-Fürsten, zu verkaufen. Der hätte wohl gerne eine Frau meiner Farbe in seinem Harem gehabt.« Sie errötete mädchenhaft und fuhr fort: »Ich hab mir den Mistkerl gegriffen und ihm den Arm gebrochen. Als ich ihm damit drohte, seine Eier abzureißen und ihm durch die Ohrläppchen zu fädeln, hat er gejammert und mir drei seiner besten Kamele angeboten, wenn ich ihn laufen ließe.« Sie schlug sittsam die Augen nieder und wartete höflich ab, bis sich das dröhnende Gelächter der Männer gelegt hatte.

»Und, hast du sie genommen?« krächzte Tom und wischte sich die Augen.

»Ja, natürlich«, sagte Ranan fast empört. »Es waren drei wirklich schöne Tiere; ich habe sie dem Fürsten verkauft. Er wollte mich zwar gleich als Dreingabe dabehalten, aber als ich ihm sagte, daß er mit einem Kopf auf den Schultern sicher viel besser aussehen würde, ließ er mich gehen. Er hat einen sehr guten Preis für die Tiere bezahlt.«

Tom kicherte und zog mich fester an sich. »Du bist eine freche Göre, Ran. Hast du neben deinen privaten Vergnügungen auch noch das eine oder andere von dem erledigen können, weswegen Quinn dich nach S'aavara geschickt hat?« Seine Lippen gingen wieder auf mir spazieren, aber trotz der Ablenkung bemerkte ich den wachsamen Blick, den Ranan mir zuwarf, ehe sie widerstrebend antwortete.

»Ja, so gut wie alles. Omelli hatte recht; es sieht mehr als übel aus. Da versucht jemand, gründlichen Ärger zu machen.« Tom setzte sich auf, und ich konnte mich gerade noch mit den Händen abfangen, ehe ich ins Feuer rollte.

»Entschuldige«, sagte er geistesabwesend. »Was meint Quinn dazu?«

»Wir sollen Galen abholen und dann zu Omelli zurückkehren.« Ihre Stimme klang unglücklich.

Akim, der bis dahin stumm zugehört hatte, sog scharf den Atem ein. »Und Nikolai?« fragte er. Ranan antwortete nicht, aber ihr Gesicht sprach Bände. Tom sprang auf und entfernte sich ein paar Schritte vom Feuer. Sein Gesicht war angespannt und wirkte im

flackernden Feuerschein wie eine fremde, böse Maske.

»Da spiele ich nicht mit«, sagte er wütend. Ranan sah ihn nicht an; sie drehte unruhig an ihren Lederarmbändern herum. »Akim«, sagte Tom beschwörend, »das können wir nicht machen!«

Akim seufzte. »Was willst du denn tun, Kater? Meutern?« Tom stieß einen erbitterten Fluch aus und trat gegen einen Ast, der aus dem Feuer herausragte. Die Funken stoben wie Glühwürmchen hoch in die Luft.

»Komm, laßt uns schlafen gehen«, sagte Akim begütigend. »Wir werden morgen weitersehen.« Tom fuhr mit einem Fauchen herum und verschwand in der Dunkelheit. Ich wollte ihm folgen, aber Akim hinderte mich daran.

»Laß ihn lieber allein, Landplage. Er beruhigt sich schon wieder.« Er reckte sich und klopfte Ranan auf den Rücken. »Komm, altes Mädchen. Wir wollen morgen nicht so spät los. Sonst ist Quinn am Ende noch vor uns in der Kronstadt.«

Mitten in der Nacht wurde ich dadurch geweckt, daß jemand unter meine Decke schlüpfte. Ich murmelte schlaftrunken: »Tom?«

»Psch. Schlaf weiter«, flüsterte er und zog mich an sich. Ich seufzte zufrieden und kuschelte mich eng an ihn. Er roch ungewöhnlich fremd: nach feuchtem Laub und harzigem Holz. Sein Arm legte sich um mich, und ich sank beruhigt zurück in den Schlaf.

Der Morgen dämmerte schwül und drückend herauf, die Sonne war leicht verschleiert, als hinge ein Gewitter in der Luft. Tom war mürrisch und schweigsam. Er ritt auf dem Biest voraus und ließ sich den ganzen Vormittag nicht sehen. Vorsichtig begann ich mich mit Ranan etwas besser bekannt zu machen. Ein Rest von Mißtrauen gegen die Beweggründe dieser seltsamen Reisegruppe war anscheinend in meinem Herzen zurückgeblieben, trotz der heftigen Zuneigung, die ich für Tom empfand. Ich war immer noch nicht restlos davon überzeugt, daß sie Nikal nicht übelwollten.

Bei unserer ersten Rast packte die große Frau eines der geheimnisvollen Bündel aus, die sie mitgebracht hatte. Aus der Umhüllung tauchte etwas auf, das ich nicht einordnen konnte. Ranan sah darauf nieder wie ein Kind auf sein erstes Rauhnacht-Geschenk. Fast zärtlich nahm sie den Gegenstand in die Hände und drehte ihn vor ihren Augen hin und her. Dann holte sie aus dem Beutel an ihrem Gürtel ein schlankes Metallinstrument und bearbeitete das Ding damit. Indem sie das Instrument beständig zwischen den Fingern drehte, löste sie nacheinander mehrere kleine Metallstifte aus dem Gegenstand heraus und nahm dann eine seiner Wände ab, die anscheinend mit den Stiften befestigt gewesen war. Neugierig ergriff ich eines dieser kleinen Dinger und betrachtete es genauer. Auf den ersten Blick sah es aus wie ein sehr kurzer Nagel, aber sein breiter, flacher Kopf hatte Vertiefungen, in die der untere, flache Teil des Instruments, das Ranan jetzt beiseitegelegt hatte, genau hineinpaßte. Das Bein des Stiftes war

eigentümlich in sich gedreht, nicht glatt wie ein Nagel. Ranan war jetzt völlig in das Innere des Gegenstandes vertieft. Ihre Finger steckten in seinem Inneren, und ihr Gesicht war ganz verkniffen vor Konzentration. Endlich fluchte sie und zog ihre Hand heraus.

»Mit meinen verdammten Wurstfingern komme ich nicht weiter«, schimpfte sie und rieb hektisch über das Armband an ihrem rechten Handgelenk. »Hölle und Verdammnis, ich halte das nicht aus!« Sie griff wutentbrannt nach dem Lederband und wollte es anscheinend abreißen, aber Akim, der auf ihren Ausruf besorgt herbeigeeilt war, hielt ihre Hand fest.

»Kleines, du weißt, daß du sie nicht abnehmen solltest«, sagte er fast liebevoll. Sein Gesicht wirkte mitleidig. Er hielt ihre Hand weiter fest und streichelte sie besänftigend. Ranan sträubte sich noch ein wenig, dann entspannte sich ihr verzerrtes Gesicht. Sie lächelte Akim an.

»Danke, Maddoc. Ich werde vernünftig sein, versprochen.« Er nickte und strich ihr im Fortgehen noch einmal über die Schulter. Sie seufzte und packte das seltsame Ding wieder in seine Umhüllung.

»Was ist das?« wagte ich eine Frage. Sie sah verstört auf, als hätte sie vergessen, daß ich neben ihr hockte.

»Oh, das. Das ist ein – Artefakt, das ich in S'aavara erstanden habe. Alt, uralt. Wahrscheinlich älter als alles, was du je gesehen hast.«

»Wozu hat es gedient? Oder ist es Zierrat?«

»Ich weiß es nicht – noch nicht. Wenn ich das richtige Werkzeug hätte, und meine Finger nicht so verdammt ungeschickt und grob wären ...« Ich mußte lachen. Sie sah mich verständnislos an.

»Die reinsten Blutwürste«, kicherte ich und deutete auf ihre schlanken weißen Finger. Sie sah verwirrt darauf nieder, dann grinste sie verlegen.

»Ich weiß, das klingt seltsam. Aber für solch feine Arbeit ...«, sie seufzte wieder und legte das Paket zurück in den Wagen. Dann streckte sie sich, daß die Nähte der engen roten Weste, die sie heute anstelle ihrer weißen Tunika trug, gefährlich knirschten. Sie reichte mir eine Hand und zog mich hoch.

»Gehen wir schwimmen«, schlug sie vor. Es war eine gute Idee, denn mir klebten die Kleider am Leib, und das seit Stunden über uns hängende Gewitter ließ auf sich warten.

Nahe unserem Rastplatz hatte Ranan einen kleinen See entdeckt. Einladend lag er da, sein Wasser wirkte klar und kühl. Ranan stieß einen kleinen Schrei des Entzückens aus und riß sich die Kleider vom Leib. Sie war schon im Wasser, als ich mich noch zögerlich aus meinen Sachen schälte. Wie immer wollte ich meine Wäsche anbehalten, aber dann schalt ich mich einen Narren. Wen störte es noch, wie ich aussah, es wußten doch ohnehin alle über mich Bescheid. Und sollte Ranan es wahrhaftig noch nicht erfahren

haben, dann wußte sie es eben jetzt. Ich warf meine Wäsche auf den Kleiderhaufen und lief zum Seeufer hinunter. Ranan tauchte gerade auf, die rotblonden Haare wie eine enganliegende Kappe an den Kopf geklebt.

»Na los, komm schon rein! Es ist wunderbar«, rief sie mir zu und tauchte wieder unter. Ich sah ihren weißen Körper wie einen riesigen Fisch durch das Wasser schießen. Mit einem entschlossenen Sprung tauchte ich neben ihr ein. Das eisige Wasser benahm mir zuerst den Atem, aber nach ein paar Schwimmstößen streichelte es nur noch angenehm kühl über meine prickelnde Haut. Ranan tauchte prustend neben mir auf und schüttelte sich lachend die Tropfen aus dem Gesicht. Sie legte sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Zuerst wagte ich nicht, sie anzusehen, sondern richtete meine schamhaften Blicke ans gegenüberliegende Seeufer. Auf Salvok pflegte man sich nicht unverhüllt vor Angehörigen des anderen Geschlechtes zu zeigen, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals eine der Frauen der Burg ohne ihre Kleider gesehen zu haben.

»Was ist los mit dir?« neckte sie mich, als sie meine Verlegenheit bemerkte. Wassertretend nahm sie mein Gesicht zwischen die Hände und drehte meinen Kopf zu sich herüber. »Sieh mich ruhig an, das tut mir nicht weh«, lachte sie. Ihre runden weißen Brüste, die da vor meinen Augen schwammen, waren genauso von Sommersprossen übersät wie offenbar jeder einzelne Zentimeter ihres Körpers. Sie sah meinen gefesselten Blick und kicherte. Dann tauchte sie mich ohne Vorwarnung unter. Ich schluckte eine ordentliche Portion Wasser und schlug panisch um mich. Sie ließ mich los, und ich kam keuchend wieder an die Oberfläche und spuckte eine Mundvoll Entengrütze aus.

»Na warte«, knurrte ich und hechtete auf sie los. Wir umklammerten uns lachend und tauchten unter. Sie war glatt und wendig wie ein Fisch und genauso schlecht zu fassen. Ich griff nach ihren Handgelenken und fand schlüpfrigen Halt an einem ihrer Armbänder. Sie lachte Luftbläschen und riß sich los, doch das Lederband blieb in meiner Hand zurück. Plötzlich stand Panik in ihrem Gesicht. Ich tauchte neben ihr aus dem Wasser und grinste sie an.

»Komm, hol es dir«, lockte ich und wedelte mit dem Armband vor ihrer Nase herum. Sie umklammerte ihr nacktes Handgelenk mit der anderen Hand und schüttelte unglücklich den Kopf.

»Bitte, Elloran, gib es mir zurück«, bat sie leise. In ihrer Stimme lag etwas, das ich nicht recht deuten konnte – Furcht? Ich wollte sie nicht wirklich ärgern, und da sie die Angelegenheit derart ernst zu nehmen schien, reichte ich ihr das Armband. Dankbar griff sie danach, und ich konnte einen flüchtigen Blick auf ihr Handgelenk erhaschen, bevor sie es eilig wieder bedeckte. An dem Gelenk schien etwas zu wuchern: kleine, seltsam geformte Knospen, die Ähnlichkeiten mit dünnen hautfarbenen Wurzeln aufwiesen. Was für eine Art von Krankheit konnte solche Verwachsungen hervorrufen?

Ranan bemerkte meinen Blick und errötete. »Bitte, sag Akim nichts davon. Er würde sich schrecklich darüber aufregen, und es ist doch nichts passiert.« Sie sah mich flehend an.

Ich lächelte ihr aufmunternd zu. »Ich habe nichts gesehen.« Das entsprach zwar nicht der Wahrheit, aber warum sollte ich sie noch weiter beunruhigen. Ich verstand ohnehin nicht, was ich da gesehen hatte, also war es nur halb gelogen. Sie warf mir einen dankbaren Blick zu, und in einträchtigem Schweigen stiegen wir aus dem Wasser und zogen unsere Kleider über die nassen Körper. Tom war inzwischen wieder in der Nähe. Immer noch verbissen schweigend, nahm er einige Barsche aus, die er gefangen hatte.

»Wie macht er das eigentlich?« fragte ich Ranan. Sie sah mich fragend an, die Zungenspitze zwischen den Zähnen. »Ich meine, wie fängt er ohne Hilfsmittel Kaninchen oder Tauben? Er hat weder Schlingen noch Pfeile, nur sein albernes kleines Messer.« Sie zog die Schultern hoch.

»Wozu braucht eine Katze Hilfsmittel?« fragte sie zurück. Es klang ganz und gar nicht nach einer scherzhaften Bemerkung, und ich verzichtete darauf, sie um eine Erklärung zu bitten. Etwas in ihrer Stimme und die Erinnerung an Toms Raubtiergebiß jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Wir brachten an diesem Tag eine erkleckliche Wegstrecke hinter uns. Das ersehnte Gewitter wollte und wollte nicht niedergehen. Schon kurz nach dem erquicklichen Bad mit Ranan klebten mir meine Kleider erneut am Leib. Ich beneidete sie um ihre weite, leichte Hose und die spinnwebdünne Seide der weißen Tunika, die sie nun wieder angezogen hatte. Meine groben Hosen und die beiden verschossenen Leinenhemden, die ich aus Salvok mitgenommen hatte, mochten gut geeignet gewesen sein, um darin Ställe auszumisten oder Kühe zu hüten, aber inzwischen waren sie nicht mehr allzu sauber und rochen etwas streng. Ich beschloß, alles bei unserer nächsten Rast zu waschen, ehe der Kater mit seiner empfindlichen Nase anfing, meine Gesellschaft zu meiden. Ich hielt vorsichtige Ausschau nach ihm. Das war jetzt der zweite Tag, an dem er sich mit dem Biest immer wieder von uns absetzte. Ich vermißte seine Geschichten und die unanständigen Lieder, mit denen er Akim zu ärgern pflegte. Ich vermißte sogar die Streitereien der beiden. Der Heiler, der ohnehin nicht zu den Gesprächigsten gehörte, saß stumm neben mir auf dem Bock, und Ranan machte im Wagen ein Schläfchen. Ich wischte mir eine feuchte Strähne aus der Stirn und band den Lederstreifen neu, mit dem ich mir angewöhnt hatte, mein Haar zusammenzuhalten.

»Wie weit fahren wir heute noch?« fragte ich Akim. »Ich würde gerne meine Sachen waschen.«

»Ausgezeichnete Idee, Landplage«, knurrte der Heiler. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. »Dann halte ich es vielleicht morgen auch ohne Nasenstopfen neben dir aus.« Ich wurde rot. Akim blickte mit zusammengekniffenen Augen auf den Weg vor uns und

sah kurz zum Himmel. »Es ist nicht mehr weit zum Rabenfluß. Dort gibt es einen geeigneten Rastplatz und Wasser für eine gründliche Wäsche. Eine Stunde noch, schätze ich.« Sein Mund klappte hörbar zu und öffnete sich nicht wieder, bis wir dort waren.

Der Rastplatz hielt, was Akim versprochen hatte. Ich schaffte alle Wäsche zum Fluß – in einem Anfall von Tatendrang griff ich mir auch die Kleidungsstücke meiner Mitreisenden – und machte mich ans Werk. Es war nicht so einfach, weil ich mich um solche Einzelheiten der häuslichen Arbeit auf Salvok nie gekümmert hatte. Die Sachen einfach nur ins Wasser zu werfen, machte sie eindeutig nur nasser, aber keineswegs sauberer. Ich walkte sie halbherzig ein wenig durch und hockte mich dann ans Flußufer, um nachzudenken. Oft genug hatte ich Julian bei seinem Reinigungszauber zugesehen. Er schien mir nicht schwierig zu sein, vielleicht sollte ich es einfach damit versuchen. Ich holte Luft und schloß die Augen. Flattern von Flügeln klang an mein Ohr und durchbrach meine Konzentration. Ein Vogel landete auf meiner Schulter, und ein vertrauter Schmerz durchzuckte mein Ohrläppchen.

»Hallo Mag«, sagte ich. Der kleine Räuber blinzelte mich an und ließ mein Ohr los.

»Hallo, Elloran«, rief Julians ferne Stimme.

»Julian, du kommst gerade rechtzeitig. Wie gelingt der Reinigungszauber?« Ich hörte den Magier lachen.

»Ich sehe schon, ein echter Notfall. Hör zu.« Mit seiner fernmündlichen Hilfe waren die Kleider bald in einem annehmbaren Zustand. Ich packte das Bündel zusammen und stellte die Frage, die mich wie immer am meisten bedrückte: »Wie geht es Nikal?«

Magramanir legte den Kopf schief und blinzelte. »Kaum Fortschritte«, antwortete Julians Stimme aus ihrem Schnabel. »Aber mach dir keine Sorgen.«

Ich seufzte und hob die Kleider auf. »Bleibt Magramanir jetzt bei mir?«

»Eine Weile sicher«, antwortete Julian. »Es mag sein, daß ich sie benötige, aber im Augenblick komme ich ohne ihre Hilfe aus.« Sie flatterte von meiner Schulter und kreischte schrill. Dann war sie fort. Das kannte ich schon, ich konnte Magramanir nie für lange Zeit ruhig halten, dafür war sie viel zu neugierig. Julian gelang es eher als mir, aber selbst er mußte vor dieser Aufgabe manchmal kapitulieren.

Akim nahm erfreut seine frischgewaschenen Sachen in Empfang. Sein Gesicht verlor für einen Augenblick den mürrischen Ausdruck, und er lächelte mich sogar an. Ranan grinste, enthielt sich aber klugerweise jedes Kommentars. Tom hatte sich inzwischen eingefunden und bereitete die Fische zu, die er vorhin ausgenommen hatte. Ich ging zu ihm hinüber und hockte mich neben ihn. Dann faßte ich mir ein Herz und beugte mich zu einem zaghaften Kuß zu ihm hinüber. Er erwiderte ihn zu meiner Erleichterung und legte kurz seinen Handrücken an meine Wange. Sein Gesicht wirkte immer noch angespannt, aber er sah nicht mehr so fremd aus. Der ironische Ausdruck seiner türkisgrünen Augen war schon fast wieder der alte. Und, was noch besser war, er roch

wieder wie er selbst. Ich drückte meine Nase an seinen Hals und atmete wohlig ein. Ein schwaches Lächeln spielte um seinen Mund und war im selben Augenblick wieder fort. Aber es reichte aus, um mich zufriedener zu stimmen, als ich es den ganzen Tag über gewesen war.

Die Stimmung am Lagerfeuer war fast wieder vertraut. Einen kurzen Moment der Aufregung gab es, als Magramanir zurückkehrte, um ihren Anteil an der Beute zu verlangen. Sie landete zur Abwechslung auf meinem Kopf und lachte keckernd. Akim starrte sie mit offenem Mund an, Ranan verschluckte sich vor Schreck fast an einer Gräte und griff nach ihrem Messer. Tom lüpfte eine Augenbraue und bemerkte nur: »Du hast da was, Elloran.« Ich kicherte verwirrt und bat die hustende Ranan, ihr Messer wieder wegzulegen.

»Das ist Magramanir. Mag, sag guten Tag.« Magramanir öffnete gehorsam den Schnabel und kreischte durchdringend. Dann flog sie ungeduldig auf meine Hand und schnappte sich den Bissen daraus. Ranan lachte laut auf und lockte Magramanir mit einem Fischkopf. Der Rabe setzte sich auf ihr Knie, und die beiden betrachteten sich gründlich. Mir fiel ein, daß möglicherweise gerade Julian durch Mags Augen blicken mochte. Der Gedanke verursachte mir seltsames Unbehagen. Sollte ich anständigerweise meinen Gefährten von der Botinnentätigkeit Magramanirs erzählen? Aber wahrscheinlich würden sie es mir nicht glauben, wenn ich an Toms abwehrende Reaktion auf meinen Feuerzauber zurückdachte. Ich schwieg also, doch das unbehagliche Gefühl blieb. Selbst später, als wir uns zum Schlafen gelegt hatten, verfolgte es mich noch. Ich drehte und wälzte mich herum und fand keine Ruhe.

Tom legte mir eine Hand auf die Brust. »Was ist, Kleiner«, flüsterte er, »kannst du nicht schlafen?«

»Es ist so drückend, Tom«, antwortete ich ausweichend. Er strich mir über die Wange und bettete seinen Kopf an meiner Schulter. Ich lag auf dem Rücken und starrte mit brennenden, weitoffenen Augen in die undurchdringliche Finsternis. Am Himmel war kein Stern zu sehen, die Wolkendecke mußte inzwischen so dicht sein wie ein Wassersack. Die Luft war dick und sämig, ich spürte das Gewitter mit jedem meiner Sinne, es machte mich kribbelig und unruhig. Alles umher schien den Atem anzuhalten und auf den ersten Donnerschlag zu warten.

Meine Schwester hockte neben mir und sah mich an.

»Willst du mir nicht endlich deinen Namen sagen?« fragte ich. Sie seufzte ungeduldig.

»Elloran! Gibt es denn wirklich nichts Wichtigeres?« Ich hörte das leise Klappern von Knochenwürfeln. Meine Schwester stand leichtfüßig auf und blickte unruhig zum Fluß. Dann war sie wieder an meiner Seite. »Sei wachsam«, wisperte sie mir ins Ohr. »Das Spiel geht weiter! Es wäre besser, wenn du jetzt aufwachst.«

»Aber ich bin doch wach!« protestierte ich laut und erwachte mit einem Ruck. Ein

Nachhall des Donners, der mich geweckt hatte, rollte noch durch die Luft, dann fegte eine heftige Bö über uns hinweg und trieb Staub und dürres Laub vor sich her. Ein Blitz zuckte und erhellte für Sekundenbruchteile unseren Lagerplatz. Ich war einen Augenblick lang blind, sah nur das helle Nachbild. Reglose Gestalten standen um unser Lager. Donner explodierte unmittelbar über unseren Köpfen, und der Himmel öffnete nun endlich seine Schleusen. Der Regen kam mit der Gewalt einer Springflut über uns. Ich drehte mein Gesicht zum Himmel, den Mund geöffnet und schrie, halbertrunken, vor Wonne. Neben mir sprang Tom aus seiner Decke und kreischte erbost wie eine Katze, der man einen Eimer Putzwasser übergeschüttet hatte. Ich hörte Ranan lachen und den Heiler fluchen, dann blitzte es erneut, und die reglosen Silhouetten um unser Lager, die ich für Büsche gehalten hatte, waren über uns.

Eine Stimme übertönte den Donner und das Rauschen des Regens: »Den Jungen, ihr Idioten!« Über uns am Himmel tobte ein schrecklicher Kampf; unablässig schmetterte ohrenbetäubender Donner, und Blitz um Blitz zuckte über das Firmament und tauchte das Getümmel, in dem wir uns fanden, in zuckend unterbrochene Helligkeit. Rauhe Fäuste packten mich, und ich schlug panisch um mich. Mein Angreifer hatte Pech, ich traf ihn mit meinen blindwütigen Hieben an einer sehr empfindlichen Stelle. Dadurch lockerte sich kurz sein Griff, und ich konnte ihm entschlüpfen. Er fluchte lästerlich und rannte hinter mir her, wild sein Schwert schwingend. Im zuckenden Blitzgewitter sah ich den unbewaffneten Spielmann, der einem der Angreifer gerade seine Hand durchs Gesicht hieb. Der kreischte auf und fuhr zurück, vier parallele Schnitte im Gesicht, und die Haut in blutigen Fetzen herabhängend.

Mein Gegner nutzte meine fatale Geistesabwesenheit aus und warf sich mit einem Satz auf mich. Ich landete hart auf dem Bauch, das Gewicht des Mannes drückte mir mit einem Schlag alle Luft aus den Lungen, und Sterne blitzten vor meinen Augen. »Hab ich dich«, knurrte er. Er packte meine Handgelenke und verdrehte sie schmerzhaft. Dann lockerte sich sein Griff, und die Augen quollen ihm aus dem Kopf.

»Was ...«, röchelte er und griff sich an den Hals. Eine schlanke Peitschenschnur zerrte ihn unbarmherzig von mir herunter. Eine zweite ringelte sich schlangengleich um seine hilflos um sich schlagenden Arme und riß ihn hoch. Ich kam taumelnd und nach Luft ringend auf die Beine. Ranan zerrte den wie einen Fisch an der Angelschnur zappelnden Mann bis vor ihre Füße und zog dann die Peitsche mit einem heftigen Ruck an. Mit einem häßlichen Knacken brach sein Genick. Mir war nicht klar, wo Ranan dieses seltsame und wirkungsvolle Gerät so schnell herbekommen hatte. Aber ich hatte keine Muße, darüber nachzudenken, denn zwei der noch übriggebliebenen Angreifer steuerten nun mit finster entschlossenen Gesichtern auf mich zu. Drei dunkle Gestalten lagen inzwischen still und sehr friedlich auf dem zertrampelten Boden.

Auf der anderen Seite des Lagers hatte sich Tom in den Messerarm eines Mannes

verbissen und rollte stumm mit ihm über den schlammigen Boden. Akim verteidigte sich mit etwas, das verblüffend nach einer Bratpfanne aussah, gegen einen brüllenden, schwertschwingenden Riesen, und Ranan sah sich genötigt, sich mit dem Kerl zu unterhalten, den Tom vorhin so übel zugerichtet hatte. Die zwei Dunkelmänner vor mir stellten somit mein ureigenes Problem dar. Ich trat dem einen erst einmal heftig vors Knie. Das brach mir zwar fast den Fuß, stoppte aber fürs erste seinen Angriff.

Der andere versuchte, in meinen Rücken zu gelangen. Ich drehte mich verzweifelt; dadurch kam ich wieder in Reichweite des ersten, der damit aufhörte herumzuhüpfen und mir einen mörderischen Schlag auf den Kopf versetzte. Ich fand mich auf dem Bauch liegend in einer Pfütze wieder, den Mund voll Erde und matschigem Gras, und mehr als halbbetäubt von dem Hieb. Einer der Männer fesselte mir die Hände auf den Rücken.

Ein Reiter galoppierte schlammspritzend auf uns zu. Er ritt fast beiläufig den immer noch brüllenden Gegner Akims über den Haufen und erreichte uns. Ich machte mich gefaßt zu sterben, etwas so Unausweichliches hatte dieser Ansturm. Meine Gegner griffen nach ihren Schwertern; das Pferd bäumte sich auf und trat dem einen in die Rippen. Er stürzte, ohne noch einen Laut von sich geben zu können, mit eingedrücktem Brustkorb in den Matsch, blutigen Schaum vor dem Mund. Der andere fluchte und hieb nach dem Reiter, der sich eilig außer Reichweite brachte. Die Stimme aus meinem Traum sagte: *»Ein guter Zug, verehrter Schüler.«* Mein Blick verschwamm, ich wurde wohl für kurze Zeit bewußtlos.

Als ich wieder zu mir kam, schien alles vorbei zu sein. Der fremde Reiter stand neben seinem Pferd, ein seltsam verzerrter Schattenriß vor einer wetterleuchtenden Morgendämmerung. Das Gewitter war weitergezogen, der Regen tropfte kaum noch auf den zertrampelten Schauplatz des Überfalls. Tom schien seinen letzten Gegner erledigt zu haben, und auch Ranan rappelte sich gerade vom Boden auf und befestigte ihre verrutschten Armbänder neu. Mit entferntem Interesse stellte ich fest, daß ihre Waffe erneut spurlos verschwunden war.

»Meldung, Commander!« forderte schroff der heisere Tenor des fremden Reiters. Tom, schwankend und mit einer blutigen Schlammschicht überzogen, nahm etwas an, was wie der mißlungene Versuch einer militärischen Haltung aussah, salutierte knapp und sagte: »Alles unter Kontrolle.« Dann klappte er ohne weitere Formalitäten vor dem Fremden zusammen. Akim kniete neben ihm nieder und untersuchte ihn. Der andere kümmerte sich nicht weiter um das Geschehen zu seinen Füßen, sondern drehte sich in meine und Ranans Richtung, straff und schlank wie eine Klinge – und genauso tödlich. Jetzt konnte ich endlich sehen, daß der seltsam verzerrte Umriß dieses Menschen nicht von meinem immer noch stark getrübten Blick herrührte, sondern daß ihm der rechte Arm von einer

Handbreit über dem Ellbogengelenk ab fehlte. Mein benebelter Kopf gaukelte mir ein schmales olivfarbenes Gesicht und erbarmungslose Augen vor, einen strengen Mund und straff zurückgekämmtes graues Haar, das in einem fast hüftlangen geflochtenen Zopf endete.

»Ranan? Was hat dieser Kampf zu bedeuten, und warum schleppt ihr das Kind dort mit euch herum?« In der kühlen, heiseren Stimme klang kein Gefühl mit, aber Ranan zuckte zusammen und schrumpfte förmlich in ihren weiten Kleidern.

»Das ist – das war ...«, sie holte unter dem kalten Blick der grauen Augen tief Luft und sagte beherzt: »Keine Ahnung, Quinn!«

Ich fiel erneut in Ohnmacht.

9

Unbestimmte Zeit lag ich da, ohne zu wissen, wer oder wo ich mich befand. Mein Lager bewegte sich, rüttelte und klapperte und schüttelte mich nicht schlecht durch. Soweit ich überhaupt etwas außerhalb meines beinahe zerspringenden Kopfes bemerkte, war es die liebevolle und lindernde Gegenwart eines Paars Hände, die mich pflegten und beruhigten, und die dazugehörige sanfte und freundliche Stimme. Sie sprach mit mir, obwohl ich nicht in der Lage war zu begreifen, was sie sagte. Aber schon allein ihre Gegenwart beruhigte mein verstörtes Gemüt und besänftigte den pochenden Schmerz.

Irgendwann, nach einer schieren Ewigkeit von Qualen und Übelkeit, öffnete ich meine verklebten Augen und sah in das Gesicht, das zu Händen und Stimme gehörte. Die langbewimperten, hellbraunen Augen blickten mich forschend an, und die Stimme sagte: »Das sieht doch schon besser aus. Wie fühlst du dich?«

Ich fuhr mir mit der Zunge über meine aufgesprungenen Lippen. Die Hände hoben ganz sacht meinen Kopf etwas an und flößten mir köstliches, kühles Wasser ein. Dankbar ließ ich meinen schmerzenden Kopf wieder zurücksinken. Ich lag auf einem notdürftigen Lager aus Decken und Fellen in einem kleinen, schaukelnden Zimmer mit dunklen Wänden und einer niedrigen Decke aus Holzplanken. Die Hände legten mir etwas Kühlendes auf die Stirn.

»Weißt du, wer ich bin?« fragte die Stimme. Ich versuchte mich zu erinnern, aber Stimme und Hände und Gesicht blieben mir trotz der Vertrautheit, die ich empfand, fremd und entzogen sich einer Benennung. Ich krächzte einen Laut des Bedauerns. Die Hände zogen das Laken um mich glatt und strichen mir sanft über die Schulter. »Quäl dich nicht, das kommt schon alles wieder. Schlaf, Elloran.«

Elloran. Das war – das war ... Das Abbild eines vertrauten Gesichtes erschien vor meinen Augen, aber das war – ja, das war meine Schwester. Wie hieß sie noch? Elloran. Ja, Elloran. Etwas, an das ich mich halten konnte. Erleichterung. Ich schlief ein und erwachte, schlief ein und erwachte, trank Wasser, und jemand – andere Hände, andere Stimme; Frau, nicht Mann, flößte mir etwas Warmes, Salziges ein. Suppe. Hände, Suppe, Elloran.

Als ich das nächste Mal erwachte, hatte sich etwas verändert. Mein Kopf schmerzte nicht mehr gar so stark. Die Stimme eines Mannes – die erste, freundliche – sprach wieder, aber nicht zu mir. Da war noch ein Jemand in dieser schwankenden, rüttelnden Kammer. Ich erinnerte mich, ihn schon vorher bemerkt zu haben, aber ich hatte ihn wieder vergessen.

»Anscheinend hat die Katze doch mehr als neun Leben. Wenn ich alleine nachzähle,

wie oft ich dich in den letzten Jahren wieder zusammenflicken durfte ... Du hast ein verdammtes Glück gehabt. Er hat auf dein Herz gezielt, und er hat gut gezielt!« Zwei Stimmen lachten, eine davon schwach und heiser. »Dank es deiner verqueren Anatomie, aber er hat dir ›nur‹ den linken Lungenflügel durchbohrt. Das Loch habe ich einigermaßen wieder gestopft, aber so leicht kommst du mir dieses Mal nicht davon: das Aquarium wartet schon auf dich!«

»O Maddoc, bitte! Das kannst du mir nicht antun!« stöhnte der andere schwächlich.

Aber die erste Stimme blieb unbarmherzig: »Keine Widerrede! Das ist schon lange fällig, und diesmal lasse ich keine Ausrede mehr gelten. Du kannst nicht mit einem löchrigen Lungenflügel herumlaufen, den ich nur mit Spucke und Bindfäden zusammenhalte. Das Aquarium: und wenn ich dich mit vorgehaltener Waffe dazu zwingen muß!«

»Was, etwa mit deiner todbringenden Bratpfanne? Ich erzittere vor Angst, mein Teurer!« Schwach, aber unverkennbar spöttisch. Erinnerung regte sich.

»Tom?« krächzte ich.

Verblüfftes Schweigen. »Hast du das auch gehört?« fragte die Stimme des ersten. Rascheln und Geräusch von Bewegung. Das hübsche, dunkle Gesicht erschien wieder in meinem Blickfeld. Ich wandte mühsam den Kopf und blinzelte. Unweit von mir lag ein stämmiger Mann auf einem improvisierten Lager. Er stützte sich zittrig auf die Ellbogen, auf seinem haarigen dunklen Brustkorb leuchtete ein heller Verband. Er sah mich aus schmerzverschleierten Augen an, sein Gesicht war voller Schatten.

»Hast du etwas gesagt, Elloran?« fragte der Freundliche. Sein Gesicht schien besorgt. Ich konzentrierte meinen verschwimmenden Blick auf ihn, und eine Schublade meines Gedächtnisses öffnete sich und gab widerwillig, wie ein Köter seinen Knochen, einen kleinen Brocken Information frei.

»Akim.« Die Erinnerungsarbeit strengte mich an. Ich schloß die Augen und schlief schon halb wieder. Die Hände – Akims Hände – strichen über meine Stirn.

»Es kommt wieder«, hörte ich ihn murmeln. »Gott sei gedankt, es kommt wieder.«

Ab da ging es mir mit jedem kurzen Einschlafen und Aufwachen besser. Bei einem der nächsten Male wußte ich wieder, wo ich war. Ich drehte mich vorsichtig auf meinem Lager, um zu Tom hinüberzusehen. Er schien zu schlafen, und sein krankes, abgezehrtes Aussehen erschreckte mich zutiefst. Ich tastete nach ihm und fand seine Hand. Sie fühlte sich erschreckend kühl an, und ich hielt sie fest mit meinen Fingern umschlossen, während ich wieder wegdämmerte.

Ranan, einen Napf mit Suppe in der Hand, weckte mich durch ihr Eintreten. Der Wagen stand still, und es war dämmrig. Sie lächelte breit und kauerte sich neben mich auf den Boden.

»Ablösung«, flüsterte sie. »Akim hat eine Pause verdient, deshalb darf ich dich

füttern.« Sie half mir, den Kopf weit genug zu heben und hielt den Napf an meine Lippen. Ich trank gehorsam von der heißen Brühe, aber mehr als ein paar Schlucke konnte ich nicht zu mir nehmen. Mir war schwindlig und immer noch leicht übel. Benommen sah ich zu der großen Frau auf, die meine Decken zurechtzog.

»Du siehst wohler aus. Akim ist recht zufrieden«, sagte sie leise.

»W-was ist mit T-Tom?« fragte ich. Sie hob die Schultern.

»Er ist zäh; du wirst sehen, er ist schneller wieder auf den Beinen, als Akim lieb ist. Freu dich schon mal auf den Streit, den es dann geben wird, ob er aufstehen darf. Tom gewinnt ihn immer.« Sie kicherte und faltete sich wieder zu fast ihrer vollen Länge auseinander. Hier im Wagen konnte sie nicht aufrecht stehen. »Schlaf jetzt, Elloran. Schlafen ist das Beste, was du tun kannst, sagt Akim.« Sie warf noch einen besorgten Blick auf Tom und verließ uns. Ich seufzte und schloß meine Finger wieder um die reglose Hand Toms. Er bemerkte es wahrscheinlich nicht einmal, aber mir war die Berührung tröstlich.

Ich schlief wieder, und dieses Mal war mein Schlaf tiefer und erholsamer als das unruhige, kurze Wegdämmern, das meine letzten Stunden – oder gar Tage? – begleitet hatte. Ich schlief traumlos und erwachte nur, weil mir ein fremdes Gewicht an meiner Schulter bewußt wurde. Mühsam lenkte ich meinen Blick dorthin und sah auf einen runden Kopf mit spärlichem Haarwuchs und spitzen Ohren, der an meiner Schulter ruhte. Toms Augen waren geschlossen, und sein Atem ging ruhig. Er roch ganz schwach nach saurer Milch und Zimt, aber sein Körper war wieder beruhigend warm. Ich legte, um es ihm etwas bequemer zu machen, vorsichtig meinen Arm um ihn und sank wieder in Schlaf.

»Nein, was für ein rührendes Bild«, spöttelte eine heisere Stimme. Ich öffnete die Augen und sah in der Tür die verkrüppelte Gestalt des Fremden stehen. Helles Sonnenlicht fiel durch die Tür und verlieh dem Schattenriß eine strahlende Aureole. Tom neben mir rührte sich und erwachte. »Guten Morgen, S'TomCroQ'nan«, sagte der Fremde förmlich.

»Guten Morgen, Quinn«, murmelte Tom schläfrig. Seine Stimme klang kräftiger. Er drückte kurz und fest meine Hand und ließ sie los. Vorsichtig setzte er sich. Quinn trat näher und hockte sich neben ihn, ohne mir auch nur einen Blick zu gönnen.

»Was meinst du, Tom, fühlst du dich kräftig genug? Ich würde gerne gleich mit dir reden.« Das war in verbindlichem Ton vorgebracht, doch der darunter liegende Befehl war kaum zu überhören.

Toms Gesicht glich einer abweisend geschlossenen Tür, aber er antwortete, ohne zu zögern: »Zu Befehl, Captain.«

Ich musterte den Fremden, der mir nun den Gefallen tat, sein Gesicht ins Licht zu wenden. Wie bei einem Vexierbild, das man lange betrachtet, verschoben sich seine Züge

vor meinen Augen und setzten sich neu zusammen. Ich blinzelte verblüfft. Wie hatte ich Quinn nur für einen Mann halten können? Sie hatte Tom ihre Hand auf die Schulter gelegt und sah ihn schweigend an. Er wand sich unter diesem Blick, senkte aber die Augen nicht.

»Tom«, sagte Quinn leise tadelnd, »sei bitte nicht verstockt. Ich denke, ich habe ein gewisses Recht darauf, von dir zu erfahren, was hier vor sich geht. Oder etwa nicht, *Commander*?« Er antwortete nicht, und sie wandte sich ab. Ein flüchtiger kalter Blick traf mich, bevor sie ausstieg. »In einer halben Stunde«, sagte sie und schloß die Tür.

Tom hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Als ich ihn zaghaft an der Schulter berührte, blickte er auf. Ich war auf Verzweiflung oder Zorn gefaßt gewesen, doch nicht auf die fröhliche Ergebenheit, mit der er mich ansah.

»Das gibt ein Festessen, mein Herz«, sagte er heiter. »Sie wird mich häuten, ausnehmen, entbeinen, in kleine Stückchen schneiden und ein wunderbares Ragout bereitet haben, noch ehe einer von euch die Zwiebeln dazu geschält hat.« Ich hatte ihn noch nie in einer so seltsamen Stimmung erlebt. Seine Augen glitzerten; er zog mich hart an sich und gab mir einen Kuß, der eher einer Ohrfeige als einer Liebkosung glich. Dann kam er langsam auf die Beine und bewegte vorsichtig seine Schultern, reckte die Arme und bückte sich, um in einer der Kisten nach einem Hemd zu suchen. Er schwankte und hielt sich an der Kiste fest, zerrte ein dunkles weites Hemd heraus und zog es sich ächzend über den Kopf. Ermattet sank er in die Hocke und schloß die Augen. Sein Gesicht war kreidebleich, und die Schatten unter seinen Augen schienen sich zu vertiefen, während ich ihn ansah.

Die Tür schwang auf und knallte gegen die Außenwand. Akim stürmte herein und brüllte sofort los: »Bist du eigentlich von allen guten Geistern verlassen? Wer hat dir erlaubt, aufzustehen? Du legst dich sofort wieder hin!« Ich verzog mich vorsichtshalber aus der Gefahrenzone.

Tom blinzelte den aufgebrachten Heiler mutwillig an und sagte matt: »Befehl von oben, Maddoc. Schrei doch zur Abwechslung ein bißchen mit Quinn herum.«

»Das werde ich«, versprach Akim ergrimmt. »O ja, das werde ich. Du legst dich auf deinen verdammten Rücken und hältst dein Maul! Das gleiche gilt für dich, Landplage!« fügte er in meine Richtung hinzu. Rumms! schmetterte die Tür wieder ins Schloß. Er schien uns immerhin für so weit genesen zu halten, daß wir das vertragen konnten.

Tom machte nicht den Eindruck, als wolle er dem Befehl des Heilers Folge leisten. Er fluchte leise und kam wieder auf die Beine. Etwas wackelig ging er zur Tür und öffnete sie. Er warf einen vorsichtigen Blick hinaus, wandte sich zu mir und legte einen Finger auf die Lippen.

»Bleib hier, schlaf noch etwas«, flüsterte er. Er zwinkerte mir zu und kletterte schwerfällig aus dem Wagen. Die Türe schloß sich sachte hinter ihm, und ich lag allein in

der dämmrigen Stille des Wagens. Ich mußte wirklich wieder eingenickt sein, denn das nächste, was ich hörte, war Quinns schroffe Stimme, die von draußen zu mir hereinschallte.

»Ich glaube, Commander, Sie sind mir eine Erklärung schuldig. Bisher habe ich Ihre Eskapaden immer geduldet, aber das hier geht jetzt wirklich zu weit! Was haben Sie sich bloß dabei gedacht, dieses Kind mitzuschleppen und damit unseren gesamten Auftrag zu gefährden?« Schweigen.

»Meine Güte, Tom! Was hat dich nur geritten?« brüllte Quinn. »Du verlauster Sohn einer Straßenkatze! Hör endlich auf, mit deinen Testikeln zu denken und benutze zur Abwechslung einmal deinen Kopf! Du weißt genau, daß es mir gleich ist, wo und mit wem du herumbumst, aber dieses Mal hast du alle Grenzen überschritten. Kannst du mir bitte sagen, wie ich das alles Omelli erklären soll?« Ich hielt es nicht mehr aus und kroch langsam aus dem Wagen – wie eine geisteskranke Schnecke aus ihrem Haus.

Quinn tigerte vor Tom auf und ab, der schweigend und totenbleich auf einer Kiste hockte. Akim und Ranan standen mit betroffenen Gesichtern hinter ihm und blickten wie hypnotisiert auf ihre schäumende Anführerin. Auf unsicheren Beinen tappte ich zu Tom hinüber und baute mich neben ihm auf. Quinn starrte mich an, und ich erfuhr am eigenen Leib, wie ein Kaninchen sich unter dem Blick eines Habichts fühlen mußte. Die kalten grauen Augen nahmen mich erbarmungslos auseinander und setzten mich nachlässig wieder zusammen. Ich merkte, daß ich am ganzen Leib bebte. Tom griff nach meiner Hand und umklammerte sie so fest, daß ich meinte, meine Knochen knirschen zu hören.

»Was zum ...«, murmelte Quinn. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck des Erstaunens. Sie trat an mich heran und faßte nach meinem Kinn. Sie drehte meinen Kopf zur Seite und zurück und musterte mich aus schmalen Augen unter zusammengezogenen Brauen. Dann ließ sie mich los und trat einige Schritte zurück. Ihre Miene war nachdenklich. Ich sah Tom fragend an, aber er schien über Quinns eigentümliches Verhalten genauso befremdet zu sein wie ich.

Sie holte tief Luft und drehte sich wieder zu uns. »Also gut. Ehe unser verehrter Doktor mir ins Gesicht springt: Tom, du legst dich wieder hin. Die Sache ist für mich noch nicht erledigt, aber ich verschiebe die Klärung auf einen späteren Zeitpunkt. Akim, Ranan, macht alles reisefertig. Ich will noch mit dem Jungen reden.« Mir rutschte das Herz in die Hose.

Tom stemmte sich hoch und sagte flehend: »Quinn ...« Sie sah ihn abweisend an, dann wurde ihr Gesicht um eine winzige Nuance weicher.

»Leg dich hin, Kater«, wiederholte sie. »Ich werde deinem Liebsten schon nicht die Nase abbeißen.« Tom senkte den Kopf und gehorchte. Ich spürte noch den Druck seiner Hand, dann war er fort. Von allen alleingelassen, stand ich vor dieser

schreckenerregenden Frau und bemühte mich, meine Angst nicht so deutlich zu zeigen. Sie bedeutete mir, mich zu setzen und ging wieder auf und ab. Gedankenverloren rieb sie dabei über ihren Armstumpf.

»Du siehst mich an, als hieltest du mich für ein Ungeheuer«, sagte sie ruhig. Sie blieb dicht vor mir stehen und blickte mir ins Gesicht. »Nun?« meinte sie sanft, als ich schwieg.

Ich faßte mir ein Herz und öffnete den Mund. »Jjjj ...« Im zweiten Anlauf brachte ich endlich ein ›Ja‹ hervor und ließ es dabei bewenden.

Quinn verdrehte die Augen und murmelte: »Ihr Götter, was findet er nur an diesem Bauerntölpel!« Ich wurde blutrot. Sie hockte sich neben mich und nahm meine Hand. Ich ließ es widerwillig zu.

»Hör zu, Junge. Wir haben eine wichtige und sehr anstrengende Mission zu erfüllen. Ich kann es mir nicht leisten, daß meine Leute dabei abgelenkt werden. Ich kann nicht zulassen, daß sie verwundet oder getötet werden, weil sie jemanden am Rockzipfel hängen haben, der in irgendwelchen Schwierigkeiten steckt! Verstehst du mich?« Ihre Stimme klang hart und entschieden. Ich senkte den Kopf. Wahrscheinlich hatte sie recht. Dieser Überfall hatte mir gegolten, auch wenn ich mir nicht erklären konnte, warum. Tom war dabei fast getötet worden, was somit auf mein Kerbholz ging. Ich nickte resigniert. Sie klopfte mir erleichtert auf die Schulter.

»Brav, mein Junge. Akim sagt, du hättest eine ordentliche Gehirnerschütterung, deren Heilung aber gut vorangeht. Ich setze dich jetzt nicht hier mitten im Wald aus, aber bei dem nächsten Gasthof, zu dem wir kommen, verläßt du uns. Ich gebe dir genügend Geld, daß du dir einen Schlafplatz mieten kannst, bis du wieder bei Kräften bist.«

Sie wartete mein Nicken ab und fuhr fort: »Und jetzt sag mir bitte: warum sind wir überfallen worden? Wer waren diese Leute?« Ich zuckte mit den Achseln. Das waren keine von Moraks Soldaten gewesen, und wer sollte mich sonst gefangennehmen wollen? Sie schüttelte den Kopf.

»Wir haben versucht, den einen zu vernehmen, den Akim mit der Pfanne verarztet hat. Die anderen waren ja nicht mehr allzu gesprächig, nachdem Ranan und Tom mit ihnen fertig waren. Aber er hat es vorgezogen zu sterben. Du weißt es wirklich nicht?« Ich schüttelte den Kopf. »Schade«, sagte sie. »Aber es ist schließlich nicht unser Problem.« Sie zögerte. »Akim sagte, du kennst Nikolai?« fragte sie. Da war etwas in ihrer Stimme, das mich neugierig machte. Ihr Gesicht wirkte undurchdringlich, aber ihre Stimme verriet sie.

»J-ja. Nik ist m-mein F-Freund.« Warum fiel mir nur das Sprechen so schwer?

»Du bist nicht mit ihm verwandt?« fragte sie barsch. Ich schüttelte verwirrt den Kopf. Sie nickte wieder und stand auf. »Wir fahren jetzt los. Du solltest dich auch wieder hinlegen, Kind. Maddoc macht mir sonst die Hölle heiß.«

Ich schleppte mich geschlagen in den Wagen zurück. Tom lag mit weit offenen Augen auf seinem Lager und starrte ins Leere. Ich sprach ihn an, aber er reagierte nicht. Ich rollte mich unter meiner Decke zusammen und verbiß mir die Tränen. Ich war kein Kind mehr, das losgreinte, wenn es seinen Willen nicht bekam. Diese Genugtuung sollte Quinn nicht haben; ich würde ihr nichts vorheulen, weil sie mich fortjagte. Ich wollte sie nicht über mich bestimmen lassen! Zwar konnte ich sie nicht dazu zwingen, mich weiter mitzunehmen, und sicher würde ich sie nicht darum bitten! Aber ich hatte vor, Zeitpunkt und Ort meines Abgangs selbst zu bestimmen. Ein trockenes Schluchzen entfuhr mir. Tom bewegte sich, seine Hand berührte meine Schulter. Ich blieb regungslos liegen, als schliefe ich. Er seufzte und blieb an meiner Seite. Seine Hand strich leise über meinen Arm und wieder zurück zur Schulter, eine seltsam trostlose, mechanische Geste.

»*Chu-chula*«, flüsterte er heiser und unglücklich. »*Chu-chula*.«

Der Tag ging vorüber, das Nachtlager wurde aufgeschlagen, Ranan brachte uns Suppe und Brot. Akim wechselte Toms Verbände und versorgte die Beule an meinem Hinterkopf, wieder so schweigsam und mürrisch, wie ich ihn kannte.

Tom und ich wechselten kein Wort miteinander. Er sah elend aus, das bleiche Gesicht verschlossen wie eine eiserne Maske. Es wurde früh ruhig im Lager, anscheinend waren alle zu erschöpft und nicht in der Stimmung, um noch am Feuer zu sitzen und zu schwatzen.

Ich wachte die ganze Nacht hindurch, die Arme um die Knie geschlungen. In der vergangenen Zeit hatte ich mehr als genug Schlaf bekommen; mir war, als würde ich in meinem ganzen Leben kein Auge mehr zutun können. Das Bündel mit meinen spärlichen Kleidungsstücken und dem aufgesparten Kanten Brot vom Abendessen lag griffbereit neben der Tür. Als draußen die ersten zaghaften Vogelrufe die nahende Morgendämmerung ankündigten, krabbelte ich leise die Treppe hinunter und zog mein Bündel vom Wagen. Lautlos umrundete ich die Schläfer neben dem Wagen und schlug mich in die Büsche. Der brave Schimmel tauchte wie ein bleiches Gespenst neben mir auf und schnaubte fragend. Ich legte meine Hand über seine Nüstern und strich über seine Stirn. »Leb wohl, Frost«, flüsterte ich wehmütig und gab ihm einen Klaps. Er schüttelte seine Mähne und graste still weiter.

Als die Sonne höher stieg, hatte ich mich schon ein gutes Stück vom Lager entfernt. Ich war mir nicht im Klaren, wie man auf meine Abwesenheit reagieren würde. Sie würden wohl kaum nach mir suchen. Dennoch hielt ich Ohren und Augen offen, während ich auf dem staubigen, ansteigenden Weg weiterging. Das Wäldchen lag hinter mir, jetzt begleiteten mich Weizenfelder. Wie weit mochte es wohl noch bis zur Kronenburg sein? Wenn ich wenigstens gewußt hätte, wie lange die Gehirnerschütterung mir mein Bewußtsein geraubt hatte und welche Strecke wir in dieser Zeit zurückgelegt hatten. Bei

dem Gedanken an tagelange Märsche wurde ich weich in den Knien. Ich war beileibe noch nicht genesen, das merkte ich schon jetzt nach einigen wenigen Stunden Fußweg.

Hinter mir rollten Räder auf der Straße – und es erklang dumpfer Hufschlag. Ich ging sicherheitshalber am Feldrain in Deckung. Einige bange Minuten später kam der vertraute bunte Karren in Sicht. Akim saß wie immer auf dem Bock, Ranan ritt nebenher und wandte pausenlos ihren Kopf von rechts nach links. Quinn und ihre braune Stute waren nicht zu sehen. Doch, jetzt tauchten sie auch aus der Senke auf. Kerzengrade saß Quinn im Sattel, die Zügel in ihrer einzigen Hand. Sie überholte Ranan und den Wagen und trabte voraus, außer Sicht. Der Wagen rollte behäbig an mir vorbei, das Biest warf noch einen hinterhältigen Blick auf das Gebüsch, in dem ich mich verbarg, und fort waren sie. Ich vergaß alle meine Vorsätze, legte den Kopf auf die Arme und weinte mich in unruhigen Schlummer.

Die Glöckchen an meiner Kappe klingelten leise. In dunstiger Ferne sah ich einen himmelhohen, von Burgzinnen gekrönten Berg aufragen.

»Du bist ein besserer Spieler geworden, mein Freund.«

»Ich hatte eine gute Lehrerin.«

»Dein letzter Zug war sehr geschickt. Du willst deine Figur am Zentrum vorbeiführen, habe ich recht?«

Schweigen, die Ahnung eines Schmunzelns.

»Nun gut. Du bist über die Angriffslinie gekommen, also habe ich das Recht, meinen Zug verfallen zu lassen und ein Pfand zu verlangen. Keine Angst, ich nehme nichts wirklich Wichtiges. Gib mir nur, was ohnehin versehrt ist: Gib mir seine Sprache.«

»Aber ...«

»Weigerst du dich? Du kannst ihn auch ohne Stimme seines Weges führen. Wenn du allerdings meinst, daß er eine Zunge benötigt – nun, in der Burg bekommt er sie sicher zurück. Glaubst du nicht auch, daß die gute Leonie mit ihren beschränkten Fähigkeiten das schaffen könnte?«

Anerkennendes Lachen. *»Du bist eine listige alte Spinne, Meisterin.«* Würfel rollen. Nachdenkliches Schweigen.

»Wem von uns gehören nun die Fremden?«

»Keinem und beiden. Sie sind sehr schwer zu kontrollieren, alte Frau.«

»Gut, daß du einen von ihnen schon beseitigt hast, Schüler. Dein Zug?«

Ich konnte nicht lange geschlafen haben, denn die Sonne stand kaum eine Daumenbreite höher am Himmel, als ich erwachte. Ich rappelte mich schwerfällig wie ein alter Mann auf und schleppte mich weiter die Straße entlang. Gegen Mittag rastete ich im Schatten eines riesigen Blutahorns. Der harte Kanten Brot stillte nur sehr unzureichend meinen Hunger, und die zwei abgestandenen Schlucke Wasser, die sich noch in meinem Schlauch befanden, machten mich eher noch durstiger. Ich mußte mich

dringend um Proviant kümmern, ehe ich weiterreiste. Ich stand auf und beschattete meine Augen mit der Hand. Hinter einem der Hügel meinte ich, den Rauch eines Herdfeuers sich kräuseln zu sehen. Ob es nun Täuschung war oder nicht, diese Richtung schien so aussichtsreich wie jede andere. Ich schulterte mein Bündel und stapfte los.

Der Weg erwies sich als noch steiler und beschwerlicher, als ich befürchtet hatte. Noch bevor ich den Hügel erklommen hatte, war ich in Schweiß gebadet und außer Atem. Aber die Aussicht von der Hügelkuppe entschädigte mich für alles. Unten in der Senke lag einladend ein schmuckes Gehöft mit strohgedecktem Dach und weißgekalkten Mauern. Gegen Abend stolperte ich am Ende meiner Kräfte durch das Hoftor, wild verbellt von einem riesigen grauen Köter. Zu erschöpft, um mich zu ängstigen, blieb ich stehen und erwartete den Bauern oder seine Frau.

Die grüngestrichene Tür öffnete sich, und eine rundliche Frau mit einem rosigen, freundlichen Gesicht trat heraus. Mißtrauisch musterte sie mich aus runden blauen Augen.

»Ruhig, Wolf. Platz!« befahl sie und stemmte die molligen Arme in die Seiten. Der struppige Hund gehorchte knurrend. Ich trat einen Schritt auf sie zu und öffnete den Mund, um ihr einen guten Abend zu wünschen und nach einem Schlafplatz in der Scheune oder im Stall zu fragen. Aber keine verständliche Silbe wollte sich von meinen Lippen lösen. Ich stieß einige unartikulierte Laute aus und verstummte hilflos. Meine Beine gaben unter mir nach, und ich mußte mich am Gatter festhalten, um nicht umzusinken. Das Gesicht der Bauersfrau wurde weich.

»Ihr Götter, du armes Kind!« sagte sie mitleidig. »Kannst du verstehen, was ich sage?« Ich nickte verzweifelt. »Du siehst halb verhungert aus. Komm herein, ich mache dir etwas zu essen.« Sie hielt einladend die Tür auf, und ich trat dankbar in die niedrige, dämmerige Stube.

Sie schnitt daumendicke Scheiben Brot von einem wagenradgroßen Laib herunter, bestrich sie ordentlich mit Butter und legte mir ein großes Stück Käse dazu. Dann setzte sie sich neben mich auf die Bank ans Herdfeuer und sah zu, wie ich aß. Während der ganzen Zeit redete sie auf mich ein wie auf ein krankes Kalb. Ich erfuhr, daß der Bauer und sie mit einer Schar von halbwüchsigen Töchtern den Hof bestellten, daß sie alle noch auf dem Feld bei der Ernte waren, und daß die Bauersfrau nur deshalb nicht mithalf, weil eines ihrer Schafe am Vortag von einem streunenden Hund angefallen und verletzt worden war und sie deshalb früher nach Hause zurückgekehrt war, um nach ihm zu sehen. »Und was für ein Glück war das«, endete sie befriedigt, »denn was hättest du sonst wohl getan, du armes krankes Lämmchen.« Sie strich mir etwas verlegen über die Hand, und ich lächelte sie dankbar an. Der Hund schlug an, und von draußen erklangen junge Stimmen und fröhliches, helles Gelächter. Die Bauersfrau stand auf und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Ihr rotwangiges Gesicht strahlte.

»Da kommen meine Lieben«, sagte sie vergnügt und setzte Wasser auf. Die Tür schwang auf, und eine lautstarke Schar weizenblonder Mädchen stürmte herein. Die Älteste mochte etwa in meinem Alter sein, und dann waren da noch fünf weitere bezopfte Köpfe, die sich wie die Halme einer Rohrflöte nebeneinander aufbauten und mich stumm anstaunten.

»Wer ist das, Mamu?« fragte vorlaut die Kleinste, die vier oder fünf Jahre alt sein mochte, und bekam sofort von der nächstälteren einen Klaps auf die zeigende Hand.

»Schu, Magali. Kinder, laßt unseren Gast in Ruhe«, schimpfte die Bauersfrau lächelnd. Hinter ihr klappte erneut die Tür, und ein kräftiger, rundschädeliger Mann trat in die niedrige Stube. Er hängte seinen verblichenen Hut ordentlich an einen Haken und kam dann zum Feuer, einen fragenden Ausdruck auf seinen groben Zügen. Die Frau wandte sich ihm zu und sagte leise: »Ein stummer Junge. Ich wollte ihn nicht fortjagen, er scheint krank zu sein.« Sie sah ihren Mann bittend an. Der blickte auf mich, und sein zerfurchtes Gesicht wirkte nicht freundlich. Ich stand auf und dankte der Frau, indem ich ihre Hand nahm und einen Kuß auf die roten, rauhen Finger drückte. Die blonden Mädchen standen stumm und gafften. Nur die Älteste kümmerte sich nicht um uns, sie hantierte am Herd herum.

Ich griff nach meinem Bündel und lahmte zur Tür. Die Frau, mit rotübergossenem Gesicht, stieß einen empörten Laut aus und knuffte ihren Mann wütend in die Seite. Ihre jüngste Tochter zupfte ihn am Ärmel und flüsterte etwas. Dann verbarg sie verlegen ihr Gesicht in der Schürze ihrer Mutter. Der Bauer brummte leise: »Weiber!« und setzte dann laut hinzu: »Junge, du kannst meinetwegen über Nacht hierbleiben. In der Scheune ist Platz, genug. Aber nur bis morgen!« Er warf seiner Frau einen drohenden Blick zu. Die lächelte nun wieder und gab ihm einen schmatzenden Kuß. Ich ließ erleichtert mein Bündel fallen. Die Aussicht auf eine Nacht im Freien war mir nicht angenehm gewesen, ganz ohne die Gesellschaft meiner Reisegefährten. Die Frau winkte mir, daß ich mich wieder setzen sollte. Ihre Tochter stellte mir einen Becher mit Tee hin. Ihre Hand streifte meinen Arm, und ein kühler Blick traf mich und mein eher schäbiges Äußeres.

»Vielleicht kann er uns bei der Ernte helfen«, bemerkte sie beiläufig, während sie mit der Kanne herumging und allen einschenkte. »Er sieht doch ganz kräftig aus. Wir könnten in den nächsten Tagen gut noch ein Paar Hände gebrauchen.« Ihr Vater knurrte und sah mich abschätzend an. Plötzlich fühlte ich mich von acht Augenpaaren aufgespießt. Ich rutschte unbehaglich auf der Bank hin und her.

»Was meinst du?« fragte er seine Frau. Die blickte mich mitleidig an und antwortete: »Er scheint krank zu sein, oder er war es vor kurzem. Sieh dir seine Augen an und das blasse Gesicht. Ich glaube nicht, daß er schon auf dem Feld arbeiten sollte.« Der Bauer legte den Kopf schief.

»Und du, was denkst du?« wandte er sich plötzlich an mich. Ich zuckte zusammen, so sehr hatte ich mich schon daran gewöhnt, daß über mich gesprochen wurde, als wäre ich ein Besen oder ein krankes Schaf. Ich bewegte meine Hände, als würde ich eine Garbe binden und nickte. Der Bauer sah mir streng in die Augen, dann lächelte er zum ersten Mal und klopfte mir auf die Schulter.

»Gut, abgemacht, Junge. Du hilfst uns bei der Ernte, dafür bekommst du einen schönen Schlafplatz und gut zu essen. Und damit Leena nicht böse wird«, er warf seiner Frau einen schnellen Blick zu, »wirst du erst einmal nur meinen Kleinen bei ihren Aufgaben helfen. Wir päppeln dich schon noch auf, bis du Männerarbeit tun kannst.«

Uliv, der Bauer, und seine Frau Leena taten wahrhaftig ihr Bestes, um mich ›aufzupäppeln‹, wie er es genannt hatte. Uliv entpuppte sich als genauso gutherzig wie die Bäuerin. Am nächsten Morgen war nicht einmal mehr die Rede von Feldarbeit. Mir wurde streng verboten, mein Strohlager zu verlassen, und eine der älteren Töchter, Anik, kam von Zeit zu Zeit, um nach mir zu sehen. Obwohl ich geglaubt hatte, nie wieder schlafen zu können, verschlief ich letzten Endes fast den ganzen Tag. Als gegen Abend die Familie vom Feld zurückkehrte, fühlte ich mich zum ersten Mal seit Tagen wieder kräftig und unternehmungslustig. Allein der Verlust meiner Sprache bedrückte mich. Es mußte eine späte Folge der Gehirnerschütterung sein und hatte sich offenbar in diesem vorangegangenen beunruhigenden Stottern angekündigt. Jetzt fragte ich mich natürlich, ob dieser Zustand ein vorübergehender oder von Dauer sein würde. Was hätte ich nun für Akims mürrische Anwesenheit gegeben. Aber in Kronstadt würde es sicher von kundigen Heilern wimmeln, die mir raten konnten.

Also saß ich stumm inmitten der schwatzenden, kichernden Mädchenschar am Tisch und beschränkte mich aufs Zuhören und Beobachten. Hin und wieder spürte ich den taxierenden Blick Rhians, der Ältesten, auf mir ruhen. Es berührte mich seltsam, daß sie den Mutternamen meiner Großmutter trug. Magali, die Kleinste, krabbelte auf meinen Schoß und sah mich sehr ernsthaft an. Sie steckte einen Finger in den Mund und bohrte hingebungsvoll darin herum.

»Kannst du gar nicht sprechen?« nuschelte sie undeutlich. Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Überhaupt nie nicht?« fragte sie weiter. Ich hob die Schultern und zog eine Grimasse. Sie kicherte. Ich blickte sie finster an und schielte. Sie kreischte auf, patschte begeistert auf den Tisch und forderte: »Noch mal, noch mal!« Ich tat ihr den Gefallen und schnitt ihr Gesichter, bis sie, vom Lachen müde, sich bequem auf meinem Schoß zusammenrollte und einschlief, den Daumen im Mund. Ich legte meine Arme um sie und fühlte eine unerklärliche Traurigkeit. Leesas Blick ruhte freundlich auf mir, und sie sagte leise, um das Kind nicht zu wecken: »Ist sie dir auch nicht zu schwer?« Ich schüttelte den Kopf.

Der Bauer stand auf und streckte seine Glieder. »Ab mit euch ins Bett«, sagte er.

»Morgen wird ein harter Tag. Hoffentlich gibt es keinen Regen.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter und wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn fest und versuchte ihm zu sagen, daß ich morgen zur Ernte mitkommen wollte. Meine Lippen formten Worte, aber wieder entrang sich meiner Kehle nur ein äußerst demütigendes Grunzen. Die Kinder kicherten, und Uliv sah mich mitleidig an, was die ganze Sache noch schlimmer machte. Ich wurde rot und gestikulierte hilflos. Er warf einen hilfesuchenden Blick zu seiner Frau, die genauso ratlos aussah.

Doch seine Tochter Rhian verstand mich. Sie brachte mir einen angebrannten Span vom Herdfeuer und drückte ihn mir in die Hand. Erwartungsvoll drängten sich die Mädchen um mich, als ich jetzt auf die Tischplatte kritzelte: *Ich will helfen*. Der Bauer schüttelte bedauernd den Kopf und grinste verlegen. Mir wurde klar, daß er nicht lesen konnte, und ich ärgerte mich über mich selbst. Ich kannte doch die Bauern von Salvok, welcher von ihnen konnte schon lesen oder schreiben? Aber diese Familie überraschte mich erneut. Leena schob ihre Älteste vor, und sie las ohne Stocken mit lauter, klarer Stimme meine Mitteilung vor. Ich grinste sie erstaunt an. Ihre unvermutete Fähigkeit würde mir meinen weiteren Aufenthalt hier sehr erleichtern.

Jetzt war natürlich erst einmal keine Rede mehr vom Schlafengehen. Dicht umringt von der Familie und mit der schlaftrunkenen Magali auf dem Schoß mußte ich nun schriftlich etliche Fragen beantworten. Rhian, als meine Dolmetscherin, saß mit glühenden Wangen und stolzem Gesicht neben mir und las alles vor, was ich auf die verschmierte Tischplatte schrieb. So erfuhren sie meinen Namen und die rasch zurechtgestrickte Lebensgeschichte eines Bauernjungen, der auf dem Weg zu seinen Großeltern war. Aus einem Gefühl heraus, das ich mir selbst nicht erklären konnte, schreckte ich davor zurück, mich hier als der in Ungnade gefallene und daraufhin durchgebrannte Sohn eines Burgherren zu erkennen zu geben.

Endlich war die gröbste Neugier gestillt, und der Bauer scheuchte seine Herde zu Bett. Ich wischte noch meine letzten Worte vom Tisch und kehrte zu meinem einsamen Strohlager zurück. Mit trockenen, brennenden Augen lag ich in der warmen, heuduftenden Dunkelheit und sehnte mich mit jeder Faser meines Körpers nach Tom.

Das sollte meine letzte schlaflose Nacht für die nächsten Wochen bleiben. Nach den langen, heißen Tagen auf den endlosen Weizenfeldern Ulivs schlief ich gewöhnlich wie ein Stein. Die Arbeit tat mir wohl, meine träge und schlaff gewordenen Muskeln kräftigten sich, und die Sonne tat ihren Teil dazu, daß ich bald genauso braungebrannt, sommersprossig und lebhaft wie Ulivs Kinder zwischen den frisch gebundenen Garben herumsprang. Immer häufiger fühlte ich Rhians helle Augen auf mir ruhen, neugierig und interessiert. Wir arbeiteten gut zusammen, und der Bauer schien keine Einwände dagegen zu haben, selbst wenn sich unsere Hände etwas öfter berührten, als eigentlich

nötig gewesen wäre. Er schmunzelte nur und sagte nichts dazu.

An einem besonders schwülen Tag, als wir auf dem letzten noch nicht abgeernteten Feld arbeiteten, suchten Rhian und ich zur Mittagszeit den schattigen Schutz einer dichten, niedrigen Sichelbuche auf, die uns den Blicken der anderen fast vollständig entzog. Ich warf mich in das kühle Gras und wischte mir den Schweiß von der verbrannten Stirn. Mein Haarband hatte sich gelöst, und ich griff nach hinten, um es neu zu binden.

Rhian nahm meine Hand und bat: »Laß es offen, Elloran.« Ich sah sie groß an. Sie löste ihren Griff nicht, sondern faßte noch fester zu und zog mir das Lederband aus den Fingern. Spielerisch schlang sie es um meinen Nacken und zog daran. Ich neigte mich folgsam zu ihr hin. Sie legte ihre kleine, kräftige Hand auf mein Gesicht und strich zögernd darüber. Ihre Augen hatten die Farbe des Sommerhimmels, und in der runden, braunen Stirn ringelten sich feuchte, weißgebleichte Löckchen. Sanfte Röte übergoß ihr Gesicht. Die Lippen leicht geöffnet, sah sie mich an, plötzlich scheu geworden von ihrer eigenen Verwegenheit. Sie beugte sich vor und gab mir einen schnellen, federleichten Kuß auf den Mund. Dann sprang sie auf und lief fort, mein Haarband immer noch zwischen den Fingern.

Ich ließ mich zurücksinken und stöhnte. Diese Episode erklärte hinlänglich das seltsame, wohlwollende Grinsen, das Ulivs Gesicht neuerdings immer dann zeigte, wenn er Rhian und mich zusammen sah. Anscheinend hatte ich mich als annehmbarer Schwiegersohn in spe eingeführt, stumm hin, stumm her. Immerhin konnte sich Rhian ja ohne Schwierigkeiten mit mir verständigen. Einen Augenblick lang gab ich mich dem Tagtraum hin: verheiratet mit der Erbin eines nicht gerade kleinen Hofes zu sein, einer Frau, die hübsch, klug und fleißig war; Schwiegereltern, die ich zu schätzen, wenn nicht sogar zu lieben gelernt hatte und die mich sichtlich gerne hatten ... was wäre falsch an einem solchen Leben? Ich schloß die Augen, überwältigt von diesem Gedanken.

»Hältst du das für klug? Was wird dir ein Bauer bei deinen Plänen nützen?«
»Oh, er wird nicht bleiben. Vergiß nicht, ich kenne ihn schon lange und besser als du.«
Glucksendes Gelächter. *»Täuschst du dich auch nicht, mein Sohn?«*
Brüsk: *»Du bist am Zug, alte Frau.«*

Rufende Stimmen, die mich aufschreckten. Ich mußte eingenickt sein. Rhian war wieder bei der Arbeit und hatte mein Lederband um ihr Handgelenk gewickelt. Es gab mir einen kleinen Stich, ich mußte an Ranan und ihre verhaßten Armbänder denken. Uliv grinste mich wissend an, und ich schlug die Augen nieder. Rhian warf mir verstohlene Blicke zu. Ich setzte eine nichtssagende Miene auf und machte mich wieder daran, die geschnittenen Halme zu Garben zu binden. Mein Haar, durch die Sonne inzwischen um

einige Schattierungen heller, klebte mir bald unangenehm am Nacken und im Gesicht. Ich sah Rhian flehend an, aber sie stellte sich, als verstünde sie nicht.

Das Abendessen verlief ungewöhnlich schweigsam, und Uliv schickte die Mädchen früher als sonst und in sehr bestimmtem Ton ins Bett. Er bedeutete Rhian, sie möge noch bleiben und schloß die Tür hinter der neugierig flüsternden Schar. Leena holte eine kleine Kanne aus dem Schrank und schenkte vier Becher daraus ein. Lächelnd stellte sie einen vor mich hin und sah mich erwartungsvoll an.

»Probier einmal, Elloran. Das ist Apfelwein, der beste, den du je gekostet hast.« Ich nippte daran und mußte ihr rechtgeben. Der Trank war köstlich, süß und herb zugleich und mit dem Duft von tausend sonnigen Tagen und kühlen Nächten. Uliv räusperte sich. Ich ahnte, was mich erwartete und sollte mich nicht getäuscht sehen.

»Elloran, ich – wir – wollten etwas mit dir besprechen. Üblicherweise sollte das nicht im Beisein unserer Tochter stattfinden, aber da sie die einzige von uns ist, die dich versteht ...«, er hielt inne und drehte verlegen den Becher in seiner schwieligen Hand. Dann kam er zur Sache.

»Ich bin kein Mann des Wortes, Elloran. Ich weiß, daß du meiner Tochter gefällst und habe das Gefühl, daß sie dir auch nicht ganz gleichgültig ist, oder täusche ich mich?« Seine hellen Augen betrachteten mich scharf. Ich schüttelte den Kopf. Er nickte befriedigt und fuhr fort. »Du bist ein guter Junge, du hast ordentlich mit angepackt und dich vor keiner Arbeit gedrückt. Leena und ich meinen – also, wir wären glücklich, wenn – ach, verdammt! Möchtest du unser Schwiegersohn werden, Elloran?« Erwartungsvolle Stille. Rhians Augen klebten voller Hoffnung an mir, dann schlug sie sie errötend nieder. Zögernd griff ich nach dem rußigen Span, den Rhian mir wie immer hingelegt hatte, und schrieb: *Ich wäre gerne dein Eidam, Uliv. Aber du solltest etwas wissen, das gegen eine Hochzeit spricht.* Rhian las es mit stockender Stimme vor und sah mich dann groß und enttäuscht an. Uliv runzelte die Stirn, und seine Frau seufzte leise.

»Was sollte denn gegen die Verbindung sprechen?« fragte er ruhig. Ich biß mir auf die Lippe und schrieb mit Todesverachtung: *Ich bin kein Mann, ich bin T'svera.* Der Span fiel mir aus der Hand, und ich schloß beschämt die Augen. Immer noch fiel mir diese Aussage schwer. Ich hörte Rhian mit ungläubiger Stimme vorlesen. Dann lag eine dröhnende Stille über dem Tisch. Sie wurde gebrochen von einem heftigen Aufschluchzen des Mädchens und dem Geräusch ihrer Schritte. Die Tür schlug zu. Ich öffnete meine Augen und sah in die betroffenen Gesichter Ulivs und Leenas.

»Ist das wahr?« fragte Uliv leise. Ich nickte. Er seufzte und verbarg sein Gesicht in den Händen. Leena legte still ihre Hand auf meine und drückte sie kurz. Ich konnte ihre Gedanken in ihrem offenen, freundlichen Gesicht deutlich lesen: Nicht nur stumm, auch noch eine Mißgeburt. Im Stillen mußte ich ihr rechtgeben. Es wäre schön gewesen, das Mädchen zu heiraten. Aber nun – ich mußte weiter.

Uliv war zu demselben Schluß gekommen. Er ließ seine Hände sinken und sah mich traurig, aber entschlossen an. »Du warst doch unterwegs zu deinen Großeltern in der Kronstadt. Ich denke, es wäre gut, wenn du dich wieder auf den Weg machtest. Ich will dich nicht hinauswerfen, aber ...« Er stockte unbehaglich. Ich lächelte ihn an und nickte, um zu zeigen, daß ich seiner Meinung war. Erleichtert fuhr er fort: »Mein Nachbar Senn bringt bald eine Lieferung mit Wein und Käse zur Burg. Er nimmt dich sicher mit, wenn ich ihn darum bitte. Dann brauchst du nicht zu laufen.«

Ich war gerührt. Warum machte er sich Sorgen darum, wie ich zur Burg kam? Wie gerne hätte ich Leena und Uliv für ihre Güte und Freundlichkeit gedankt, mit der sie mich aufgenommen hatten. Ernüchtert öffnete ich den Mund und schloß ihn sofort wieder. Ich ergriff beider Hände und drückte sie an mein Gesicht. Leena schluckte und strich mir über den Kopf, und Uliv räusperte sich verlegen.

»Gut, dann bringe ich dich morgen früh zu Senn. Geh jetzt zu Bett, Elloran.« Er drückte kurz meine Schulter, und Leena und er gingen hinaus. Ich saß noch eine Weile am Tisch und ging dann hinüber zur Scheune.

Schlaflos lag ich im duftenden Stroh und grübelte. Was wäre gewesen, wenn ich ein richtiger Mann gewesen wäre und nicht T'svera? Hätte ich meine Schwester vergessen, Nikal, sogar Tom – und wäre geblieben, um Rhian zu heiraten? Eine Schar Kinder wie die kleine Magali in die Welt zu setzen, auf dem Feld zu arbeiten, alt zu werden mit Enkelkindern um meine Knie ... nichts davon würde mir je beschieden sein. Was war mein Platz in dieser Welt?

Die Scheunentür knarrte, und etwas raschelte auf mich zu. »Elloran?« flüsterte eine Stimme. Ich setzte mich auf. Ein fester, warmer Körper drückte sich eng an mich. Ich roch Rhians unverwechselbaren Duft nach Sonne und frischgemähtem Gras. Wieder mußte ich an Tom denken. Rhian suchte meine Hand und drückte mir etwas hinein. Das Lederband. Ich mußte schlucken. Dann gab ich es ihr zurück. Sie schluchzte leise auf und legte ihre Arme um mich. »Ich habe dich so lieb«, flüsterte sie. »Aber ich möchte Kinder haben. Ganz viele Kinder. Das verstehst du doch?« Ich nickte. Ihr Kopf lag an meiner Schulter und ihr Gesicht war ein heller Fleck in der Dunkelheit. Ohne nachzudenken beugte ich mich zu ihr und suchte ihren Mund. Jung und süß lag er unter meinen Lippen und erwiderte arglos meinen Kuß. Ich löste mich widerwillig von ihr und schob sie fort. Sie stand gehorsam auf und trat noch einen Augenblick lang unschlüssig von einem Fuß auf den anderen. Dann hauchte sie: »Leb wohl, Elloran.« Die Tür öffnete und schloß sich, und ich war wieder allein mit mir und meinen brennenden Augen in der raschelnden Dunkelheit.

10

In aller Frühe weckte Uliv mich, während Leena still in der Tür des Hauses stand und darauf wartete, mir einen Beutel mit liebevoll zurechtgemachtem Proviant zu geben. Ich umarmte sie mit Tränen in den Augen. Sie legte eine Hand auf meinen Scheitel und flüsterte einen Segen. Dann trat sie ins Haus zurück und schloß die Tür. Uliv saß auf einem offenen Karren, der mit Getreidesäcken beladen war und reichte mir eine Hand, um mir auf den Bock zu helfen. Der kräftige Braune, der vorgespannt war, zog an, und wir kutschierten langsam vom Hof. Ich warf einen letzten Blick zurück auf das Haus und erhaschte einen Schimmer von Rhians Gesicht in einem der Fenster.

Die kühle Morgenluft machte mich trotz meiner Jacke frösteln. Der Bauer saß schweigend neben mir, und wir fuhren durch die üppigen Hügel L'xhans. Das hier war die Heimat meiner Mutter und Großmutter, für die ich bisher keine Augen gehabt hatte. Mein Ziel, die Kronenburg, war endlich in greifbare Nähe gerückt. Meine Lebensgeister erwachten, und ich sah mich neugierig um. Hinter uns klatschten Flügel. Eine vertraute Stimme kreischte laut und etwas erbost. Die ungetreue Magramanir hatte sich seit dem Überfall auf unser Lager nicht mehr sehen lassen.

Mit einem besonders häßlichen Begrüßungskrächzen landete die kleine Rabenfrau auf meiner Schulter und sah mich aus schwarzen Knopfaugen beleidigt an. Dann begann sie mit heftigen Bewegungen, ihren weißen Bauch zu putzen. Ich kramte ein Stückchen Käse aus meinem Vorratsbeutel und bot es ihr an. Sie nahm den Brocken besänftigt entgegen und verschlang ihn gierig. Ich strich über ihren glänzend schwarzen Kopf und dachte: Nicht ich habe dich sitzen lassen, kleine Freundin. Sie sah mich an, als hätte sie mich verstanden und lachte.

Uliv hatte alles mit offenem Mund beobachtet. »Gehört der Vogel dir?« fragte er erstaunt. Ich nickte der Einfachheit halber. »Ich habe noch nie gehört, daß man Raben zähmen kann«, sagte er beeindruckt. Ich gluckste amüsiert. ›Zahm‹ und ›Magramanir‹ meinten nicht gerade dasselbe.

»Du bist ja nicht besonders gesprächig heute«, sagte Julians fröhliche Stimme auf meiner Schulter. Erschreckt blickte ich zu Uliv hinüber, aber der sah ungerührt geradeaus auf die Ohren seines Pferdes.

»Keine Angst, er hört mich nicht. Wie ist es dir denn in der letzten Zeit so ergangen?« Hörte ich da einen höhnischen Unterton in Julians Stimme, oder war ich in meiner Behinderung überempfindlich geworden? Hilflos und stumm blickte ich in Mags Augen. »Na gut, wenn du nicht mit mir reden willst ...«, sagte Julian beleidigt, und der Vogel flog auf. Ich sah ihm nach, wie er in einem schwarz-silbernen Aufblitzen hinter der Kuppe des nächsten Hügels verschwand und schlug in ohnmächtiger Wut mit der Faust

auf den Sitz. Uliv blickte mich verwundert an. Ich schnitt eine Grimasse und bedeutete ihm, es sei alles in Ordnung.

Am frühen Mittag erreichten wir das Gehöft von Ulivs Nachbarn Senn. Er stand im Hof: ein großer, dickbäuchiger Mann mit struppigem Haar und einem jovialen, dunkelroten Gesicht. Uliv erklärte ihm unser Anliegen. Senn kratzte sich nachdenklich am Kopf. Seine kleinen, listigen Augen musterten mich scharf, und ich erwiderte seinen Blick so freimütig, wie es mir möglich war. Dann grinste der Bauer, wobei er etliche schadhafte Zähne enthüllte, und schlug mir auf die Schulter, daß ich in die Knie ging.

»Meinetwegen, ich nehme den Burschen mit«, brüllte er. »Es schadet nicht, wenn ein zweites Paar Augen die Ladung im Blick behält. Sehen kann er ja wohl, oder?« Sein dröhnendes Lachen entlaubte mit einem Schlag alle umstehenden Bäume und ließ die Vögel in Scharen tot vom Himmel fallen. Ich rieb mir mit verzerrtem Grinsen meine schmerzende Schulter und dachte mit Schrecken an die folgende Fahrt. Zwei oder drei Tage neben Senn auf einem Wagen würden mich mit Sicherheit zusätzlich zu meinem Sprachproblem auch noch ertauben lassen.

Uliv warf mir einen verstohlen mitfühlenden Blick zu und reichte mir die Hand. »Mach's gut, Junge«, sagte er schwerfällig und ging zurück zu seinem Karren, von dem ein Knecht inzwischen die für die Kronstadt bestimmten Getreidesäcke auf Senns Wagen umgeladen hatte. Er winkte mir noch einmal zu, dann rollte sein Karren vom Hof, den Weg zurück, den wir gekommen waren. Ich stand mit meinem Bündel etwas verloren in Senns Hof herum. Er kommandierte derweil seine schwitzenden Knechte herum, biß zwischendurch in ein Brot, das mit einem halben Schwein belegt war, soff den Ertrag eines mittelgroßen Weinbergs aus und fluchte, daß mir angst und bange wurde. Ich hatte in meinem Leben von meinen Lehrern und Freunden einiges an deftigen Flüchen zu hören bekommen, aber dieser Mann entlarvte beide im nachhinein als saftlose Knäblein und blutige Anfänger in dieser edlen Kunst. Vielleicht würde diese Fahrt doch noch ganz lehrreich werden – falls ich sie heil überstand.

Endlich war alles zu seiner Zufriedenheit geregelt, er stieg auf den ächzenden und unter seinem Gewicht protestierenden Kutschbock und winkte mir ungeduldig zu. »Was ist, Bürschchen? Brauchst du eine Einladung?«

All meinen Befürchtungen zum Trotz wurde es ein unterhaltsamer Tag. Senn hatte keine Probleme mit meiner Stummheit, er sprach für uns beide. Zwischendurch trank er aus einem gutgefüllten Weinschlauch, den er mir immer wieder anbot, und sang mit erstaunlich wohlklingender Stimme erstaunlich schlüpfrige Lieder, die ich mir für den Fall merkte, daß ich irgendwann einmal wieder Tom über den Weg laufen sollte. Er würde sie zu schätzen wissen, da war ich sicher. Ich war inzwischen ganz und gar nicht mehr nüchtern, hatte ich doch noch nie etwas Berauschenderes als Apfelwein zu mir genommen – und auch den nie in solchen Mengen.

Zum ersten Mal in meinem Leben betrunken, schlief ich in dieser Nacht auf dem Karren, meinen Kopf auf mein Bündel gebettet. »Schrei, wenn Diebe kommen«, hatte Senn grinsend gesagt, ehe er, anscheinend noch genauso nüchtern wie am Morgen, mit schweren Schritten in der Schänke verschwand, vor deren Tür wir zur Nacht Halt gemacht hatten.

Ich wurde früh wach, geweckt von meinen rebellierenden Eingeweiden. Ich erbrach gründlich alles, was ich zuvor getrunken hatte, stolperte zum Brunnen und steckte meinen dröhnenden Kopf in einen Eimer mit eisig kaltem Wasser. Tropfend, mit geschwollenen Augen, blinzelte ich in meine Umgebung. Neben mir auf dem Brunnenrand saß Magramanir und sah mich spöttisch an.

»Na, mein Kleiner? Ein bißchen gebechert gestern?« zog Julian mich auf. Ich ächzte nur. Magramanir legte den Kopf schief. »Sprichst du immer noch nicht mit mir?« fragte er. Ich deutete verzweifelt auf meinen Mund und schüttelte heftig den Kopf. »Ja, das habe ich ja nun begriffen«, klang es etwas ungeduldig aus dem Schnabel. »Erspare mir bitte weitere mittelmäßige Pantomimen. Wie stellst du dir also jetzt unsere Verständigung vor?« Ich hob die Schultern. Sollte *er* sich doch den Kopf darüber zerbrechen; wer von uns beiden war denn hier der Magier? Magramanir stieß ein höhnisches Keckern aus und spreizte abflugbereit die Flügel.

»Einen Augenblick Geduld noch, Mag«, sagte Julian gereizt. »Hör zu, Elloran, ich lasse mir irgend etwas einfallen. Kommst du einstweilen auch so klar?« Ich nickte ernüchtert.

Magramanir, erleichtert, daß sie nicht mehr stillsitzen mußte, schwang sich auf und verfolgte einen erschreckten kleinen Spatzen. Ich blieb neben dem Brunnenrand hocken und lehnte meinen schmerzenden Kopf an die kühlen Steine. So fand mich etwas später Senn, der mich zum Frühstück holen wollte. Um ihn nicht zu verletzen, zwang ich ein paar Mundvoll Nußbrei herunter, wobei er mich breit lächelnd beobachtete.

»Du verträgst nicht viel, Bürschchen«, dröhnte er und klatschte mir auf den Rücken. Das hätte fast zur Folge gehabt, daß mir mein spärliches Frühstück wieder aus dem Gesicht gefallen wäre, aber es gelang mir, mich zu beherrschen. Ich fühlte mich ohnehin schon blamiert genug. »Egal, das lernst du schon noch!« Es klang fast drohend. Ich nickte blaß und war froh, wieder auf dem Karren sitzen zu dürfen.

Dieser Tag war genau wie der vergangene, mit dem Unterschied, daß ich, durch Schaden klug geworden, den dargebotenen Weinschlauch verschmähte und mich an meinen Wasservorrat hielt. Senn lenkte mich mit weiteren Kostproben seines unerschöpflichen Repertoires an schmutzigen Liedern und obszönen Geschichten von meinen revoltierenden Eingeweiden ab. Ich hörte ihm aufmerksam zu. Der Himmel mochte wissen, wofür ich all das einmal würde brauchen können.

Am späten Nachmittag, während gerade die deftige Geschichte von der Bauersfrau, die von ihrem Mann mit dem Knecht im Heu erwischt wurde, ihrem unvermeidlichen

Höhepunkt zusteuerte, rollten wir über die westliche Brücke nach Kronstadt hinein. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf. Ich hatte noch nie in meinem ganzen Leben so viele Menschen auf einem Fleck versammelt gesehen, noch nicht einmal an den Markttagen von Corynn. Auf der gemauerten Brücke drängten sich Karren wie der Senns neben Fußvolk mit Handwagen und Vieh, dazwischen bahnten sich staubbedeckte Reiter mühsam ihren Weg. Weit vor uns blitzten Speerspitzen, und farbige Banner flatterten in der Luft; das mußte die Eskorte eines hochgestellten Herren sein. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm, der sich noch steigerte, als wir uns schrittweise dem Stadttor näherten. Neben unserem Karren fluchte ein dunkelhäutiger Reiter in der weichen Mundart von Olyss. Er trug den hellen Mantel eines Boten und sah erschöpft aus. Es waren überhaupt erstaunlich viele Fremde hier. Hinter uns rollte eine kleine, geschlossene Kutsche mit dem Wappen eines norrländischen Adligen und einem grobknochigen, weißblonden Kutscher auf dem Bock. Das edle Paar Grauschimmel, das die Kutsche zog, war sichtlich ermüdet und verstört von all dem Lärm und dem Getriebe rundum.

Stückchen für Stückchen rückten wir dem Stadttor näher. Die Kronstadt war von einer rötlichgrauen, mehrere Meter hohen und sicherlich mannsdicken Steinmauer umgeben. Das Tor, dem wir uns näherten, besaß riesige Torflügel aus Eisenholz, die wahrscheinlich nur durch den vereinten Krafteinsatz mehrerer starker Männer bewegt werden konnten. Allerdings wiesen alle Anzeichen darauf hin, daß das in den letzten Jahren nicht ein einziges Mal vorgekommen sein konnte: Die Angeln waren moosbedeckt, niedriges Gebüsch wucherte im Türspalt, und roter Efeu rankte sich an dem rissigen, dunklen Holz empor und breitete sich auf der Stadtmauer aus.

Vor lauter Gaffen und Staunen hatte ich inzwischen den Anschluß an Senns Geschichte verpaßt. » ... sagte die Bäuerin: ›Wenn ihr euch so anstellt, dann hole ich mir eben den Stier!‹« schloß er gerade triumphierend und brach in brüllendes Gelächter aus. Ich grinste höflich und stieß ihn in die Seite. Immer noch lachend, blickte er auf meinen ausgestreckten Finger und dann auf das, worauf ich deutete. Zwei Wachsoldaten standen am Tor und kontrollierten Papiere und Gepäck der Reisenden.

Senn hörte auf zu lachen und zog die Stirn kraus. »Seltsam«, brummte er. »Ich bin hier noch nie angehalten worden.« Er grinste wieder. »Wahrscheinlich die allerneueste Art, das Stadtsäckel zu füllen, wart's nur ab. Sie werden uns irgendeinen Zoll abknöpfen.« Ich seufzte. Mit so etwas hatte ich nicht gerechnet. Hoffentlich reichten meine spärlichen Mittel dafür aus.

Senn sah mich verständnisvoll an. »Keine Sorge, Bürschchen. Ich bring dich schon rein in die Stadt. Wäre doch schade, wenn deine Großeltern umsonst auf dich warteten.«

Nach einer endlosen Spanne des Wartens, Vorrückens, Weiterwartens, die Senn uns zum Gaudium aller Umstehenden mit einer Auswahl seiner unanständigsten Lieder

verkürzte, waren wir endlich auch an der Reihe. Der Wachsoldat, der auf uns zutrat, war schlecht rasiert und trug eine nicht sehr saubere und nachlässig geschlossene Uniform. Nikal wäre hochgegangen wie ein Feuerwerkskörper, wenn einer seiner Männer es gewagt hätte, seinen Dienst so anzutreten.

»Papiere?« fragte der Soldat gelangweilt. Senn reichte ihm einige zerfledderte, zusammengefaltete Blätter. Der Mann überflog sie und gab sie mit einem Nicken zurück. »Was transportierst du, und für wen ist deine Ladung bestimmt?« fragte er weiter. Während Senn antwortete, musterte ich die Umgebung. Ich wurde erst wieder aufmerksam, als der Soldat mich etwas fragte. Ich sah ihn hilflos an und hob die Schultern.

»Er ist stumm«, sagte Senn eilig. Einige Münzen wechselten unauffällig ihren Besitzer. »Mein Enkel Iakov, der Älteste von Hana, meiner zweiten Tochter.« Er begann, dem Soldaten meine gesamte Lebensgeschichte vorzulügen. Der Mann hob gequält die Hand und schnitt ihm das Wort ab. »Ihr könnt passieren!« Senn ließ den Karren anrollen. Ich legte meine Hand auf Senns Schulter und drückte sie dankbar. Er sah mich an, mit einem Ausdruck gelinder Verwirrung in den Augen.

»Er hat keinen Wegezoll verlangt«, sagte er überrascht. »Was soll der ganze Aufwand, wenn sie kein Geld von Leuten wollen?« Kopfschüttelnd sah er wieder geradeaus. »Wo soll ich dich denn nun absetzen?« fragte er nach einer Weile. Wir rollten durch eine enge Gasse im Gerberviertel. Ich hielt mir seit geraumer Zeit die Nase zu und wedelte unbestimmt mit meiner freien Hand. Er lachte polternd.

»Hauptsache, nicht hier, richtig? Keine Angst, dein empfindliches Näschen wird keinen bleibenden Schaden davontragen. Gleich sind wir am Markt. Weißt du, wo deine Großeltern wohnen?« Ich nickte. »Findest du alleine hin?« Ich bejahte wieder. »Gut, dann setze ich dich am Markt ab. Ist dir das recht?« Mir war alles recht, wenn nur dieser infernalische Gestank endlich aufhörte.

Kurz darauf erreichten wir den Marktplatz. Der umfaßte schätzungsweise die Fläche von Burg Salvok – samt Dorf und Weiher. Ich glotzte schon wieder wie ein Schaf in die Runde. Wenn die Kronenburg ähnlich gigantische Ausmaße hatte wie diese Stadt, dürfte es einige Zeit in Anspruch nehmen, meine Großmutter dort ausfindig zu machen. Vor allem – und jetzt wurde mir heiß und kalt vor Schreck – wo noch immer kein einziges Wort über meine Lippen kommen wollte.

Senn ließ mich absteigen und reichte mir seine riesige Pranke zum Abschied. »War nett mit dir, Bürschchen. Endlich mal einer, der mir zugehört hat, ohne mich ständig zu unterbrechen!« Unter seinem dröhnenden Gelächter entfernte sich der Karren, und ich stand mitten auf dem riesigen, wimmelnden Platz.

Ziellos ließ ich mich treiben, mitgezogen von der sich drängenden, schiebenden Menge. Die Rufe der Händler, die ihre Waren anpriesen, das Schwatzen und Lachen und

Schimpfen der Schaulustigen, darüber das pausenlose Brüllen, Meckern, Gackern und Schreien der zum Kauf angebotenen Tiere, all das schlug über mir zusammen, vermischte sich mit tausend Gerüchen, angenehmen und solchen, die die Nase beleidigten. Exotische Gewürze, Blut und Stallmist, gebratenes Fleisch, ungewaschene Körper, menschlicher und tierischer Urin, Duftwässer und Blumen, frische Früchte, faulende Abfälle ... mir wurde schwindelig unter diesem Ansturm von Gerüchen, Farben und Geräuschen. Mein Magen begann zu protestieren und erinnerte mich daran, daß ich heute außer einem eher symbolischen Frühstück und sehr viel Wasser noch nichts zu mir genommen hatte. Ich kramte in meinem Beutel und zählte meine Barschaft. Es war nicht viel, aber für eine Mahlzeit und ein oder zwei Übernachtungen in einem billigen Gasthof sollte es eigentlich reichen. Ich sah mich auf dem Platz um und ließ mich schließlich von meiner Nase führen. Am Stand einer rundlichen, unordentlichen Raulikanerin erstand ich einen großen Napf mit dickem Eintopf und dazu ein noch ofenwarmes Fladenbrot. Ich zog mich auf ein niedriges Mäuerchen zurück und verschlang gierig das heiße, wohlschmeckende Essen. Dann wischte ich gesättigt den Napf mit dem letzten Stück Brot sauber und brachte ihn zurück an den Stand. »Noch einen Nachschlag, junger Mann?« fragte die Händlerin, doch ich lehnte dankend ab.

So gestärkt bummelte ich weiter über den Markt, bis es dämmerte und die ersten Laternen angesteckt wurden. Es wurde Zeit, mich um einen Schlafplatz zu kümmern. Und morgen – morgen die Burg.

Nach einer unruhigen Nacht auf einer harten Pritsche mit einem genau wie der Marktplatz vor allerlei Leben wimmelnden Strohsack war ich froh, an einer Bude im Stehen einen Becher Tee und eine Schüssel Hirsebrei mit gedörrten Früchten zu mir nehmen zu können. Der Schlafplatz in dem schmutzigen Gasthof war erheblich kostspieliger gewesen, als ich gehofft hatte, und meine Reserven waren nun so gut wie aufgebraucht. Eine weitere Übernachtung würde ich mir nicht leisten können, also sollte ich jetzt besser schleunigst meine Großmutter ausfindig machen. Ich schulterte mein Bündel und verließ den Platz. Munteres Begrüßungsgeschrei ließ mich anhalten und auf Magramanir warten, die es sich kurz darauf auf meiner Schulter bequem machte.

»Also«, begann Julian zögernd zu sprechen, »ich hätte da möglicherweise eine Lösung für dein kleines Problem.« Ungeduldig trat ich von einem Fuß auf den anderen. Magramanir putzte sich in aller Ruhe, und mit einem Schnabel voller Federn konnte anscheinend sogar Julian nicht sprechen.

Endlich fuhr er fort: »Ich habe mich bei meinen Kollegen ein wenig umgehört. Da gibt es eine Frau in der Burg, die du aufsuchen könntest. Sie ist eine von denen, die unseren Botenvögeln ihre Sprache verleihen.« Magramanir sah mich stolz an. »Vielleicht kann sie dir helfen, deine Stimme wiederzufinden. Ihr Name ist Leonie.« Magramanir pickte mich

ins Ohrläppchen und flatterte fort. Der Markt und seine streng riechenden Angebote wirkten sicher unwiderstehlich auf den kleinen Räuber.

Zumindest ein Hoffnungsschimmer. Ein wenig mehr hätte mir Julian allerdings schon über diese Frau namens Leonie erzählen können. Wie sollte ich sie finden, wenn ich nichts von ihr wußte als ihren Namen?

Der Aufstieg zur Burg war mühselig. Es dauerte eine gute Stunde, bis ich den Fuß des Burgberges erreicht hatte. Soweit ich es überblicken konnte, war die Kronstadt rund um den Burgberg gewachsen, so daß er jetzt mitten in der Stadt lag wie das Dotter im Ei. An der steilen Flanke des Bergs zogen sich Gebäude hoch, zumeist kleine, ärmlich wirkende Katen. Ich folgte den Serpentinen der Straße bis unter die ragenden Mauern der Burg. Gegen diese mächtigen Steinwälle wirkten die Mauern meines heimatlichen Salvok wie die armseligen Hügel einer kindlichen Sandburg. Abweisend standen sie über mir und schienen den Himmel selbst herauszufordern. Durch den Anblick kleinmütig geworden, trat ich schließlich an das hausbreite Tor und pochte mit der Faust dagegen. Eine entmutigende Ewigkeit später öffnete sich über meinem Kopf eine kleine Luke. Ein Wachsoldat fragte mich gelangweilt nach meinem Begehr. Ich bedeutete ihm, daß ich stumm sei und gerne die Burg betreten hätte. Er musterte mich abfällig von oben bis unten und antwortete nicht unfreundlich: »Bettler werden auf der Burg nicht gerne gesehen. Du hast doch bestimmt keine Einladung von der Krone, oder?« Er lachte über seinen Witz und schloß mit einem endgültigen Knall die Luke hinter sich.

Enttäuscht hockte ich mich in den Schatten der Mauer. Doch, ich *hatte* eine Einladung der Krone – oder besser gesagt, ich hätte sie gehabt, hätte mein Vater sie nicht vor meinen Augen zerrissen. Ich rappelte mich auf und begann, um die Burgmauer herumzuwandern. Mich trieb die irrationale Hoffnung, irgendwo ein Schlupfloch zu finden, durch das ich die Burg auf anderem Weg betreten konnte. Erschöpft und ernüchtert hatte ich gegen Abend meinen Ausgangspunkt wieder erreicht, um nichts reicher als einige Blasen an den Füßen und keinen Schritt weiter als am Morgen. Geschlagen schleppte ich mich in die Kronstadt zurück, mit der Aussicht auf eine Nacht unter freiem Himmel.

Ich fand schließlich einen halbwegs geschützten Platz unter dem vorspringenden, tiefgezogenen Dach an der Seitenwand einer Schankwirtschaft, fegte dort den gröbsten Unrat beiseite und rollte mich auf dem Boden zusammen, mein Bündel unter dem Kopf. Glücklicherweise war es immer noch spätsommerlich warm, obwohl wir uns bereits in der ersten Woche des Herbstes befanden. Eigentlich war dieser Schlafplatz sogar noch besser als der der letzten Nacht: hier gab es entschieden weniger Ungeziefer, die Luft war besser, und er kostete mich keinen Pennych. Morgen würde ich erneut versuchen, in die Kronburg zu kommen. Es mußte einen Weg geben, und ich würde ihn finden!

Ich konnte erst eine oder zwei Stunden geschlafen haben, als jemand mich heftig

wachrüttelte. Verwirrt blinzelte ich in das Licht einer Fackel und wollte Tom fragen, was los sei. Erst als ich die röchelnden Laute aus meinem Mund kommen hörte, fiel mir wieder ein, wo ich war. Ein fremdes, bärtiges Gesicht blickte mich an. Als meine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, sah ich, daß es einem Mann in der dunkelbraunen Uniform der Stadtwache gehörte.

»Bist du krank?« fragte er als erstes besorgt. Das mußten ihm die tierischen Laute aus meiner Kehle nahegelegt haben; ich schüttelte schnell den Kopf und zeigte meine übliche Pantomime. Sein Gesicht entspannte sich, und er lächelte sogar ein wenig. »Du kannst hier nicht schlafen«, sagte er. »Hast du kein Zuhause? Eltern? Familie? Einen Dienstherrn?« Ich schüttelte auf jede seiner Fragen den Kopf. Sein Gesicht wurde immer bedenklicher. »Ich muß dich auf die Wache mitnehmen«, sagte er. »Vagabunden und Bettler sind hier in der Stadt nicht gerne gesehen.« Das hatte ich heute schon einmal zu hören bekommen. Ich stand also auf und folgte dem Soldaten, der sich mein Bündel unter den Arm geklemmt hatte – wahrscheinlich, damit ich nicht auf den Gedanken kam, durchzubrennen. Den Rest der Nacht verbrachte ich in einer engen, schmutzigen Zelle der Stadtwache, wo ich dem Komfort und der frischen Belüftung meines vorherigen Quartiers nachtrauerte. Meine Zellengenossen rochen alle ähnlich betäubend wie der große Marktplatz. Die dicke Luft und dazu das ständige Ächzen, Schnarchen, Murmeln und Rascheln der Männer und Frauen um mich herum ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Zerschlagen und übernächtigt stand ich in aller Frühe vor einem zerknautscht aussehenden Offizier der Wache, der mich äußerst mißmutig musterte, während er seinen Tee trank.

»Streuner, Beutelschneider, Einbrecher, nicht gemeldeter Lustknabe?« fragte er. Ich sah ihn verständnislos an. Er schnaubte ungeduldig. »Bursche, erspar uns beiden doch bitte dieses Theater. Du bist doch nicht zum ersten Mal aufgegriffen worden. Was war bisher gewöhnlich der Grund? Hast du jemandem die Taschen ausgeräumt oder bist du in ein Haus eingestiegen ...« Ich öffnete empört den Mund und schloß ihn gleich wieder. Dann schüttelte ich heftig den Kopf. Er sah mich aus blutunterlaufenen Augen müde und angewidert an und knallte dann ein Blatt Papier auf den Tisch. »Gut, wenn du darauf bestehst, dann eben auf die umständliche Tour. Glaub bloß nicht, daß dir das irgendwie helfen wird! Name?«

Ich führte erneut meine Pantomime auf. Langsam begann mir meine Sprachlosigkeit wirklich lästig zu werden. Der Offizier warf mir einen fassungslosen Blick zu und vergrub dann den Kopf in den Händen.

»Auch das noch«, hörte ich ihn dumpf stöhnen. Ich tippte ihm auf die Schulter und wies auf das Papier unter seiner Hand. Er blickte mich begriffsstutzig an. Ich griff nach der Feder, die auf dem Tisch lag und deutete wieder auf das Papier. Er verstand und sah tatsächlich etwas freundlicher aus.

»Na, wenigstens etwas«, sagte er gnädig und schob mir Papier und Tintenfaß hin. »Also noch mal: Name?« Ich tat ihm den Gefallen und kritzelte meinen Namen auf das Blatt. Dann fügte ich ungefragt hinzu: *Ich bin der Enkel der Herrin von Kerel Nor. Bitte benachrichtige meine Großmutter, daß ich hier bin*. Ich schob ihm das Blatt hin und sah zu, wie er die Nachricht las. Er hob den Kopf und sah mich verblüfft an. Dann legte er den Kopf in den Nacken und schrie vor Lachen.

»Junge, das ist wirklich die unverschämteste Lüge, die mir hier je serviert worden ist, und ich habe in meinem Leben einige zu hören bekommen«, keuchte er schließlich und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Das ist wirklich zu stark!« Er schneuzte sich und zerknüllte das Papier. »Moriss!« Ein älterer, grämlich dreinblickender Soldat trat ein und salutierte nachlässig. »Bring den Jungen hier ins Arbeitshaus. Streunerei, drei Neunwochen.«

Das Arbeitshaus lag auf der anderen Seite der Stadt. Mir knurrte heftig der Magen, während ich neben Moriss hertrottete.

»Du hast Hunger, hm?« brummte er. Ich nickte beschämt, und er setzte wortlos seinen Weg fort. Wir kamen an einer Garküche vorbei, aus der es verlockend roch. Er sah mich von der Seite an und zuckte mit den Schultern. »Ich hab auch noch nicht gefrühstückt«, sagte er. »Also rein mit dir.« Er schob mich durch die Tür und setzte sich mit mir an einen der langen Tische. Bei einer adretten Schankmaid bestellte er einen Humpen Bier für sich und eine Portion Suppe und Brot für mich. Ich aß wie nach einem Tag auf Ulivs Feldern. Als wir wieder auf der Straße waren, versuchte ich ihm zu erklären, daß ich noch Geld im Bündel hatte und ihm mein Frühstück bezahlen wollte. Er knurrte nur: »Laß gut sein, Junge. Spar dir deine paar Pennychs für Notzeiten auf.«

Im Arbeitshaus, einem heruntergekommenen zweistöckigen Bau in der Nähe des Marktplatzes, wurden mir zuerst meine Sachen abgenommen, und ich bekam die Anweisung, mich gründlich zu waschen. Der untersetzte Bursche, der mich dabei beaufsichtigte, beäugte mich neugierig, während ich mich im Hof abschrubbte.

»Von deiner Sorte hatten wir schon lange keinen mehr hier«, sagte er. »Weswegen haben sie dich gegriffen?« Es hing mir inzwischen zum Halse heraus, aber ich machte erneut meine stumme Erklärung. Er nickte und grinste. »Pech für dich. Dann kommst du hier wahrscheinlich nicht so schnell raus.« Er erklärte mir nicht, was er damit meinte. Ich stieg in die groben, kratzigen und erstaunlich sauberen Kleider, die er mir gab und folgte ihm zum Leiter des Arbeitshauses. Der hatte inzwischen Moriss' Bericht in Empfang genommen und mein Bündel durchsucht. Er drehte den Beutel mit dem halben Krontaler und den drei Pennychs, die mir noch geblieben waren, in den Händen und fragte: »Wo hast du die her?«

»Er ist stumm«, warf mein Begleiter hilfreich ein. Der Mann hinter dem Tisch warf ihm einen vernichtenden Blick zu und würdigte ihn keiner Antwort. »Also?« fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf und deutete auf meine Brust. Er warf den Beutel auf den Tisch und beugte sich zu mir herüber. Sein nach Zwiebeln riechender Atem strich über mein Gesicht, und ich mußte mir alle Mühe geben, nicht zurückzuweichen.

»Hör zu, Bursche. Symyn da drüben«, der stämmige Bursche grinste mich an, »wird dir erklären, wie du dich hier bei uns zu verhalten hast. Du wirst dich an die Hausordnung halten und ohne zu widersprechen – ich meine, ohne dich zu weigern – alle Arbeit tun, die man dir aufträgt. Du kannst lesen und schreiben, sagte Moriss?« Ich nickte. »Gut. Vielleicht finde ich sogar Arbeit für dich. Aber rechne lieber nicht damit. Es gibt auch so genug zu tun. Jetzt packt euch!«

Ich folgte also notgedrungen dem Jungen Symyn, der mich durch das Haus führte und dabei pausenlos redete. »Hier ist deine Pritsche«, zeigte er mir und grinste. »Neben meiner; gut, näh?« Ich grinste zurück, er war mir irgendwie sympathisch in seiner unkomplizierten Art. Er runzelte die Stirn, daß seine struppigen braunen Haare sich sträubten. »Wie heißt du eigentlich? – Ach, scheiße, ja«, winkte er ab, als ich ihm nur einen entnervten Blick zuwarf. »Weißt du was?« Er grinste schon wieder. »Ich nenne dich ›Roter‹, jepp?« Ich verdrehte die Augen, aber was sollte ich dagegen machen? Es hätte ihm auch noch Dümmeres einfallen können.

Die Hausordnung war streng, aber nicht übertrieben grausam. Die Arbeiten im Haus wurden gleichmäßig auf alle Insassen verteilt, ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessen. Mit mir lebten zur Zeit noch zwanzig andere Jungen zwischen sieben und sechzehn Jahren hier. Symyn erklärte mir, daß es noch vier oder fünf andere Arbeitshäuser in der Stadt gab. Eines davon war den Mädchen vorbehalten, die anderen beherbergten ebenfalls Jungen, die aus irgendwelchen Gründen in der Stadt aufgegriffen worden waren; sei es, daß sie kein Zuhause hatten oder wegen irgendeines Vergehens. Ich erfuhr, daß sechzehn das Höchstalter für einen Aufenthalt in einem der Arbeitshäuser darstellte. Erwachsene landeten entweder im Gefängnis oder in einem Arbeitslager außerhalb der Stadt, wo sie zur Feldarbeit herangezogen wurden oder in einem der Steinbrüche schuften mußten. Die Jungen in den Arbeitshäusern wurden für allerlei Arbeiten an die Bürger der Stadt und der Burg vermittelt. Dafür zahlten die Dienstherren dem Arbeitshaus eine Art Mietgebühr, die als Beitrag zu Kleidung und Verpflegung verwandt wurde. Manchmal konnte ein Junge das Arbeitshaus auch ganz verlassen, wenn der Dienstherr ihn fest in Brot und Lohn nahm. Die Arbeitshäuser waren ganz sicher eine sehr vernünftige, gut durchdachte Einrichtung, die ich noch weit mehr hätte bewundern können, wenn ich nicht selbst in einem von ihnen festgesteckt hätte.

In den folgenden Wochen fügte ich mich zähneknirschend in mein Schicksal und fegte den Hof, tat Küchendienst, schrubbte die Böden, reparierte baufällige Mauern und versuchte zu vergessen, daß mir die Zeit davonlief. Wenn meine Großmutter erst nach

Kerel Nor zurückgekehrt war, standen meine Chancen äußerst schlecht, hier noch vor dem Frühjahr herauszukommen. Es hatte sich mir noch keine Gelegenheit geboten, das Haus für eine Arbeit zu verlassen. Alle anderen Jungen waren in der Zeit, in der ich hier war, schon mehrfach für kürzere oder längere Zeit draußen gewesen. Jetzt erst begriff ich Symyns Äußerung, daß ich hier so bald nicht herauskäme. Anscheinend legte kein Dienstherr Wert auf einen Stummen. Es sah so aus, als würde ich meine Strafe hier im Haus absitzen müssen.

Anfangs schmiedete ich noch Fluchtpläne. Aber das war reine Spielerei, um mich abzulenken; die Fenster waren allesamt fest vergittert und der Hof war von einer übermannshohen Mauer umgeben. Selbst wenn ich mich mit allen Kräften bemühte, die obere Kante mit einem Sprung zu erreichen, trennte meine Fingerspitzen immer noch ein guter Meter von der Mauerkrone. Die Eingangshalle durften wir nur in Begleitung eines Betreuers betreten; wer dort ohne Erlaubnis erwischt wurde, wurde schwer bestraft. Symyn, der einschlägige Erfahrung besaß – nicht nur in diesem Haus – verriet mir außerdem, daß die Eingangstüre ständig verschlossen und verriegelt war.

Zu all den äußeren Hindernissen kam meine schreckliche Stummheit. Ich hatte inzwischen alle Hoffnung aufgegeben, daß dieser Zustand wieder vorübergehen könnte. Der Gedanke kaufte mir nach und nach allen Schneid ab. Ohne Schrecken stellte ich fest, daß ich mich mit allem abzufinden begann. Ich fügte mich in das eintönige, stumpfe Leben des Arbeitshauses, als hätte ich niemals etwas anderes gekannt oder erhofft. Symyn, der einzige, der sich mit mir stummem Fisch abgeben mochte, verließ das Haus zum Ende des Herbstes, weil sein Dienstherr ihn behalten wollte. Von da an war ich völlig isoliert. Ich konnte mit keinem der anderen reden, und die anderen hatten keine Lust, sich in einseitige Unterhaltungen mit mir zu stürzen. Also blieb ich für mich und vergaß beinahe, wie es war, sich mit anderen Menschen in menschlicher Sprache auszutauschen.

Ich hörte auf, die Tage zu zählen, die ich hier schon festsaß und sah wie alle anderen zu, daß ich meinen gerechten Anteil an den Mahlzeiten bekam – wenn möglich, auch etwas mehr als das, denn die Verpflegung war kärglich – und mir meinen Schlaf zu holen, wann immer sich mir eine Gelegenheit bot. In dieser Zeit lernte ich, zu jeder Tageszeit, in jeder Haltung und von einer Sekunde auf die andere mit offenen Augen einzuschlafen und sofort wieder hellwach zu sein, wenn etwas in meiner Umgebung es erforderte.

Die Nachrichten von draußen kümmerten mich immer weniger. Ich lauschte zwar hin und wieder noch den Erzählungen der anderen, aber die Außenwelt war zu einem verschwommenen Bild für mich geworden: etwas, das es vielleicht sogar geben mochte, das aber unerreichbar und damit reizlos für mich geworden war. Noch nicht einmal die Gerüchte über einen drohenden Krieg zwischen den Kronstaaten und S'aavara

vermochten meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Abgestumpft wanderte ich durch die Gleichförmigkeit der Tage. Dieser eintönige Trott erfuhr erst irgendwann gegen Anfang des Winters seine Unterbrechung, als eine Welle von Erkrankungen durch die Stadt ging, wie einer der gerade zurückgekehrten Jungen berichtete. Fast ein Drittel der Stadtbewohner litten an einem lästigen Fieber, das zwar nicht tödlich war, die Betroffenen aber für längere Zeit ans Bett fesselte. Nur dank unserer Abgeschlossenheit von der Außenwelt waren wir bisher davon verschont geblieben.

Eines Mittags in der Viertwoche des Hohen Winters betrat ich das Zimmer des Leiters. Er hatte mich rufen lassen, das erste Mal, seit ich hier war. Aber noch nicht einmal dieses einmalige Ereignis riß mich aus meiner grausamen Lethargie. Gleichgültig blieb ich an der Tür stehen und hörte die letzten Worte mit an, die der unauffällig gekleidete, ältere Mann, der neben dem Tisch saß, mit einer sanften, kultivierten Stimme äußerte.

»Es ist wirklich zu ärgerlich.« Er hielt einen Becher mit Würzwein in der gepflegten Hand und führte ihn geziert an seinen kleinen, weichen Mund. Sein rundes Gesicht gab sich alle Mühe, ergrimmt auszusehen, aber das gelang ihm nur unzureichend. »Dieses idiotische Fieber hat mir meine Schreibstube so gut wie entvölkert. Und das zu einer Zeit, in der wir uns vor Arbeit nicht retten können!« Er seufzte affektiert auf. Ich konnte ihn mir nur zu gut als wohlhabenden Kaufmann vorstellen, der in seinem Kontor saß und Zahlenkolonnen addierte. Er stellte den Becher ab, faltete die rundlichen Hände über seinem gemütlichen Spitzbauch und sah zu mir herüber.

»Ist das der Junge?« fragte er, während er mich aus wäßrigblauen Augen kurzsichtig anblinzelte. Der Leiter bestätigte das. Der Besucher fuhr sich nachdenklich durch das schütter werdende graue Haar. »Ja«, sagte er zögernd, »das ist natürlich schön, daß er lesen und schreiben kann. Aber stumm ...« Er ließ das Doppelkinn auf die Brust sinken und hauchte nachdenklich einen protzigen Siegelring an, den er am linken kleinen Finger trug.

»Wäre das denn nicht sogar von Vorteil bei einem Schreiber in Euren Diensten, *domu*?« beeilte sich der Leiter zu sagen. Ich bemerkte mit neuerwachendem Interesse die formelle Anrede, die er dem Besucher gegenüber verwendete, und besah mir den Mann genauer. Er war klein und korpulent, wenn auch nicht eigentlich fett. Er glich einem üppigen, einladend weich gepolsterten Diwan: eine harmlose Erscheinung, die eher zu einem untergeordneten Beamten paßte als zu einer Persönlichkeit von höherer Stellung, wie die förmliche Anrede des Leiters vermuten ließ.

Augenscheinlich hatte der Besucher sich inzwischen entschieden. Er griff nach dem schlichten Stock, der neben seinem Stuhl lehnte, stemmte sich auf die Füße und zog umständlich sein hellgraues Wams über dem fülligen Leib zurecht.

»Gut, mein Lieber, ich nehme ihn mit. Etwas anderes bleibt mir in meiner augenblicklichen Lage ohnehin nicht übrig.« Er zog ein spitzenbesetztes Taschentuch

hervor und betupfte seine Nase damit. »Hol's der Teufel, ich fürchte, jetzt habe ich mich auch noch erkältet!« schniefte er und hinkte, schwer auf den Stock gestützt, auf mich zu. »Wie ist dein Name – ach, ich vergaß!« Er blickte fragend zu dem Leiter zurück, der eilfertig in den Papieren auf seinem Tisch blätterte.

»Wo hatte ich denn ... Hier, *domu* Karas: Er heißt Elloran. Ein fleißiger, fügsamer Junge«, fügte er hinzu. »Er hatte einige Besitztümer, die muß ich ihm noch holen lassen, und seine Kleider ...«

Der Mann neben mir winkte ab. »Nicht jetzt, ich bin in Eile. Sei so gut und schicke mir die Sachen zur Burg hinauf.«

Zur Burg! Sollte dieser Mann wahrhaftig die Lösung meines Problems darstellen? Meine Knie wurden weich, und ich mußte kurz am Türrahmen Halt suchen. Der Mann bemerkte die flüchtige Bewegung im Augenwinkel, und sein Kopf ruckte zu mir herum. Für den Bruchteil einer Sekunde blitzte in seinen Augen etwas auf, das alles andere als harmlos wirkte. Dann war es aber schon vorbei und ich nahm an, mich wegen meines Schwächeanfalls in meiner Wahrnehmung getäuscht zu haben.

»Ist er etwa krank?« fragte er oberflächlich besorgt.

»Nein, keine Sorge, Kammerherr. Die Jungen sind nur alle etwas unterernährt. Ihr wißt schon, die Kürzungen im Stadtsäckel betreffen uns stark ...«

Der Kammerherr nickte verständnisvoll und etwas ungeduldig. »Ich werde sehen, ob sich da etwas für dich tun läßt«, versprach er. Der Leiter dankte dem Kammerherrn mit einem stummen Blick und half ihm in seinen Mantel. Dann reichte er mir seine Hand.

»Betrage dich anständig, Elloran, dann kannst du vielleicht auf der Burg bleiben. Ich wünsche dir alles Gute und daß wir uns nie wiedersehen müssen!« Eigenartig gerührt drückte ich seine Hand und beeilte mich, dem hüstelnden Kammerherrn zu folgen. Der Pförtner öffnete uns die Tür, und ich stand zum ersten Mal seit Wochen wieder auf einer ganz gewöhnlichen nebelfeuchten Straße. Mir kamen beinahe die Tränen. Viel Zeit für Besinnlichkeit blieb mir allerdings nicht. Der Kammerherr hinkte mir erstaunlich flott voraus und blieb neben einer unauffälligen, zweispännigen Kutsche mit dem Wappen der Krone stehen. »Zurück zur Burg«, befahl er dem livrierten Kutscher, der jetzt geflissentlich vom Bock sprang und seinem Herrn in die Kutsche half. Ich zögerte, ungewiß, ob ich mitgenommen werden würde. Der Kutscher warf mir einen verächtlichen Blick zu und wies nur mit dem Kinn auf den Bock. Gehorsam schwang ich mich darauf und ließ unauffällig den angehaltenen Atem ausströmen, als jetzt die Pferde antrabten. Insgeheim hatte ich damit gerechnet, daß jemand mich zurückhalten würde oder aber der Kammerherr es sich noch anders überlegte und mich wieder hineinschickte – aber jetzt waren wir wahrhaftig auf dem Weg, der zur Burg führte!

Wir passierten anstandslos das Tor, an dem ich vor Wochen gescheitert war, und rollten durch den äußeren Burghof zur Inneren Mauer. Dort sprang der Kutscher vom

Bock und verschwand für kurze Zeit im Torhaus. Er kehrte mit einem Soldaten zurück, der diensteifrig auf die Kutsche zueilte und den Kopf hineinsteckte. Er empfing offenbar einige Anweisungen, denn er trat salutierend einen Schritt zurück und schnarrte zackig: »Zu Befehl, *domu* Karas!«

Wir rollten durch das aufgezogene Tor in den Haupthof der Kronenburg. Ich sperrte Mund und Nase auf und gaffte so angestrengt in die Runde, daß mir die Augen zu tränen begannen. Die mächtigen Außenmauern hatten die wahren Ausmaße der eigentlichen Burg nur schwach erahnen lassen. Gegen diese prachtvollen, gewaltigen Bauten nahm sich meine väterliche Burg aus wie ein Kaninchenbau.

Die Kutsche schwenkte elegant um einen Stallknecht herum, der drei ausnehmend edle Rösser über den Hof führte, und rollte an einer prächtigen Freitreppe vorbei, die sicher zur Haupthalle der Kronenburg hinaufführte. Vor einem der schlichteren Nebengebäude riß der Kutscher die Tür der Kutsche auf und half seinem rundlichen Herrn heraus. Ich stieg vom Bock und stand etwas verloren da. Der Kammerherr hinkte auf den Eingang zu und hatte meine Existenz augenscheinlich völlig vergessen. Erst in der Tür schien er sich meiner zu erinnern und winkte mir, ich möge ihm folgen. Ich trabte hinter ihm her in das Gebäude. Sein Stock schlug hallend auf die Steinfliesen eines von Türen gesäumten Ganges, durch den wir gingen.

»Ich führe dich zuerst zur Schreibstube«, erklärte er mir kurzatmig. »Dort wirst du von Meister Rowald in deine Arbeit eingewiesen. In der Zwischenzeit lasse ich dir eine Kammer herrichten und anständigere Kleidung besorgen. Meister Rowalds Anweisungen ist in jeder Hinsicht Folge zu leisten, hast du mich verstanden?« Ich nickte matt, geschwächt von den Aufregungen dieses Tages. Er sah mich aufmerksam an und lächelte plötzlich. Die unvermutete Wärme in seinem Blick überraschte mich nicht wenig.

»Wenn ich dich richtig einschätze, wird dir die Arbeit hier gefallen«, sagte er nüchtern, wieder so ernst und geschäftig wie zuvor. »Es ist eine gute Stelle für einen aufgeweckten jungen Mann und bietet sehr schöne Aufstiegsmöglichkeiten, wenn du dich anstellig zeigst.« Ich verbarg ein Schmunzeln. Schöne Aufstiegsmöglichkeiten in der Schreibstube waren nicht gerade das, was ich mir immer für mein Leben erhofft hatte. Dennoch fühlte ich mich von dieser unverhofften Freundlichkeit seltsam angerührt.

Wir hielten vor einer der vielen Türen, die sich glichen wie ein Ei dem anderen, und der Kammerherr pochte mit dem Knauf seines Stockes dagegen. Eine dünne alte Stimme rief: »Nur herein!« Wir betraten einen weitläufigen Raum mit großen Fenstern, in dem mehrere Reihen dunkler Schreibpulte standen und dessen Wände von unzähligen Schränken gesäumt waren. Nur wenige der Pulte waren besetzt, die meisten standen verwaist und mit einer dünnen Staubschicht bedeckt da. Es war still, nur das leise Kratzen von Federn auf Papier flüsterte durch den Raum.

Gegenüber den Pultreihen stand erhöht auf einem Podest ein einzelnes Stehpult, von dem aus uns ein mageres, weißhaariges Männchen entgegenblickte. Auf seiner spitzen Nase saß ein dünnes Drahtgestell, an dem kleine, blitzende Glasscheiben befestigt waren. Neugierig fragte ich mich, wozu dieses Gerät wohl dienen mochte und was es auf der Nase hielt, aber der Kammerherr unterbrach meine müßigen Spekulationen. Er schob mich auf das Pult zu und sagte: »Dies ist dein neuer Schreiberlehrling, Meister Rowald. Er heißt Elloran.« War da eine seltsame Betonung in seiner Stimme? »Er ist stumm, aber mir wurde versichert, daß er fleißig und anstellig sei.«

Das Männchen stieß ein krächzendes Kichern aus und reichte mir eine trockene Hand zur Begrüßung. »Ein stummer Schreiber? Das ist ein Meisterstück, Karas!«

Er musterte mich mit scharfen, schwarzen Knopfaugen über die Ränder des auf seiner Nasenspitze thronenden Gestells hinweg. Ich stellte begeistert fest, daß das Ding mit Hilfe von zwei Drahtbügeln an seinen Ohren befestigt zu sein schien.

Der Kammerherr wirkte leicht verschnupft. »Es war nicht gar so einfach, überhaupt einen des Schreibens kundigen Burschen aufzutreiben, Meister Rowald«, verteidigte er sich beleidigt. »Wäre es dir lieber gewesen, einem allzu redseligen Schüler erst einmal das Alphabet beibringen zu müssen?« Die beiden Männer grinsten sich verständnisinnig an. Dann griff Meister Rowald mit einer mageren Hand nach meinem Ellbogen und schob mich zu einem der leeren Schreibpulte.

»Sehen wir uns erst einmal an, wie es um deine Handschrift bestellt ist«, sagte er und wischte mit dem Ärmel den Staub vom Tisch. Seine lange Jacke machte den Eindruck, als würde sie in dieser Weise häufiger zweckentfremdet. Der Kammerherr, vergessen und am Pult stehengelassen wie ein lästiger Bittsteller, nickte uns knapp zu und ging hinaus. Ich hörte das regelmäßige Klacken seines Stockes sich auf dem Gang entfernen. Inzwischen hatte Rowald mir Tinte und Feder bereitgelegt und ein Federmesser, einen kleinen Lappen und einige Blätter Papier, teils beschrieben, teils leer, aber bereits liniert, von einem der anderen Pulte geholt. Ich bemerkte, daß einer der Schreiber in meiner Nähe aufgehört hatte, die Feder über das Papier zu führen und zu mir hersah. Ich sah ihn an, und er nickte mir freundlich zu. Dann neigte er erneut seinen Kopf über die Arbeit. Rowald hatte seine umständlichen Vorbereitungen nun beendet und klopfte leicht mit den Fingern auf den Tisch, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Siehst du dieses Schreiben, junger Mann?« Er tippte mit seinem spitzen Zeigefinger auf ein eng beschriebenes Blatt. Ich nickte ergeben. Hielt er mich auch noch für blind? »Ich möchte, daß du es kopierst. Meinst du, daß du das kannst?« Ich nickte wieder, leicht erheitert von seinen Fragen. »Gut, dann lasse ich dich jetzt arbeiten.« Er wandte sich ab und beugte sich über die Arbeit eines der anderen Schreiber. Ich tunkte die Feder ein, strich sie säuberlich ab und schrieb:

Beglaubigung

Es handelte sich um ein langes, unendlich geschraubtes Elaborat aus der Feder irgendeines mit der Sprache gewöhnlicher Sterblicher offensichtlich auf dem Kriegsfuß stehenden Beamten, das mich zu Tränen langweilte. Aber ich bemühte mich, das Machwerk penibel in all seiner sprachlichen Scheußlichkeit abzuschreiben. Mir lag wenig daran, wegen Unfähigkeit oder Nachlässigkeit wieder ins Arbeitshaus zurückgeschickt zu werden. Endlich hatte ich es bis zur verschnörkelten Fußnote geschafft, legte aufatmend die Feder beiseite und blickte auf. Meister Rowald stand an seinem Pult und blickte durch die merkwürdige Konstruktion auf seiner Nase auf ein Bündel wichtig aussehender Schriftstücke in seiner Hand nieder. Von einem meinte ich, das Siegel der Krone herabhängen zu sehen. Ich hob die Hand, und er sah zu mir herüber.

»Ja? Hast du ein Problem?« Er stieg steifbeinig von seinem Podest herunter und kam zu mir. Die Hände auf den Rücken gelegt, beugte er sich über meine Arbeit, die ich ihm hingeschoben hatte. Er ruckte an dem Gestell vor seinen Augen und räusperte sich einige Male. »Hm. Hmhm. Hmmm.« Endlich blickte er auf und nickte mir ernst zu.

»Schön, sehr schön, junger Mann. Sehr ordentlich, eine gut leserliche Schrift. Und in einer durchaus angemessenen Zeit, das muß ich sagen. Ja. Das wird den Kammerherrn außerordentlich freuen.« Er räusperte sich wieder, und sein Adamsapfel rutschte den langen, faltigen Hals auf und ab. Der Schreiber, der mir eben zugelächelt hatte, sah wieder herüber und grinste breit und etwas boshaft. Dann zwinkerte er mir zu und wandte sich wieder ab. Meister Rowald hatte inzwischen das Originalschreiben und meine Kopie vom Tisch eingesammelt und mir einige weitere Blätter bereitgelegt. Dann klopfte er mir väterlich auf die Schulter und krächzte: »Immer weiter so, mein Junge. Immer weiter so.«

Es wurde dämmrig. Ein Diener entzündete die Lampen auf unseren Tischen. Das beständige Kratzen der Federn war während des ganzen Nachmittages die Grundlage gewesen, auf der das leise Hüsteln und die gelegentlichen halblauten Anweisungen des Meisters, Rascheln von Papier und Klappen von Schranktüren und die hin und wieder eintretenden Botenjungen mit zu kopierenden Schreiben die einzigen kleinen Unterbrechungen darstellten.

Ich dehnte meine verkrampften Schultern, streckte die steifgewordenen Finger meiner rechten Hand und griff gerade nach dem nächsten Blatt Papier, als ein livrierter Lakai eintrat und Meister Rowald etwas zuflüsterte. Der nickte nur und deutete auf mich. Der Lakai trat an mein Schreibpult und sagte: »Ich soll dir deine Kammer zeigen, Junge. Würdest du mir bitte folgen?« Ich blickte zu Meister Rowald hinüber, der Weisung eingedenk, die ich vom Kammerherrn erhalten hatte. Rowald winkte fahrig und rief: »Geh nur, geh. Du hast für deinen ersten Tag ein schönes Pensum geschafft. Ich sehe

dich morgen wieder.« Ich wandte mich ab, um dem Lakaien zu folgen, der schon ungeduldig in der Tür stand, da ging es mir wie ein Ruck durch den Körper. Wo hatte ich die ganze Zeit meinen Verstand gelassen? Ich war in der Kronenburg, ich hatte Papier und Schreibzeug zu meiner Verfügung und hatte meine Zeit zu nichts anderem genutzt, als bürokratischen Papierkram abzuschreiben. Ich klatschte mir vor die Stirn und setzte mich wieder an mein Pult. Der Lakai sah mich mit halboffenem Mund an. Ich bedeutete ihm, ich habe noch etwas Wichtiges zu erledigen. Er seufzte entnervt und setzte sich an eins der leerstehenden Pulte. Ich griff eilig nach einem Bogen Papier und schrieb: *Großmutter, während du das liest, bin ich hier in deiner Nähe auf der Kronenburg. Ich bin von zu Hause fortgelaufen, weil Morak mich nicht zu dir lassen wollte. Kammerherr Karas weiß, wo du mich finden kannst. Bitte, melde dich bei mir. Dein Enkel Elloran.*

Ich streute Sand über die nasse Tinte, pustete ihn fort, faltete den Bogen zusammen und schrieb in säuberlichen Buchstaben *‚An Veelora Rhiantochter, Herrin von Kerel Nor'* darauf. Dann klopfte ich dem inzwischen halbwegs eingedösten Lakaien auf die Schulter und hielt ihm den Brief unter die Nase. Er blickte darauf, schüttelte den Kopf und ging damit zu Meister Rowald. Der blickte fast erschreckt auf, sichtlich verwundert, daß der Diener und ich immer noch nicht fort waren und blinzelte dann auf die Anschrift hinunter. Sein Mund formte ein erstauntes Oh! Er winkte mich zu sich und sah mich aus zusammengekniffenen Augen seltsam an.

»Was hast du mit *domna* Veelora zu schaffen?« fragte er. Ich zuckte die Achseln. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Na gut, es geht mich ja auch nichts an. Aber du hast Pech, die *domna* ist nicht mehr hier.« Mein Magen hob sich. Ich tippte verzweifelt auf meinen Brief, auf die Stelle, wo *Kerel Nor* geschrieben stand. Fragend öffnete ich meine Hand. Meister Rowald spitzte bedauernd die Lippen und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, mein junger Freund. Die Herrin von Kerel Nor ist als Sonderbotschafterin vor wenigen Tagen mit Säcken voller Sendschreiben, Depeschen, Beglaubigungen und Zusicherungen nach S'aavara abgereist, um den Krieg vielleicht doch noch zu verhindern. Wir haben Tag und Nacht durchgearbeitet, um alles noch rechtzeitig fertigzustellen!«

Ich deutete auf die Schreibfeder, die neben seiner Hand lag und kritzelte fahrig *Leonie?* auf den nutzlos geworden Brief. Möglicherweise kannte Meister Rowald ja die Frau, die Julian mir genannt hatte.

Er las den Namen und ließ seine Augenbrauen noch weiter hochrutschen. »Du pflegst ja sonderbare Bekanntschaften für einen Jungen aus dem Arbeitshaus!« sagte er erheitert und etwas ungeduldig. Dann nickte er dem hinter mir stehenden Lakaien zu, der mich am Arm packte und zur Tür drehte.

Betäubt ließ ich zu, daß der Diener mich wie ein Schaf aus dem Raum trieb. Er führte

mich schweigend die Treppe hinauf und durch unzählige andere mit Türen gesäumte Flure in einen anderen Trakt des Gebäudes. Dort deutete er auf eine Tür und sagte: »Hier ist deine Kammer. Hat man dir schon den Weg zum Speisesaal der Bediensteten gezeigt?«

Ich schüttelte den Kopf und merkte jetzt erst, wie hungrig ich eigentlich war. Er seufzte, murmelte etwas, wovon ich nur das Wort ›lästig‹ verstand und winkte mir, ihm zu folgen. Verzweifelt darum bemüht, mir meinen Rückweg zu merken, folgte ich seinem unwillig steifen Rücken durch weitere Flure, eine Treppe hinab und über einen kleinen Innenhof zu einer großen Halle mit unzähligen Tischen und Stühlen. Außer uns waren nur einige wenige Männer in der Livree der Krone und eine Handvoll jüngerer Frauen anwesend, bei denen es sich wahrscheinlich um Stubenmädchen oder Küchenpersonal handelte.

Mein schweigsamer Führer zeigte mir, wo ich mein Essen abholen konnte und verließ mich dann sichtbar erleichtert. Ich nahm den Teller mit Fleisch und Brot von einer dicken, mütterlich wirkenden Köchin in Empfang und zog mich damit in eine Ecke zurück, von der aus ich den Raum gut im Blick hatte. Er füllte sich jetzt langsam. Ich beobachtete die Menschen, die einzeln und in kleinen Gruppen mit Tellern und Schüsseln in den Händen an mir vorbeigingen. Nicht alle Männer trugen Livree; viele steckten in ähnlich derber Arbeitskleidung wie ich, andere waren wie Meister Rowald und seine Schreiber in unauffällige lange Jacken und dunkle Hosen gekleidet, und wieder andere, wohl untergeordnete Beamte, glichen in ihrem Äußeren dem Kammerherrn Karas, der mich hierhergebracht hatte. Die Frauen trugen langärmelige Mieder; weite, dunkle Röcke in gedeckten Farben und fast alle auch Schürzen und entweder kleine Hauben oder Kopftücher über ihrem geflochtenem Haar. Mir fiel auf, daß keiner der Männer einen Bart trug und nur sehr wenige von ihnen längeres Haar. Mit meinen inzwischen überschulterlangen, nachlässig zusammengebundenen Haaren hätte ich hier eigentlich auffallen müssen wie ein Schwein im Hühnerhaus, aber ich sah nicht, daß irgend jemand mich deswegen anstarrte.

Mit einem Mal war ich todmüde. Ich blickte auf meinen leeren Teller hinunter und konnte mich nicht erinnern, was ich eigentlich gegessen hatte, so sehr hatte mich meine neue Umgebung beschäftigt. Ich brachte den Teller zurück und machte mich daran, meinen Schlafplatz zu suchen. Nachdem ich mich zuerst in einen Teil des Gebäudes verirrt hatte, dessen Gänge statt mit Fliesen mit einem dicken Teppich ausgelegt und dessen Wände mit Stoff bespannt waren, gelang es mir endlich doch, den richtigen Flur und darin auch die augenscheinlich richtige Tür wiederzufinden. Denn als ich sie vorsichtig öffnete und hineinschaute, fast sicher, jemanden aufzustören, sah ich eine winzige, sparsam möblierte Kammer, auf deren Bett mein eigenes, weitgereistes Bündel lag. Mir kamen bei seinem Anblick die Tränen, als hätte mich in der Fremde ein alter

Freund empfangen. Neben meinem Bündel lag ein kleiner Stapel Kleidungsstücke: Wäsche, zwei hellgraue Hemden und Jacke und Hose, wie sie die anderen Schreiber trugen. Ich hielt sie mir an und stellte fest, daß der Kammerherr mit einem guten Augenmaß gesegnet sein mußte: Die Kleider schienen, wiewohl eindeutig nicht neu, doch wie für mich gefertigt zu sein. Ich schob alles beiseite auf den einzigen Stuhl im Zimmer und öffnete das kleine Fenster. Die kalte Luft vertrieb für kurze Zeit den Schlaf aus meinen Augen. Ich blickte neugierig hinaus auf einen kleinen, gartenähnlichen, mit winterkahlen Bäumen und Büschen bestandenen Innenhof. Im Sommer, wenn alle die Pflanzen grün waren, mußte er einen hübschen Anblick bieten. Ob ich dann noch hier sein würde? Im Augenblick sah es allerdings nur zu sehr danach aus. Die Göttin allein wußte, wann meine Großmutter an den Hof zurückkehrte, und bis dahin konnte ich kaum etwas an meiner Lage ändern. Im Grunde mußte ich dankbar dafür sein, diese Anstellung in der Schreibstube erhalten zu haben – und sollte mich tunlichst darum bemühen, sie auch zu behalten. Über diesem wenig tröstlichen Gedanken schlief ich endlich ein: und so endete mein erster Tag in der Kronenburg immerhin mit guten Vorsätzen.

11

Ich erwachte in aller Frühe und wußte für kurze Zeit nicht, wo ich war. Dann kehrte meine Erinnerung an den gestrigen Tag zurück, und plötzlich war ich von Tatendrang erfüllt. Ich sprang aus dem Bett, gönnte mir eine flüchtige Wäsche und stieg in meine neuen Kleider. Sie paßten wie angegossen. Ich blickte an mir herunter und betrachtete wohlgefällig meine ungewohnte Erscheinung. Jacke und Hose bestanden aus einem weichen dunklen Wollstoff, und das Hemd trug sogar eine bescheidene Andeutung von Spitzen am Kragen und an den Manschetten. Ich band mein Haar zurück und trat auf den Gang. Heute gelang es mir glücklicherweise, ohne längere Umwege zum Speisesaal zu finden. Ich ließ mir ein kräftiges Frühstück schmecken – die Verpflegung der Dienerschaft hier in der Kronenburg war wirklich königlich zu nennen – und suchte mir dann den Weg zur Schreibstube.

Meister Rowald nickte mir freundlich zu und wies auf den Platz, den ich auch gestern innegehabt hatte. Mein Nachbar war noch nicht da, ich hatte mich also anscheinend an meinem ersten richtigen Arbeitstag nicht verspätet. Mit Eifer machte ich mich ans Werk. Die zu kopierenden Schriftstücke besaßen nicht mehr Reiz als die vom vergangenen Nachmittag, aber ich trug es mit Fassung. Gewissenhaft schnitt ich mir einen frischen Gänsekiel zurecht, linierte mit der Nadel das gelbliche Papier und bedankte mich im Geiste bei Julian und seiner Geduld, mit der er einem zappeligen Schüler diese nützlichen Fertigkeiten beigebracht hatte.

Meister Rowald machte seine Runde durch die Schreibstube und blieb neben mir stehen. Ich sah fragend auf – und er nickte mir aufmunternd zu. »Schön, sehr schön«, murmelte er und ging weiter. Das sollten auch die einzigen Worte bleiben, die er für die nächsten Tage an mich richtete. In der Schreibstube wurde wenig gesprochen. In dieser Umgebung konnte ich sogar für einige Stunden meine eigene Stummheit vergessen.

Die wurde mir erstmals wieder schmerzlich ins Bewußtsein gerufen, als ich abends im Speisesaal saß und eine Suppe löffelte. Drei meiner Kollegen traten an meinen Tisch und fragten, ob sie sich zu mir setzen dürften. Ich nickte und machte eine einladende Handbewegung. Eine Zeitlang aßen wir schweigend, dann wandte sich mein freundlicher Pultnachbar zu mir und sagte höflich: »Wir haben uns noch gar nicht vorgestellt: mein Name ist Bartold, und diese beiden sind Jord und Massim.« Die Vorgestellten nickten mir lächelnd zu; groß, blond und massig der eine, der andere klein und fast vollständig kahl. Bartold, dunkelhäutig wie ein Olysser, sah mich erwartungsvoll an, und ich tauchte seufzend einen Finger in meine Suppe und schrieb *Elloran* auf den Tisch. Drei Augenpaare starrten erst gebannt auf den mit kleinen Nudeln und einem

Zwiebelstückchen garnierten Schriftzug und dann betreten auf mich.

»Oh«, sagte Bartold betroffen. Danach herrschte eine peinliche Schweigeminute, bevor alle drei gleichzeitig zu sprechen begannen. Ich löffelte meine Suppe weiter und bemühte mich um eine nüchterne Miene. Die drei Schreiber taten zwar unbefangen, aber ihr Unbehagen war deutlich zu spüren. Schon bald ging ihre Unterhaltung über mich hinweg, als wäre ich ein am Tisch vergessenes Kleidungsstück. Mir war der Appetit vergangen. Ich nahm meinen halbgeleerten Napf und stand auf. Drei flüchtige, erstaunte Blicke trafen mich, und ich nickte einen Gruß. Ich verließ den heißen, lauten Saal und verspürte das dringende Bedürfnis nach etwas frischerer Luft. Vielleicht konnte ich den kleinen Innenhof ausfindig machen, auf den meine Kammer hinausblickte. Ich trat aus dem Gebäude und versuchte, mich zu orientieren. Wenn ich um diese Ecke hier ging und durch jene Tür dort wieder in das Haus hinein ... Ich stiefelte los, meinen Atem als weißen Hauch vor dem Mund. Die trübe Luft roch nach Schnee. Auf dem Vorhof war wenig Betrieb, bei diesem feuchtkalten Wetter hielten sich die Burgbewohner anscheinend lieber drinnen auf.

Ich erreichte die Tür, durch die ich in den Innenhof zu gelangen glaubte und öffnete sie. Wieder stand ich in dem Trakt des Gebäudes, in den ich mich schon einmal bei der Suche nach meinem Zimmer verlaufen hatte. Weiche Teppiche in dunklen, satten Farbtönen lagen auf dem Steinboden, und helle Stoffe bespannten die Wände. Ich zögerte am Eingang, unsicher, ob es mir erlaubt war, hier einzutreten. Vor mir öffnete sich eine Tür, und ich blickte auf den Rücken eines in einen grauen Mantel gekleideten Mannes, der sich von jemandem verabschiedete. Er drehte sich um, und ich erkannte den Kammerherrn. Er sah mich verwirrt an und schien darüber nachzugrübeln, woher er mich kannte. Dann schloß er die Tür und humpelte auf mich zu. Ich wich einen Schritt zurück, um ihm Platz zu machen, aber er blieb vor mir stehen und sah zu mir auf.

»Wolltest du zu mir, junger Mann?« fragte er. Ich verneinte überrascht. Er ging zur Tür hinaus in den Hof und bedeutete mir, ihm zu folgen. Gehorsam trottete ich neben ihm her auf den Palas zu. »Und, hast du dich schon etwas eingelebt?« Er schien fest entschlossen, Konversation zu betreiben. Fast verzweifelt nickte ich wieder. »Meister Rowald ist sehr zufrieden mit dir«, fuhr er fort. »Wärest du daran interessiert, eine feste Anstellung als Schreiber der Krone zu erhalten?« Wir erreichten die Freitreppe, und ich blieb stehen. Milde erstaunt drehte Karas sich zu mir um und hob fragend eine Augenbraue. Ich sah in sein rundes, liebenswürdiges Gesicht und mußte unwillkürlich lächeln. Er lächelte zurück und begann, die endlos hohe Treppe zu erklimmen. Da der Aufstieg seinem lahmen Bein sichtlich Schmerzen bereitete, ergriff ich ihn unaufgefordert am Ellbogen und half ihm. Er sagte nichts, aber als wir oben angelangt waren, tätschelte er kurz meine stützende Hand, bevor ich sie hastig und verlegen zurückzog. Er wischte sich heftig nach Luft ringend mit einem zarten Tüchlein den

Schweiß vom geröteten Gesicht; sein Atem ging schwer und mühsam.

Unseren weiteren Weg legten wir sehr viel langsamer und schweigend zurück. So fand ich genügend Muße, mich gründlich umzusehen. Das prächtige Äußere der Burg fand hier im Inneren des Palas seine Entsprechung. Der Boden der Großen Halle, die wir durchquerten, war spiegelnder rötlicher Marmor aus S'aavara, und die hohen Säulen, die das Dach trugen, bestanden aus schwarzem olyssischen Glimmergranit. Die Halle war festlich geschmückt. Von ihrer im Dämmerlicht unsichtbaren Decke hingen rundum die Banner der Edlen des Reiches. Ich suchte nach dem Wappen der Herrin von Kerel Nor und fand es links neben dem leeren Thronsitz: Ein gelber Falke auf dunkelrotem Grund, in den Fängen drei Weizenähren und einen silbernen Fisch. Das Banner war gesenkt, zum Zeichen, daß die *Hand* der Krone zur Zeit nicht bei Hofe weilte.

Ich mußte wohl doch etwas zu auffällig auf das Banner meiner Großmutter geblickt haben, denn Karas blieb stehen und sah ebenfalls dorthin. »Das Wappen der Herrin von Kerel Nor«, erklärte er überflüssigerweise und wischte sich, offensichtlich dankbar für die Pause, wieder mit seinem albernen, kleinen Tüchlein über die fülligen Wangen und den feisten Nacken. Sein Atem hatte sich inzwischen beruhigt, und er setzte zu weiteren Erklärungen an. »Rechts vom Thron siehst du das Banner der linken *Hand* der Krone: das der Obersten Maga, Meisterin über alle Zauberer in diesem Teil der Welt.«

Ich sah staunend hin: Das schwer und steif herabhängende Tuch war von tiefster mitternächtlicher Schwärze, ohne jedes Zeichen darauf, das die makellose Fläche unterbrochen hätte. Es warf einen drohenden Schatten auf den schlichten, dunklen Thron, auf dessen violetten Polstern wie vergessen ein schmaler eiserner Stirnreif lag.

Karas setzte sich wieder in Bewegung. Ich folgte ihm hinaus aus der Großen Halle. Nach einigen Minuten kamen wir in einen weniger prächtig ausgestatteten Teil des Palas. Dort öffnete der Kammerherr einladend eine Tür und ließ mich eintreten. Der Raum, in den wir gelangten, war klein und gemütlich, seine Einrichtung erschien mir nach all dem Glanz des Palas sogar ein wenig schäbig. Offensichtlich hatte Karas mich in seine Privatgemächer geführt.

Er entledigte sich nun leise ächzend seines Mantels und des schlichten Wamses und stand in seiner ganzen Körperfülle nur in dünnem Hemd und Hose vor mir. »Mach es dir bequem, Elloran, ich bin gleich wieder bei dir«, befahl er und verschwand durch eine andere Tür in einen Nebenraum. Ich hockte mich steif auf die Kante eines gepolsterten Stuhles neben dem kleinen Tisch und bemerkte mit Unbehagen, daß dieser vielbeschäftigte Kammerherr der Krone sich sogar meinen Namen gemerkt hatte. Was folgte wohl nun? Würde ich meine Anstellung bei Hofe etwa durch Liebesdienste zu bezahlen haben? Ich wappnete mich für diese Möglichkeit, fest entschlossen, dem Kammerherrn nicht zu Gefallen zu sein, auch wenn das bedeutete, wieder ins Arbeitshaus zurückkehren zu müssen.

Karas trat wieder ein, die rundliche Figur in einen abgetragenen, dunklen Schlafrock gehüllt. Sein Hinken war deutlicher als zuvor, und er wirkte erschöpft. Aus einem kleinen Schränkchen holte er einen Krug und zwei Becher heraus. Er reichte mir einen der gefüllten Becher und trank mir mit einem Zwinkern zu, bevor er sich auf einen durchgesessenen kleinen Diwan sinken ließ. Ich probierte einen kleinen Schluck von dem schweren, dunklen Wein und nickte anerkennend. Bei aller äußerlichen Bescheidenheit legte der Kammerherr offensichtlich doch Wert auf Luxus, was die leiblichen Genüsse betraf – was man ihm ja auch durchaus ansah. Genüßlich und für einen Augenblick sogar entspannt leerte ich meinen Becher. Der Kammerherr trank schweigend und ließ mich dabei nicht aus den Augen. Dann griff er nach dem Krug und schenkte uns beiden nach. Unsicher erwiderte ich seinen Blick und erwartete jeden Augenblick ein eindeutiges Angebot.

Aber er überraschte mich erneut. Er stellte seinen Becher beiseite und schob einige Bögen Papier und Schreibzeug zu mir hinüber. »Kannst du auch nach Diktat schreiben?« fragte er. Ich atmete erleichtert auf und nickte, ein wenig beschämt wegen meines offenbar grundlosen Verdachtes. Der Kammerherr lehnte sich in die Kissen zurück und schloß für eine Weile die Augen. Dann begann er in flottem Tempo zu diktieren: einen Brief an Veelora Rhiantochter, Herrin von Kerel Nor, *Hand* der Krone und zur Zeit Sonderbotschafterin der Kronstaaten am Hof Seiner Erhabenheit des maior T'jana von S'aavara.

Sollte ich ihm eröffnen, daß ich der Enkel der Frau war, an die er schrieb? Meine Feder stockte für einen Augenblick. Er schien es zu bemerken, denn er öffnete seine Augen, um mir einen fragenden Blick zuzuwerfen. Ich sah ihn hilflos an und senkte dann meinen Blick, um weiterzuschreiben. Nur zu gut erinnerte ich mich an das höhnische Lachen des Wachoffiziers, der mich ins Arbeitshaus geschickt hatte. Ich konnte kaum damit rechnen, bei einem Kammerherrn der Krone auf größere Leichtgläubigkeit zu stoßen, auch wenn meine so unglaubwürdig klingende Geschichte völlig der Wahrheit entsprach.

Karas diktierte mir einen langen, in persönlichem Ton gehaltenen Brief, in dem die Besorgnis der Krone über die angespannte Lage mehr als deutlich wurde. Die Krone beschwor ihre Botschafterin, alles in ihren Kräften Stehende zu versuchen, um den drohenden Krieg abzuwenden und gab ihr zu diesem Zweck ausdrücklich vollständig freie Hand. Mir schwindelte vor der Macht, die meine Großmutter in Händen hielt. Mir war nie zuvor so deutlich bewußt geworden, was es hieß, die rechte *Hand* eines der mächtigsten Herrscher dieser Welt zu sein.

Nach den formellen Grußzeilen der Krone schloß Karas noch ein weiteres Schreiben in seinem eigenen Namen an, und ich stellte, während ich es niederschrieb, fest, daß er und Veelora sich wohl recht nahestehen mußten.

» ... höre also einmal auf deinen alten Karas, liebste Veela, und sieh zu, daß du mit heiler Haut hierher zurückkehrst. Es grüßt dich in alter Verbundenheit, dein ...« Er ließ sich meine Feder geben und unterzeichnete schwungvoll.

Dann stieß er die Feder in das Tintenfäßchen zurück, legte den zweiten Brief beiseite und griff nach einer Stange Siegellack. Er erhitzte ihn über einer Kerze und ließ etwas davon auf das zusammengefaltete Schreiben der Krone tropfen. Dann zog er den Siegelring von seinem kleinen Finger und drückte ihn in den heißen Lack. Ich sah den Verrichtungen gebannt zu. Inzwischen dämmerte mir, daß dieser kleine, dicke Mann in der Hierarchie des Hofes an recht hoher Stelle stehen mußte: Er diktierte Briefe im Namen der Krone und trug das persönliche Siegel der Krone am Finger.

Karas blickte auf und sah mich nachdenklich an. Dann griff er wieder nach dem zweiten Schreiben und schob es zu mir hinüber. Ich erwartete einen Nachsatz, aber er mußte wohl noch darüber nachdenken. Schwerfällig stand er auf und hinkte an mir vorbei zum Fenster. Er öffnete es einen Spalt und zog die schweren Vorhänge vor. Dann, noch immer mit dem Rücken zu mir, sagte er: »Möchtest du nicht auch noch ein paar Zeilen hinzufügen?« Ich saß wie erstarrt. Er kam zurück zum Tisch, wobei er mir flüchtig eine weich gepolsterte Hand auf den Rücken legte, und füllte dann erneut unsere Becher. Er hob den seinen hoch und trank mir zu. Seine wässrigen Augen blinzelten verschmitzt.

»Meister Rowald hat mir einen Brief gezeigt, den ein Junge aus dem Arbeitshaus der *domna* Veelora senden wollte.« Ich hatte nicht mit Spott gerechnet und war selbst überrascht, wie sehr er mich damit traf. Blutrot übergossen stand ich auf und verbeugte mich steif, um zu gehen.

»Ach, setz dich um Himmels willen, setz dich wieder hin!« befahl er mit einem ungeduldigen kleinen Winken. »Du hast doch deinen Wein noch gar nicht ausgetrunken.«

Notgedrungen nahm ich wieder Platz. Er trank einen kleinen Schluck und ließ mich nicht aus den Augen. Warum starrte er mich nur die ganze Zeit so an? Kam jetzt vielleicht doch noch die Szene auf mich zu, die ich vorhin befürchtet hatte? Ich schluckte nervös mein Getränk herunter und schielte nach der Tür.

»Du bist Veeloras raulikanischer Enkel, der Junge aus Salvok, richtig?« Mein Kopf fuhr herum, und mein Mund klappte auf. Er sah mich noch immer unverwandt an. »Sie hat allerdings nie erwähnt, daß er stumm ist«, setzte er nachdenklich hinzu. Eine lange, unbehagliche Pause folgte, in der ich ihn mit verzweifelter Hoffnung ansah. Karas saß völlig entspannt da, das Doppelkinn auf die Brust gesenkt. Seine Augen waren geschlossen, er schien eingenickt zu sein. Der Becher in seiner Hand neigte sich bedenklich zur Seite, und etwas von dem Wein schwappte heraus. Dann plötzlich öffnete er die Augen wieder, setzte sich entschlossen auf und stellte den Becher mit einem heftigen Knall ab.

»Also, Elloran, du bleibst einstweilen in der Schreibstube. Bei unserer Personalknappheit brauchen wir jede Hilfe, die wir bekommen können, gerade in dieser angespannten Lage. Aber du wirst in den Palas umziehen, ich lasse dir ein Zimmer hier in meiner Nähe zuweisen. Du bekommst angemessene Kleidung und ein gutes Taschengeld zusätzlich zu deinem Schreiberlohn, und deine Mahlzeiten nimmst du künftig mit den andern Höflingen ein. Das ist das mindeste, was ich für Veeloras Enkel tun kann.«

Ich starrte ihn fassungslos an. Was konnte diesen Mann bewogen haben, mir so ohne weiteres Glauben zu schenken? Er stand auf und legte mir seine weiche Hand auf die Schulter. Ich erhob mich verlegen. Er blinzelte mit so etwas wie Rührung in seinen Augen zu mir auf.

»Du siehst deiner Großmutter ein wenig ähnlich«, sagte er wie zur Erklärung. Dann hob er die Hand, um ein Gähnen zu verdecken, und schob mich zur Tür. »Ich möchte, daß wir morgen ein kleines Abendessen zusammen einnehmen.« Er gähnte wieder, daß ihm das Wasser in die Augen schoß. »Ich schicke dir einen Diener, der dich abholt. Bis dahin ist auch dein neues Quartier bereit, bring also deine Sachen mit. Gute Nacht, mein Junge.« Er schloß die Tür hinter mir, und ich stand überrascht in dem dämmrigen Gang. Den Rückweg mußte ich so selbstverständlich wie eine Brieftaube gefunden haben, denn die Gedanken, die durch meinen weinbenebelten Kopf schwirrten, beschäftigten sich mit allem anderen, nur nicht damit, wohin ich meine Füße setzte.

Endlich in meinem Zimmer angelangt, ließ ich mich auf das schmale Bett fallen und atmete tief durch. Mit einer solchen Entwicklung hatte ich im Traum nicht gerechnet. Ich fühlte mich euphorisch und angenehm betrunken. Der Kammerherr erkannte mich als Enkel der Herrin von Kerel Nor an und nahm mich unter seine Fittiche! Was wollte ich eigentlich mehr? Morgen abend würde ich sogar mit ihm speisen. Sicher konnte er mir auch dabei helfen, diese Leonie zu finden, die mir laut Julian meine Sprache wiedergeben würde! Mit lauter angenehmen Gedanken über eine glanzvolle Zukunft bei Hofe schlief ich schließlich ein.

Tief in der Nacht erwachte ich, weil sich jemand in meinem Zimmer befand. Ich hatte nicht bemerkt, daß die Tür sich geöffnet hatte, aber ich spürte deutlich eine fremde Gegenwart in meiner Nähe. Schlaftrunken und erschreckt richtete ich mich auf und erblickte eine weißschimmernde, große Gestalt, die reglos und schweigend am Fußende meines Bettes stand und mich ansah. Als sie sah, daß ich wach war, kam sie näher und trat dabei in das weiche Mondlicht der hoch am Himmel stehenden Großen Schwester, das durch mein kleines Fenster fiel. Ich atmete heftig ein, und griff nach ihr, um mich zu vergewissern, daß sie wirklich in Fleisch und Blut vor mir stand, aber sie wich meiner Hand aus. Ihr rotes Haar leuchtete wie eine Flamme, und ihre Augen waren Pfützen der Nacht in dem bleichen, stillen Gesicht. Verzweifelt versuchte ich, meiner Kehle Worte zu

entringen; flehend sah ich sie an. Sie schien ebenso mit Stummheit geschlagen zu sein wie ich. Der Ausdruck ihres Gesichtes war eigenartig leer und unbewohnt. Sie wirkte wie eine Schlafwandlerin oder eine Geisteskranke. Ich schwang die Beine aus dem Bett, fest entschlossen, sie zu berühren. Sie wich an die Wand zurück und hob abwehrend ihre schmalen Hände. Eine in schimmernde Schwärze gekleidete Gestalt trat plötzlich zwischen uns. Sie hüllte die weiße Erscheinung vor mir in fließende Dunkelheit und wandte sich mit ihr zur Tür. »Es ist noch zu früh, Elloran«, flüsterte die schwarze Gestalt tonlos. »Sei geduldig.«

Ich fand mich bei trübem Tageslicht auf meinem Bett wieder: mit pochendem Kopf und vor Trockenheit scheuernden Augenlidern und einem Mund so ausgedörrt wie eine Wasserlache in sommerlicher Mittagsglut. Mit möglichst sparsamen Bewegungen, um mein anscheinend lose durch den Schädel schwappendes Hirn zu schonen, zog ich mich an und wankte in den Speisesaal der Dienerschaft – zum wahrscheinlich letzten Mal, wie mir mit plötzlichem Triumph bewußt wurde. An diesem Morgen begnügte ich mich zum Frühstück mit einer Portion salzigem Maisbrei und einem großen Becher Kräutertee, der wehmütige Erinnerungen an Jemaina in mir wachrief.

Der Tag verging wie im Nebel. Meister Rowalds Blick ruhte dann und wann sanft verwundert auf mir, aber er sprach mich nicht an. Ich kopierte die üblichen langweiligen Depeschen und Aktennotizen und versuchte, meine Ungeduld zu zügeln. Die mittägliche Pause verbrachte ich nicht im Speisesaal, sondern zog mich mit einer Handvoll Nüsse und Sämereien in eine Fensternische des menschenleeren Obergeschosses zurück und blickte, während ich Erdnüsse knackte und Sonnenblumenkerne schälte, träumerisch auf einen der unzähligen Höfe dieses verwinkelten Baus hinunter.

Der Nachmittag dehnte sich wie eine einsame Nachtwache. Endlich gab Meister Rowald uns das Zeichen zum Beenden unserer Arbeit. Ich reinigte in ungeduldiger Hast meine Schreibwerkzeuge. An der Tür hüstelte jemand, und ich erblickte das mißgelaunte Gesicht des Lakaien, der mich auch an meinem ersten Tag zu meinem Quartier geführt hatte.

»Ich habe Anweisung, den Schreiber Elloran zum Kammerherrn zu bringen«, näselte er, als Rowald ihn fragend ansah. Ich hörte, wie meine Kollegen zu tuscheln begannen und verbiß mir ein zufriedenes Grinsen. Ich räumte meine Federn fort und stand auf. Der Lakai hielt mir mit verkniffenem Gesicht die Tür auf, und ich schritt hocherhobenen Hauptes hindurch. Wir gingen an meiner Kammer vorbei, wo ich mein schmales Bündel aufnahm und ohne Abschiedsblick den kleinen Raum für immer verließ.

Das schlichte Quartier des Kammerherrn war gedämpft beleuchtet und leer. Der Lakai ließ mich eintreten und schritt dann an mir vorbei zu der zweiten, in einen Nebenraum führenden Tür, an die er leise anklopfte. Ich sah auf den kleinen Tisch nieder, der

festlich mit edlem Geschirr gedeckt war. Ein ungutes Gefühl machte sich in meinem Magen breit. Unbehaglich rief ich mir im Geiste all die kleinen, zufällig wirkenden Gesten zurück, mit denen mich der Kammerherr gestern abend immer wieder berührt hatte. Ich atmete tief und zitternd ein und entschied, die Sache auf mich zukommen zu lassen. Vielleicht war dies der bescheidene Preis, den ich für seine Protektion zu zahlen hatte.

Der Lakai trat zu mir und zog meinen Sessel zurück. Nachdem ich mich gesetzt hatte, schenkte er hell funkelnden, grünen Wein aus einer geschliffenen Karaffe in zwei ebenso kostbare Kristallgläser und zog sich schweigend neben die Eingangstür zurück. Die innere Türe öffnete sich, und der Kammerherr trat ein. Ich wußte nicht genau, was ich eigentlich erwartet hatte, aber zu meiner Erleichterung trug er seine ganz gewöhnliche Kleidung: eine schlichte dunkelgraue Hose mit blendend weißen Strümpfen darunter, ein weitärmeliges Hemd mit geöffnetem Kragen und eine silbergraue lange Weste, die sich über seinem runden Bauch leicht spannte. Als einziger Schmuck seiner unauffälligen Erscheinung saß ihm der schwarz-goldene Siegelring der Krone an der Hand und – was mir zum ersten Mal auffiel – ein kleiner Reif aus dünnem Silberdraht in seinem linken Ohrläppchen.

Höflich stand ich auf, als er eintrat. Er winkte mir, ich möge mich wieder setzen, und nickte dem Lakaien auffordernd zu, der sich knapp verbeugte und lautlos den Raum verließ. Karas setzte sich mir gegenüber und hob mir das Weinglas entgegen. Ich erwiderte den Salut und nippte an dem kühlen Getränk. Karas hielt das Glas genießerisch an seine Nase und atmete mit halbgeschlossenen Augen den Duft des Weines ein, bevor er mit gespitztem Mund einen kleinen Schluck davon nahm.

»Ein Geschenk der Götter«, sagte er gedämpft. »Das ist Schneewein aus dem höchsten Norden von Nisgard. Auf der ganzen Welt gibt es davon vielleicht vier oder fünf Fässer – und drei von ihnen befinden sich hier, in der Kronenburg, im Königlichen Weinkeller. Genieße ihn also mit angemessener Andacht, mein lieber Junge!« Das tat ich. In meinem Leben hatte ich noch nie ein solches Aroma gekostet: die Göttin selbst würde nichts Besseres zu ihrer Erfrischung finden können als diesen süß-herben, pfirsichduftenden, leicht prickelnden Trank. Vor Wonne seufzend, trank ich erneut davon.

Karas beobachtete mich wohlwollend. Er legte eine Hand auf meine und fragte: »Bist du zufrieden, mein Kind?« Ich nickte mit leiser Verlegenheit. Lautlos öffnete sich die Tür, und der Lakai trat ein als Vorhut einer Schar von Köchen und Küchenhelfern mit Tabletts voller zugedeckter Schüsseln und Gerätschaften. Karas ließ hastig meine Hand los und winkte seinem Diener zu, er möge beginnen.

In den nächsten Minuten herrschte emsige Geschäftigkeit in dem kleinen Raum. Weißgekleidete Gestalten wirbelten um uns herum, und der Tisch belud sich in Windeseile mit allerlei köstlich riechenden und wunderbar anzusehenden Leckereien.

Endlich, als die Tischplatte sich unter der Last all dieser Köstlichkeiten sanft zu biegen begann, winkte der Lakai die Köche hinaus und wartete selbst, während das Zimmer sich leerte, auf weitere Anweisungen seines Herrn. Karas dankte ihm und sagte: »Du kannst uns jetzt allein lassen, Mikel. Wir bedienen uns selbst. Ich läute nach dir, wenn ich etwas benötige.«

Der Lakai verbeugte sich tief und schloß die Tür. Karas blickte auf den Tisch nieder und rieb sich in Vorfreude die Hände. »Es gibt nicht viel, was einem alten Mann wie mir noch Freude macht«, sagte er. »Aber dies hier ist doch eines der schönsten und verläßlichsten Vergnügen.« Er legte mir ein goldbraun geröstetes Täubchen auf den Teller und wies einladend auf die Schüsseln mit dicker Sahne, glasierten Maronen, zart gedünsteten Karotten und was der Genüsse mehr waren. Ich ließ mich nicht zweimal bitten und belud, seinem Beispiel folgend, meinen Teller. Karas aß hingebungsvoll und schweigend und schenkte mir immer wieder mein Glas voll. Endlich – ich hatte schon lange nicht mehr mit ihm mithalten können und naschte nur noch ein wenig an einem köstlichen, sahneüberzogenen Beerenkompott herum – wischte er sich mit einem parfümierten Tuch das Fett von Wangen und Kinn und ließ einen zarten, wohlerzogenen Rülpser hören. Dann seufzte er befriedigt und schob seinen Teller beiseite.

»Wie steht es, möchtest du einen Mokka trinken?« fragte er und griff nach der Klingelschnur. Ich zuckte fragend mit den Schultern. Dieses Getränk war mir nicht bekannt, aber mir sollte alles recht sein, was mich nicht noch mehr benebelte. Der Wein war mir schon wieder heftig zu Kopf gestiegen, und es wurde mir mit einem Mal sehr warm. Karas blickte mich lächelnd an, öffnete dezent die Knöpfe seiner etwas zu engen Weste und schlug vor, ich möge mich doch meiner warmen Jacke entledigen. Dankbar folgte ich seinem Rat und schälte mich aus der Wollhülle. Der Diener Mikel trat leise ein und wartete.

»Mikel, laß doch bitte abräumen und richte dem Ersten Koch meinen tiefempfundenen Dank aus. Er hat sich wieder selbst übertroffen. Wenn er uns jetzt noch seinen wunderbaren S'aavaranischen Mokka kredenzen könnte, verleihe ich ihm einen Orden, sage ihm das.« Schweigend ging Mikel hinaus. Kurz darauf schwärmte die Schar der Küchenhilfen wieder herein und räumte die leeren Schüsseln und Teller fort. Die Tür schloß sich hinter ihnen, öffnete sich sofort wieder und gab den Blick frei auf einen hochroten Vollmond von Gesicht, der auf einem riesigen, dicken Körper thronte. Der Koloß trat feierlich ein, strahlend wie ein Lichterkranz, und stellte behutsam ein kleines Tablett mit zwei winzigen Täßchen aus allerfeinstem Porzellan und einer kleinen Silberkanne vor uns ab. Karas stemmte sich schwerfällig auf die Beine und drückte dem Riesen die fleischige Hand.

»Elloran, darf ich dir den Ersten Koch der Krone, Meister Fridor, vorstellen«, sagte er feierlich. Der riesenhafte Koch neigte würdevoll seinen dicken Kopf. »Meister Fridor, ich

fühle mich geehrt, daß Ihr uns eigenhändig Euren Mokka serviert. Bitte, waltet Eures Amtes.« Schnaufend ließ Karas sich wieder in den Sessel sinken und beobachtete andächtig die zeremoniellen Vorbereitungen des Koches. Der legte mit seinen fetten Fingern behutsam in jede der winzigen Tassen zwei Klumpen bräunlichen Zuckers und träufelte etwas aus einem kleinen Glasflakon darüber. Dann ergriff er feierlich die silberne Kanne und ließ eine dunkelbraune, stark schäumende und dampfende Flüssigkeit in jede Tasse fließen. Zuletzt gab er vorsichtig mit einem Löffel noch auf jede Tasse eine kleine Haube aus steifer Sahne und stellte die Tassen dann vor uns hin. Er faltete die Hände vor dem Bauch und blickte sehr mit sich zufrieden drein. Karas dankte ihm erneut wortreich, und Koch und Lakai verließen dienernd den Raum.

Karas nahm seine Tasse auf und ließ sich mit ihr in die weichen Polster zurücksinken. Ich roch vorsichtig an dem Gebräu. Es hatte ein starkes, bitteres Aroma, das schon allein durch seinen Geruch den Weindunst aus meinem Kopf vertrieb. Jetzt schien der unverfängliche Teil des Abends beendet, und Karas würde zur Sache kommen. Es war besser, dafür über einen halbwegs klaren Kopf zu verfügen. Ich trank also den bittersüßen, kochendheißen Trank und wartete.

Der Kammerherr tupfte sich mit seinem parfümierten Tuch die erhitzte Stirn ab und bat: »Könntest du bitte ein Fenster öffnen, mein lieber Junge?« Ich gehorchte, und als ich an ihm vorbei zurück zu meinem Platz gehen wollte, griff er nach meinem Arm und hielt mich fest. Er zog mich zu sich herunter und berührte mein Gesicht. In seinen kurzsichtigen Augen standen zu meiner grenzenlosen Überraschung sentimentale Tränen. Er tätschelte unbeholfen meine Wange und ließ mich los. Überrascht setzte ich mich wieder hin und drehte verlegen mein leeres Weinglas in der Hand.

Karas rückte seinen fülligen Leib in eine aufrechte Haltung und schenkte erneut die Gläser voll. »Mikel hat deine Räumlichkeiten vorbereitet«, bemerkte er sachlich. »Du wohnst hier ganz in meiner Nähe. Nun möchte ich dir einen Vorschlag unterbreiten.« Er pausierte und trank. Ich wartete. »Ich brauche sehr dringend wieder einen persönlichen Schreiber und Sekretär. Mein guter alter Evan ist vor einem halben Jahr gestorben, und seitdem bin ich auf Aushilfen angewiesen, was auf die Dauer keine befriedigende Lösung sein kann. Ich habe mit Meister Rowald gesprochen. Er ist wie ich der Meinung, daß du dich dafür eignest. Was meinst du dazu?«

Ich schluckte. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht. Ich nickte und schüttelte gleich darauf unglücklich den Kopf. Karas sah mich sehr verwundert an. »Was hast du für Einwände?« fragte er mild, aber da war eine gewisse Schärfe unter der sanften Oberfläche zu spüren. Das erinnerte mich wieder daran, nicht den Fehler zu begehen, diesen rundlichen kleinen Mann zu unterschätzen. Ich deutete hastig auf meine Kehle, meinen Mund und machte eine Geste, als schriebe ich etwas auf. Er verstand und lehnte sich ächzend vor, um an seinem Bauch vorbei Feder und Tinte aus der Schublade des

kleinen Tisches zu angeln. Er schob mir beides hin und zog dann noch einen Bogen Papier hervor.

Ich beugte mich über das Papier und schrieb: *Ich würde Euer gütiges Angebot gerne annehmen, Kammerherr, zuvor aber müßt Ihr mir erlauben, eine Frau namens Leonie aufzusuchen, die hier in der Burg leben soll. Sie kann mir möglicherweise meine Sprache wiedergeben*. Ich schob das Blatt zu ihm hinüber. Er las es mit gerunzelter Stirn. Verblüfft blickte er auf, sah mich argwöhnisch an und las die Nachricht dann noch einmal durch, als befürchtete er, sie beim ersten Mal nicht richtig verstanden zu haben. Dann ließ er das Blatt sinken und griff nach seinem Glas. Er stürzte den sündhaft teuren Wein hinunter, als sei es billiger Rotwein aus Olyss und tupfte sich erneut das Gesicht ab.

»Du kennst Leonie?« fragte er und schenkte sich nach. Ich schüttelte den Kopf. Er entspannte sich etwas und lehnte sich wieder zurück. »Woher hast du ihren Namen?«

Ich hob die Hand, und er gab mir das Papier zurück. *Von meinem Lehrer Julian* schrieb ich und reichte es ihm hin. Er überflog es. Seine Lippen formten stumm den Namen *Julian*. Mit spitzen Fingern legte er das Papier auf den Tisch, als wäre es vergiftet, und nahm erneut einen ordentlichen Schluck aus seinem Glas.

»Was ist überhaupt mit deiner Stimme passiert?« fragte er dann. Ich deutete einen Schlag auf den Kopf an, und er nickte. Lange Zeit brütete er stumm vor sich hin. Sein rundes Gesicht wirkte ungewöhnlich ernst. Endlich sah er auf und griff wiederum nach meiner Hand. Ich ließ es mit Unbehagen zu. Er tätschelte sie geistesabwesend und sagte: »Gut, einverstanden. Ich bringe dich morgen zu Leonie. Aber du mußt erlauben, daß ich bei diesem Treffen dabeisein kann.« Er sah mir eindringlich in die Augen. Ich nickte notgedrungen. Es war ja auch gleichgültig, ob Karas dabei war oder nicht; das Wichtigste für mich war, diese Frau aufzusuchen und mir von ihr helfen zu lassen – hoffentlich konnte sie mir helfen!

Des Kammerherrn Gesicht entspannte sich, und er sah auf einmal ungeheuer müde aus. Er ließ meine Hand los, die er die ganze Zeit über liebkost hatte, und zog an der Klingelschnur.

»Es ist spät geworden. Mikel zeigt dir jetzt deine Räume. Ich erwarte dich von nun ab jeden Morgen nach dem dritten Läuten hier in meinem Quartier. Wir frühstücken dann gemeinsam und besprechen dabei, was für den Tag an Arbeit ansteht. Morgen werden wir viel zu tun haben. Schlaf wohl, mein Junge.« Er zog mich an sich und küßte mich auf die Wangen. Dann war ich allein und rieb mir überrascht das Gesicht. Dieser Mensch war mir ein großes Rätsel – aber ich wollte mich nicht beklagen. Was ich bisher über den Kammerherrn erfahren hatte, ließ es mir äußerst wünschenswert erscheinen, sein Protegé zu sein. Als Karas' persönlicher Sekretär würde ich mich wahrhaftig in einer beneidenswerten Stellung befinden.

Der Lakai Mikel trat ein und musterte mich geringschätzig. Ich erhob mich und sah ihn

mit meinem hochmütigsten Blick an. Er hielt mir die Tür auf und grinste dreckig. Dann schien seine Miene wieder so steinern wie vorher. Vor Wut kochend, folgte ich ihm durch den Flur bis zu einer Tür unweit der Räume des Kammerherrn. Er stieß sie auf, ich marschierte an ihm vorbei und knallte ihm die Tür vor der Nase zu.

Die beiden Räume, die der Kammerherr mir hatte zuweisen lassen, waren ähnlich klein und bescheiden eingerichtet wie sein eigenes Quartier, aber mir erschienen sie wie der Himmel selbst. Lustvoll ließ ich mich auf einen kleinen Diwan fallen, strich über die weich gepolsterte Lehne und streckte meine Füße auf dem dicken Teppich aus. Das hier war ein wirklich angenehmer Fortschritt seit der harten Pritsche des Arbeitshauses. Zufrieden reckte ich mich und stand auf, um das zweite Zimmer zu begutachten. Ein großes, weiches Bett, ein kleiner Schreibtisch und ein schmaler Schrank für meine Kleider befanden sich darin, das Gestell mit der Waschschüssel stand, von einem Paravent verdeckt, in der Ecke. Ich stieg aus meinen Kleidern, warf sie achtlos zu Boden und füllte Wasser aus der großen Kanne in die Schüssel, um mich flüchtig zu waschen. Dann löschte ich die Kerzen und ließ mich wohlig in die weichen Kissen des Bettes fallen.

Mein Schlaf war tief und traumlos und ließ mich am anderen Morgen frisch und ausgeruht erwachen. Ich hatte glücklicherweise nicht den dicken Kopf vom Vortag, was mir für meinen Dienstantritt als privater Sekretär des Kammerherrn nur sehr recht war. Ich schüttelte meine zerknautschten Kleider aus und schlüpfte wieder hinein, dann bürstete ich mein Haar und band es sorgfältig zurück. Der Tag konnte beginnen.

Voller Tatendrang öffnete ich die Tür und schritt zum Quartier des Kammerherrn. Ich klopfte an und trat ein. Die Tür zum Nebenraum stand halb offen, und ich sah in ein Zimmer, ähnlich eingerichtet wie das meinige. Karas, halb angekleidet, schaute heraus und rief munter: »Auf die Minute pünktlich, das lobe ich mir! Setz dich ruhig hin, ich bin gleich fertig.«

Ich nahm wieder an dem kleinen Tisch Platz, auf dem schon ein üppiges Frühstück auf uns wartete. Ich blickte auf goldenes Rührei, knusprig gebratene, dicke Schinkenscheiben, Brot und Honig, eine silberne Kanne, aus der es verlockend nach heißer Schokolade roch ... Wenn ich mit dem Kammerherrn alle Tage so reichlich und gut frühstücken mußte – von Mahlzeiten wie dem ›kleinen Abendessen‹ des vergangenen Tages ganz zu schweigen – würden mir meine neuen Kleider nicht mehr lange passen, das schien so sicher wie der Sonnenaufgang.

»Schenk uns schon einmal von der Schokolade ein«, rief Karas von nebenan. Ich gehorchte und konnte nicht widerstehen, einen Schluck von der dampfenden Süßigkeit zu probieren. Der Kammerherr trat ein, legte den tiefroten langen Rock, den er über dem Arm trug, auf den Diwan und setzte sich zu mir. Er lächelte mich an und faßte über den Tisch, um mir mit seiner molligen Hand den Schokoladenbart abzuwischen. Dann

breitete er die Serviette über seine goldbestickte rote Seidenweste und fragte: »Hast du gut geschlafen, liebes Kind?« Ich nickte und lächelte zurück. Langsam begann ich mich an die merkwürdigen Zärtlichkeiten meines Dienstherren zu gewöhnen, ich war nicht einmal zurückgezuckt, wie es mir gestern noch passiert wäre.

Er aß wie am gestrigen Abend: konzentriert und schweigend. Noch satt von meiner letzten Mahlzeit, pickte ich nur ein wenig an dem lockeren Rührei herum. Endlich schob er seinen Teller fort und tupfte sich die Lippen ab. Er lehnte sich zurück und hob die Tasse an seinen Mund.

»Wir haben heute zwei unangenehme Besprechungen vor uns«, sagte er. »Du wirst nicht beiden beiwohnen müssen, aber ich möchte dich bitten, in deiner freien Zeit meinen Schneider aufzusuchen, damit er dir neue Kleider anmißt. Ich kann Veeloras Enkel doch nicht in geliehenen Lumpen umherlaufen lassen, das würde sie mir nie verzeihen!« Seine lächelnden Augen verschwanden fast in den Polstern seiner Wangen. Ich bedeutete ihm meinen überwältigten Dank, aber er winkte ab. »Es bereitet mir Freude, lieber Junge. Nun gut, ich denke, wir beginnen unseren Arbeitstag. Die Besprechung mit dem Gesandten der Inseln ist für den frühen Mittag angesetzt. Ich muß vorher noch einige Papiere zusammensuchen und mir die Notizen deines Vorgängers über mein letztes Zusammentreffen mit dem Edlen Gioanî von Rhûn durchlesen. Aber dafür ist Zeit genug. Ich denke, wir können vorher noch bei Leonie vorbeischauen und fragen, ob sie Zeit für dich hat.«

Er beugte sich stöhnend aus dem Sitz, um nach seinem Stock zu angeln, der etwas außerhalb seiner Reichweite neben dem Sessel zu Boden gefallen war. Ich reagierte nicht schnell genug, um ihm helfen zu können, hatte mich aber sofort auch selbst vorgelehnt und sah nur deshalb sein ungeduldiges Fingerschnippen, und wie der Stock einen kleinen Satz machte und folgsam in seine Hand sprang. Hastig richtete ich mich wieder auf und blickte angestrengt zum Fenster hinaus, während Karas sich aus dem Sessel wuchtete und seine erstaunlich prunkvollen Kleider zurechtrückte. Er ordnete sorgfältig den weichen Fall seines blütenweißen Jabots und die Spitzenmanschetten, die üppig über seine Hände rieselten und warf mir einen ernüchterten Blick zu. Ich nahm seinen langen, aufwendig bestickten und mit kostbaren Steinen besetzten Samtrock auf und half ihm hinein. Dann traten wir auf den Gang und wandten uns nach links, zu der Treppe, die zu den oberen Geschossen führte.

»Der Gesandte der Inseln ist ein sehr auf Etikette bedachter Mann«, erklärte Karas, während wir uns der Treppe näherten. »Er würde es als groben Affront betrachten, wenn ich zu dieser Unterredung weniger aufwendig gekleidet erschiene, als er es seinem Stand entsprechend erwartet. Also ...« Er wies mit einer verdrossenen Handbewegung auf sein aufgeputztes Äußeres. Ich grinste. Kammerherr Karas fühlte sich sichtlich unwohl in seinen schönen Kleidern.

Wir waren am Fuß der Treppe angelangt. Karas blickte gequält an ihr hoch. Diesmal wartete ich nicht ab, sondern bot ihm sofort meinen Arm. Er stützte sich dankend darauf, und wir begannen, die Stufen zu erklimmen. Auf dem Treppenabsatz machten wir eine Verschnaufpause, bis Karas wieder einigermaßen bei Atem war und bewältigten dann den Rest des Aufstieges. Das obere Geschoß glich dem darunterliegenden wie ein Apfel dem anderen. Der Kammerherr wandte sich nach rechts und hinkte mir voraus, während ich mich noch umsah. Eilig schloß ich auf und folgte ihm um mehrere Ecken und durch einen offenen, überdachten Wehrgang in einen offenbar älteren Teil des Gebäudes. Hier waren die rohen Steinmauern nicht mehr verdeckt. Die riesigen Granitplatten des Bodens waren zu einem großen Teil gebrochen und beschädigt. Wir gelangten an eine Tür aus rissigem, altersdunklem Holz. Karas wischte sich übers Gesicht und klopfte heftig an.

»Kommt herein«, erklang gedämpft eine melodische Stimme. Der Kammerherr drückte die schwere Tür auf und ließ mich eintreten. Die dunklen Vorhänge an den Fenstern des Gemaches waren vorgezogen, und es herrschte Dämmerlicht. Ich konnte mit Mühe die Umrisse einiger Möbelstücke ausmachen und hörte das sanfte Gurren von Tauben und weichen Flügelschlag. Ein schwerer, süßer Duft lag in der warmen Luft.

Karas räusperte sich unbehaglich und rief: »Leonie! Wie wäre es mit etwas mehr Licht?« Eine Frau lachte weich gurrend wie eine der Tauben, und unsichtbare Hände zogen die Vorhänge zurück. Ich blinzelte in der plötzlichen Helligkeit, aus der sich jetzt in allen Einzelheiten das Bild einer großen, eindrucksvollen Statue schälte, die reglos vor uns neben dem Fenster stand. Ich starrte sie staunend an: Eine Frauenfigur, aus schwärzestem Ebenholz gearbeitet und in fließende weiße Gewänder gehüllt; um den schmalen, schönen Kopf mit den erstaunlichsten goldenen Augen schwebte wie eine Aureole eine dichte Wolke von weißem Haar. Auf der Schulter der Statue saß ein schwarzweißer Rabe.

Die Figur hob graziös eine schmale, seltsam langgliedrige Hand und reichte sie dem Kammerherrn zum Gruß. Ich löste mich aus meiner Erstarrung und errötete wegen meines ungebührlichen Starrens. Leonie – denn um die mußte es sich wohl handeln – blickte mich aus ihren fremdartigen Augen freundlich an und bot auch mir ihre kühle Hand. Dann wies sie auf zwei Polsterstühle und ließ sich selbst anmutig auf ein Sofa sinken.

»Was kann ich für dich tun, Karas?« fragte sie und strich zärtlich über das Gefieder des Vogels. Ich ertappte mich dabei, daß ich sie schon wieder anstarrte. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein menschliches Wesen eine derart dunkle Haut haben konnte – sie war sogar noch um etliche Schattierungen schwärzer als die Jemainas, die mir schon immer unglaublich dunkel erschienen war.

Karas räusperte sich wieder und sagte: »Es geht um meinen jungen Freund hier,

Leonie. Er ist Veeloras Enkel und hat durch einen Unfall seine Sprache verloren. Sein ... sein Lehrer Julian hat ihm geraten, dich aufzusuchen.« Ich unterbrach meine Betrachtung Leonies und des kleinen Raben, der verblüffend Magramanir ähnelte, und warf dem Kammerherrn einen argwöhnischen Blick zu. In seiner scheinbar harmlosen Erklärung hatte ein drohender Unterton mitgeschwungen, der mich verwunderte.

Leonie lächelte mit halbgeschlossenen Augen und hörte auf, den Raben zu kraulen. Sie wandte mir ihr schönes Gesicht zu und legte ihre langen, dunklen Finger um meinen Kopf. Aus nächster Nähe konnte ich die unzähligen kleinen Fältchen und Runzeln sehen, die ihr Gesicht durchzogen. Sie mußte weitaus älter sein, als ich auf den ersten Blick vermutet hatte. Ihre goldenen Vogelaugen bohrten sich ohne zu blinzeln in meine, und ich bemühte mich, dem Blick standzuhalten. Endlich ließ sie mich los und stand in einer fließenden Bewegung auf. Sie trat wortlos an ein kleines Schränkchen, öffnete es und holte eine winzige Phiole mit einer blutrot schillernden Flüssigkeit hervor. Karas rutschte unbehaglich auf die Sesselkante und fragte: »Was hast du vor?« Sie sah ihn schweigend an. Ich konnte ein stummes Duell zwischen den beiden beobachten. Dann entspannte sich Leonies Gesicht, und sie lächelte dünn.

»Keine Angst, Kammerherr, deinem Schützling geschieht nichts. Er wird nur tief und fest schlafen, damit ich genauer untersuchen kann, worin seine Sprachlosigkeit begründet liegt.« Sie reichte mir die Phiole und bedeutete mir, ihren Inhalt hinunterzuschlucken. Ich warf einen unsicheren Blick auf meinen Dienstherren, und er nickte mir aufmunternd zu.

»Tu, was sie sagt, mein Kind. Sie wird dir nicht schaden, das verspreche ich dir.« Leonie lächelte spöttisch über die unverhüllte Drohung in seiner Stimme. Ich setzte die Phiole an. Die dicke, rote Flüssigkeit rann scharf und brennend meine Kehle hinunter, und ich fühlte fast augenblicklich meine Glieder schwer werden und meine Augenlider herabsinken. Ich fiel in den Sessel zurück und konnte kein Glied mehr rühren. Dennoch war mein Gehör so scharf und mein Hirn so hellwach wie zuvor.

»War das nötig?« fragte Karas scharf.

Leonie lachte leise und antwortete: »Ich hatte eine Ahnung, daß du mit mir sprechen willst, ohne daß der Junge zuhört. Also, Karas?«

»Was für ein Spiel spielst du, alte Frau?«

»Nun, dasselbe wie du, alter Mann«, antwortete sie. »Oder willst du etwa leugnen, daß du den Jungen für deine Zwecke mißbrauchen willst, genau wie alle anderen?« Lange Zeit herrschte unheilvolle Stille, und so sehr ich meine Ohren auch anstrengte, vernahm ich nichts als das Gurren der Tauben und Karas' angestrengten Atem.

»Du wirst dem Jungen nicht schaden«, sagte er schließlich mühsam. »Er ist mir zu wichtig und auch zu lieb ...«

»Ach, Karas«, unterbrach ihn die Frau ungeduldig. »Versuche nicht, ausgerechnet mir

den sentimentalen alten Narren vorzuspielen! Der bist du so wenig wie ich. Wenn es darauf ankäme, würdest du diesen Jungen kaltblütig dem Wohl der Krone opfern, das weißt du genausogut wie ich!«

»Der Krone?« spuckte der Kammerherr aus. »Die Krone! Ich wollte, ich könnte sie mir endlich vom Halse schaffen, die Krone, lieber heute als morgen!« Sein Atem ging schwer und heftig nach diesem erschreckenden Ausbruch.

Leonie sagte amüsiert: »Solch harsche Worte von ihrem angeblich loyalsten Diener! Karas, du überraschst mich doch immer wieder.«

»Die Krone ist eine harte Herrin«, flüsterte der Kammerherr. Beide schwiegen, als sei dem nichts mehr hinzuzufügen.

»Kannst du dem Jungen helfen?« brach Karas endlich die Stille.

»Ich denke schon. Es bleibt mir ja auch kaum etwas anderes übrig, Julian erwartet es schließlich von mir.«

»Julian«, sagte Karas – und es klang wie ein Fluch. Leonie lachte. Ich hörte, wie der Kammerherr seinen Stock auf den Boden stellte und aufstand. »Ich brauche Elloran gegen Mittag. Sieh zu, daß du bis dahin mit dem fertig bist, was du zu tun hast.« Seine Stimme klang hart und bestimmt. »Er findet mich in meinem Arbeitszimmer, sag ihm das!« Unregelmäßige Schritte entfernten sich, und eine Tür klappte. Der Kammerherr war grußlos gegangen und hatte mich mit dieser Frau alleingelassen. Ich fühlte ihre Gegenwart in meiner unmittelbaren Nähe, Hände hoben meinen Kopf an und bittere Flüssigkeit träufelte in meinen Mund. Ich hustete und schüttelte abwehrend den Kopf. Mein Blick klärte sich und das Leben kehrte in meine Glieder zurück. Ich sah in Leonies starre Vogelaugen. Unverhohlenes Vergnügen stand darin.

»Na, hast du alles gut verstanden?« fragte sie und half mir in eine aufrechte Haltung. Ich nickte schwach und schickte einen fragenden Blick in ihr Gesicht. Die Winkel ihres schönen, vollen Mundes kräuselten sich spöttisch. »Ich fand, du hättest ein Recht darauf zu erfahren, was dich hier erwartet. Hüte dich, Elloran, alle in dieser Burg spielen das spiel, manche offen und viele versteckt. Und du – du bist wahrscheinlich die reizvollste Figur dabei.« Sie lachte über mein Gesicht und fügte hinzu: »Natürlich gehöre auch ich zu den Spielern: also vertraue mir besser nicht! Ich lüge ohnehin, wenn ich nur den Mund aufmache.«

An diesem Paradoxon ließ sie mich nun eine Weile herumknabbern und kramte unterdessen in einer großen Truhe. Ich hörte ihren befriedigten Seufzer und sah, wie sie einen kleinen, silbernen Spiegel aus einem dünnen, roten Tuch wickelte. Sie kam damit zu mir und setzte sich mir gegenüber. Ich verdrehte die Augen. Spiegelmagie! Wenn das Julian sehen könnte! Leonie sah mich spöttisch an und wandte dann den Kopf, um den Raben auf ihrer Schulter anzusprechen.

»Geh jetzt. Du weißt, daß ich mir nicht gerne bei der Arbeit zusehen lasse.« Der Vogel

spreizte beleidigt seine Flügel, gehorchte aber. Mit einem schrillen Krächzen flog er elegant durch den schmalen Fensterspalt und war fort. Leonie lächelte wieder und murmelte: »Er hält ohnehin nichts davon.« Ich wußte genau, wen sie meinte. Sie hielt mir den Spiegel vor, und ich sah widerwillig hinein. Fast erschreckte mich der Anblick. Ich hatte seit meiner Abreise aus Salvok keinen Spiegel mehr zu Gesicht bekommen und war überrascht über das, was ich erblickte. Das Kind, das ich bis zu meiner Erkrankung im letzten Winter gewesen war, war fast verschwunden, ein junger Erwachsener schien mich anzublicken – aber war es ein Mann oder eine Frau? Beides und nichts von beidem; es war seltsam und ein wenig unheimlich. Hinter meinem Gesicht tauchte nun nebelhaft ein zweites, unbestreitbar weibliches auf, das mir über die Schulter zu blicken schien. Es war das Gesicht meiner Traumschwester, aber wieder hatte es den leeren, fast schwachsinnigen Ausdruck, den es auch bei seiner letzten Erscheinung gezeigt hatte. Ich bemerkte, daß Leonie beunruhigt an mir vorbeiblickte. Sie gab mir den Spiegel in die Hand und stand auf. Ich konnte im Glas sehen, wie sie zu der Gestalt trat und ihr sanft den Schleier vor das blasse Gesicht zog. Dann nahm sie sie bei den Schultern und führte sie aus dem Gemach. Ich hätte mich allzu gerne umgedreht, aber das Gewicht des kleinen Spiegels bannte mich unnachgiebig in meinen Sitz.

Die Zauberin kam zurück und nahm den Spiegel wieder aus meinen erstarrten Händen. »Sieh weiter hinein«, sagte sie leise. »Konzentriere dich jetzt auf den Klang deiner Stimme, wie du ihn zuletzt gehört hast. Siehst du etwas erscheinen?« Ich lauschte nach innen und hörte, wie ich mit Quinn sprach und mich von dem Schimmel Frost verabschiedete. Am Rande meines Blickfeldes flatterte etwas. Ich versuchte, es genauer zu betrachten. Ein kleiner brauner Vogel, eine Singdrossel, flatterte heftig von innen gegen das Glas des Spiegels und trachtete verzweifelt danach herauszukommen. Leonie nahm den Spiegel und drehte ihn behutsam zu sich hin. Auf ihrem Gesicht erschien ein Lächeln.

»Da haben wir sie ja«, murmelte sie und trug den Spiegel zum Tisch. Sie legte ihn vorsichtig ab, mit dem Glas nach oben, und breitete das rote Tuch darüber. Dann legte sie ihre Hände darauf und schloß die Augen. Unter ihren schlanken Fingern begann die Seide zu rascheln und sich zitternd aufzuwölben. Sie griff sanft darunter und holte den unscheinbaren kleinen Vogel hervor. Er saß stumm, mit angstvoll bebenden Flügeln und klopfender Kehle in ihrer Hand. Besänftigend strich sie ihm über das Gefieder, bevor sie ihn in ein leeres Bauer sperrte. Dann schlug sie den Spiegel sorgfältig wieder ein und legte ihn in die Truhe zurück. Ich sah sie gebannt an, als sie jetzt wieder auf mich zukam.

»Das war der erste Schritt, Elloran«, sagte sie und half mir auf. »Jetzt werde ich diesen Vogel wieder das Singen lehren, und das ist eine mühsame Angelegenheit. Du wirst mir dabei helfen müssen, damit wir Erfolg haben.« Ich nickte dankbar und erleichtert. Sie begleitete mich zur Tür und sagte, während sie sie öffnete: »Komm morgen wieder zu

mir. Und, Elloran«, ich drehte mich noch einmal um. »Denk an das, was ich dir gesagt habe.« Leise schloß sich die Tür.

12

Das Treffen mit dem Gesandten von Rhûn und Rhan wurde so aufregend, wie der Kammerherr es vorhergesagt hatte. Der Edle Gioanî entpuppte sich als klein und hochmütig, aufbrausend und äußerst anstrengend.

Ich suchte Karas sofort auf, nachdem Leonie mich entlassen hatte. Mir schwirrte zwar der Kopf, aber ich stellte alles hintan, bis ich mehr Muße dafür haben würde, über das nachzudenken, was an diesem Morgen geschehen war, und konzentrierte mich jetzt lieber auf meine Arbeit.

Ich fand den Kammerherrn in seinem vollgestopften Arbeitszimmer in der Nähe der Schreibstube, zwischen dem Archiv und der Bibliothek. Karas saß in Hemdsärmeln an einem von Papieren überquellenden Schreibtisch zwischen Bergen von Akten und Folianten und rieb sich verzweifelt über das Gesicht, als ich eintrat.

»Ah, gut, daß du kommst, Elloran.« Er sah mich besorgt an. »Fühlst du dich auch wohl?« Ich nickte. »Ich brauche deine Hilfe. Ich arbeite mich hier gerade durch die Aufzeichnungen Evans, aber mir fehlen noch Unterlagen über die Handelsabkommen mit den Inseln und da vor allem die Zusicherungen, die die Großfürstin bezüglich des Schutzes unserer Handelsschiffe vor S'aavaranischen Piraten gemacht hat. Wärest du so liebenswürdig, mir die entsprechenden Akten herauszusuchen? Du findest sie wahrscheinlich in dem Stapel, der dort in der Waschschüssel liegt.«

Er vertiefte sich erneut in seine Papiere. Ich hockte mich neben der Waschschüssel auf den Boden und sichtete den Aktenstapel. Die gesuchten Unterlagen fanden sich dann schließlich in einem unordentlichen Haufen neben dem Kamin zwischen Bergen von Protokollen etlicher Kronratssitzungen, die sich ausschließlich mit der Aufzucht von Frischlingen und der Einführung von Schonzeiten für das anscheinend von Ausrottung bedrohte Schwarzwild im Kronforst beschäftigten.

»Das war ein eminent bedeutsamer Gegenstand«, dozierte Karas und drehte die gesuchten Papiere zu einer akkuraten Rolle zusammen. »Das Schwarzwild hat mir den Kronrat für zwei Neunwochen vom Leib gehalten und seine Mitglieder während der gesamten Zeit wirksam daran gehindert, ihre Nasen in wichtige Angelegenheiten der Krone zu stecken.« Er zwinkerte mir zu. »Aber ich frage mich, was das Zeug hier in meinem Arbeitszimmer zu suchen ...« Er schlug sich vor die Stirn. »Natürlich! Es lag neben dem Kamin, richtig?« Ich nickte. »Genau. Mir waren im Herbst die Zunder ausgegangen, und ich hatte keine Lust, deswegen einen Diener zu rufen. Gut, daß ich noch nicht alles verbrannt habe, das Handelsabkommen mit den Inseln hätte mir jetzt sehr gefehlt.«

Er stand auf und quälte sich in seine Jacke. Dann zog er eine Schublade seines

Schreibtisches auf und holte ein einfaches Holzkästchen hervor, dessen funkelnder Inhalt bei näherer Betrachtung aus einem nicht unbeträchtlichen Teil des Kronschatzes zu bestehen schien. Karas kippte die kostbaren Geschmeide nachlässig auf die unordentlichen Papierhaufen, die seinen Schreibtisch bedeckten, wobei das eine oder andere Juwel unbeachtet zu Boden kollerte, und suchte eine Handvoll Ringe mit riesigen geschliffenen Steinen heraus, eine goldene Nadel mit einem walnußgroßen Cabochon-Rubin und ein kleines Samtfutteral. Den blitzenden und schimmernden Rest der Juwelen fegte er achtlos zurück in das Kästchen, das er wieder im Schreibtisch verstaute. Dann griff er zu einer breiten, tressenbesetzten Ordensschärpe, die an seiner Stuhllehne hing, zog sie über seinen Kopf und ordnete sie über die Schulter. Er glättete mit den Fingern die goldenen Fransen der Schärpe, schüttelte die herabhängenden Quasten aus und zückte ein nicht mehr ganz sauberes Taschentuch, um damit die großen, mit Diamantsplittern besetzten goldenen Ordenssterne blankzupolieren, die an der Schärpe befestigt waren. Dann blickte er versonnen auf das Tuch, zuckte mit den Achseln und steckte es wieder ein. Er befestigte die Nadel mit dem riesigen Rubin an seinem Jabot, steckte alle herausgesuchten Ringe an seine Finger, bis er sie vor lauter Metall und Edelsteinen kaum noch bewegen konnte, und griff dann nach dem Futteral, dem er ein kleines, goldgerahmtes Glas mit einem daran befestigten dünnen Goldkettchen entnahm. Das fädelte er durch ein Knopfloch am Aufschlag seines Rockes. Zu guter Letzt schleuderte er die ausgetretenen Schuhe von den Füßen und stieg ächzend in ein Paar schmaler, mit funkelnden Schnallen versehener Lackschuhe mit elegant geschwungenen, hohen Absätzen.

Er stemmte sich schwerfällig auf die Füße, verzog schmerzlich das Gesicht und hinkte zur Tür. Dort drehte er sich zu mir um, griff nach dem Kettchen mit dem kleinen runden Glas, hauchte es an, rieb es über seinen Ärmel, klemmte es sich in das linke Auge und musterte mich mit geradezu beleidigender Herablassung. Wie er da stand in seiner ganzen blitzenden, funkelnden, überladenen Pracht, umgab ihn eine Aura von unnahbarem, eisigem Hochmut. Mich überkam plötzlich eine überaus heftige, aber rätselhafte Abneigung gegen diesen pompösen kleinen Mann.

Der Kammerherr zückte ein frisches, parfümiertes Spitzentüchlein, wedelte damit affektiert vor seiner Nase herum und bemerkte mit hoher, blasierter Stimme: »Ich sage Euch, mein Allerwertester: diese Schuhe bringen mich schneller um als ein S'aavaranischer Attentäter das fertigbrächte.« Er ließ das Glas aus seinem Auge fallen und blinzelte mich verschmitzt an. Ich schüttelte mich, als hätte er mir Eiswasser ins Gesicht geschüttet, und lachte. Ehe ich mich versah, hatte er mich in eine feste Umarmung gezogen. »Junge«, stammelte er. »Junge, du – du kannst ja lachen!«

Das verschlug mir den Atem. Er hatte recht, ich hatte gerade seit Wochen zum ersten Mal wieder meine eigene Stimme gehört. Mir kamen die Tränen. Karas räusperte sich

gerührt, tätschelte meine Schulter und murmelte verlegen: »Nu, nu. Bitte, beruhige dich, mein Kind. Komm, Elloran, putz dir die Nase. Der Botschafter wartet doch auf uns.« Ich riß mich zusammen und griff dankbar nach dem angebotenen Tüchlein. Karas blickte mich besorgt an. »Möchtest du lieber auf dein Zimmer gehen? Ich kann Meister Rowald bitten, mir einen anderen Schreiber mitzugeben.« Ich putzte mir die Nase und schüttelte heftig den Kopf. Er sah erleichtert aus.

»Ah, das hätte ich fast vergessen«, murmelte er, als wir an der Schreibstube vorbeikamen. Er trat hinein und dort an Meister Rowalds Pult. Ich stand an der Tür und beobachtete unauffällig die anderen Schreiber. Ihr Mienenspiel beim Anblick des aufgedonnerten Kammerherrn war ebenso verblüfft wie das meine vorhin gewesen sein mußte. Aber ich bemerkte auch die hämischen Blicke, die mich trafen, und ihr verstohlenes Flüstern. Eine Stimme erhob sich etwas und zischte ›Bettwanze!‹ Die anderen kicherten beifällig. Rowald hob den Kopf und bat mild um Ruhe.

»Wenn ich dich so ansehe, Karas ... Rhûn und Rhan, habe ich recht?« fragte er gedämpft. Karas bejahte. Rowald lachte meckernd und nahm eine kleine flache Dose von seinem Pult, die er dem Kammerherrn in die Hand drückte. Der ließ sie in seiner Rocktasche verschwinden und bedankte sich. »Keine Ursache, keine Ursache. Immer gern zu Diensten«, krächzte der Schreibermeister. »Grüß mir den Edlen Gioanî.« Sein Lachen verfolgte uns bis vor die Tür.

Karas schien jeder Schritt, den er in den vornehmen Schuhen tat, Schmerzen zu bereiten. Wir schritten dementsprechend gemessen über den Hof und boten so den Passanten, die gleich uns fröstelnd von einem Gebäude ins andere wechselten, einen offenbar bemerkenswerten Anblick. Der Kammerherr wurde pausenlos ehrerbietig gegrüßt und grüßte unermüdlich zurück, obwohl seine Aufmerksamkeit deutlich an einem anderen Ort weilte. Endlich waren wir am Fuß der Freitreppe angelangt, und Karas blickte mit fast komischer Verzweiflung an ihr hoch. Ergeben packte er seinen Stock fester und machte sich an den Aufstieg. Ich beeilte mich, seinen Arm zu ergreifen und bemerkte besorgt, wie schwer er sich dieses Mal auf mich stützte. Auf halber Strecke bat er kurzatmig um eine kleine Pause und lehnte sich mit geschlossenen Augen gegen mich. Sein Gesicht war schweißnaß und erschreckend grau. Ich nahm das Taschentuch, das er mir geliehen hatte, und tupfte sein Gesicht behutsam damit ab. Er nickte dankend und schleppte sich weiter. Am Kopf der Treppe ließ er meinen Arm nicht los, sondern stützte sich weiter auf mich, bis wir an unserem Ziel waren.

Ich öffnete die verzierte Tür zu einem der kleineren Konferenzräume und half ihm, sich auf einen der zierlichen Sessel zu setzen. Er legte den Kopf zurück an die Lehne und rang erbarmungswürdig nach Luft. Ich sah mich in dem kalten und dunklen Raum um. Nicht eine der Kerzen brannte in den Haltern an der Wand, und auch der Kamin lag tot und schwarz da. Das war ungünstig, wenn ein Gesandter von den warmen, südlichen

Inseln sich hier einigermaßen wohl fühlen sollte. Ich suchte vergebens nach irgend etwas, womit ich das Feuer hätte entzünden können, warf dann einen schnellen Blick auf den anscheinend halb besinnungslosen Kammerherrn und entschied, die einzige magische Handlung zu riskieren, die ich immer noch problemlos ausführen konnte. Ein tiefer, konzentrierter Atemzug, und im Kamin brannte ein anheimelndes Feuer. Eine zweite kleine Anstrengung, und rundum flammten die Kerzen auf. Mit einem zufriedenen Grinsen öffnete ich die Augen und begegnete dem klaren, aufmerksamen Blick des Kammerherrn. Er machte keine Bemerkung zu dem, was geschehen war, also hatte ich vielleicht Glück gehabt, und er hatte meine Vorstellung verpaßt.

»Gut, Junge«, sagte er jetzt, und ich wurde wieder unsicher. »Sehr schön, daß du Feuer gemacht hast. Könntest du jetzt noch die beiden Stühle dort an das Tischchen rücken und die Vorhänge aufziehen? Der Gesandte müßte jeden Augenblick hier sein. Du kannst dich dort drüben hinsetzen, da findest du auch Schreibzeug und Papier. Ach ja, und läute doch bitte, damit man uns einige Erfrischungen bringt.«

Ich tat, was er verlangte, und dann half ich ihm wieder auf die Füße, weil er den Edlen Gioanî nicht im Sitzen empfangen wollte. Ein Diener brachte Wein und süßes Gebäck und hielt dann die Tür auf für den Gesandten der Inseln Rhûn und Rhan, Sonderbotschafter der Großfürstin Lenora, einen der wichtigsten Verbündeten S'aavaras.

Der Kammerherr und der Edle Gioanî waren etwa von gleicher Körpergröße, aber der Botschafter wirkte etliche Jahre jünger und um einige Pfunde leichter als Karas. Sein Aufzug stand dem des Kammerherrn in nichts nach: Ich bekam so die Gelegenheit, einen südländischen Adligen in der legendären Pracht der kostbaren, silber- und golddurchwirkten bunten Stoffe und der riesigen, strahlenden Juwelen seines Landes zu bewundern. Gegen diese augenbetäubende Farbigkeit und Opulenz wirkte der Kammerherr etwa so elegant wie eine aufgeputzte Hafenhure.

Gioanî reichte dem Kammerherrn eine herablassende Hand. Ein ausgesucht höfliches Begrüßungszeremoniell nahm seinen Lauf. Endlich war das Vorspiel beendet, und Karas bot dem Edlen eine Erfrischung an. Beide nahmen Platz und belauerten sich einige Minuten lang.

Dann begann das eigentliche Duell. Ich muß gestehen, daß ich Mund und Nase aufsperrte: Der Edle Gioanî beleidigte Karas auf das Tödlichste und gegen alle Regeln der Höflichkeit. Wenn ich nach der ersten halben Stunde hätte Punkte verteilen müssen, so hätte Gioanî klar und um Längen gesiegt: seine Fähigkeit zu exquisiten Schmähungen schien mir unerreichbar. Karas wehrte nur blaß und zurückhaltend einige der ehrenrührigsten Hiebe ab und enttäuschte mich mit dieser unvermuteten Schwäche zutiefst. Gioanîs goldhäutiges Gesicht mit der kühn gebogenen Nase dagegen zeigte unverhüllt verächtlichen Triumph nach dieser so eindeutig gewonnenen Runde. Beide Männer schöpften Atem und nippten an ihren Gläsern.

Dann lächelte Karas sanftmütig und falsch, betupfte geziert seine Mundwinkel, klemmte das Glas in sein Auge und verfluchte Gioanî und alle seine Vorfahren in sämtlichen Sprachen der erforschten Welt, ohne auch nur einmal die Stimme zu erheben oder Atem zu holen. Der Gesandte wurde abwechselnd blaß und rot, schnappte in höchster Erregung nach Luft, und kurz darauf beschimpften die beiden aufgetakelten Männer sich wie zwei betrunkene Fischweiber. Mir kamen fast die Tränen. Wenn das die Kunst war, mit der Verbündete und Kriege gewonnen wurden, so hatte ich anscheinend die falschen Bücher gelesen. In meinen Ritterromanen verliefen solche diplomatischen Treffen immer völlig anders.

Erneute Atempause. Ich sah, wie Karas unauffällig die geheimnisvolle kleine Dose hervorholte, die Rowald ihm gegeben hatte, und verstohlen etwas daraus in den Mund steckte. Der Edle Gioanî wirkte inzwischen leicht derangiert und nahm mit einem ungeduldigen Handgriff seinen umständlich gewickelten Kopfputz ab.

»Also gut, du verdammter Bastard von einem Schweinehund«, knurrte er und fuhr sich durch die gesträubten schwarzen Haare. »Was verlangt die Krone von den Inseln?« Ich hielt den Atem an. Anscheinend hatte Karas die zweite Runde für sich entschieden. Und richtig: jetzt holte er die alten Verträge und Abkommen hervor und legte sie auf den Tisch.

»Ihre Majestät, die Krone von L'xhan, Herrscherin über beide Raulikars, Norrbrigge und Olyss, Hüterin des Steins von Danann und Beschützerin des Glaubens, wünscht eine Verlängerung des freundschaftlichen Abkommens mit Ihrer Erhabenheit Lenora, der Großfürstin von Rhûn und Rhan, Schutzpatronin der südlichen Meere ...«

Der Edle Gioanî hob eine gepflegte schmale Hand und stöhnte: »Karas, alter Kampfgenosse, ich kapituliere! Wenn du vorhattest, mich mit dem vollständigen Protokoll zu erschlagen, dann ist dir das hiermit gelungen. Klartext, mein dicker Freund! Die Großfürstin ist in einer recht unangenehmen Lage: Die T'jana-Fürsten von S'aavara rüsten zum Krieg gegen die Kronstaaten, und wie du weißt, sind der maior und der minor unsere mächtigsten Verbündeten und gleichzeitig unsere stärksten Gegner auf dem südlichen Meer. Die Inseln haben der Streitmacht der S'aavara nichts entgegenzusetzen. Wir können uns bei einem Konflikt zwischen der Krone und den T'jana auf keinen Fall auf eure Seite schlagen, das wäre unser Untergang.« Er schwieg und trank von seinem Wein. Karas steckte wieder etwas aus dem Döschen in seinen Mund. Gioanî fuhr fort: »Ich habe die Vollmacht, dir unsere weitgehende Neutralität in diesem Krieg anzubieten. Mehr kann ich leider nicht für dich tun, Karas.«

Der Kammerherr rieb sich nachdenklich über den Hals. Dann sagte er freundlich: »Das ist mehr, als ich erwartet hatte, Gioanî. Aber du mußt verstehen, daß die Krone gerne ein Pfand für eure Neutralität ...«

Der Botschafter sprang auf, hochrot im Gesicht. »Das ist eine Beleidigung, die nach

Blut schreit!« brüllte er und griff nach dem schmucken Dolch in seiner Schärpe. Ich erhob mich alarmiert, aber Karas schüttelte nur knapp und unauffällig den Kopf.

»Gioanî, hör auf zu schreien und setz dich wieder«, sagte er ruhig. »Wir haben doch schon oft darüber gesprochen, daß es für unsere beiden Völker von Vorteil wäre, sich etwas besser kennenzulernen. Mein Vorschlag ist: Wir schicken eine Anzahl von jüngeren Söhnen und Töchtern unserer höchsten Adligen an den Hof der Großherzogin, und ihr – nun, ich dachte an den jüngsten Sohn Lenoras. Er müßte doch inzwischen zehn oder elf sein, oder?«

Gioanî ließ sich schwer in seinen Sessel fallen und starrte Karas wütend an. »Kommt nicht in Frage«, zischte er. »Der junge Avigdor ist bereits dem minor T'jana versprochen worden!«

»Schade«, sagte Karas friedlich. Warum hatte ich nur das Gefühl, daß diese Auskunft ihn nicht im mindesten überraschte?

»Aber wir könnten der Krone den Neffen der Großfürstin ...« Gioanî unterbrach sich und musterte Karas harmloses Gesicht aus zusammengekniffenen Augen. Dann holte er tief Luft und brach in ein unbändiges Gelächter aus. Karas sah ihn milde erheitert an.

»Du verdammter hinterhältiger Sohn eines Kameltreibers – darauf hast du doch die ganze Zeit hinausgewollt!« brüllte Gioanî entzückt und hieb dem Kammerherrn auf die Schulter. Karas zuckte zusammen und verzog leicht das Gesicht. Dann lächelte er Gioanî erstaunlich echt an und ließ sich von ihm aufhelfen. Er legte dem schlankeren Mann seinen Arm um die Schultern und sagte leise: »Ich halte das für die beste Lösung, alter Freund. Du weißt, daß deinem Sohn hier nichts geschehen wird. Ich werde ihn behandeln, als wäre er mein eigener Junge.«

Gioanî stieß die Luft aus und nickte. »Abgemacht. Ich schicke Cesco zu euch, sobald das Wetter es erlaubt. Ehrlich gesagt, ich bin froh, wenn der Junge sich mal eine Zeitlang woanders austobt. Meinem Haus wird ein bißchen Ruhe sehr gut tun!« Karas und der Edle grinsten sich an. Gioanî wandte sich zur Tür und sagte fast entschuldigend: »Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich nicht zum Essen bleibe, ich werde mich noch heute auf den Rückweg machen. Wenn die Stürme losgehen, möchte ich nicht gerade auf dem Wasser sein.«

»Immer noch seekrank, alter Pirat?« foppte ihn Karas. Ein gequälter Blick war die einzige Antwort. Die beiden Männer umarmten sich herzlich, und Karas öffnete dem Gesandten die Tür.

»Eins noch«, sagte Gioanî und legte Karas eine Hand auf den Arm. »Das hast du nicht von mir gehört, aber – dieser Streit zwischen der Krone und den T'jana wird von irgend jemandem angeheizt. Ich kann dir nicht sagen, wer dahintersteckt, aber es muß einer von euch sein.« Karas sah ihn schweigend an. Gioanî biß sich auf die Lippe und fügte hinzu: »Dieser Gesandte der Allianz – vertraust du ihm eigentlich?« In Karas Gesicht

regte sich kein Muskel, aber er drückte kurz den Arm des anderen. Die Tür schloß sich, und wir waren allein.

Karas fiel aufstöhnend in einen Sessel und vergrub das Gesicht in den bebenden Händen. Ich eilte besorgt an seine Seite. Er ließ matt die Hände sinken und murmelte: »Es ist gleich besser, laß mich nur einen Augenblick lang ruhig hier sitzen.« Sein Gesicht war aschfahl. Ich schenkte Wein in ein Glas und hielt es ihm an die blutleeren Lippen. Er trank dankbar einige Schlucke und richtete sich dann auf.

»Das war heute kein günstiger Zeitpunkt für ein Treffen mit Gioanî«, sagte er, verwirrt auf seine schmucküberladenen Hände niederblickend. Er wollte die protzigen Ringe von seinen Fingern ziehen, aber seine Hände zitterten so stark, daß er sie nicht herunterbekam. Ich griff nach seiner Hand und half ihm dabei, und er ließ es wortlos zu, schlaff in den Sessel zurückgesunken. Dann kniete ich neben ihm, die Hände voller Schmuck und sah besorgt in sein graues, eingefallenes Gesicht. Er öffnete die Augen und lächelte mich schwach an.

»Mach nicht so ein Gesicht, mein Sohn. Es geht mir schon wieder besser. Hast du dir Notizen gemacht?« Ich nickte und mußte unwillkürlich grinsen. Das dürfte eines der spannendsten Protokolle werden, das die Schreibstube seit langem zum Kopieren bekam. Karas sah mein Lachen und erwiderte es mit echter Fröhlichkeit.

»Ein bemerkenswerter Mann, der Bruder der Großherzogin, nicht wahr? Ich kenne ihn schon seit Jahren und schätze ihn sehr. Wenn er nur nicht so anstrengend wäre ...« Er verzog das Gesicht und machte Anstalten, sich zu erheben. Ich stopfte hastig die kostbaren Ringe in meine Jackentasche und half ihm auf.

»Nimm deine Sachen mit.« Er humpelte zur Tür. »Bist du hungrig?« Ich nickte, nach den Aufregungen dieses Tages knurrte mein Magen schon wieder heftig. »Wir essen also erst einen kleinen Happen, dann werde ich mich etwas aufs Ohr legen, damit ich für die Sitzung mit dem Kronrat frisch bin.« Karas schnitt eine Grimasse und nahm meinen angebotenen Arm. »Du wirst den Nachmittag nutzen, um meinen Schneider aufzusuchen und das Protokoll anzufertigen. Du kannst dich dafür gerne in mein Arbeitszimmer zurückziehen.«

Wir waren unterdessen in einem Teil des Palas angelangt, den ich noch nicht kannte. Ein höfisch gekleidetes Paar trat auf den Kammerherrn zu, begrüßte ihn herzlich, und die Frau mit dem knochigen Aussehen einer Berg-Raulikanerin erging sich in einem langen Klagelied über das schlecht ausgebildete Dienstpersonal der Kronenburg. Dabei glitten ihre schönen, stark geschminkten Augen abfällig über mich hinweg. Karas hörte sich ihre Tirade mit wahrer Engelsgeduld an, während sein Gewicht immer schwerer auf meinem Arm lastete. Endlich kam sie zu einem Ende, und sie und ihr verlegen dreinschauender Begleiter verabschiedeten sich wortreich. Der Kammerherr schnaubte nur verächtlich, als die beiden um die Ecke bogen und bedeutete mir, unseren Weg

fortzusetzen.

Der Speiseraum, den wir betraten, war groß, aber so eingerichtet, daß der Eindruck von Intimität entstand. Mit Teppichen ausgelegt, gedämpft beleuchtet und erfüllt von dem leisen Gemurmel kultivierter Stimmen, unterschied er sich gewaltig von der lauten, betriebsamen Kantine des Dienstpersonals. Karas lotste mich zu einem kleinen Tisch in einer Fensternische. Er sank aufatmend in den weich gepolsterten Stuhl und lächelte erleichtert. Eine Bedienstete trat zu uns und fragte: »Was darf ich Euch bringen, Kammerherr?«

Er klopfte nachdenklich mit dem Fingernagel gegen seine Zähne und fragte mich: »Hast du einen besonderen Wunsch, mein Junge?« Ich verneinte, und er wandte sich an die junge Frau: »Ich hätte gerne etwas Leichtes, Kind, mein Magen ist verstimmt. Vielleicht ein Omelett? Danach gedünsteten Fisch. Und dazu, meine Liebe, kannst du uns eine Karaffe von dem gelben Lorraner bringen.« Die Bedienstete zog sich zurück, und Karas griff wieder einmal nach meiner Hand.

»Gefällt es dir, Elloran? Du kannst ab heute hier deine Mahlzeiten einnehmen, wenn du es nicht vorziehst, dir etwas auf dein Zimmer bringen zu lassen.« Er lächelte. »Aber es würde mich freuen, wenn wir auch manchmal gemeinsam speisen könnten; sofern du es ertragen kannst, einem lästigen alten Mann hin und wieder ein wenig Gesellschaft zu leisten ...«

Ich erwiderte den Druck seiner Finger und lächelte ihn mit echter Zuneigung an. In meinem Hinterkopf hörte ich Leonies warnende Worte, aber ich schob sie unwillig beiseite. Wann war je ein Mensch so gütig zu mir gewesen, seit ich Salvok verlassen hatte – Uliv und seine Frau einmal ausgenommen – und wenn der Kammerherr dabei irgendein eigennütziges Ziel verfolgte, würde ich das schon noch rechtzeitig bemerken und könnte mich immer noch dementsprechend verhalten.

Die Bedienung brachte unser Essen, und Karas ließ meine Hand los. Ich schob mir mit Genuß eine Gabelvoll von dem köstlich lockeren Pilzomelett in den Mund und probierte dann den dunkelgelben, ölig aussehenden Wein. Der entpuppte sich als ein Getränk von geradezu betäubendem Aroma, viel zu schwer für unser leichtes, spätes Mittagessen. Ich warf Karas einen verwunderten Blick zu und mischte mir den Wein mit sehr viel Wasser, um ihn mir genießbar zu machen.

Der Kammerherr saß vor seinem Teller und zerpflückte gedankenverloren sein Essen. Die Frau, die uns bediente, kam und nahm meinen leeren Teller fort. Sie blickte auf das pilzübersäte Schlachtfeld, das Karas aus seinem Omelett gemacht hatte, und fragte besorgt: »War das Gericht nicht nach Eurem Geschmack, *domu*? Soll ich den Koch kommen lassen?«

Karas schreckte hoch und fragte: »Was?« Die Dienerin wiederholte ihre Worte, und er sagte begütigend: »Nein, nein, mein Kind. Das Omelett war ganz in Ordnung. Ich habe

nur keinen rechten Appetit. Serviere uns nun ruhig den Fisch.«

Der Fisch kam und war so sanft gedünstet, daß er bei der leisesten Berührung von den Gräten fiel. Dazu gab es in feine Streifen geschnittenen Lauch und buttrige kleine Kartoffeln, die verlockend dufteten. Karas schob seinen Fisch unentschlossen über den Teller, ließ ihn dann unberührt stehen und sprach statt dessen um so eifriger dem schweren, öligen Wein zu. Sein Gesicht war verschlossen und der sonst so weiche, kleine Mund zu einer harten Linie zusammengepreßt. Ich hatte kaum den letzten Bissen hinuntergebracht, da schob er seinen Stuhl zurück und stand auf. Ich beeilte mich, an seine Seite zu kommen, und er sah mich entschuldigend an.

»Vergib mir meine Unhöflichkeit«, bat er leise, während wir den Raum verließen. Das blieben seine einzigen Worte, bis ich ihn zu seinem Quartier geleitet hatte. Dort legte er seine Hand auf meinen Arm und sagte: »Du wirst es gewiß noch oft bereuen, dich meinen Launen ausgesetzt zu haben. Aber sei versichert, daß ich dich sehr schätze, Elloran. Jetzt geh an deine Arbeit und denke bitte auch an den Schneider. Wir sehen uns morgen zum Frühstück wieder.« Ich wandte mich zum Gehen, da rief er mich noch einmal zurück. »Du kommst doch an der Schreibstube vorbei. Sei so gut, und gib Meister Rowald das hier mit meinem besten Dank zurück. Richte ihm aus, er habe das Bündnis zwischen den Inseln und der Krone gerettet.« Er drückte mir das geheimnisvolle Döschen in die Hand und schloß die Tür.

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich im Arbeitszimmer des Kammerherrn, unterbrochen nur von einer unterhaltsamen Stunde bei Karas' geschwätzigem Schneider, der mich ausmaß wie ein neu auszustattendes Schloß. Meister Rowald, dem ich die kleine Dose übergeben und Karas Worte aufgeschrieben hatte, hatte nur sein meckerndes Lachen ausgestoßen und mir eine der kleinen, grünen Pastillen aus dem Behältnis angeboten.

»Magenpastillen«, sagte er und schob sich eine davon zwischen die gelben Zähne. »Die Inseln und ihr Botschafter schlagen *domu* Karas immer sehr auf die Verdauungsorgane!« Wieder lachte er meckernd.

Ich saß noch lange, nachdem ich mein Protokoll angefertigt hatte, an Karas' Schreibtisch und las alle Aufzeichnungen, die über das Inselreich von Rhûn und Rhan im Archiv aufzutreiben waren. Karas hatte mir durch die Blume zu verstehen gegeben, daß er es begrüßen würde, wenn ich mich ein wenig in das Tagesgeschäft einarbeitete, und das bedeutete für mich, daß ich einiges an Wissenslücken aufzufüllen hatte. Nur gut, daß mir Bibliothek und Archiv frei zugänglich waren, der Kammerherr hatte mir den Schlüssel für alle diese Räume gegeben.

Als ich die Kerzen löschen und mich zu Bett begeben wollte, fiel mir ein, daß ich noch immer den Schmuck des Kammerherrn mit mir herumtrug. Ich leerte hastig meine Tasche aus und verstaute die Ringe in dem Holzkästchen. Karas bewies erstaunlichen

Leichtsinn, diese Kostbarkeiten so offen in seinem unverschlossenen Schreibtisch zu verwahren, dachte ich unbehaglich.

Es war spät geworden, und ich war froh, mich aus meiner Jacke schälen und auf meinem Bett ausstrecken zu können. Jetzt hatte ich endlich Gelegenheit, über die seltsamen Vorkommnisse bei Leonie nachzudenken. Worum mochte es sich bei dem geheimnisvollen Spiel handeln, und was hatte ich damit zu tun? Und was hatte Karas' Ausbruch zu bedeuten? Daß er sich der Krone entledigen wollte? Plante dieser getreue, altgediente Beamte vielleicht einen Staatsstreich?

Es klopfte, und ich schwang die Beine vom Bett. Ich tappte zur Tür und öffnete sie mit fragender Miene. Mikel, der Diener des Kammerherrn, stand vor mir und sagte knapp: »Kammerherr Karas läßt anfragen, ob du auf einen Schlummertrunk bei ihm vorbeikommen möchtest. Es sei dir aber freigestellt, in deinem Quartier zu bleiben, wenn es dir gerade nicht genehm sein sollte.« Seine Miene zeigte nur zu deutlich, was er davon hielt. Wenn ich mich weigerte, würde er mich wahrscheinlich bewußtlos schlagen und am Kragen zu seinem Herrn schleifen.

Ich bedeutete ihm, ich käme unverzüglich, und kleidete mich seufzend wieder an. Wie hatte Karas gesagt? Ich würde es noch bereuen, den Launen eines alten Mannes ausgesetzt zu sein? Anscheinend fing ich gerade damit an.

In Karas' Quartier war es dämmrig, und im Kamin brannte ein riesiges Feuer. Die Fenster waren geschlossen. Es herrschte eine unerträgliche Hitze in dem stickigen kleinen Raum. Der Kammerherr saß in seinem schäbigen Schlafrock im Sessel, das lahme Bein hochgelegt, einige Kissen im Rücken und einen halbgeleerten Becher Rotwein in der Hand. Seinem geröteten Gesicht und dem verschwommenen Blick seiner Augen nach zu urteilen, hatte er sich bereits ein ordentliches Quantum davon zu Gemüte geführt. Ich setzte mich ihm gegenüber und nahm den angebotenen Wein mit einem dankenden Nicken an. Karas schwieg und trank.

»Diese verdammten Narren«, bemerkte er nach einiger Zeit mit schwerer Zunge, dann verstummte er wieder. Ich schloß daraus, daß die Sitzung mit dem Kronrat nicht allzu erfreulich verlaufen sein konnte.

In den nächsten beiden Stunden durfte ich zusehen, wie der verdiente Kammerherr der Krone sich bis zur völligen Besinnungslosigkeit betrank. Schließlich hing er zusammengesunken im Sessel, schnaufend wie ein Walroß und den leeren Becher immer noch in der schlaffen Hand. Ich stand peinlich berührt auf und wandte mich zum Gehen. In der Tür blickte ich noch einmal zurück, und mein Gewissen regte sich. Wenn Karas die Nacht in dieser Haltung verbringen mußte, würde er morgen sicherlich vor Schmerzen schreien. Ich überwand meinen Widerwillen und nahm ihm den Becher aus der Hand. Dann beugte ich mich über ihn, packte ihn unter den Armen und zerrte ihn hinüber in das andere Zimmer, wuchtete ihn aufs Bett und schälte ihn aus seinem

Schlafrock. Er bewegte sich schwach und murmelte etwas völlig Unverständliches. Ich zog die weichen Pantoffeln von seinen Füßen und knöpfte die Hose auf. Sie von seinen Beinen herunterzubekommen erwies sich als fast unmöglich, aber schließlich schaffte ich es doch.

Dabei konnte ich zum ersten Mal einen Blick auf das lahme Bein des Kammerherrn werfen und schrak zurück. Ich war gedankenlos davon ausgegangen, er hätte sein Hinken einem Geburtsfehler zuzuschreiben, so wie der lahme Ferran, der älteste Stallknecht auf Salvok. Aber das gräßlich verkrüppelte, von altem Narbengewebe entstellte Bein erzählte eine andere, weit grausamere Geschichte. Mehr noch, die Narben schienen sich über die gesamte linke Körperhälfte bis hinauf zur Brust zu ziehen. Was für ein Unfall hatte bloß solch schwere Verletzungen verursacht? Es schien mir ein Wunder, daß ein Mensch so etwas überlebt haben konnte.

Nachdenklich deckte ich den alten Mann zu und blickte noch einmal in sein schlaffes, fleischiges Gesicht. Er hatte die geröteten Augen einen Spalt weit geöffnet und schien mich anzusehen. Ich legte mit plötzlichem Mitleid eine Hand auf seine Wange und strich flüchtig darüber, ehe ich sie verlegen zurückzog. Er schloß ohne eine Regung die Augen, und ich verließ erleichtert sein Quartier, um endlich zu meinem eigenen Bett zurückzukehren.

Ich muß gestehen, daß ich nicht schlecht überrascht war, den Kammerherrn am anderen Morgen hellwach und erstaunlich guter Laune am Frühstückstisch anzutreffen. Nur die geröteten Augen und die gedunsenen Säcke unter ihnen erinnerten an die vergangene Nacht. Karas begrüßte mich herzlich und erwähnte den Abend mit keiner Silbe. Wir frühstückten beide mit gutem Appetit, und Karas legte mir den Arbeitsplan des heutigen Tages dar.

»Du sollst dich doch wahrscheinlich auch wieder bei Leonie blicken lassen, oder?« Ich nickte, und er seufzte leise. »Gut, dann gehst du jetzt als erstes zu ihr. Du findest mich nachher im Archiv oder in meinem Arbeitszimmer. Und, Elloran«, ich sah ihn aufmerksam an, »trau ihr nicht.«

Das hat sie mir selbst auch schon geraten, dachte ich mißvergnügt. Vertraute hier bei Hofe überhaupt jemand irgendeinem anderen? Ich nickte wieder und machte mich auf den Weg, dieses Mal alleine.

Vor der altersdunklen Tür holte ich tief und aufgeregt Luft und klopfte dann an. »Komm nur herein, Elloran«, rief Leonies sanfte, dunkle Stimme. Ich trat ein, ohne überrascht zu sein, daß sie wußte, wer ihr Besucher war. An diese Art von verblüffenden Tricks hatte mich Julian seinerzeit schon gewöhnt.

Sie stand auf dem Altan vor ihrem Fenster und schien sich mit einer Nebelkrähe zu unterhalten. Endlich neigte sie grüßend den Kopf und trat zu mir ins Zimmer. Die Krähe

schwang sich auf und flog in Richtung Süden.

»Sei gegrüßt, Elloran. Hast du schon nach deinem Vogel gesehen?« Sie führte mich zu dem Bauer, in dem die kleine, gesprenkelte Drossel saß. Sie sah mich aus glänzend schwarzen Augen an und öffnete einen Spalt weit den Schnabel. Aber kein Ton drang heraus. Leonie öffnete das Bauer und ließ die Drossel auf ihren Finger hüpfen. Sie strich ihr über den Kopf und forderte mich dann auf, den Vogel zu nehmen. Behutsam und ein wenig ängstlich nahm ich ihn Leonie ab und spürte das zarte Kratzen der Füße auf meinen Fingern.

Leonie wandte sich ab und holte wieder den Spiegel hervor. »Nun wollen wir einmal nachsehen«, sagte sie versonnen. »Irgendwo hier drinnen muß es einen Grund geben, warum deine Stimme sich verloren hat.« Sie neigte ihren schönen Kopf mit der Wolke weißer fedriger Locken über den Spiegel und versenkte ihren Blick hinein.

Ich hockte mich auf die Kante eines Sessels und ließ meine Blicke umherwandern. Dabei streichelte ich das weiche Gefieder des kleinen Vogels und spürte sein Herz schnell und kräftig in meiner Hand schlagen. Neben mir auf einem niedrigen Tisch erblickte ich ein fünfeckiges Spielbrett: silbergrau, von schwarzen, roten und blauen Linien durchzogen, auf denen verschiedene groteske kleine Figuren standen: Ein Wagen mit einem geflügelten Pferd, ein Reiter mit Bündeln von Schlangen anstelle von Armen, eine Figur mit einem Katzenkopf und gegabelten Messern in den winzigen Fäusten, ein Wesen mit nur einem Arm, aber zwei Köpfen auf seinen Schultern. Auf einer kreisrunden goldenen Markierung in der Mitte des Spielbrettes standen zwei weitere Figuren, die ich mir gerne noch näher angesehen hätte. Aber nun atmete Leonie tief ein und sagte befriedigt: »Ah, da!«

Mit ihren überlangen Fingern griff sie nach der Drossel und nahm sie mir ab. Sie senkte den Kopf und küßte das Tier zart auf den Kopf. Der Vogel breitete die Flügel aus und zirpte fast unhörbar. Leonie lächelte auf ihn hinunter und setzte ihn wieder ins Bauer zurück. Dann wandte sie sich zu mir um, daß ihre leichten, weiten Gewänder um ihre langen Glieder flatterten und legte mir ihre Hände ums Gesicht. Ihre riesigen, gelben Augen bohrten sich in meine. Ich starrte wie gebannt in ihre funkelnde Tiefe. Meine Lider flatterten und sanken herab. Ich spürte, wie starke, sehnige Arme mich umfingen und aufhoben und auf weiche Kissen legten.

»Schlaf ein wenig, Elloran«, flüsterte sie und strich über meine Stirn und meine Augen. »Schlaf und träume. Träume und werde heil ...«

Unversehens fand ich mich auf der grauen Ebene meiner Träume wieder. Ich war allein und konnte nicht wie sonst die Gegenwart der beiden Spieler spüren. Ich sah an mir herab, an dem bunten, lächerlichen Flickenkleid des Narren, das ich am Leibe trug und fragte mich benommen, was diesen Traum von den anderen unterschied, in denen ich hier auf dieser Ebene gestanden hatte. Ich hob meine Hände, drehte den Kopf und wußte

es: Dieses Mal konnte ich mich bewegen! Wo war der Berg, den ich sonst vor Augen gehabt hatte? Ich drehte mich um meine eigene Achse, aber er war nirgendwo zu sehen. Dafür gab es nur eine Erklärung: Ich mußte auf seinem Gipfel stehen. Vorsichtig ging ich einige Schritte nach vorne und näherte mich einer hohen, grauen Mauer, die aus dem Dunst auftauchte. Dicht hinter mir lachte jemand, und ich fuhr herum. Meine Traumschwester stand neben mir und nahm mich bei der Hand. Sie sah mir auffordernd in die Augen, und ich bemerkte ohne Überraschung, daß Leonies Vogelaugen mich aus dem vertrauten, blassen Antlitz anblickten. Sie drückte meine Hand und legte dann die andere auf meine Lippen.

»Jetzt«, hauchte sie tonlos. »Jetzt, Elloran!« Ich holte schluchzend Luft und flüsterte: »Aber ich k-kann doch nicht ...« Über mir jubilierte ein Vogel, und die gelben Augen vor mir blitzten vergnügt. Ich schrie auf und erwachte.

Leonie hielt mich im Arm. Irgendwo im Raum sang süß und schmelzend ein Vogel. Ich fühlte Tränen über mein Gesicht laufen, und Leonie wischte sie behutsam fort. »Hörst du die Drossel, Elloran?« fragte sie. Ich nickte stumm; zu ängstlich, meine Stimme zu versuchen und dann womöglich feststellen zu müssen, daß sie mir immer noch ihren Dienst versagte. Leonies Gesicht näherte sich, und sie küßte mich auf den Mund. Ich konnte all die unzähligen Fältchen sehen, die sich nun vergnügt kräuselten. »Sag etwas, Elloran. Sei ein mutiger Junge und sag: ›Guten Morgen, Leonie.‹«

Ich räusperte mich und flüsterte: »G-guten Morgen, Leonie.« Sie warf den Kopf zurück und lachte.

»Das war die mutige Begrüßung einer kleinen Maus! Noch einmal, Elloran!«

Ich holte zittrig Luft und schmetterte: »Guten M-Morgen, Leonie!«

Ihr Gesicht verschattete sich. »Hast du auch früher schon gestottert, Elloran?« fragte sie scharf. Ich mußte einen Augenblick lang überlegen; es war so unendlich lange her, daß ich hatte sprechen können. Endlich schüttelte ich wie selbstverständlich den Kopf und mußte dann über mich selber lachen.

»N-nein«, brachte ich mühsam heraus. »Es l-liegt nicht an dir. Ich stottere, seit ich den Schlag auf den K-kopf bekommen h-habe.«

Ihr Gesicht hellte sich auf. »Dann kann ich vielleicht etwas dagegen tun. Aber nicht mehr heute, Elloran, ich bin erschöpft. Nein«, sie hob in einer herrischen Geste die linke Hand. Das weiße Gewand rutschte von ihrem schlanken Arm und enthüllte einen breiten silbernen Armreif an ihrem Oberarm, der mir bekannt vorkam. »Für heute keine Fragen mehr, Elloran. Wir werden noch reichlich Gelegenheit haben, miteinander zu reden. Geh jetzt.«

Ich stand auf und stotterte einen Dank. Sie entgegnete lächelnd: »Danke mir nicht, Elloran. Du mußt übrigens noch deine Freundin befreien, sie hat ihre Aufgabe jetzt erfüllt.« Ich öffnete das Bauer und lockte die Drossel auf meine Hand.

»D-danke auch dir«, murmelte ich und legte kurz meine Wange an ihr klopfendes Herz. Dann trat ich auf den Altan und warf den Vogel in die Luft. Mit einem Jubelschrei, der aus meinem überfließenden Inneren kam, sah ich die Drossel sich aufschwingen und davonfliegen. Mir war, als hätte ein Gewicht sich von meinem Herzen gelöst. Ich war von meiner schrecklich quälenden Stummheit endlich erlöst! Wieder flossen meine Tränen, aber es waren Tränen der Freude.

Ich trat ins Zimmer zurück und fand es leer. Ich rief einen Gruß und verließ den Raum mit tausendmal leichterem Herzen, als ich ihn betreten hatte.

Karas saß an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt, und las mein Protokoll vom Vortag. Er blickte kurz auf und lächelte mich an, dann setzte er seine Lektüre fort.

Ich hockte mich auf den kleinen Fußschemel neben dem Kamin und benutzte einige der Seiten der Kronratssitzungen dazu, mit ihnen das ausgegangene Feuer wieder zu entzünden. Dann nahm ich mir meinen Lesestoff vom Vorabend vor. Lange Zeit war nichts zu hören außer dem Rascheln von Papier und einem gelegentlichen Räuspern des Kammerherrn.

Ich legte das letzte Aktenbündel sorgsam zusammen, knotete die Schnur wieder darum und fragte beiläufig: »R-Rhûn und Rhan habe ich d-durch, *domu* Karas. Was soll ich m-mir jetzt vornehmen?«

»Die Berichte des Botschafters der Allianz, denke ich. Du wirst sie recht amüsant finden.« Er deutete zerstreut mit einer Hand auf einen kleinen Stapel Papier zu seiner Linken. Ich griff danach und hockte mich wieder auf den Fußschemel.

»*D-domu* Karas, darf ich eine Frage stellen?«

»Hm?«

»Was ist die Allianz? W-Welche Länder gehören ihr an?«

Er hob den Kopf und sah mich an. Seine Augen wurden immer größer, während er rekapitulierte, was ich ihn gefragt hatte. Daß ich ihn etwas *gefragt* hatte. Daß ich gesprochen hatte. Ich erwiderte seinen Blick so unschuldig, wie es mir bei dem unbändigen Lachreiz möglich war, den ich verspürte.

»Elloran«, sagte Karas sehr vorsichtig und äußerst höflich, »Junge, ich glaube, ich bin immer noch betrunken, oder ich bekomme ein böses Fieber. Würdest du mir bitte den Gefallen tun und zu mir herkommen?« Ich stand wortlos auf und ging zu ihm. Er nahm meine Hand und sah mir prüfend ins Gesicht. »Elloran, sei bitte ganz aufrichtig, schone mich nicht. Hast du mich gerade etwas gefragt?« Ich sah ihn nur groß und erstaunt an. Er vergrub aufstöhnend den Kopf in den Händen.

»S-Soll ich einen H-Heiler rufen, *domu*?« fragte ich scheinheilig. Dann konnte ich nicht mehr an mich halten. So hatte ich nicht mehr gelacht, seit Nikal bei einem Wettreiten mit mir kopfüber von seinem Pferd in den schlammigen Dorfweiher gefallen war.

Karas wechselte die Farbe, dann stemmte er sich hoch, umarmte mich heftig und küßte mich auf beide Wangen. »Mein Junge. Mein liebes, liebes Kind«, stammelte er und fing ebenfalls an zu lachen. Wir klammerten uns hilflos aneinander und keuchten und krächzten und wischten uns die Tränen ab und begannen dann wieder von vorne. Endlich ließ der Anfall nach, Karas sank kurzatmig in seinen Sitz zurück und wischte sich das Gesicht ab.

»Muß ich mich wahrhaftig bei Leonie bedanken?« fragte er keuchend. Ich hob die Schultern.

»Ohne s-sie wäre ich immer noch stumm wie ein F-ff«, ich holte Luft und setzte neu an: »Ein F-Fisch.« Ich kicherte. »Allerdings scheint ihr dabei ein w-winzig kleiner Fehler unterl-laufen zu sein.«

Karas runzelte die Stirn, dann lächelte er plötzlich. »Hauptsache, du kannst wieder sprechen. Das Stottern – dein Urgroßvater hat ganz fürchterlich gestottert, sein Leben lang. Und jeden einen Kopf kürzer gemacht, der gewagt hat, sich darüber lustig zu machen.« Er biß sich unbehaglich auf die Zunge.

Ich starrte ihn an. »Ihr habt m-meinen Urgroßvater gekannt? Aber ...«

Er winkte ab. »Ich war etwas älter, als du jetzt bist, als er starb. Unsere Familien leben seit Generationen hier in L'xhan, da bleibt es nicht aus, daß man sich kennt. Ich bin mit deiner Großmutter zusammen aufgewachsen, mußt du wissen. Sie war fast so etwas wie meine kleine Schwester.«

Das gab mir wieder Stoff zum Nachdenken. Vielleicht erklärte das sein eigentümliches Betragen mir gegenüber. Familiäre Gefühle oder so. »Habt Ihr K-Kinder, *domu* Karas?« fragte ich. Er antwortete nicht gleich, sah mich auch nicht an.

»Drei«, sagte er dann kurz. »Zwei Mädchen und einen Jungen. Meine Älteste ist vor sechzehn Jahren gestorben, meine jüngere Tochter lebt irgendwo in deiner Heimat, und der Junge ...«, er brach ab und sprach nicht weiter. Sein Gesicht hatte sich verfinstert. Er sah böse und enttäuscht aus. »Du hattest doch Fragen zur Allianz«, sagte er schroff. »Was wolltest du darüber wissen?« Enttäuscht bemerkte ich den Themenwechsel und griff gehorsam wieder zu den Akten.

»Ich wüßte g-gerne, was diese Allianz eigentlich ist. Ich habe noch nie zuvor v-von ihr gehört.« Der Kammerherr lehnte sich in seinen Stuhl zurück und faltete die Hände vor dem Bauch.

»Die Allianz«, sagte er nachdenklich. »Das darf ich dir eigentlich überhaupt nicht erklären, weil es einige sehr heikle Gebiete berührt, die in der Öffentlichkeit möglichst nicht bekannt werden sollten – jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht – und deshalb der striktesten Geheimhaltung unterliegen.« Er senkte das Kinn auf die Brust und hauchte auf den königlichen Siegelring. Ich erkannte diese Geste inzwischen als ein Zeichen äußerster Vorsicht und Sammlung.

»So viel kann ich dir sagen: die Allianz wäre ein überaus gefährlicher Feind und ein sehr mächtiger Verbündeter. Sie zeigt Interesse an einem Bündnis mit den Kronstaaten. Aber gleichzeitig steht sie auch in Verhandlungen mit den T'jana, was natürlich das Verhältnis der Krone zu dem Botschafter der Allianz im Augenblick etwas belastet. Lies seine Berichte, Elloran, sie sind sehr interessant, genau wie der Mann selbst. Manchmal glaube ich fast, er kann fliegen oder sich an zwei Orten gleichzeitig aufhalten. Er hat sich bis vor kurzem in S'aavara befunden und ist im Augenblick angeblich auf der Rückreise nach L'xhan. Irgendwann in den nächsten Wochen müßte er hier eintreffen. Du wirst ihn dann kennenlernen.«

Er vertiefte sich wieder in seine Arbeit, und ich nahm mir die Aufzeichnungen des Botschafters vor. Karas hatte recht, sie waren unterhaltsam. Der Ton, in dem sie abgefaßt waren, schien mir trocken humorvoll und ironisch; trotzdem waren sie sachlich und gespickt mit wichtigen Kenntnissen. Der Botschafter schätzte die Lage anscheinend als äußerst bedrohlich ein, empfahl dringend die Vermittlung durch eine *Hand* der Krone – deshalb war meine Großmutter persönlich abgereist, wurde mir nun klar – und benannte dann das, was auch der Edle Gioanî angedeutete hatte: Daß der Konflikt zwischen S'aavara und den Kronstaaten anscheinend durch Personen aus der unmittelbaren Umgebung der Krone geschürt wurde. Außerdem gab er sehr deutlich zu verstehen, daß die Allianz es begrüßen würde, wenn die Krone zu einem sicheren Frieden mit S'aavara und seinen Verbündeten käme.

Ich ließ die Papiere sinken und gähnte. Karas rieb sich die müden Augen und schlug vor: »Laß uns eine Pause machen, mein Junge. Ich könnte etwas ...«

» ... zu essen vert-tragen«, ergänzte ich vorlaut und errötete sofort vor Schreck. Ich war so froh, daß ich meine Zunge wieder benutzen konnte, daß ich sie wahrscheinlich in der nächsten Zeit sehr würde zügeln und kontrollieren müssen, um mir nicht ständig Ärger einzuhandeln. Zu meiner Erleichterung lachte der Kammerherr nur über meine Frechheit und ließ sich von mir aufhelfen. Er klopfte mir unbeholfen auf die Schulter und schmunzelte.

In der folgenden Stunde zeigte sich Karas wieder in alter Form. Ich mußte auf halber Strecke geschlagen die Waffen strecken, denn er schien fest entschlossen die sämtliche gestern ausgefallenen Mahlzeiten nachzuholen. Dann, nach dem reichhaltigen Dessert, tupfte er sich den Mund ab und sagte: »Es ist ein Grund zu feiern, daß du wieder sprechen kannst. Kommst du heute abend zu mir? Du könntest mir etwas von dir erzählen, wenn du magst.« Ich zögerte kurz, weil ich an den letzten Abend denken mußte, aber dann stimmte ich zu. Vielleicht würde mir Karas auch noch mehr über Großmutter und ihren stotternden Vater erzählen. Ich wußte so erschreckend wenig über meine Familie.

Den Nachmittag verbrachte ich über eine Geschichte der Krone gebeugt. Ich mußte

feststellen, daß mein Wissen über die alte Herrscherfamilie der Kronstaaten äußerst lückenhaft und teilweise schlicht falsch war. So hatte ich zum Beispiel nicht gewußt, daß vier der gekrönten Herrscher nacheinander Attentaten zum Opfer gefallen waren: Der Vater der jetzigen Herrscherin, sein älterer Bruder, dem er nachgefolgt war, die Großmutter und eine Großtante waren in der Blüte ihrer Jahre von Meuchelmördern getötet worden. Gedrängt von den besorgten *Händen* der Krone, die sich anders außerstande sahen, ihren Herrscher wirksam zu beschützen, hatte der damalige Kronrat entschieden, daß die Krone nicht mehr in der Öffentlichkeit auftreten sollte. Diese Vorsichtsmaßnahme hatte den Vater der jetzigen Krone allerdings nicht mehr retten können. Bei dem Attentat, das ihn tötete, war die kleine Prinzessin schwer verletzt worden. Die Sicherheitsmaßnahmen waren danach so vervollkommnet worden, daß die junge Frau inzwischen wahrscheinlich hätte völlig unerkannt unter ihren Untertanen umherlaufen können, wenn ihr das erlaubt worden wäre.

Nur drei Menschen hatten noch einen engen Kontakt zu der Krone, und nicht einmal ihr eigener Kronrat wußte, wie sie aussah. Alle Anweisungen und Erlasse, alle ihre Wünsche wurden ausschließlich durch die beiden *Hände* und den Kammerherrn weitergegeben, die sie unbarmherzig von der Außenwelt abschirmten. Mir grauste bei der Vorstellung, wie unendlich einsam diese junge Frau sein mußte. Um nichts in der Welt hätte ich mit ihr tauschen wollen.

Wir verbrachten den Abend mit entspannter Plauderei in freundschaftlicher Stimmung. Karas zeigte echtes Interesse an meiner Zeit auf Salvok, und ich erzählte, beantwortete seine Fragen, dachte dabei wehmütig an alte Freunde und machte keinen Hehl aus dem Groll meinem Vater gegenüber. Karas lauschte all dem mit Geduld und Freundlichkeit, trank dabei eher mäßig und beschloß den Abend nicht allzu spät.

In der folgenden Zeit deckte er mich unbarmherzig mit Arbeit ein. Er selbst gönnte sich ebenfalls keine Schonung. Es kam sogar vor, daß er die eine oder andere Mahlzeit ausfallen ließ. Wie ein Besessener las ich alles, was der Kammerherr für nötig, wichtig oder einfach nur interessant hielt. Mein gutes Gedächtnis war mir dabei eine unschätzbare Hilfe. Nur dadurch, daß ich jede Akte, jede Notiz, jeden Vertrag nur einmal lesen mußte, um ihn vollständig bis zum letzten Komma im Kopf zu haben, konnte ich das Pensum, das Karas mir aufbrummte, überhaupt erledigen. Abends fiel ich erschlagen auf mein Bett und schlief wie ein Stein. Im Stillen bewunderte ich die Kraft und die Energie, mit der ein so viel älterer, nicht allzu gesunder Mann nicht nur das gleiche Arbeitspensum, sondern sogar noch ein Mehrfaches davon bewältigte.

Obwohl er mich so unerbittlich antrieb, ergaben sich wunderbarerweise doch immer wieder freie Zeiten, in denen ich mich zu Leonie fortstehlen konnte. Ich wußte, daß Karas das mit einigem Unbehagen sah, aber dennoch ermöglichte er mir regelmäßig

diese Besuche.

Leonie konnte an meinem Stottern nichts ändern, die Ursache entzog sich ihrer Magie. Ich war selbst erstaunt, wie leicht ich mich damit abfand; mir war alles gleich, solange ich nur dazu in der Lage war, mich anders als auf schriftlichem Wege zu verständigen.

Eines düsteren Nachmittages, an dem ein eisiger Schneeregen jeden Aufenthalt außerhalb der schützenden Burgmauern zur Qual machte, fragte ich Leonie nach dem seltsamen, fünfeckigen Spiel, das auf dem niedrigen Tischchen stand. Vor kurzem war eine neue Figur auf dem Brett erschienen, die sich schnell und zielstrebig auf das Zentrum zubewegte, und die anderen Figuren waren gemeinsam an der roten Linie entlang einige Zentimeter nach Süden gezogen, auf eine der blauen Linien zu. Nur die zwei in der Mitte standen noch immer unbewegt dort, wo ich sie das erste Mal gesehen hatte.

Ich griff nach der neuen Spielfigur und hob sie auf, um sie näher zu betrachten. Sie stellte eine schmale, hohe Gestalt dar, weder eindeutig männlich noch weiblich; mit einem wie aus Marmor gemeißelten Gesicht und haarlosem Schädel. Die Augen der Figur stellten blicklose Höhlen dar, in denen ganz tief unten ein unheimliches Feuer zu lodern schien. Ich bewunderte nicht zum ersten Mal das Können des unbekannten Künstlers, der diese kaum handgroßen Figuren mit einer solchen Liebe zum grotesken Detail geschaffen hatte.

Leonie sah mir schweigend und reglos zu. Erst, als ich sie bat, mir das Spiel zu erklären, bewegten sich ihre Hände und nahmen mir sanft das Figürchen aus den Fingern. Sie stellte es wieder an seinen Platz – seit gestern hatte es sich dem Zentrum um ein weiteres großes Stück genähert – und blickte lange versonnen auf das Spielbrett nieder.

Dann lächelte sie fast mutwillig und sagte fröhlich: »Ja, warum eigentlich nicht? Wenn du willst, bringe ich es dir bei.«

Natürlich ließ ich mir das nicht zweimal anbieten. Die Regeln des Spiels schienen auf den ersten Blick nicht allzu schwierig zu sein; vor allem ging es darum, daß einer der Spieler, und zwar derjenige, der die ›Spitze‹ des fünfeckigen Brettes erwürfelt hatte, seine einzelne Figur unbeschadet über das ganze Spielfeld bis zur Heimatlinie bringen mußte, wobei ihm die Route, die er dabei einschlug, völlig freigestellt war. Hatte er die Basislinie erreicht, gab es zwei Möglichkeiten: Er konnte ehrenvoll kapitulieren, was zu einem Unentschieden führte; oder er entschied sich für den Kronenschluß: Er brachte seine Figur unbeschadet über die rote Herzlinie zurück zum Zentrum, zur sogenannten ›Burg‹ und hatte damit das Spiel gewonnen.

Der Gegenspieler führte die ›Jäger‹, das waren Figuren, die die Spielfigur des ersten nach bestimmten Regeln behindern, von seinem Weg abbringen oder gefangennehmen konnten. Er hatte sogar unter Umständen die Möglichkeit, die einzelne Figur zu ›töten‹

und damit das Spiel für sich zu entscheiden.

Kompliziert wurde diese einfache Struktur dadurch, daß der erste Spieler auf die Jäger seines Spielpartners in einem gewissen Rahmen einwirken durfte. Das hing unter anderem von dem Ergebnis aus dem Wurf eines oder zweier achtseitiger Würfel ab; aber auch von Konstellationen und Bündnissen auf dem Spielbrett. An diesem Punkt von Leonies Erklärungen bat ich um eine Pause.

Sie lächelte sanft und sagte: »Wir spielen eine Partie, Elloran. Dann wirst du schnell begreifen, worum es geht. Mir fehlt im Augenblick ohnehin meine liebste Gegnerin, deine Großmutter. Vielleicht hast du ihr Talent für dieses Spiel ja geerbt.«

Ich erwürfelte die Spitze und durfte meine Spielfigur wählen. »Ich n-nehme den Narren«, sagte ich ohne nachzudenken.

Leonie blickte mich spöttisch an. »Das würde ich mir gut überlegen, Elloran. Der Narr ist eine sehr schwierige, unberechenbare Figur. Du solltest lieber mit dem Ritter oder der Königin anfangen.«

»Was ist m-mit der Weißen Frau?« fragte ich.

Sie legte den Kopf zurück und lachte ihr gurrendes Lachen. »Du bist ein Dickkopf, Elloran, genau wie deine Großmutter. Also gut, nimm den Narren, du kleiner Narr.«

Natürlich hatte sie recht. Ich war kaum über die erste blaue Linie hinausgekommen, da hatten mich ihre Jäger schon umzingelt und getötet. Ich verlangte Revanche, und sie gewährte sie schmunzelnd. Aber auch beim nächsten und übernächsten Versuch gelang es mir nicht, die Heimatlinie zu erreichen. Doch zumindest schaffte ich es beim dritten Anlauf, bis über das Zentrum hinauszukommen und zwei der Jäger dabei außer Gefecht zu setzen.

Leonie räumte das Brett frei und stellte die ursprüngliche Konstellation wieder her. Täuschte ich mich, oder hatte die neue Figur sich erneut um ein Stückchen auf die ›Burg‹ zubewegt?

»W-Warum haben wir eigentlich nicht mit diesen F-Figuren gespielt?« fragte ich neugierig. Für unser Spiel hatte Leonie einfachere, stilisierte Spielfiguren aus bemaltem Holz aus einem Kästchen genommen. Sie dienten ihrem Zweck, entbehrten aber des Reizes, den diese fein ausgearbeiteten Steinfiguren auf mich ausübten.

Leonie stellte behutsam den Narren wieder ins Zentrum des Brettes und sagte kurz: »Das sind Figuren für fortgeschrittenere Spieler, mein wißbegieriger junger Freund. Du bist noch lange nicht so weit, obwohl du dich für einen Anfänger heute gut geschlagen hast.« Sie schob eine Strähne ihres schneeigen Haares aus der Stirn und streckte sich dann wie eine Katze. »Genug für heute, Elloran. Wir sehen uns morgen wieder.« Sie schnippte leicht mit den Fingern, und die Tür öffnete sich für mich. Ich grinste sie an, und sie hob eine Augenbraue. Ich schloß kurz die Augen. Im Zimmer erloschen alle Kerzen. Sie schnaufte empört und sagte: »Jetzt mach aber, daß du rauskommst, du

unverschämter Bengel!« Die Kerzen flammten wieder auf. Ich wurde von einem heftigen Windstoß zum Zimmer hinausgefegt. Die Tür schlug zu, und immer noch kichernd ging ich zurück an meine Arbeit.

13

Das Leben auf der Kronenburg gefiel mir mehr und mehr, trotz der erbarmungslosen Strenge, mit der mein Herr und Meister mich antrieb. Ich arbeitete härter, als ich es je in meinem Leben getan hatte, aber ich genoß auch meine spärliche Freizeit wie noch nie zuvor. Inzwischen hatte ich einen Teil der Burg schon recht gut erforscht und weitete meine Expeditionen auf weiter entfernte Gebäudeteile aus. Doch der gesamte Komplex war derart verwinkelt und ineinander verschachtelt und dabei von so unfaßbarer Ausdehnung, daß ich wahrscheinlich ein Leben lang brauchen würde, jede Ecke der Burg zu erkunden.

Kammerherr Karas war ein überaus großzügiger Mann. Die schlichten, solide gearbeiteten Kleidungsstücke, die sein Schneider mir angefertigt hatte, bestanden aus edlem Stoff, wenn auch für meinen Geschmack etwas zu zurückhaltend in den Farben: die vorherrschenden Töne waren Dunkelgrün, Dunkelblau und Schwarz. Karas hatte sich strikt geweigert, sie mich selbst bezahlen zu lassen, was mir bei meinem Salär als sein persönlicher Sekretär ohne weiteres möglich gewesen wäre.

Unser Verhältnis war im Laufe der Wochen zu einer Vertrautheit gediehen, die mir noch immer ein wenig unheimlich war, die ich aber, wenn ich ehrlich zu mir war, auch immer mehr zu schätzen wußte. Ich genoß unsere friedvollen gemeinsamen Abendessen, nach denen wir bei einem vorzüglichen Wein die bemerkenswertesten Ereignisse des Tages rekapitulierten, er behutsam meine Fortschritte überprüfte und mir neue Lektüre empfahl, oder wir einfach nur entspannt und freundschaftlich beieinander saßen, schwiegen, tranken, plauderten.

Mit der Zeit lernte ich auch, mit seiner dunklen Seite fertigzuwerden. In Abständen, aber dennoch mit einer gewissen Regelmäßigkeit, erschien Kammerherr Karas morgens schweigsamer als sonst, fast mürrisch. Sein Blick war verschattet und der Mund verkniffen, er erledigte fast geistesabwesend und ohne den sonstigen Schwung seine Arbeit; aß so gut wie nichts und trank dafür schon früh am Tag mehr, als gut für ihn war. An solchen Tagen wußte ich, wie mein Abend aussehen würde. Ich blieb an seiner Seite, bis er sinnlos betrunken war und brachte ihn dann zu Bett. Mikel, sein Diener, war mir zu Anfang mit Mißtrauen und Eifersucht begegnet, aber inzwischen hatten wir uns stillschweigend auf einen respektvollen Waffenstillstand geeinigt. Ich hatte ein wenig den Eindruck, daß er nicht böse darüber war, wenn ich mich bei solchen Gelegenheiten statt seiner seines Herrn annahm.

Karas sprach nie über diese Abende. Morgens taten wir beide, als läge nichts anderes als das übliche gemeinsame Abendessen hinter uns, und gingen kommentarlos zur Tagesordnung über. Ich haßte es, den alten Mann, den ich schätzte und überaus achtete,

in einem solch würdelosen und beschämenden Zustand zu erleben. Dennoch erfüllte es mich auch mit Stolz, daß er mir gestattete, es zu tun. Karas arbeitete derart hart und nahm dabei so wenig Rücksicht auf seine Gesundheit, daß diese gelegentlichen Exzesse wahrscheinlich die einzige Möglichkeit für ihn darstellten, die Last des Alltags hinter sich zu lassen und etwas Entspannung zu finden.

Einmal fragte ich ihn, ob er nicht auch das spiel spiele, bei dem ich mir inzwischen geradezu besessene Kämpfe mit Leonie lieferte. Hin und wieder gelang es mir sogar, eine Partie zu einem Unentschieden zu führen, und es reizte mich, meine Fähigkeiten an einem anderen Gegner zu messen. Aber Karas lehnte das mit einer solchen Vehemenz, ja fast Wut ab, daß ich auf das Thema nicht mehr zurückkam.

Ich fragte Leonie, vorsichtig, weil sie meine bisherigen Versuche, sie über Karas ein wenig auszuhorchen, immer mit bissigem Sarkasmus abgewehrt hatte. Dieses Mal antwortete sie mir, was mich so überraschte, daß ich fast einen fatalen Zug mit meinen Jägern getan hätte, der mich mit Sicherheit aus dem Spiel geworfen hätte.

»Der Kammerherr«, sagte sie nachdenklich. »Wir haben ganze Nächte hindurch gespielt, deine Großmutter, Karas und ich.« Sie lächelte gedankenverloren in sich hinein. »Es gibt eine reizvolle, aber sehr schwierige Spielvariante zu dritt. Karas gewann sie fast immer, was deine Großmutter jedesmal zur Weißglut gereizt hat. Er war ein brillanter Spieler, aber er hörte damit auf, als seine Tochter starb. Dieses grauenhafte Unglück ...« Sie sprach nicht weiter, und ich wartete vergebens auf eine Erklärung. Magramanir flatterte zum Fenster herein und landete neben dem Spielbrett.

»Oh, hallo, Magramanir«, rief Leonie erheitert. »Wolltest du mitspielen?« Mir war schon des öfteren aufgefallen, daß sie nie Julian ansprach, sondern immer nur den Raben.

Magramanir schüttelte sich, und Julian sagte: »Um nichts in der Welt. Du weißt, wie sehr ich dieses alberne Spiel hasse. Es ist so – sinnlos. Holzfiguren über ein Brett schieben, als ginge es um Leben und Tod!«

Leonie lachte mit überraschter Erheiterung auf. »Nein, das habe ich allerdings nicht gewußt. Sag, kann ich etwas für dich tun, oder machst du uns nur einen Freundschaftsbesuch?«

Der Rabe kratzte sich hingebungsvoll mit einer schwarzen Kralle am Hinterkopf, und Julian sagte etwas verlegen: »Ich habe Neuigkeiten für dich. Aber es wäre mir lieber ...« Er unterbrach sich, und der Rabe betrachtete mich schweigend. Ich verstand und erhob mich.

»S-spielen wir morgen weiter, Leonie?« Sie nickte, und ich verabschiedete mich ein wenig verletzt von Julian und Magramanir. Früher als sonst von meiner Mittagspause zurück, platzte ich in Karas' Arbeitszimmer in ein offenbar vertrauliches Gespräch. Karas und sein Besucher sahen irritiert und unangenehm gestört auf. Karas' Miene zeigte

heftigen Zorn, ehe er mich erkannte und sein Blick etwas weicher wurde.

»Störe uns jetzt bitte nicht, mein Junge«, sagte er sehr bestimmt. »Ich gebe dir den Nachmittag frei. Wir sehen uns heute abend bei mir, einverstanden?«

Ich nickte, zum zweiten Mal innerhalb weniger Minuten des Raumes verwiesen, und wandte mich zum Gehen. Da mischte sich der Besucher des Kammerherrn mit einer hohen, flötenähnlichen Stimme ein. »Einen Augenblick noch, wenn Ihr erlaubt, Karas.« Ich zögerte und sah einen unwilligen Schatten über Karas' Gesicht huschen. Dann nickte er knapp. Der Besucher drehte sich zu mir um. Ich mußte mich zusammenreißen, um ihm meine Gefühle nicht zu zeigen. Dieser Fremde stieß mich auf den ersten Blick ab. Ich unterdrückte einen heftigen Schauder, als er jetzt aufstand und nahe zu mir trat. Er war groß, beinahe so groß wie ich, und überschlank, fast hager. Sein Schädel, der wie aus poliertem Marmor gefertigt schien, war vollständig haarlos mit unbewegten, wie gemeißelt wirkenden Zügen, einem schmalen, grausamen Mund und völlig farblosen Augen. Abgestoßen und gleichzeitig gefesselt sah ich sie an: Seine Augen waren weder grau, noch blau, noch grün; sie waren ohne jede Farbe und doch auch nicht einfach weiß. Die Wirkung war gespenstisch, so wie seine ganze Erscheinung unheimlich und mir auf unbeschreibliche Art widerlich war.

Der Mann griff ohne Vorwarnung nach meiner Hand. Ich mußte mich zwingen, sie ihm nicht angeekelt zu entreißen: Mein Handgelenk umklammerten eiskalte graue Finger, die sich anfühlten, als seien sie aus fühllosem Stein und nicht aus lebendem, atmendem Gewebe. Lieber hätte ich einen toten Fisch berührt, als diese leblosen Glieder. Er hielt meine Hand einen Atemzug lang fest und nickte dann, als habe sich bestätigt, was er erwartet hatte. Er setzte sich wieder zu Karas und sagte mit seiner seltsam geschlechtslosen Stimme: »Wo waren wir stehengeblieben, Karas?«

Ich stand wie erstarrt. Der Kammerherr scheuchte mich mit einer ungeduldigen Bewegung hinaus. Als ich leise die Tür schloß, hörte ich ihn sagen: »Es ging um den mutmaßlichen Verräter hier in der Burg, Botschafter Galen.« Einen Augenblick lang lehnte ich mich an die geschlossene Tür und atmete tief durch. Das war also der hochgeachtete Botschafter der Allianz, dessen scharfsinnige und humorvolle Berichte mir etliche unterhaltsame und gleichzeitig lehrreiche Tage beschert hatten. Ich schüttelte mich. Hoffentlich mußte ich diesem Mann niemals wieder begegnen!

Das blieb natürlich ein frommer Wunsch. In den nächsten Wochen arbeiteten Karas und der Botschafter so eng zusammen, daß ich dem unheimlichen Menschen schlecht aus dem Weg gehen konnte, auch wenn ich mich ehrlich darum bemühte. Anfangs dachte ich, Karas hege einen ähnlichen Widerwillen gegen den Botschafter wie ich und kaschiere das nur besser, weil er eben dazu gezwungen war, mit ihm zusammenzuarbeiten und vielleicht auch, weil er den zugegebenermaßen klugen Kopf des Mannes zu schätzen wußte. Aber als ich eines Abends dieses Thema anschnitt,

wurde ich eines Besseren belehrt.

Der Kammerherr schmunzelte verhalten, rollte einen Schluck des würzigen Glühweins abkühlend im Munde herum und sagte: »Beurteile Menschen nicht nur nach dem ersten Eindruck, Elloran. Galen ist ein sehr geistreicher, sehr scharfsinniger Mann. Sicher, man muß sich an ihn und seine, sagen wir, unterkühlte Art zuerst ein wenig gewöhnen, aber das lohnt sich durchaus. Du solltest dich einmal länger mit ihm unterhalten, ich bin sicher, du würdest ihn schon bald ähnlich zu schätzen wissen, wie ich es tue.« Ich antwortete nicht, sondern zog nur ein Gesicht. Das Lächeln in Karas' Gesicht vertiefte sich.

Wir kamen auf dieses Thema nicht mehr zurück, aber an meiner Meinung über den Botschafter änderte sich nichts. Ich verabscheute ihn von ganzem Herzen, und dabei sollte es auch bleiben. Aber immerhin, ich mußte eingestehen, daß der Botschafter geradezu aufopferungsvoll daran arbeitete, das überaus gespannte Verhältnis zwischen S'aavara und den Kronstaaten zu verbessern, das ihn doch im Grunde gar nicht betraf. Er erklärte sich sogar bereit, sich eine Woche lang mit dem Kronrat und Karas in Klausur zu begeben, um Veeloras Vorschläge für ein Abkommen, die er aus S'aavara mitgebracht hatte, in eine für alle Seiten annehmbare Form zu bringen.

Diese Woche kostete alle Beteiligten den letzten Rest ihrer ohnehin strapazierten Nerven. Der Kronrat, ein Haufen starrköpfiger und bornierter alter Frauen und Männer, die die höchsten Adelsgeschlechter der Kronstaaten repräsentierten, verwarfen jeden der Vorschläge, die Karas und der Botschafter in den vergangenen Wochen mühevoll erarbeitet hatten. Einer von ihnen, der Herr von Nydendahl, ein uralter, knochiger Norrländer, verstieg sich sogar zu der Äußerung, wenn die T'jana-Fürsten einen Krieg wollten, warum, bei allen bösen Geistern, man ihnen dann nicht gäbe, was sie verdienten?

Ich sah nur, wie Galen und der Kammerherr einen enttäuschten Blick wechselten, bevor Karas müde um eine Vertagung der Sitzung bat. Das Ergebnis der Woche war, daß Karas und Galen mit dem Auftrag, sich bitte etwas Besseres einfallen zu lassen, in der ersten Frühlingswoche glücklich wieder da angelangt waren, wo sie Mitte des Dunklen Winters begonnen hatten.

Mein siebzehnter Geburtstag, der mich, wenn ich ein Junge gewesen wäre, offiziell zum Mann gemacht hätte, ging völlig unbeachtet vorbei. Noch nicht einmal ich selbst hatte an ihn gedacht, und erst eine leicht verspätete, spöttische Grußbotschaft von Julian erinnerte mich daran. Magramanir landete auf meiner Schulter und ließ ein winziges Päckchen, das sie im Schnabel transportiert hatte, zu Boden fallen, so daß ich erst einmal auf Händen und Füßen durch den Schnee kriechen mußte, um es wiederzufinden. »Alles Gute zum Geburtstag, lieber Elloran, und immer schön üben!« krächzte sie mit Julians

Stimme. Dann flog die Rabenfrau fort, und ich kniete lachend im Schnee, einen kaum handtellergroßen Spiegel in der Hand. Anscheinend war es Julian nicht entgangen, daß Leonie nachdrücklich damit begonnen hatte, mich in den Feinheiten der Spiegelmagie zu unterweisen – was er davon hielt, wußte ich ja zur Genüge.

Leonie, der ich den Spiegel zeigte, lächelte verhalten und sah mich dann mit ihren unergründlichen Augen an. »Du bist jetzt wie alt? Sechzehn? Ein Erwachsener, Elloran. Erschreckt dich das?«

Ich hatte, ehrlich gesagt, noch überhaupt nicht darüber nachgedacht, was das für mich bedeutete. Als der Erbe von Salvok wäre ich vor wenigen Tagen offiziell und feierlich zum Nachfolger Moraks ernannt worden, wenn ich noch zu Hause gewesen wäre ... Seltsam, daß ich daran gar nicht gedacht hatte. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß Morak es geschafft hätte, diese Zeremonie irgendwie zu verhindern. Aber Salvok war so weit fort – mein Leben verlief hier, das wurde mir jetzt so bewußt wie nie zuvor.

Leonie sah meine nachdenkliche Miene und sagte: »Denk in Ruhe über meine Frage nach, Elloran. Was willst du mit deinem Leben anfangen? Du bist kein Kind mehr, und du solltest aufhören, andere Leute über dich entscheiden zu lassen. Was stellst du dir vor?«

Mir war klar, wen sie mit ›andere Leute‹ meinte. Ihre Frage beunruhigte mich zutiefst. War ein Leben als Hofbeamter, wie Karas es mir anbot, wirklich das Leben, das ich mehr als alles andere zu führen wünschte? Was war es, das Leonie mir anbot, zwar nie ausgesprochen, aber doch immer da, verlockend, ungewiß ...

Ich saß lange schweigend und grübelnd da, bis Leonie mich neckend am Ohr zupfte und sagte: »Komm, Elloran, du mußt nicht alle Probleme der Menschheit an einem Nachmittag lösen. Behalte meine Frage nur im Auge, das ist alles, was ich von dir verlange. Jetzt zeige mir, was du gestern gelernt hast.«

Ich vergaß ihre Frage nicht und begann, meine Arbeit für den Kammerherrn sehr kritisch zu beobachten. Es war eine sicher sehr wichtige, ehrenhafte und oft stumpfsinnige Plackerei für das ›Wohl der Krone‹, die ich persönlich nie zu Gesicht bekommen würde. Mir fielen Karas' ketzerische Worte zu Leonie wieder ein, aus einer Verzweiflung heraus geäußert, die ich immer noch nicht zu deuten wußte: Die Krone ist eine harte Herrin.

In diese Zeit des ersten Frühlings fiel erneut eines von Karas' heftigen Zechgelagen. Es war kurz nach der Klausurwoche mit dem Kronrat – und weil ich den Kammerherrn inzwischen recht gut einzuschätzen wußte, hatte ich schon damit gerechnet. Es begann wie immer: Karas weigerte sich, etwas zu essen, fuhr mich grundlos und unverhältnismäßig scharf wegen einer Akte an, die er selbst in der Unordnung auf seinem Schreibtisch verlegt hatte, und schickte mich mittags zum Kellermeister Radolf,

damit ich ihm einen Krug Wein holte.

Radolf bohrte seine Zunge in die Wange, schnitt eine ulkige Grimasse, um mich zum Lachen zu bringen und drückte mir einen großen Krug mit dunklem Rotwein in die Hände.

»Meinst du, er kommt damit aus?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Wenn nicht, k-komme ich noch mal vorbei, und hole Nachschub.«

»Tu das, Junge. Ich freue mich immer über Besuch«, beschied mir der dürre Norrländer mit breitem Lächeln.

Karas beendete äußerst übelgelaunt den Tag früher als sonst und zog sich mit einem frischen Weinkrug in sein Quartier zurück. Ich legte mich mit der Aussicht auf einen langen, ermüdenden Abend für zwei Stunden aufs Ohr und betrat dann die Gemächer des Kammerherrn. Heute war er zur Abwechslung eher streitlustig gestimmt. Schon nach wenigen Minuten wußte ich, daß ich den Abend nicht überstünde, wenn ich selber nüchtern blieb. Also griff ich opferbereit nach einem Becher und versuchte, mit Karas mitzuhalten. Glücklicherweise hatte er einen halben Tag und fast zwei Krüge Vorsprung, sonst hätte Mikel uns am Ende noch beide ins Bett bringen müssen.

So aber schaffte ich es gerade noch, zwar heftig um mein Gleichgewicht bemüht und von Wellen der Übelkeit zeitweilig außer Gefecht gesetzt, den Kammerherrn eigenhändig zu versorgen und mich selbst, wenn auch vollständig bekleidet, auf mein schwankendes Bett zu werfen. Mein Erwachen am anderen Morgen war entsprechend qualvoll. Ich wechselte die Kleider und traf mit Verspätung zum Frühstück bei Karas ein.

Der Kammerherr saß sehr aufrecht in seinem Sessel, die Hände um den silbernen Knauf seines Stockes gekrampft, sein Gesicht fahlgrau und verkniffen – und herrschte mich an: »Was fällt dir ein, mich warten zu lassen?« Ich stammelte verletzt eine Entschuldigung, die sehr ungnädig angenommen wurde. Er stemmte sich auf die Beine, wobei er meine Versuche, ihm dabei zu helfen, schroff abwehrte, und zwang mich durch sein ungewohnt forsches Tempo, mit brummendem Schädel hinter ihm her zu seinem Arbeitszimmer zu stolpern.

Es ging mir herzlich elend, und Karas schien es an diesem Vormittag darauf anzulegen, daß es mir noch schlechter ging. Ich begann, ihn und seinen verdrießlich zusammengepreßten Mund, der nur bösartige, zynische Bemerkungen über meine mangelhaften Fähigkeiten ausspie, nach Strich und Faden zu hassen. Sehr früh am Vormittag begann er, den Rest des Weines auszutrinken, den ich ihm am gestrigen Tag geholt hatte, und wurde dadurch nur noch unleidlicher.

Ein Mitarbeiter, der des Kammerherrn giftige Anmerkungen zu einer eher unwichtigen Verwaltungsangelegenheit über sich ergehen lassen mußte, war nach einigen Minuten den Tränen nahe und warf mir hilfesuchende Blicke zu, die ich nur genauso unglücklich

erwidern konnte. Karas holte schwungvoll zu einer neuerlichen Schimpfkanonade aus, wechselte unversehens die Farbe und klappte den Mund wieder zu.

»Wir sprechen später darüber«, sagte er zu dem verblüfften und erleichterten Beamten und schickte ihn mit einer unwirschen Handbewegung hinaus. Dann saß er eine Zeitlang mit geschlossenen Augen da und rang schwer und keuchend nach Luft. Ich bemerkte mit hämischer Genugtuung die Schweißperlen auf seiner Stirn. Karas legte die Stirn in die zusammengekrampften Hände und flüsterte fast unhörbar: »Sag alle weiteren Termine für heute und morgen ab.«

Ich wandte verblüfft ein: »Aber der B-Botschafter ...«, doch er unterbrach mich heftig: »Tu, was man dir aufträgt, Bursche! Ich bin in meinem Quartier und erwarte dich dort!«

Mit hochrotem, zornigem Kopf stürmte ich aus dem Arbeitsraum und machte meine Runde. Nein, für heute sei alles abgesagt, der Kammerherr sei indisponiert. Nein, auch morgen sehe es eher schlecht aus. Ja, übermorgen stünde *domu* Karas sicherlich wieder zur Verfügung.

Meine letzte Station war der Botschafter, der die Nachricht mit unbewegtem Gesicht entgegennahm. »Kann ich etwas für den Kammerherrn tun? Soll ich ihm meinen Heiler schicken?« fragte er kalt, und ich verneinte.

Immer noch vor Wut kochend, begab ich mich zu Karas' Privaträumen. Er lagerte im Schlafrock auf seinem Diwan und empfing mich, kaum daß ich einen Schritt in den Raum getan hatte, mit der barschen Anweisung: »Lauf zu Radolf und bitte ihn um eine ordentliche Portion von seiner stärksten Medizin!«

Ich salutierte, bellte: »Zu B-Befehl!« und knallte die Tür hinter mir zu.

Radolf machte ein bedenkliches Gesicht, als ich die Bestellung aufgab. »Ist es ein sehr schlimmer Anfall?«

»Er kujoniert alle in seiner Umgebung, mich am m-meisten und hat für z-zwei Tage alle Termine abgesagt«, antwortete ich knapp und böse. Radolf pfiff tonlos und verschwand im Keller. Nach einigen Minuten tauchte er mit einer großen Kanne und einem kleineren Krug in der Hand wieder auf und stellte beides vor mich hin.

»Wenn das nichts nützt«, er wies auf die Kanne, »dann gib ihm von dem anderen Zeug. Aber vorsichtig, das brennt Löcher in Schuhsohlen!«

Karas einziger Kommentar war: »Wo hast du dich die ganze Zeit rumgetrieben?« Dann riß er mir den Becher aus der Hand, den ich ihm gerade reichen wollte und füllte ihn sich selbst. Der betäubende Dunst von schwerem, dunklem Würzwein erfüllte den kleinen Raum. Mit abstoßender Hast schüttete Karas den Wein hinunter und schenkte sich sofort mit zitternden Händen nach. Mich überkam ein heftiges Ekelgefühl bei seinem Anblick. Ich ging schnell hinaus, ohne ihn um Erlaubnis gefragt zu haben.

Nach einigen Stunden Schlaf fühlte ich mich etwas besser und raffte mich auf, um nach Karas zu sehen. Er lag halb bewußtlos auf dem Diwan, besoffen wie ein Schwein und

atmete schwer und röchelnd. Die Kanne lag leer neben ihm. Diese Menge Wein hätte eigentlich ausreichen müssen, um eine Kompanie Wachsoldaten in gehobene Stimmung zu versetzen. Ich wandte mich angewidert ab und wollte wieder in mein Bett zurückkehren, da hielt mich seine Stimme auf.

»Mein lieber Junge«, murmelte er schleppend. Ich stand da, mit dem Rücken zu ihm. Irgend etwas hinderte mich daran, einfach wieder zu gehen. Karas seufzte, und ich fand mich an seinem Lager wieder, seine Hand in der meinen. Seine Augen irrten unstet umher, suchten meinen Blick. Mein Zorn war fort, wie weggeblasen. Heftiges Mitleid für ihn erfüllte mich. Karas drückte schwach meine Hand, und seine Lippen formten eine lautlose Bitte um Vergebung. Ich verbrachte die Nacht wachend neben ihm, lauschte seinen schweren, mühsamen Atemzügen und dachte nach. Irgendwann gegen Morgen kam sein Diener herein, und ich schickte ihn zu Radolf, um mehr Wein zu holen. Ich hatte das Gefühl, daß die Sache noch nicht ausgestanden war.

Karas rührte sich, kurz nachdem Mikel mit dem Wein zurückgekehrt war, und ich ihn wieder fortgeschickt hatte. »Bitte«, flüsterte er. »Bitte.« Ich setzte den Becher an seine Lippen. Er trank gierig, und seine Hand krallte sich krampfhaft um meine. Dann lag er sehr ruhig. Ich wischte ihm den Schweiß vom Gesicht.

»M-möchtet Ihr nicht lieber in Eurer Bett?« Er nickte schwach, mit geschlossenen Augen. Ich hievte ihn mit geübtem Griff empor und führte den taumelnden, schwankenden, nahezu bewußtlosen Mann hinüber in das andere Zimmer. Dort half ich ihm aus dem Schlafrock und ließ ihn behutsam auf sein Bett niedersinken. Ich deckte ihn sorgfältig zu und vernahm voller Sorge seinen röchelnden, schluchzenden Atem. Sein Gesicht war leichenblaß und eingefallen, und Tränen schimmerten auf seinen Wangen.

»S-soll ich einen Heiler holen, *domu*?« fragte ich, überzeugt, daß nicht nur der Alkohol an seinem Zustand schuld sein konnte.

»Nein!« fuhr er empor. »Nein ...« Er fiel zurück in die Kissen. »Das hat ja doch keinen Sinn.« Seine Stimme versagte. »Gib ... gib mir ...«

Ich hielt seine Hand fest, die blind nach dem Becher tastete und fragte unsicher: »Wäre es nicht b-besser, wenn Ihr damit aufhörtet? Ihr b-bringt Euch um, Kammerherr!« Er lachte: heiser, stoßend, hustend. Es tat mir weh, das zu hören. »Bitte, *domu*!« flehte ich. Er tastete schluchzend vor Begierde immer noch nach dem Becher. Ich gab ihn ihm in die Hand und sah verstört zu, wie er den Wein hinunterstürzte, im Trinken schon nach mehr verlangend. Ich tat ihm seinen Willen, während Tränen der Hilflosigkeit über mein Gesicht liefen.

»Erzähl mir etwas«, bat er kurzatmig. »Erzähl mir ...« Ich wußte nicht, was er wollte und redete einfach los, von Schluchzern geschüttelt. Sprach über Nikal, über Jemaina, über Tom ... Irgendwann bemerkte ich, daß sein Griff um meine Hand sich gelockert hatte und er eingeschlafen war.

Vier Tage und drei Nächte lang hielt ich an seinem Bett durch, sah zu, wie er trank und schlief, trank und weinte, trank und unverständliches Zeug murmelte, trank und trank. Ich stand nur auf, wenn ich sicher war, daß er schlief, ging ruhelos ein paar Schritte auf und ab, setzte mich wieder zu ihm. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Jedes meiner Angebote, einen Heiler zu rufen, hatte er so vehement abgeschmettert, wie ihm das in seinem Zustand nur möglich war. Zwischendurch nutzte ich immer wieder meine im Arbeitshaus erworbene Fähigkeit, mit offenen Augen minutenlang zu schlafen, bis Karas sich erneut regte und nach Wein verlangte. Aus einem dieser Nickerchen weckte mich ein rauhes Flüstern.

»Vee. Veela. Bitte. Bitte, Vee.« Ich beugte mich zu ihm hinunter und sah seine Augen flehend auf mich gerichtet.

»Ich b-bin es, *domu*«, sagte ich begütigend. »Elloran. Ich bin hier b-bei Euch.«

Er reagierte nicht auf meine Worte, sah mich nur weiter an, während die Tränen über sein Gesicht liefen und murmelte mit schwerer Zunge: »Veela. Bitte, ich kann nicht mehr. Mach ein Ende, Vee ...« Seine Finger umklammerten meine Hand, und er zog mich mit aller verbliebenen Kraft zu sich herunter. »Du hast es mir versprochen«, wisperte er in mein Ohr. »Du hast mir versprochen ...« Seine Stimme verklang. Der Griff um meine Hand lockerte sich, aber sein gepeinigter Blick hielt mich fest und zerrte an mir.

In meiner Verzweiflung griff ich zu Radolfs Mittel für den Notfall, dem kleinen Krug, der einen klaren, starken Schnaps enthielt, und flößte Karas seinen Inhalt ein. Danach fiel der Kammerherr in eine Bewußtlosigkeit, die es mir erlaubte, einige Stunden unruhigen Schlafs in meinem Bett zu verbringen. Aber dann rief mich erneut Mikel, und ich saß wieder neben Karas' Bett, hielt seine immer kälter werdende Hand und sprach auf sein teilnahmslos gequältes, graues Gesicht ein.

Ich war in einen meiner kurzen, wenig erholsamen Schlummer gefallen, als leise, raschelnde Schritte mich weckten, die sich Karas' Bett näherten. Ich schreckte hoch, seine Hand immer noch in meiner Hand, und spürte eine langfingrige Berührung auf meiner Schulter. »Kleiner Narr«, sagte eine vertraute Stimme, »warum hast du mir nicht Bescheid gesagt?«

»Leonie«, rief ich gedämpft und sprang auf.

Sie beugte sich über den Kammerherrn und zog eine kleine Phiole aus ihrer Tasche. Er öffnete zum ersten Mal seit Stunden wieder die Augen und sah zu ihr auf.

»Nein«, flüsterte er matt. Ich sah den hilflosen Zorn in seinem eingefallenen Gesicht.

»Karas, du sturer alter Hund«, sagte Leonie fast zärtlich. »Ich bin nicht deine Feindin. Wann begreifst du das endlich?« Sie griff mit sanfter Gewalt zu und zwang ihn unnachgiebig, den Inhalt der Phiole zu schlucken. Er wehrte sich schwach, und ich konnte nur wie erstarrt dabei zusehen. Endlich hatte sie es geschafft, sein Gesicht

erschlaffte, die abwehrenden Hände fielen herab, und seine Augen schlossen sich.

»Du bist so dickköpfig, Kammerherr«, murmelte Leonie. »Genau wie deine Mutter – und fast so stur wie dein verdammter Vater.« Sie lachte gurrend. »Erspar mir d-deine Ratschläge, W-Weib«, imitierte sie spöttelnd die heisere Stimme eines Mannes und deckte dabei den Bewußtlosen liebevoll zu.

Dann wandte sie sich zu mir. »Geh zu Bett, Elloran. Das Schlimmste ist vorbei. Beim nächsten Mal holst du mich gefälligst und läßt mich nicht erst nach dir suchen, hörst du?« Ich nickte betäubt und ließ mich von ihr zu Bett bringen wie ein kleines Kind.

Ich mußte einen Tag und eine Nacht geschlafen haben wie ein Toter. Als ich aufwachte, fühlte ich mich noch immer zerschlagen. Ich sprang in meine Kleider und rannte fast zu Karas' Quartier. Dort erwartete mich eine Überraschung: Der Kammerherr saß aufrecht in seinem Bett, umgeben von Papieren und Aktenmappen und winkte mir munter zu, als ich eintrat.

»Guten Morgen, mein lieber Junge. Wie geht es dir?« Er sah noch nicht gesund aus, sein Gesicht war immer noch erschreckend grau, und die Hände bebten stark, aber in seinen Augen stand wieder der alte, verschmitzte Ausdruck, und seine Stimme, obwohl schwach, verriet unverwüstlich gute Laune.

Ich schnaufte erleichtert und ließ mich neben seinem Bett auf den Sessel fallen, in dem ich etliche schreckliche Stunden durchlebt hatte. Karas schob einen Stapel Papier beiseite und beugte sich zu mir. Er nahm meine Hände und drückte sie stumm und um Worte verlegen. Ich lächelte ihn breit und etwas zittrig an und erklärte nachdrücklich: »Ich bin sehr f-froh, daß es Euch besser geht, *domu* Karas!«

Er ließ mich los und kicherte schwach. »Die alte Hexe hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet.« Besonders zu freuen schien ihn das allerdings nicht. Er räusperte sich und sagte dann geschäftsmäßig: »Es ist sehr viel Arbeit liegengeblieben, mein Sohn. Fühlst du dich in der Lage, einige Papiere mit mir durchzugehen, oder brauchst du noch Ruhe?«

Ich beeilte mich, ihm zu versichern, daß ich ganz und gar erholt sei und darauf brenne, an meine Arbeit zurückzukehren – was nur sehr bedingt der Wahrheit entsprach. Wir verbrachten ein oder zwei unterhaltsame Stunden damit, eine wunderbar verschnörkelte, unverständliche, mit Paragraphen und Zitaten aus Erlassen der Krone gespickte Antwort auf eine verworrene Beschwerde eines Kronratsmitglieds gegen eine seiner Meinung nach unzumutbare Entscheidung des Kammerherrn zu entwerfen.

Dabei blieben wir keineswegs ungestört: nachdem uns kurz hintereinander zwei Beamte, ein Schreiber, ein Bote des Burgvogtes und Meister Rowald persönlich in der Formulierung eines besonders verwickelten Satzes unterbrochen hatten, knurrte Karas erbost: »Schließ die Tür ab, Junge, sonst werden wir nie damit fertig!«

Gerade wollte ich den Riegel vorschieben, da klopfte es erneut, und Botschafter Galens Stimme fragte: »Ist es erlaubt?«

Ich drehte mich fragend zu Karas um. Er hob ergeben die Hände und sagte bissig: »Da ich heute anscheinend zur Besichtigung freigegeben bin – bitte!«

Ich öffnete die Tür und ließ Galen eintreten. Er nickte mir zu und ließ sich neben dem Bett auf einen Stuhl sinken. Der Kammerherr und er musterten sich eine Weile wortlos, dann hob der Botschafter seine Hand und berührte Karas mit zwei Fingern am Handgelenk. Er sagte nichts. Sein Gesicht blieb so unbewegt wie immer. Karas zuckte leicht zusammen, ließ die Berührung aber stillschweigend zu.

»Ich würde sehr gerne meinen Heiler vorbeischicken, damit er nach Euch sieht«, sagte Galen.

Karas schüttelte sich und knurrte: »Damit er mich wieder beschimpft und mir sagt, ich müsse nur aufhören zu trinken, mich mehr bewegen und vor allem abnehmen? Nein, danke, Botschafter. Sein letzter Besuch hat mich vor allem davon kuriert, ihn jemals wieder zu konsultieren! Ich begreife nicht, wie Ihr einen derart ruppigen, unhöflichen Menschen als Euren persönlichen Heiler mit Euch herumschleppen könnt. Allein seine jederzeit schlechte Laune würde ausreichen, mich wirklich krank zu machen.«

Galen verzog keine Miene. »Er ist der Beste«, sagte er gelassen.

Karas lachte laut auf und winkte ab. »Ich danke Euch für Euer Angebot, Botschafter. Aber ich fühle mich großartig und bleibe nur aus reinem Eigennutz noch ein wenig in meinem Quartier. Hier läßt mich der Kronrat halbwegs in Ruhe, und außerdem können meine Beamten einmal zeigen, daß sie ohne mich viel besser klarkommen. Das tut ihnen und mir von Zeit zu Zeit sehr gut.«

Galen nickte kühl und stand auf. »Ich werde für längere Zeit nicht in der Burg sein, da ich einiges zu erledigen habe, was sich von hier aus nicht bewerkstelligen läßt. Ich melde mich bei Euch, sobald ich zurück bin, Kammerherr.« Er verabschiedete sich mit einem knappen Nicken. Ich atmete auf. Wahrscheinlich würde ich mich nie an die eisige Art dieses Mannes gewöhnen. Jedes Gefühl schien ihm so fremd zu sein wie einem Fisch das Singen.

»Das alte Schlitzohr«, sagte Karas nachdenklich. »Was mag er nur jetzt wieder aushecken?« Er erklärte nicht, was er damit meinte.

Ich sah mit Sorge, daß Karas' Gesicht mit jeder weiteren Stunde fahler und erschöpfter aussah. Deshalb gab ich am späten Mittag vor, völlig erledigt zu sein, und ließ mich von Karas ins Bett schicken. Vorher nahm ich ihm das Versprechen ab, selbst auch etwas zu ruhen, und er gab erstaunlich bereitwillig nach. Das sagte mir fast mehr über seinen Zustand als sein elendes Aussehen.

Gegen Abend – ich hatte wirklich ein paar Stunden geschlafen und einen kleinen Happen gegessen – machte ich mich auf, um nach Karas zu sehen. Er war nicht allein,

neben seinem Bett stand ein Mann, der sich über ihn beugte und irgend etwas mit dem lautstark protestierenden Kammerherrn anstellte, das ich nicht erkennen konnte.

»Haltet doch, verdammt noch mal, still«, fluchte der Mann, und Karas jammerte: »Das tut aber, verdammt noch mal, weh!«

»Das täte überhaupt nicht weh, wenn Ihr Euren idiotischen Kopf nicht so verdrehen würdet!«

»Ich verdrehe meinen idiotischen Kopf, damit ich sehe, was Ihr mit Euren verfluchten Fingern tut!«

»Das geht Euch, mit Verlaub gesagt, einen Scheißdreck an!«

»Nicht, solange Ihr an *mir* herumpfuscht, verehrter Pferdedoktor!«

»Wenn Ihr nicht endlich stillhaltet, binde ich Euch am Bettpfosten fest!«

»Untersteht Euch, oder ich lasse Euch bei Wasser und Brot ins tiefste Verlies werfen!«

»Versucht das nur, Kammerherr, versucht das nur! So, fertig.«

Der Mann trat einen Schritt zurück und verstaute einige Instrumente in seiner Tasche, während Karas schimpfend seinen Schlafrock richtete. Ich räusperte mich heftig und sagte: »H-hallo, Akim.«

»Hallo, Landplage«, knurrte der Heiler. »Du stotterst ja immer noch.« Er drehte sich um und sah mich finster an. Ich bemerkte, daß Karas uns neugierig musterte. Ich grinste, selbst überrascht, wie sehr ich mich freute, den Heiler wiederzusehen.

»S-seid ihr alle hier? Wo ist ...«

Akim ging an mir vorbei zur Tür. »Ich bin alleine hier«, antwortete er mürrisch. »Galen hat mich zurückgerufen, damit ich mir den Kammerherrn ansehe. Und jetzt reise ich mit ihm wieder ab.«

Ich folgte ihm ins vordere Zimmer und sagte erschreckt: »Galen. N-Natürlich, daher kannte ich diesen N-Namen!« Ich schüttelte mich vor Ekel und stieß hervor: »Ich begreife jetzt, w-warum ihr eine s-solche Angst vor ihm hattet, Tom und du.«

Er blieb jäh stehen. Ich sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete. »Angst«, sagte er mit einem unterdrückten Beben in der Stimme, das mir einen heillosen Schrecken einjagte. Der Blick, der mich fixierte, war hingegen beinahe amüsiert zu nennen. »Angst«, wiederholte er. »Das ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck.«

Er öffnete die Tür, und ich rief hastig: »W-würdest du Tom ...«

»Ich grüße ihn«, rief er knapp und bog um die Ecke.

Karas sah mir neugierig entgegen, als ich wieder ins Zimmer trat. »Du scheinst den Heiler des Botschafters ja recht gut zu kennen«, bemerkte er.

Ich mußte schlucken, die Begegnung hatte mich aus meinem neuerworbenen Gleichgewicht gebracht. »Ja«, sagte ich mühsam. »Ich b-bin mit ihm und seinem F-Freund ein großes Stück des Wegs hierher gereist.«

Tom. Ich hatte seit Wochen nicht mehr an ihn gedacht. Ich dachte überhaupt nicht

mehr viel an meine Vergangenheit, die Gegenwart hielt mich viel zu sehr in Atem.

Karas nickte sehr nachdenklich. Dann schüttelte er sich und machte ein unbehagliches Gesicht. »Dein Heilerfreund hat mir eine Standpauke gehalten, die sich gewaschen hat«, grummelte er. »Ein grober Klotz, dieser junge Mensch. Aber ich denke, ich werde brav sein und mich jetzt hinlegen, wie er mir befohlen hat. Er bringt es fertig und kommt in einer Stunde, um nachzusehen, ob ich seinen Anweisungen folge!«

Ob wegen oder trotz Akims Behandlung, in den nächsten Tagen ging es mit Karas' Befinden rapide bergauf. Nach zwei weiteren Tagen war er wieder auf den Beinen und scheuchte mich in alter Form durch die Gegend. Es war vieles liegengeblieben, was wir nun sichten und je nach Wichtigkeit möglichst sofort erledigen mußten oder erst einmal auf einen Stapel irgendwann demnächst schichten konnten. Karas vergrub sich schimpfend und die Haare raufend in den Bergen von Papier und schickte mich pausenlos hin und her, um verlegte Akten zu suchen, säumige Beamte anzutreiben und im Archiv nach Vorgängen zu suchen, die sich irgendwie aus seinem Arbeitszimmer verlaufen hatten.

Im Zuge einer solchen Suche betrat ich eines späten Nachmittags nach langer Zeit einmal wieder Meister Rowalds Domäne. Die Schreibstube summte vor Geschäftigkeit. Ich begrüßte den Alten herzlich und fragte ihn nach dem Verbleib des gesuchten Aktenvorgangs.

Er überlegte einen Augenblick lang, dann schnalzte er mit der Zunge, nickte und bat mich, ein paar Minuten zu warten, er sähe im Archiv nach.

Ich schaute aus dem Fenster auf den großen Hof hinunter und dachte über eine Spielstrategie nach, die mir beim Mittagessen eingefallen war, und mit der es mir höchstwahrscheinlich gelänge, Leonie zu überraschen. Im Geiste malte ich mir ihr verblüfftes Gesicht aus und hörte ihr spöttisches Lob, als ich bemerkte, daß mich jemand ansprach. Es war der große, vierschrötige Schreiber Jord. Ich hatte nicht verstanden, was er mich gefragt hatte, und bat ihn höflich, seine Worte zu wiederholen.

Er sah mich starr an und sagte: »Wie gefällt es dir, der persönliche Begleiter des Kammerherrn zu sein?« Ich murmelte etwas Unverbindliches, weil mich irgend etwas an seinem Ton störte. Einige der anderen Schreiber ließen ihre Arbeit ruhen und blickten uns gespannt an. »Ja«, sagte Jord gedehnt, »so viel Glück hat nicht jede Bettwanze, daß sie von dem hohen Herrn persönlich aus dem Arbeitshaus geholt wird. Aber so ein hübsches Kerlchen wie du ...« Er grinste breit und dreckig, und die anderen lachten beifällig. Ich ballte um Beherrschung bemüht die Fäuste und bat ihn in sehr kontrolliertem Ton um eine Erklärung seiner Worte.

Er sah sich unschuldsvoll um und sagte: »Warum, was habe ich denn gesagt?« Der Schreiber, der hinter ihm saß, kicherte. »Immerhin«, fuhr Jord fort, »wir sollten dankbar

und glücklich sein: Der gnädige Herr läßt sich inzwischen herab und spricht mit uns gemeinem Volk.« Er hob seine fleischige Hand und spuckte hinein. Dann hielt er mir Hand samt Inhalt unter die Nase und sagte: »Bitte sehr, ist das nicht Eure Leibspeise, edler Herr? Leckt es nur ruhig ab, scheut Euch nicht! Ich habe noch mehr davon.« Die Schreiber kreischten vor Wonne. Ich biß die Zähne aufeinander und wollte mich an ihm zur Tür vorbeidrängen, aber zwei seiner Kollegen bauten sich mit verschränkten Armen und erwartungsvoller Miene vor ihr auf.

»Nanu, so empfindlich bei einem kleinen Scherz? Lauf doch zu deinem Herrchen, kleiner Buhljunge, wein dich bei ihm aus. Wie ist es denn, dem alten Mann das Bett zu wärmen?« höhnte Jord. Das Grinsen war aus seinem Gesicht verschwunden, ich sah nur noch den blanken Haß. »Kriechst du ihm auch schön in den Hintern dafür, daß er dich ein bißchen an seiner Macht schnuppern läßt? Was treibt ihr denn so miteinander, wenn du eine Woche lang nicht aus seinem Schlafzimmer herauskommst? Sauft ihr dabei nur den königlichen Weinkeller leer, oder schleckst du lieber den fetten alten Krüppel von oben bis unten ab?«

Blind vor Wut ballte ich meine Faust und schlug ihm mitten in seine breite, geifernde Visage. Darauf hatten einige der anderen anscheinend nur gewartet, sie johlten und warfen sich auf mich. Ich hörte, wie Bartold seine Kollegen bat aufzuhören, doch sein Appell verhallte wirkungslos. Bis Rowald eintrat und in äußerst scharfem Ton um eine Erklärung für das Geschehen bat, blutete ich aus der Nase, meine Lippe war aufgeplatzt, ein Auge schwoll zu, und mein liebstes, pflaumenblaues Wams hing in Fetzen von meiner Schulter. Ich tupfte mit dem Handrücken das Blut von meinem Mund, wischte mir das wirre Haar aus den Augen – weiß Göttin, wo bei der Prügelei mein Haarband hingeraten war – und bat Rowald, die gefundene Akte zu Karas bringen zu lassen, ich müsse mich erst ein wenig restaurieren, ehe ich dem Kammerherrn unter die Augen treten könne.

Ich richtete meine Kleider, so gut es eben ging und verließ aufrecht und um würdevolle Haltung bemüht den Raum. Hinter mir hörte ich Rowald, den ich für einen der friedlichsten, ruhigsten Menschen hielt, wie einen gereizten Stier losbrüllen. Für einige Atemzüge lehnte ich mich gegen die kühle Wand des Ganges. Meine Knie waren weich, und die unzähligen Schrammen und blauen Flecken, die mein Gesicht und meinen Oberkörper überzogen, begannen jetzt erst richtig zu schmerzen. Ich wußte nur eine Zuflucht, und die suchte ich auf.

Leonie war nicht in ihren Gemächern. Ich fiel auf einen Stuhl und betastete fahrig mein geschundenes Gesicht. Der Haß und die Verachtung, die mir in der Schreibstube entgegengeschlagen waren, kamen mir erst jetzt richtig zu Bewußtsein. Ich merkte, wie ich begann, am ganzen Leibe zu zittern. Vor dem Fenster tanzten zwei Raben in der Luft umeinander, krächzten laut und landeten auf dem Altan. Sie verschwanden im Schatten

der Mauer, und kurz darauf trat Leonie von draußen herein, Magramanir auf ihrer Schulter. Ich war verblüfft, sie zu sehen, meinte ich doch, beim Hereinkommen auf dem Altan niemanden bemerkt zu haben. Aber bei meiner augenblicklichen Verfassung war es auch durchaus möglich, daß ich sie einfach übersehen hatte.

Sie erblickte mich, der ich wie ein Häufchen Elend auf dem Stuhl hockte, und ich sah sie zum ersten Mal, seit ich sie kannte, außer Fassung. Sie hatte sich zwar sofort wieder in der Gewalt, aber der kurze Augenblick des kalten, tiefen Zorns in ihren Augen jagte mir einen Schauer über den Rücken. Sie fragte nichts, schickte nur die Rabin fort, führte mich sodann in eines der Nebenzimmer, hieß mich niedersitzen und begann mit behutsamer, kundiger Hand meine Verletzungen zu versorgen. Zum Schluß setzte sie mir einen ihrer Tränke an die Lippen, den ich vertrauensvoll hinunterschluckte und legte ihre kühlen, langen Hände auf mein geschwollenes Gesicht. Unter ihrer Berührung schienen sich die offenen Wunden zu schließen. Unendliche Mattigkeit und Ruhe überkam mich. Sie kniete neben mir, umschloß meine Hände und bannte mich mit ihren weisen, goldenen Augen. Ich blickte wie gebannt in ihre funkelnde Tiefe und hörte aus weiter Ferne ihre beherrschte dunkle Stimme sprechen.

»Warum, Elloran? Warum gibst du dich mit ihnen ab? Hör auf, dir einzureden, du seist ein gewöhnlicher Mensch wie dieser Pöbel, der dich heute zusammenschlug. Du bist etwas Besonderes, und du weißt es. Du hättest diesen Abschaum mit einem Blinzeln deines Auges vernichten können, und du hättest jedes Recht dazu gehabt. Werde erwachsen, Elloran! Bekenne dich endlich zu deinem Erbe. Du weißt, daß du von mir jede Hilfe, jede Unterstützung bekommst, die du dir wünschst.«

Ich vernahm diese Worte wie in einem Traum. Gebannt von ihren Augen und der samtigen, leisen, leidenschaftlichen Stimme, gehalten von dem festen Griff ihrer Hände hätte ich dieser Frau mein Leben und mehr anvertraut. Ich sah sie wie eine Statue aus Fleisch und Blut vor mir knien: das krause weiße Haar wie eine schwebende Wolke um ihr schwarzes, von einem inneren Feuer brennendes Gesicht. Ihre Augen, ihr Mund, ihre Stimme und ihre Hände sagten nur eins: *Nimm dir die Macht, die dir zusteht, und ich folge dir, wohin du auch gehst.* Mir wurde schwindelig, und ich klammerte mich an ihre starken, schmalen Hände wie ein Ertrinkender an eine Planke.

Sie legte eine Hand über meine Augen und raunte: »Für heute schenke ich dir Vergessen, Elloran. Aber du wirst dich erinnern, wenn es an der Zeit ist. Bis dahin wirst du zweifeln und grübeln. Das sei dein Erbe, bis du dein wahres Erbe antreten kannst. Ich glaube an deine Kraft und an deine Fähigkeit, die richtige Entscheidung zu treffen. Aber jetzt – vergiss!« Ich blinzelte. Für einige Augenblicke erschien hinter Leonie die schlanke, verhüllte Gestalt, die mir im Traum und im Spiegel immer wieder begegnet war. Sie sah mich aus geweiteten Augen starr an, und ihre Lippen formten unhörbare Worte. Ein Schleier senkte sich über meinen Blick, und ich verlor für kurze Zeit das

Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, saß ich wie zu Beginn im großen Zimmer, sah aus dem Fenster und hörte hinter mir Leonies Stimme: »Du solltest dich jetzt besser beim Kammerherrn melden. Er wird sich Sorgen machen.« Ich stand hastig auf und bedankte mich für ihre Mühe. Sie sah mich an, ohne zu lächeln und sagte: »Bedanke dich nicht, Elloran. Du hast keine Ahnung ...« Sie unterbrach sich und winkte kurz und ungeduldig mit der Hand. »Komm morgen wie immer zu mir. Unser Spiel ist an einem entscheidenden Punkt angelangt. Ich bin gespannt, für welchen Zug du dich entscheidest.«

Karas saß an seinem Schreibtisch, als ich eintrat. Ich hatte nur kurz in meinem Quartier halt gemacht, um wenigstens das zerrissene Wams auszuziehen – die teils mißbilligenden, teils mokanten Blicke, die mich auf meinem Weg von Leonies Räumen zum neueren Teil der Burg getroffen hatten, hatten mich überzeugt, daß ich in diesem Aufzug dem Kammerherrn auf keinen Fall unter die Augen treten durfte.

Meister Rowald schien ihm schon Bericht erstattet zu haben. Karas hob den Kopf und sah mich wortlos an. Dann stand er schwerfällig auf und trat zu mir, ohne den Blick von meinen zerschlagenen Zügen zu wenden. Er legte seine Hände um mein Gesicht und strich behutsam mit dem Daumen über meine geschwollenen Lippen.

»Was ist geschehen, weshalb hast du dich mit Jord geschlagen?« fragte er bekümmert. Ich faßte nach seiner Hand und zog sie an meinen Mund – es war das erste Mal, daß ich eine seiner zärtlichen Gesten erwiderte. Sein Gesicht zuckte, und er schien um Fassung zu ringen.

»Ich k-kann es Euch nicht sagen, *domu*«, antwortete ich verlegen auf seine Frage. »Es w-war zu – Er hat mich b-beleidigt. Ich hätte einfach hinausgehen sollen, aber er hat m-mich getroffen. Ich schäme mich w-wirklich dafür, daß ich mich habe reizen l-lassen.«

Er sagte nichts, ließ mich aber auch nicht los. Sein trauriger, enttäuschter Blick ruhte auf meinem Gesicht, als wolle er die Wahrheit aus meinen Schrammen herauslesen. Ich hielt dem Blick stand, ohne die Augen niederzuschlagen. Schließlich seufzte er und sein Blick wurde milder. Er küßte mich sacht auf die Stirn und sagte streng: »Geh, binde dir die Haare zusammen. Du siehst aus wie ein Mädchen.«

»Ich h-habe kein Haarband mehr«, antwortete ich verdutzt. Die beiden Bänder, die ich noch aus Salvok mitgebracht hatte, waren fort. Karas schüttelte mißbilligend den Kopf und wühlte in seinem Schreibtisch herum.

»Hier, Kind, nimm das.« Er drückte mir eine kostbare, schwarz-goldene Seidenkordel in die Hand. »Können wir weitermachen, oder hast du zu starke Schmerzen?«

»Leonie hat m-mich gut versorgt.« Ich schlang hastig die Kordel um meinen Zopf. Karas nahm meine Antwort mißbilligend zur Kenntnis und schickte mich wortlos zurück

an meine Arbeit.

Der Kammerherr verübelte mir anscheinend doch, daß ich ihm den Grund für den Vorfall in der Schreibstube verschwieg und sagte unser abendliches Beisammensein ab. Ich ließ mir einen kleinen Imbiß auf mein Zimmer bringen und zog mich dann in einen der unzähligen kleinen Innenhöfe der Burg zurück. Es war ein milder, klarer Abend, Vögel sangen, und ein kleines Lüftchen bewegte sacht die Zweige der Bäume, an denen das erste, frische Grün knospte. Ich hockte mich neben ein halb verfallenes Mäuerchen und lehnte den Kopf an den gefleckten Stamm einer Birke. Weit über mir zogen kleine, weiß und rosa getönte Wolken über einen blaßblauen Abendhimmel. Ich zog die Knie an die Brust und schloß für eine Weile die Augen. Kühle Hände strichen durch mein Haar und zupften zart an den Strähnen, die sich aus meinem Zopf gelöst hatten. »Weißt du«, erklärte meine Schwester gedankenverloren, »eigentlich ist alles ganz einfach. Du läßt dich nur so schrecklich schnell ablenken.« Sie hockte neben mir, die bloßen Füße unter sich gezogen und flocht mir einen dünnen Zopf in meine Stirnlocke.

»Du hast gut reden«, antwortete ich erbost. »Du weißt immer alles besser, gibst mir aber überhaupt keine Hinweise. Alle erwarten irgend etwas von mir, aber keiner sagt mir die Wahrheit! Das war schon auf Salvok so, und hier ist es nicht anders.« Sie rümpfte die Nase, was mich ein wenig an Jenka erinnerte.

»Ich kann dir nicht helfen«, verteidigte sie sich. »Es gibt mich schließlich nicht wirklich, weißt du?«

»Aber warum hast du mich dann angefleht, dich zu suchen, dir zu helfen? Was für eine Gefahr war das, in der du schwebtest? Das scheint doch mit einem Mal alles nicht mehr so dringlich zu sein, habe ich recht?« Ich war richtig wütend auf sie. Warum versuchten nur alle Menschen, die ich kannte, mich herumzuschubsen?

Ihr Gesicht, das dem meinen so erschreckend glich, wirkte schuldbewußt und trotzig zugleich. »Die Gefahr schien sehr wirklich«, verteidigte sie sich. »Wenn du auf Salvok geblieben wärst, wäre ich jetzt – ich würde nicht mehr – Ach, das ist so schwer zu erklären!«

Sie zupfte einen Grashalm aus und schob ihn zwischen ihre vollen, roten Lippen. Ich streckte vorsichtig eine Hand aus und wickelte eine ihrer Haarsträhnen um meinen Finger. Sie entzog sie mir sanft und wisperte: »Sei sehr vorsichtig, Elloran. Nicht alle hier wollen dir wohl.« Ich lachte böse und betastete mein immer noch geschwollenes Auge. Sie schüttelte ungeduldig den Kopf und runzelte die Stirn. »Das meine ich nicht, Elloran. Jemand, dem du vertraust ...«, sie stockte und sah sich erschreckt um. »Ich darf nicht!« sagte sie verzweifelt. »Wenn sie mich hier mit dir sieht ...« Sie sprang auf und lief leichtfüßig über den Rasen ins Haus.

»Bleib doch hier!« rief ich enttäuscht. »Bitte, bleib bei mir!«

»Ich bin ja da«, antwortete eine weiche dunkle Stimme neben mir. Ich schrak zusammen und öffnete die Augen. Goldene Augen blinzelten mich spöttisch an. »Hast du geträumt, Elloran?« Ich fuhr mir verwirrt durch die Haare und blieb mit den Fingern in einem dünnen Zopf hängen.

»J-ja«, sagte ich zögernd. »Ich habe wohl g-geträumt, Leonie.« Sie antwortete nicht, sondern griff mit ihren überlangen Fingern in mein Haar und löste das Zöpfchen auf. »D-darf ich dich etwas fragen, Leonie?« Sie nickte nur, ihre Finger immer noch in meinem Haar. »W-warum versuchen alle hier, mich zu b-beeinflussen? Was ist los, was wollt ihr nur von mir? Ich bin doch nur ein ganz g-gewöhnlicher ...« Ich war den Tränen nahe, und meine Stimme versagte, was mich zutiefst beschämte.

Leonie stand auf und ging einige Schritte fort. »Du bist kein ›ganz Gewöhnlicher‹, Elloran, das müßtest du doch inzwischen begriffen haben!« Ihre Stimme klang ungewöhnlich scharf. Sie wandte mir noch immer den Rücken zu. »Du bist, ob es dir nun gefällt oder nicht, eine der wichtigsten Figuren in einem sehr gefährlichen Spiel.« In einer fließenden Bewegung schwang sie zu mir herum und packte mich bei den Schultern. »Ich habe es dir schon einmal gesagt: Du solltest niemandem vertrauen, nicht einmal deiner eigenen Großmutter! Keiner hier in diesem – Spinnennetz ist ohne Eigennutz, auch ich nicht! Wenn du überleben willst, dann denke immer daran, Elloran. Immer!« Sie ließ mich so plötzlich los, daß ich taumelte und beinahe hingefallen wäre.

»Und w-wenn ich von hier f-fortginge?« fragte ich kläglich.

»Das wäre das Dümmste, was du tun kannst!« fauchte sie. Ihre hohe, langgliedrige Gestalt ragte düster und drohend über mir auf. »Du fielest deinem ärgsten Feind in die Hände, und ich bin sicher, daß du ihm keine Sekunde widerstehen könntest.« Sie kniete sich neben mich, nahm meine Hände und sagte drängend: »Elloran. Verstehe mich bitte richtig! Ich will dir nichts Böses. Ich würde mein Leben für dich geben, wenn das irgend etwas nützt. Aber trotzdem mußt du dir darüber klarwerden, was du wirklich willst. Das ist der einzige Weg, der dir helfen kann, das Spiel zu gewinnen. Es nützt dir gar nichts, wenn du mich oder irgendeinen anderen über dein Leben bestimmen läßt. Du würdest sterben, Elloran, und nicht einmal wissen, weshalb!« Sie sah mich eindringlich an. Ich begann unter diesem Blick zu frieren. Es war dunkel geworden. In den Fenstern der Burg flammten Lichter auf. Irgendwo hinter uns rief klagend ein Nachtvogel. Ein Rabe krächzte eine Antwort, und Leonie stand auf.

»Geh schlafen, Elloran«, befahl sie knapp und ging. Ihre weiße und schwarze Gestalt verschmolz mit den düsteren Schatten der Büsche. Sie war fort. Ich stand verloren und angstvoll neben der Birke und spürte eine große, wortlose Wut in mir aufsteigen. Wenn sie doch alle miteinander wenigstens damit aufhörten, mich immer ins Bett zu schicken, sobald sie meine Fragen nicht beantworten wollen!

Drei Tage lang besprach Karas kühl nur das Allernotwendigste mit mir. Drei Abende verbrachte ich einsam grübelnd an meinen Lieblingsplätzen in der Burg. Ich hatte keine Freunde hier; um Bekanntschaften zu schließen, hatte mir zuerst die Sprache gefehlt und dann die nötige Muße. Nach dem Vorfall in der Schreibstube war ich sehr unsicher, ob es überhaupt noch jemanden gab, der darauf Wert legte, Freundschaft mit mir zu pflegen. Leonie war eher schweigsam und beschränkte sich im Gespräch auf unser Spiel und ihre magischen Unterweisungen. Ich hatte also sehr viel Gelegenheit, über ihre Worte nachzudenken, merkte aber schnell, daß ich mich dabei im Kreise drehte. Zum ersten Mal nach langer Zeit dachte ich wieder an Nikal und fragte mich, wie es ihm wohl inzwischen ergangen sein mochte. Sein Rat fehlte mir sehr. Manchmal hatte es ausgereicht, ihm ein Problem nur darzustellen und sein aufmerksames, mitfühlendes Gesicht dabei zu beobachten, damit ich selbst eine Lösung fand. Aber er war nun einmal nicht hier, und auch Julian machte sich rar. Fast hatte ich den Eindruck, er verübelte mir meine Treffen mit Leonie.

Dann endlich war meine Bestrafung vorbei. Karas lächelte wieder und bat mich für den Abend zu sich. Ich war fast erschreckt, wie sehr ich mich darüber freute. Nach dem Abendessen faßte ich mir ein Herz. »*domu* K-Karas«, fragte ich ihn, »w-was sind Eure Pläne für mich? Ich wüßte gerne m-mehr darüber.«

»Was meinst du damit?« fragte er zurück. Er starrte an mir vorbei in das Feuer im Kamin.

»Ich habe den Eindruck, Ihr habt etwas Bestimmtes mit mir v-vor, und ich wüßte g-gerne, was das ist«, gab ich trotzig zurück. Warum wich er mir aus? Sein Blick mied mich immer noch.

»Du bist mein persönlicher Schreiber«, sagte er mit mildem Vorwurf in der Stimme. »Reicht dir das nicht? Dabei lernst du alles über die Verwaltung eines Königreiches – diese Gelegenheit bekommt ein junger Mensch nicht sehr oft.« Er trank seinen Becher leer und beugte sich ächzend vor, um sich und mir nachzuschenken. Ich seufzte und gab es für heute auf. Leonie hatte ihn als stur bezeichnet, und ich hatte in den Neunwochen, die ich für ihn arbeitete, mehr als reichlich Gelegenheit bekommen, seinen Dickkopf kennenzulernen. Hier und heute würde ich nicht weiterkommen, aber ich schwor mir, das Thema nicht ruhen zu lassen, bis ich endlich eine Antwort von ihm bekam!

Draußen im Gang näherten sich laute, feste Schritte. Die Tür wurde aufgerissen. Karas rief böse: »Was geht da vor? Wer erlaubt sich ...«

Es verschlug ihm die Sprache, und er sah mit ungläubig geweiteten Augen dem frechen Eindringling entgegen, ehe er ohne Rücksicht auf sein lahmes Bein aufsprang und in die Umarmung einer großen, von der Reise staubigen und nach Pferden und Leder riechenden Gestalt gerissen wurde. Gefesselt und sehr unhöflich sah ich zu, wie meine Großmutter und der Kammerherr nicht müde wurden, sich zu küssen, und nur

voneinander abließen, um sich anzusehen, lachend und weinend zugleich, und sofort wieder in die leidenschaftlichste Umarmung versanken.

»Vee, meine Veela, seit wann bist du wieder hier? Ich wußte gar nicht, daß du auf dem Rückweg warst!« Karas umklammerte ihre Hände und stotterte in seiner Bewegung fast so stark wie ich.

Veelora sah ihn eindringlich und voller Liebe an und antwortete fast geistesabwesend: »Vielleicht ist mein Bote aufgehalten worden. Ich bin vor ein paar Minuten eingetroffen. Liebster, du siehst schrecklich aus! War es ein sehr schlimmer Winter?«

Karas lachte kurz auf und antwortete: »Er hätte angenehmer sein können, das meinst du doch auch, oder, mein Junge?« Veelora fuhr herum, mit blitzenden Zähnen in dem staubbedeckten Gesicht und eine Hand an ihrem Messer. Dann entspannte sie sich und lachte ärgerlich.

»Große Göttin, Karas, ich bin zu lange bei den T'jana gewesen. Entschuldige. Ich wußte nicht, daß du Besuch hast.« Sie verbeugte sich knapp und formell und setzte hinzu: »Ich wollte Euch nicht stören, junger Herr. Aber ...« Ich begriff, daß sie mich nicht erkannt hatte und trat unsicher einen Schritt vor, ins Licht. Sie unterbrach sich und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. Dann weiteten sie sich überrascht. Sie sagte atemlos: »Das ist doch unmöglich! Karas, du alter Geheimniskrämer – du hast in keinem Brief erwähnt, daß er hier ist!«

Sie umarmte mich und hielt mich dann eine Armlänge von sich entfernt. »Gut siehst du aus, Elloran! Erwachsen bist du geworden, und du hast zugenommen, das steht dir ausgezeichnet. Aber deine Haare ...!«

Ich lachte sie an und musterte sie ebenso gründlich. Sie trug derbe Reitkleidung und hohe, weiche Stiefel, und ihre Haut war von Sonne und Wind gegerbt, das Haar ausgeblichen. Sie hatte sich kaum verändert in dem Jahr, seit ich sie gesehen hatte. Möglicherweise war ein wenig mehr Grau in ihren roten Locken und die eine oder andere Falte mehr in ihrem Gesicht – aber nach wie vor sah sie nicht aus wie die Frau von Ende Fünfzig, die sie war.

Karas unterbrach unsere gegenseitige Betrachtung, indem er vorschlug, wir sollten uns endlich hinsetzen. Veelora ließ sich in den Lehnsessel neben dem Kamin fallen und streckte die langen Beine von sich. »Oh, bin ich müde«, stöhnte sie und fuhr sich mit beiden Händen durch Gesicht und Haare. Dann ließ sie die Hände sinken und sah Karas zärtlich an. Er hinkte zu ihr und hockte sich auf die Sessellehne. Seine Finger strichen liebkosend durch ihre Locken. Sie griff nach seiner Hand, um sie an ihre Lippen zu drücken. Ihre Blicke verhakten sich ineinander, und sie schienen für die Welt um sie herum völlig verloren.

Ich entschied, endlich einmal Diskretion zu beweisen und die beiden sich selbst zu überlassen. »G-gute Nacht, Großmutter. *domu* Karas, wann s-soll ich mich morgen bei

Euch m-melden?«

Veelora sah auf, erschreckt und verwundert. »Was ist denn das? Seit wann stotterst du denn, Elloran?«

»D-das ist eine lange G-G-«, es wollte wieder einmal überhaupt nicht gehen. Ich schüttelte nur den Kopf und sah Karas flehend an.

Der nickte mir begütigend zu und sagte: »Wir erzählen dir morgen alles, Vee. Einverstanden? Und du, mein lieber Junge, kommst selbstverständlich wie immer zum Frühstück zu mir. Ich denke, das ist auch im Sinne deiner Großmutter, nicht wahr?« Veelora lächelte ihn und dann mich an und nickte. Ich dankte beiden, wünschte eine gute Nacht und ging zu Bett.

14

Ich schlief unruhig in dieser Nacht. Die Ankunft meiner Großmutter mußte mich doch mehr aufgeregt haben, als ich dachte. Zum ersten Mal seit langem träumte ich wieder vom spiel. Ich stand vor der unüberwindlich hohen, grauen Mauer und hörte den ersten Spieler, meinen Meister, in drohendem Ton sagen: *»Du versuchst, ihn festzuhalten, alte Freundin. Das halte ich für keine gute Idee.«*

Die Frauenstimme klang kalt und ungerührt, als sie ihm antwortete: *»Es ist mein gutes Recht, Schüler. Wenn er bei mir bleibt, hast du die Partie verloren, das weißt du so gut wie ich.«*

»Er wird nicht bei dir bleiben, dafür sorge ich schon. Warum fürchtest du dich so sehr davor, ihn gehen zu lassen? Traust du ihm nicht? Oder hast du Angst, ich könnte ihn dazu benutzen, dich zu vernichten? Das könnte ich, du weißt es.«

»Das könntest du«, gab die Frau unbewegt zurück. *»Aber du wagst es nicht. Noch nicht. Und ohne den Narren wird es dir nie gelingen. Hole ihn dir doch, wenn du glaubst, daß er dir folgt. Ich hindere dich nicht daran.«*

Der Mann lachte häßlich und sagte: *»Das werde ich tun, alte Frau. O ja, das werde ich tun!«*

Ich erwachte schweißgebadet und stand auf, obwohl es draußen gerade erst zu dämmern begann. Im Gang setzte ich mich in eine Fensternische und drückte meine erhitzte Stirn an das dicke Glas. Was hatten diese Träume bloß zu bedeuten? Leonies dunkle Andeutungen schienen in ihnen widerzuklingen, aber ich hatte von dem spiel doch schon zu träumen begonnen, bevor ich sie überhaupt kennengelernt hatte.

Ich begann leicht zu frösteln. Mein Gesicht spiegelte sich undeutlich im Fensterglas. Ich betrachtete es, als gehörte es einem Fremden. Veelora hatte recht, ich hatte wirklich zugenommen. Mein Gesicht war voller als früher, und auch meine vordem so eckige Figur schien rundlicher geworden. Noch war ich nicht eigentlich dick, aber trotzdem befanden sich an einigen Stellen weiche Fleischpolster, wo früher nur Knochen oder harte Muskeln zu spüren gewesen waren. Vielleicht sollte ich besser hin und wieder auf eine der Mahlzeiten mit Karas verzichten und statt dessen zusehen, daß ich mich wieder etwas mehr bewegte. Die Arbeit am Schreibtisch war ein schlechter Ersatz für ein Kampftraining mit Nikal oder Jenka. Ich mußte unwillkürlich lachen. Wie hatte meine Traumschwester gesagt? Ich sei leicht abzulenken? Sie hatte ganz recht damit.

Ich stand auf und ging hinunter in den Hof. In den Stallungen war der Tag längst erwacht. Ich hielt mich für einige Zeit dort auf, stromerte zwischen dampfenden Misthaufen und schwitzenden, fluchenden Stallknechten herum, streichelte hier und da ein samtiges Pferdemaul und dachte an Salvok.

Natürlich verspätete ich mich zum Frühstück. Karas und Veelora hatten bereits damit begonnen, als ich mich mit einer Entschuldigung auf meinen Platz schob. Veelora lächelte mich an und legte ihre Hand auf meine Wange. Sie sah erholter aus als am gestrigen Abend, und auch Karas wirkte entspannter, als ich ihn seit Wochen erlebte hatte. Veelora trug über ihren Reithosen ein weites Männerhemd, das ich als eins von Karas' Hemden erkannte, und dessen etwas zu kurze Ärmel sie kurzerhand aufgekrempelt hatte. An ihrem rechten Handgelenk blitzte der breite silberne Armreif, den ich schon auf Salvok an ihr gesehen hatte. Auffälliger Schmuck war etwas, was so gar nicht zu meiner Großmutter passen wollte.

»So, ihr Lieben«, sagte sie munter, »jetzt legt einmal los. Wie bist du hierhergekommen, Elloran? Und wie habt ihr euch kennengelernt, dein – der Kammerherr und du?«

Ich begann zu erzählen, assistiert von Karas. Veelora und er hielten sich während der ganzen Zeit bei den Händen, als befürchteten sie, jemand könnte sie zu trennen versuchen.

»Das ist ja eine tolle Geschichte«, sagte sie, als wir geendet hatten. »Weiß deine Mutter denn inzwischen, wo du bist?« Ich sah sie schuldbewußt an. Ich hatte keinen Gedanken daran verschwendet, daß sich Ellemir vielleicht Sorgen um meinen Verbleib machte.

Karas räusperte sich und sagte: »Ich habe sie benachrichtigt.« Er blickte mich verlegen an. »Tut mir leid, wenn ich das über deinen Kopf hinweg entschieden habe – aber ich dachte, es wäre besser so.« Ich nickte stumm und trank einen großen Schluck von meinem Tee.

Karas erhob sich und sagte entschuldigend: »Vee, meine Liebe, ich muß los. Ich habe gleich eine Besprechung mit der Obersten Maga und muß mich noch vorbereiten.« Er warf mir einen kurzen Blick zu. »Ihr habt euch doch sicher eine Menge zu erzählen«, setzte er hinzu. »Elloran, ich gebe dir für heute frei. Und du, Liebste, kannst auch noch etwas Ruhe gebrauchen. Ich würde mich freuen, wenn wir drei zusammen zu Mittag essen, und heute nachmittag berichtest du mir dann von S'aavara. Einverstanden?«

Ich sah mit Staunen, wie lammfromm meine eigensinnige Großmutter Karas' als Vorschläge getarnte Anweisungen entgegennahm. Sie mußte diesen Mann wirklich sehr lieben. Ich brannte vor Neugier. Daß die beiden sich schon als Kinder gekannt hatten, wußte ich bereits von Karas. Aber seit wann waren sie ein Paar? Und was hielt wohl mein Großvater, der Kapitän, von dieser Sache?

Wir gingen schweigend nebeneinander in den Hof. Veelora sah nach ihrem Pferd, das seit der letzten Tagesreise lahmte. Zufrieden mit den Maßnahmen, die der Stallmeister angeordnet hatte, schlenderte sie mit mir weiter. Meine Großmutter wurde noch häufiger gegrüßt als der Kammerherr gewöhnlich. Es schien niemanden in der Kronenburg zu geben, den sie nicht kannte und für den sie nicht ein kurzes, freundliches Wort hatte.

»Komm«, sagte sie schließlich erschöpft, »laß uns irgendwohin gehen, wo keine Leute sind. Das strengt mich heute alles zu sehr an.« Ich führte sie an meinen liebsten Platz, den kleinen, überwucherten Innenhof. Sie streckte sich in das Gras neben den tief herabhängenden Zweigen der Birke und seufzte vor Behagen. »O Göttin, wie habe ich das vermißt! Kühles Gras und hellgrünes Laub und den Geruch von feuchter Erde ... S'aavara wäre kein Land, in dem ich für immer leben könnte!«

»G-gibt es wirklich Krieg?« fragte ich unbedacht. Sofort tat es mir leid, davon gesprochen zu haben. Ihr eben noch so gelöstes Gesicht verhärtete sich, und müde, angespannte Linien tauchten darin auf. »N-nein«, sagte ich schnell. »Entschuldige, Großmutter, l-laß uns über etwas anderes reden.« Sie lächelte und griff nach meiner Hand.

»Du bist wirklich ein lieber Junge«, sagte sie. »Karas ist ganz vernarrt in dich. Fast könnte ich eifersüchtig werden, wenn ich nicht genau wüßte ...« Sie unterbrach sich und betrachtete mich aus seegrünen Augen. Sonnenlicht fiel durch das zarte Laub der Birke und spielte auf ihrem Haar und dem sommersprossigen Gesicht. Karas hatte einmal gesagt, ich sähe ihr ähnlich, und jetzt, einen Lidschlag lang, kam es mir vor, als sähe ich in einem Spiegel mein eigenes, gealtertes Gesicht. Dann war der gespenstische Augenblick vorbei, und meine Großmutter blickte mich an.

»Was hat Karas m-mit mir vor?« fragte ich sie.

Sie hob die Schultern und lachte. »Vielleicht arbeitet er dich als seinen Nachfolger ein, er ist ja nicht mehr der Jüngste. Aber das mußt du ihn schon selber fragen, Kind, ich weiß es wahrhaftig nicht.«

Sie log. Warum, bei allen Geistern, belogen mich immer alle? Natürlich wußte sie, was Karas von mir erwartete, aber sie verriet es mir genausowenig wie er. Ich biß die Zähne zusammen, um nicht vor Enttäuschung loszuschreien und wechselte erneut das Thema. Aber während ich das tat, wußte ich schon, daß ich auch auf diese Frage keine befriedigende Antwort von ihr bekommen würde.

»Großmutter, h-habe ich eigentlich eine Schwester?«

Sie schloß die Augen und stöhnte leise. »Kleines, du bist ganz schön anstrengend.« Der Blick, der mich jetzt traf, wirkte amüsiert. »Wie kommst du auf so eine verrückte Idee? Du bist das einzige Kind deiner Eltern, das weißt du doch.«

Ich nickte nur. Irgendwo hinter mir erklang ein leises Lachen, aber als ich mich umsah, war niemand dort. Veelora hatte den Kopf zurückgelegt und sah in den Himmel, der blaßblau und ganz hoch war.

»In S'aavara ist der Himmel weiß«, sagte sie versunken. »Die Sonne brennt dir das Hirn aus dem Kopf und kocht die Augen in ihren Höhlen. Ich habe die Wüste gesehen, Elloran: Sand und Steine, so weit du blicken kannst, nichts Grünes, nichts, worauf deine Augen sich ausruhen können. Aber es ist – majestätisch. Beängstigend und großartig

zugleich. Und die Kamele ...« Sie lachte. »Die würden dir gefallen, Elloran. Dickköpfig, stur und bissig, und wenn du auf ihnen reiten willst, mußt du seefest sein. Aber schnell wie der Wind. Ich habe Kamelrennen gesehen ...« Ihre Stimme verklang, sie schien einzudösen.

»Ran hat d-dem minor T'jana drei K-Kamele verkauft«, bemerkte ich, mehr zu mir selbst als zu ihr.

Sie schlug die Augen auf und sah mich verblüfft an. »Ran? Ranan Millen von der Allianz?«

Jetzt war ich an der Reihe, verblüfft auszusehen. »Allianz?« fragte ich dümmlich.

Veelora setzte sich auf und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Die Allianz«, wiederholte sie geduldig. »Galen ist der Botschafter der Allianz, das weißt du doch. Ranan Millen ist eine seiner Leibwachen. Ich habe versucht, sie und ihren vorgesetzten Offizier abzuwerben, aber sie sind – äußerst loyal. Schade, zwei so tüchtige Soldatinnen hätte ich gut brauchen können.«

Ich starrte sie noch immer mit offenem Mund an. »Ach«, war das einzige, was mir dazu einfiel.

Sie lachte herzlich und umarmte mich fest. »Mach den Mund zu, mein Kleines. Jetzt sag: woher kennst du Ranan? Sie war doch nicht etwa hier?« Damit hatten wir ein Thema gefunden, das uns eine Zeitlang beschäftigte. Ich berichtete ihr in groben Zügen, wie ich Tom und Akim kennengelernt hatte – und von unserer Reise. Veelora hörte aufmerksam zu und runzelte hin und wieder die Stirn.

»Sie suchen also nach Nikal?« fragte sie schließlich. »Und wer ist dieser Omelli? Hast du ihn je zu Gesicht bekommen?« Sie war äußerst beunruhigt. Ich verstand nicht, weshalb. Meine Auskünfte schienen sie nicht zu befriedigen, aber schließlich schüttelte sie den Kopf und streckte sich, daß es knackte.

»Komm, Elloran. Ich möchte mich umziehen, ich kann schließlich nicht den ganzen Tag in Karas' zweitbestem Hemd herumlaufen.« Sie zupfte an meinem Zopf und schüttelte sich in gespieltem Abscheu. »Warum, bei allen Geistern, läßt du nur deine Haare derart lang wachsen? Und womit bindest du dir deine schreckliche Mähne überhaupt zusammen?« Sie griff nach den Enden der langen Seidenkordel und begutachtete sie genauer. »Wo hast du die denn her?« fragte sie ungläubig.

»D-der Kammerherr hat sie mir g-gegeben.« Ich hatte das Gefühl, als müßte ich mich gegen irgendeinen Vorwurf verteidigen. Sie ließ die Kordel los und schüttelte ergeben den Kopf.

»Dieser Mann ist unmöglich«, lachte sie. »Ich habe ihm schon tausendmal gesagt, er soll die Finger vom Kronschatz lassen, aber nein!« Ich sah sie neugierig an. Was hatte der Kronschatz mit meinem Haarband zu tun?

Sie lehnte den Kopf an meine Schulter und erklärte: »Die harmlose Kordel, die er dir

für deine Haare gegeben hat, ist einer der Zeremoniengegenstände, die bei der Krönung eine wichtige Rolle spielen.« Sie kicherte. »Die Kordel versinnbildlicht die Verbindung der Regentin zu ihrem Reich, sie wird ihr um den linken Arm gewickelt und stundenlang höchst wortreich gesegnet. Und diesen geheiligten Gegenstand hat dir Karas ...« Ihre Stimme erstickte im Lachen. Ich fand das eigentlich gar nicht so sehr komisch. Endlich wischte sie sich die Lachtränen vom Gesicht und schniefte: »Ich erinnere mich noch an den Tag, als ich einen unermeßlich kostbaren, antiken Kamm aus dem Kronschatz in Karas' Bettlektüre fand: er benutzte ihn seit Jahren als Lesezeichen.«

Immer noch lachend stand sie auf und lief wie ein junges Mädchen zum Haus. Einen Augenblick lang saß ich wie erstarrt, dann rannte ich kopfschüttelnd hinter ihr her.

In ihrem Quartier fühlte ich mich sofort zuhause. Ich fiel in einen durchgesessenen Lehnstuhl und sah mich in aller Ruhe um, während Veelora sich im Nebenraum umzog. Die Tür hatte sie nur angelehnt, damit wir uns weiter unterhalten konnten.

»Hältst du d-die Spitze?« rief ich hinüber. Ich hatte das spiel auf ihrem Tisch entdeckt und kniete mich nun daneben. Wie bei Leonie standen Figuren im Zentrum: nicht gar so auffallend gearbeitet, aber immerhin aus schönem Stein geschnitzt und sparsam bemalt. Ich nahm sie nacheinander in die Hand: da war der Narr mit seiner Schellenkappe und dem buntfleckigen Gewand und langem, lockigem Haar; neben ihm stand der König, klein und rundlich, mit einer etwas verrutschten Krone auf dem Kopf; und die dritte Figur, groß und kräftig, war die Schwertfrau, die sich mit grimmiger Miene auf ihre Waffe stützte. Eine Horde von Jägern bedrohte das Zentrum und schnitt den Weg zur Basis vollständig ab. Es sah schlecht aus für den Spieler, der die Spitze besetzte. Welches mochte seine Figur sein – der Narr?

»Was hast du gefragt?« Veelora trat ins Zimmer, damit beschäftigt, einen schmalen Gürtel um ihre Hüften zu schnallen. Sie hatte Karas' Hemd gegen eine weiche olyssische Tunika getauscht, wie sie auch Nikal immer gerne getragen hatte. Darunter schauten enge Leinenhosen und halbhohe, weiche Lederstiefel hervor, alles in warmen, erdigen Farben, die ihr rotes Haar nur noch mehr leuchten ließen. Das silberne Armband blitzte auffällig an ihrem Handgelenk.

»Ich wollte wissen, w-welche Seite du spielst. Spitze oder B-Basis?« Ich deutete auf das spiel.

Sie warf einen kurzen Blick auf das Brett und antwortete knapp: »Ich führe die Jäger.«

»D-dann hat dein Gegner nicht mehr allzuviele Möglichkeiten. Gegen w-wen spielst du?«

Sie steckte ihr Messer in den Gürtel und bürstete heftig ihre kurzen Locken aus. »Spielst du etwa auch?« fragte sie neugierig.

»Ja, Leonie h-hat es mir beigebracht.« Sie ließ die Bürste sinken und blickte mich

nachdenklich an.

»Leonie ist eine wahre Meisterin. Wenn du es von ihr gelernt hast, wirst du auch nicht schlecht sein. Wir müssen einmal miteinander spielen, Enkel.« Ich nickte begeistert. Aber es interessierte mich wirklich, deshalb wiederholte ich meine Frage nach ihrem Spielpartner.

»Botschafter Galen«, antwortete sie. Ich starrte sie entsetzt an. Sie erwiderte den Blick leicht überrascht. »Was hast du denn, Kind?«

»N-nichts«, beeilte ich mich, ihr zu versichern. »Ich k-kann ihn nur überhaupt nicht Heiden!«

Sie lachte verständnisvoll. »Er ist sehr gut. Als er hier ankam, kannte er das spiel noch nicht, und ich habe es ihm erst beibringen müssen. Aber inzwischen spielt er besser als ich. Fast so gut wie Karas seinerzeit.« Ein Schatten glitt über ihr Gesicht. Wir gingen hinaus. Ich fragte sie, warum Karas nicht mehr spielen mochte. Sie schüttelte den Kopf. Ich sah die Trauer in ihrem Gesicht.

»Er wollte nichts mehr davon wissen, nachdem Elliana ...« Sie unterbrach sich. Es schien mir, als kämpfe sie aufsteigende Tränen nieder.

»S-seine älteste Tochter?« fragte ich schnell.

Veelora nickte und wischte sich über die Augen. »Er hat dir von ihr erzählt?« fragte sie. Ihre Stimme klang belegt.

»Er h-hat sie erwähnt. Leonie s-sagte, daß er n-nach ihrem Tod«, *dieses grauenhafte Unglück*, hatte sie gesagt, »daß er danach nie wieder g-gespielt hat. W-wie ist sie umgekommen, seine Tochter?«

»Es war ein Mordanschlag. Er hat sie mit seinem eigenen Körper abgeschirmt, aber es hat nichts genutzt. Sie war tot, und Karas wäre auch fast gestorben.« Sie schwieg, den Mund bitter zusammengepreßt.

»War das d-dasselbe Attentat, bei dem auch beinahe die Krone ums L-Leben gekommen wäre?« fragte ich neugierig.

Sie zuckte zusammen und nickte dann. »Elliana und die kleine Prinzessin waren gleichaltrig; sie spielten miteinander, als es geschah. Es war ein magischer Anschlag, Blitze aus kaltem, blauem Feuer. Das Gemach war völlig verwüstet und Ellianas kleiner Körper kaum noch zu erkennen.« Jetzt liefen unverhohlene Tränen über Veeloras Gesicht. »Karas – ich dachte zuerst, er sei auch tot, so schrecklich hatte ein Blitz ihn verbrannt und verstümmelt. Ohne die Hilfe der Obersten Maga hätte er damals gewiß nicht überlebt.« Sie verbarg das Gesicht in den Händen. Mir war übel vor hilflosem Mitleid. Unbeholfen nahm ich sie in den Arm. Sie legte ihren Kopf an meine Schulter, und ich fühlte, wie sie am ganzen Körper bebte. Endlich beruhigte sich ihr Schluchzen, und sie machte sich von mir los.

»Hast du ein Taschentuch?« fragte sie, unter Tränen lächelnd. »Nach dem Anschlag hat

sich Karas geweigert, auch nur eine der Spielfiguren anzurühren«, fuhr sie ruhiger fort, nachdem sie sich die Nase geputzt hatte. »Er hat Elliana damals das spiel beigebracht, und sie haben oft miteinander gespielt. Er konnte es nicht mehr ertragen.«

»S-sein lahmes Bein, rührt es auch von d-dem Attentat her?«

»Ja. Das und die grauenhaften Anfälle, die er seither immer wieder erleiden muß. Selbst die Maga kann nichts dagegen unternehmen. Der Zauber, der damals seine Tochter tötete, war zu stark, und ein magischer Nachhall ist noch immer wirksam. Er tötet Karas – seit Jahren, langsam, Stück für Stück. Wenn du einmal einen dieser Anfälle miterlebt hättest ...« Sie schauderte in blankem Entsetzen.

»Das h-habe ich«, erwiderte ich, von ähnlichem Grauen geschüttelt wie sie.

Sie sah es und nahm mich in ihre Arme. »Armes Kind«, flüsterte sie. »Das wußte ich nicht. Das hätte er dir ersparen müssen!«

»Aber es war doch s-sonst niemand da, der sich um ihn gekümmert h-hätte«, protestierte ich. »Nur L-Leonie hat ihm geholfen, und das wollte er n-nicht!«

Veelora wandte sich hastig ab, doch ich hatte die Kälte in ihrem Blick schon gesehen. »Leonie. Das hat er mir verschwiegen. Aber ich hätte es mir denken können.« Sie klang ergrimmt. Dann atmete sie tief ein und schob ihren Arm unter meinen. »Komm jetzt, Elloran. Mach ein freundliches Gesicht. Wir wollen Karas nicht beunruhigen.«

Unserer bedrückten Stimmung zum Trotz verlief das Essen geruhsam. Wieder beeindruckte mich die tiefe Verbundenheit, die Veelora und Karas zeigten. Der Kammerherr sah erschöpft aus und winkte nur ab, als Veelora ihn nach seinem Treffen mit der Obersten Maga fragte. Ich versuchte, mich hinter meinem Teller unsichtbar zu machen, in der Hoffnung, etwas mehr über die linke *Hand* der Krone zu erfahren, die ich noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Meine Taktik schien Erfolg zu zeitigen, denn Veelora entfuhr eine unbedachte Äußerung, die sie auch sofort zu bereuen schien.

»Wenn man bedenkt«, sagte sie, »daß sie laut Galen höchstwahrscheinlich diejenige ist, die uns an die T'jana ...«, hier fiel ihr wohl ein, daß ich mit am Tisch saß, und sie biß sich auf die Zunge.

Karas schoß ihr einen warnenden Blick zu und bemerkte schnell: »Galen hat wieder einmal irgend etwas vor, das er niemandem verraten will. Hast du eine Ahnung, worum es geht? Du warst doch die ganze Zeit über mit ihm zusammen.«

»Ich denke schon«, antwortete Veelora zögernd. »Aber ich will ihm nicht vorgreifen. Vielleicht täusche ich mich ja auch. Jedenfalls werde ich ihn in ein paar Tagen treffen, und danach weiß ich mehr.« Sie schwieg und sprach dann über etwas anderes. »Ich denke, rechtzeitig zum Krontag wird auch die Abordnung von den Inseln hier sein. Gioanî wollte seinen Sohn eigentlich schon mit mir zusammen reisen lassen, aber aus irgendeinem Grund hat sich das um ein paar Tage verzögert.« Sie lachte auf. »Ich war nicht sehr böse darum. Das Prinzchen ist ein schwieriger junger Mann. Du hast dir da

etwas eingehandelt, Karas.«

Karas schmunzelte nur und stand auf. »Ans Werk, Geliebte.« Er beugte sich zu ihr und küßte sie herzhaft auf den Mund. Sie erwiderte seinen Kuß und erhob sich ebenfalls.

»Also dann. Was hat Galen dir schon berichtet, was ich mir jetzt sparen kann?« Sie gingen hinaus, Karas auf Veeloras Arm gestützt. Ich sah ihnen einem Augenblick lang nach und entschied dann, meinen guten Vorsatz vom Morgen in die Tat umzusetzen – vor allem, weil diese Mahlzeit wieder einmal eine der üppigeren gewesen war.

Der Waffenhof der Kronenburg war bestimmt zehn Mal so groß wie der von Salvok. Ich wanderte ein wenig verloren über das weitläufige Gelände, bis ich in einer Gruppe von schwitzenden, verbissen kämpfenden Frauen aus Veeloras Garde die hochgewachsene junge L'xhan entdeckte, die meines Wissens eine der Waffenmeisterinnen der Burg war. Sie erblickte mich und kam mit fragender Miene auf mich zu. »Was kann ich für Euch tun, junger Herr?«

Ich räusperte mich befangen und fragte sie nach einem Übungsschwert. Sie nickte und ging zum Waffenschuppen. Ich hockte mich auf die Absperrung des Kampfplatzes und sah Veeloras Soldatinnen zu. Anscheinend legte meine Großmutter auch Wert auf Ausbildung im waffenlosen Kampf, denn ich sah nirgendwo Schwerter oder Messer. Mit bloßen Händen traten die Frauen gegeneinander an und warfen sich gegenseitig mit geübtem Schwung zu Boden. Eine große, kräftige Frau gab dabei mit lauter Stimme Anweisungen.

»Verdammt, Aliss! Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst bei diesem Griff deine Beine nicht so weit grätschen! Wie willst du Rut denn ohne festen Stand aushebeln?« Die Gerügte hob eine Hand und grinste mit weißen Zähnen, die in ihrem schweiß- und staubverklebten Gesicht vergnügt aufblitzten. Dann warf sie sich wieder auf ihre stämmige Gegnerin.

»Hier ist Euer Schwert«, sprach mich die Waffenmeisterin an. Ich zuckte zusammen, denn ich hatte sie nicht herankommen hören. Sie blickte leicht mißbilligend auf meine Kleidung und fragte: »Wollt Ihr keine Trainingskleidung, Herr? Eure Sachen scheinen mir nicht gerade das Richtige für den Waffenhof.« Ich nickte dankbar und fragte sie nach ihrem Namen. »Joskin, Herr. Soll ich Euch auch einen Übungspartner besorgen?«

»Danke, Joskin. Ich b-bin etwas aus dem Training und m-möchte lieber zuerst alleine arbeiten.«

Sie nickte kurz und wies mir den Weg zum Schuppen, wo ich passende Kleider fand und mich umzog. Ich suchte mir eine Ecke des Hofes aus, die nicht von allen Seiten einsehbar war, und begann, die altgewohnten Übungen durchzuführen. Mein Körper erinnerte sich an sie, als hätte ich sie gestern zum letzten Mal gemacht. Aber meine vernachlässigten, erschlafften Muskeln begannen schon nach wenigen Minuten zu schmerzen, und mein Atem ging so heftig wie früher erst nach einer Stunde oder mehr.

Die Schreibtischarbeit hatte mich anscheinend erheblich mehr an Ausdauer gekostet, als mir bewußt gewesen war. Ich stützte mich auf das Schwert und schüttelte mir den Schweiß aus den Augen.

Hinter mir lachte jemand hell auf. »Das ist ja ein trauriges Schauspiel, das du mir da bietest! Und wie bist du fett geworden, Ell!« Wütend und beschämt fuhr ich herum, eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, die mir im Halse stecken blieb, als ich sah, wer mich da angerufen hatte. Ich ließ achtlos das Schwert fallen und sprang auf die kleine dunkelhäutige Frau in der Uniform der Leibgarde meiner Großmutter zu, die sich da so lässig an das Gatter lehnte. Wir umarmten uns lachend, und ich hob sie übermütig über das Gatter.

»Veelora hat mit k-keiner Silbe erwähnt, daß du auch hier b-bist«, sagte ich etwas später. »Ich dachte, d-du wärst in Kerel Nor.«

»Ich war mit in S'aavara«, erklärte Jenka stolz. Sie war erwachsen geworden, fiel mir auf; sie war größer und kräftiger, als ich sie in Erinnerung hatte. Ihr früher so spitzes Gesicht hatte jetzt starke Ähnlichkeit mit dem Antlitz ihrer Tante Jemaina: Stolz saß sie in ihrer strengen Uniform vor mir und strahlte mich aus schwarzen Augen an. »Ich habe dich so vermißt«, sagte sie unvermittelt und blinzelte verlegen.

Ich griff nach ihrer kleinen, kräftigen Hand und sagte ehrlich: »Ich d-dich auch, Jenka. Sehr sogar. Aber jetzt bist du ja hier. Wir k-können doch sicher ein wenig Zeit miteinander v-verbringen, oder?«

Sie nickte und zog ihre Nase kraus. »Ich habe hier nicht viel zu tun, ehe wir wieder abreisen«, sagte sie. »Bis zum Krontag sind wir auf jeden Fall noch hier, bevor wir nach Kerel Nor zurückkehren. Eigentlich habe ich jetzt auch Freiwache, ich wollte mich gerade umziehen, als ich dich hier stöhnen hörte, als würdest du gefoltert.« Sie grinste mich frech an. »Du bist ja noch schlechter in Form als früher«, foppte sie. »Was hast du getan, ein Jahr lang nur gegessen, geschlafen und die Haare wachsen lassen?« Ich hob drohend die Hand, und sie kicherte. »Versuch es ruhig. Du darfst mir glauben, daß ich dich auch noch mit einer Hand auf dem Rücken besiegen könnte!« Ich glaubte es ihr aufs Wort. Sie sah muskulös und durchtrainiert aus.

Ich reichte ihr die Hand und zog sie hoch. Wir gingen zurück zum Waffenschuppen, wo ich mich umzog. Dann führte sie mich zu ihrem Quartier. Sie teile das Zimmer noch mit drei anderen Frauen, erzählte sie mir. Eine von ihnen hatte ebenfalls Freiwache, sie lag im Bett, als wir eintraten, schob einen verwuschelten Kopf unter der Decke hervor und musterte mich verschlafen und äußerst neugierig.

»Schlaf weiter, Reeta. Das ist ein alter Freund von mir, also Hände weg!« Die Angesprochene grinste, machte eine anzügliche Bewegung mit zwei Fingern und zog sich wieder die Decke über den Kopf. Jenka schielte verzweifelt und knöpfte ihre Uniform auf. Ich wandte mich diskret ab und blickte aus dem Fenster. Hinter mir

kicherte Jenka.

»Du bist aber schüchtern geworden«, lachte sie. »Du hast mich doch oft genug ohne einen Faden am Leib gesehen!« Reeta gab unter ihrer Decke ein prustendes Geräusch von sich. Ich wurde feuerrot. Eilig drehte ich mich wieder zu Jenka um, und sie betrachtete mich mit schiefgelegtem Kopf und in die Seite gestemmten Fäusten. Wie gut ich diese Haltung kannte!

»Komm, lassen wir Reeta schlafen«, sagte sie laut und zwinkerte mir zu. Sie schob ihren Arm unter meinen und zog mich aus dem Zimmer. Ihre Kleider glichen denen Veeloras, nur die Farben waren andere. Statt der erdigen Braun- und Grüntöne bevorzugte Jenka leuchtend rote und gelbe, und an den Füßen trug sie leichte Schuhe aus Stoff und Stroh. Wir spazierten durch die Burg, und ich erzählte zum zweiten Mal an diesem Tag meine Geschichte.

»Junge, Junge«, pustete sie, als ich geendet hatte. Sie blieb stehen und sah mich an, als hätte sie mich nie zuvor gesehen. »Das ist ja ganz schön aufregend gewesen. Und von dem Kommandanten hast du nichts mehr gehört?« Ich schüttelte ein wenig beschämt den Kopf, schließlich hatte mich Nikals Schicksal in den letzten Neunwochen nicht mehr allzusehr berührt. Wir gingen weiter, beide mit unseren Gedanken beschäftigt. Ich hatte nichts von dem gesagt, was zwischen mir und Tom gewesen war, aber ich mußte feststellen, daß ich Jenka wieder einmal unterschätzt hatte.

»Liebst du diesen Kater eigentlich?« fragte sie unverblümt. Ich öffnete den Mund und schloß ihn wieder. »J-ja«, sagte ich schließlich zögernd. »Ich g-glaube schon.«

Sie rümpfte die Nase. »Klingt nicht sehr überzeugend«, krittelte sie. Ich fand, daß sie sogar recht hatte. Ich war wirklich nicht allzu überzeugt davon. Unbehaglich blickte ich mich um: Wir waren inzwischen im alten Teil der Burg gelandet.

»Komm, ich stell dich Leonie vor!« sagte ich schnell, ehe sie sich an dem Thema festbeißen konnte. Sie sah mich mißtrauisch an und dachte offensichtlich darüber nach, ob das ein Ablenkungsmanöver war. Hastig griff ich nach ihrem Ellbogen und zog sie mit mir. Vor Leonies Tür angelangt, klopfte ich kurz an und wartete auf die Erlaubnis einzutreten.

»Kommt herein, Kinder«, erklang gedämpft Leonies Stimme. Jenkas Augenbrauen schossen in die Höhe, und ich grinste in mich hinein.

Leonie saß auf dem Diwan, die schmalen Füße unter sich gezogen, und trank Tee. Sie blickte Jenka scharf und fast ein wenig unfreundlich an. Jenkas Gesicht verhärtete sich unmerklich, aber sie schlug die Augen nicht nieder. Endlich lächelte Leonie schwach und reichte der Olysserin die Hand. Sie bot uns Plätze an und griff mit der linken Hand hinter sich, um zwei Tassen für uns aus dem Schrank zu nehmen. Dabei verrutschte der weite Faltenwurf ihres weißen Gewandes und gab ihren sehnigen Oberarm mit dem breiten silbernen Armreif frei. Ich bemerkte, wie Jenka ihn gefesselt anstarrte und ihre

Stirn sich verwundert krauste. Sie warf mir einen schnellen, fragenden Blick zu. Ich zuckte mit den Schultern. Ich wußte nicht, was sie von mir wollte.

Wir tranken Tee und unterhielten uns mühsam. Leonie war in nicht allzu mitteilsamer Laune, sie erschien geistesabwesend und ein wenig müde. Endlich erhob sie sich, um uns zu verabschieden. Jenka war schon zur Tür hinaus, da hielt Leonie mich noch einmal zurück.

»Dein Großvater wird dich schon bald bitten, nicht weiter Umgang mit mir zu pflegen«, sagte sie leise. »Ich wollte dich nur vorwarnen.«

Ich starrte sie aus weitaufgerissenen Augen an. »W-was soll das h-heißen – mein *Großvater*?«

Sie schlug entsetzt eine Hand vor ihr Gesicht und lachte laut auf. »Dafür bringen sie mich um!« jammerte sie. Ich sah ihre gelben Augen vor boshaftem Vergnügen funkeln. Das war kein Versprecher gewesen. Mein Magen hob sich, als ich begriff.

»D-du willst doch n-nicht etwa behaupten ...«, mir blieb die Luft weg. Hinter mir steckte Jenka neugierig den Kopf zur Tür herein und fragte ungeduldig, wo ich denn bliebe. Leonie sah mich nur weiter ungerührt und interessiert an. Ich stieß einen wortlosen Laut höchsten Abscheus aus und stürmte aus dem Zimmer. Jenka trabte äußerst verwirrt hinter mir her.

»Was ist denn? Was ist passiert?« keuchte sie atemlos, als ich anhielt und meine Fäuste in die stechenden Seiten preßte. Ich schlug in ohnmächtiger Wut gegen eine Wand und drückte dann die Hände auf meine brennenden Augen.

Jenka legte ihren Arm um meine Schultern und fragte wieder: »Was ist los, Ell? Was hat sie dir getan?«

Ich biß mir auf die Lippe, bis ich salziges Blut schmeckte und preßte hervor: »Alle. Sie tun es alle, seit ich d-denken kann. Keiner von ihnen sagt mir jemals die W-Wahrheit, alle belügen mich und schubsen mich h-herum, wie es ihnen gerade p-paßt, sogar meine Großmutter. Ich h-hasse sie! ich hasse sie alle!!« Ich schlug wieder und wieder mit der Faust gegen die rauhe Mauer.

Jenka griff nach meiner aufgeschürften Hand und hielt sie sanft und unnachgiebig fest. »Hör auf damit, Ell. Du tust dir nur selbst weh, und das nützt gar nichts. Komm, erzähl. Wer belügt dich und worüber?« Sie zog mich in eine Fensternische und legte ihren Arm um meine Schultern. Meine Kehle brannte. Für einen Augenblick dachte ich, daß meine Stummheit zurückgekehrt war, so unfähig fühlte ich mich, auch nur ein Wort herauszubringen. Jenka sah mich mitfühlend an und strich vorsichtig über meine Schulter.

»Weißt du«, sagte sie leise, »ich kann sie nicht leiden. Was hat sie dir getan, daß du so wütend bist?«

Ich schüttelte hilflos den Kopf. »S-sie ist die einzige, die mir überhaupt etwas v-verrät.

Sie sagt n-nicht alles, was sie weiß, aber sie tut wenigstens n-nicht so, als meine sie es nur g-gut mit mir!«

Jenka sah mich finster an. »Ich glaube, daß sie böse ist. Sie hat einen grausamen Blick. Und warum, bei Denen-Die-Sind, trägt sie den gleichen Armreif wie deine Großmutter?« Ich starrte sie an. Natürlich, sie hatte recht. Leonies und Veeloras Armspangen glichen sich wie Zwillinge. Ich schloß die Augen und versuchte, meine rasenden Gedanken zu beruhigen.

»Jenka, sei mir nicht böse. Ich m-muß mit meinen – mit meiner Großmutter sprechen. Können wir uns s-später wieder treffen?« Sie nickte und stand auf. Ich nahm sie sofort in den Arm und drückte sie kurz an mich. »Danke«, flüsterte ich in ihr Ohr. Sie erwiderte die Umarmung und hauchte mir einen Kuß auf die Wange.

Ich wußte, wo ich Veelora und Karas finden würde. Ich betrat das kleine Vorzimmer von Karas' Arbeitsraum und schloß leise die Tür hinter mir. Dann legte ich die Hand auf die Klinke der inneren Tür und schloß für Sekunden die Augen. Die folgende Auseinandersetzung würde meine gesamte Konzentration und Kraft benötigen. Die Tür bewegte sich sacht in den Angeln, sie war nur eben angelehnt. Ich hörte deutlich die Stimmen von drinnen.

»Warum willst du es ihm nicht endlich sagen?« fragte Veelora drängend. Ich zögerte, einen Augenblick zu lang. »Elloran wird es uns verübeln, wenn wir ihn noch länger im Dunkeln tappen lassen. Das arme Kind ist völlig verwirrt. Er ist nicht dumm, er fragt und bohrt. Wir können ihm das nicht länger antun!«

Karas seufzte. »Ich wage es nicht, Vee. Vielleicht helfen Galens Nachforschungen uns dabei, das Schwert, das über unseren Nacken schwebt, wieder in seine Scheide zu befördern – aber jetzt ist es noch zu früh! Je weniger der Junge weiß, desto sicherer ist es für ihn.« Ich wagte kaum, zu atmen. Behutsam nahm ich die Hand von der Klinke und schob mich näher an den Türspalt.

»Karas, das ist doch Unsinn! Wenn Galen wirklich recht behält, dann ist es meine geschätzte Schwester im Dienst, die linke *Hand*, diese verfluchte Verräterin, die auf deinen Untergang hinarbeitet. Und wenn das so ist, dann ist Elloran hier so sicher wie in einem Nest von Vipern! Wenn er hingegen wüßte, wovor er sich hüten muß ...«

»Aber das sind doch alles nur unbewiesene Vermutungen! Sie war die engste Vertraute meiner Mutter, und mein Vater hat sie gehaßt wie einen eingewachsenen Nagel – das allein wäre mir Grund genug, ihr zu vertrauen. Mit deinen Verdächtigungen machst du die Krone zum einarmigen Krüppel!«

»Verdammt, Karas, sei doch nicht so einfältig! Hast du Galen jemals irgendwelche Mutmaßungen aussprechen hören, wenn er nicht im Grunde die Beweise schon in der Tasche hatte? Der Mann hat einen geradezu unheimlichen Riecher für Verrat und Intrigen.« Ich hörte ihre Finger unruhig auf den Tisch tappen. »Also gut«, sagte sie

entschlossen, »du willst es nicht anders. Galen hat Julian am S'aavaranischen Hof gesehen.«

»Was?« fuhr Karas auf. Seine Stimme war heiser vor Schmerz. »Wie will er denn ... er hat Julian nie ...«

»Natürlich hat er nicht gesagt, daß er *Julian* gesehen hat, Liebster. Er hat mir jemanden beschrieben, den ich eindeutig erkennen konnte. Du weißt, was das bedeutet, oder?« Sie wartete, aber Karas schwieg. »Julian tut immer nur, was seine Herrin ihm aufträgt«, fuhr sie erbarmungslos fort. »Wenn Galen ihn bei den T'jana gesehen hat, dann war er in *ihrem* Auftrag unterwegs! Karas, bitte. Glaubst du, mir fällt das leicht? Ich bin immerhin seine Mutter!«

Ich wurde auf meinem Lauschposten fast ohnmächtig. Wenn ich auch nur eine Sekunde länger hier stehen blieb, würde ich mich verraten; ich mußte jetzt entweder die Auseinandersetzung wählen und dort hineingehen, oder ... Ich wählte die andere Möglichkeit: die feige Flucht.

Unter den schützenden Zweigen meiner Birke versuchte ich, das Gehörte zu verarbeiten. Es gelang mir nicht. Ich wußte weder ein noch aus. Wer konnte mir jetzt noch helfen, da doch offensichtlich alle gegen mich verschworen waren? Julian, einer der wenigen, die immer aufrichtig zu mir gewesen waren, hatte mir immerhin die nicht unwesentliche Tatsache verschwiegen, daß er mein leiblicher Onkel war, der Zwillingsbruder meiner Mutter. Ich konnte niemandem mehr trauen – Leonie hatte mich zu Recht gewarnt.

Leonie. Ich lachte bitter auf und lehnte den Kopf an den Stamm der Birke. Jetzt wußte ich, was der Armreif zu bedeuten hatte. Es jagte mir Schauer des Entsetzens über den Rücken. Falschheit und Verstellung waren Künste, die meine Lehrer vergessen hatten, mich zu lehren; aber es schienen die einzig wichtigen Fähigkeiten in diesem Spiel zu sein. Also gut, dann sollte es so sein. Hiermit begann meine eigentliche Lehrzeit auf der Kronenburg. Ich schwor mir, mich als aufmerksamer und gelehriger Schüler zu erweisen.

»Du hast mich warten lassen«, klang eine vorwurfsvolle Stimme über mir aus den Ästen. »Wo warst du so lange? Hast wieder einmal hinter irgendwelchen Türen gelauscht, oder? Sei vorsichtig, das kann zu einer ganz üblen Angewohnheit werden.«

»Ach, du«, antwortete ich verzweifelt. »Du hilfst mir auch nicht weiter. Du hast doch alles gewußt, warum hast du mir nicht wenigstens einen kleinen Tip gegeben?« Es raschelte, und die Zweige der Birke rauschten. Sie glitt geschmeidig aus ihrem Hochsitz und setzte sich neben mich. Ihre Finger verflochten sich mit meinen. Ich sah mit schwimmenden Augen darauf nieder.

»Eigentlich sind wir uns gar nicht mehr sehr ähnlich«, sagte sie versunken. »Wir sind zu lange voneinander getrennt gewesen, weißt du?« Sie lehnte den Kopf an meine

Schulter.

»Was soll ich jetzt bloß tun? Soll ich von hier fortgehen?«

Sie wandte sich von mir ab. Das schwere rote Haar verbarg mir ihr schmales, helles Gesicht. »Ich kann dir nicht raten. Du vergißt immer wieder, daß es mich nicht gibt. Wie kann etwas, das nicht vorhanden ist, dir Ratschläge geben?« Ihre mageren Schultern zuckten, sie schien zu weinen. Ich packte sie an der Schulter und zwang sie, mich anzublicken. Darauf war ich überhaupt nicht gefaßt gewesen, in ein paar lachende, übermütige blaue Augen zu sehen. Wütend stieß ich sie von mir und schrie sie an: »Warum lachst du mich aus? Was habe ich dir denn getan, daß du dich über mich lustig machst?«

»O Elloran, du nimmst immer alles so schrecklich ernst. Manchmal glaube ich, sie haben deinen Sinn für Humor bei mir vergessen, als sie uns trennten. Wenn du einmal über dich selber lachen könntest, wäre wahrscheinlich alles nur noch halb so schlimm!« Sie schmiegte sich wieder an mich und lockte: »Komm, Elloran. Lach doch mal, nur für mich.« Sie kitzelte mich. Ich schlug erbost ihre Hand weg. Sie kicherte und bohrte mir ihren spitzen Zeigefinger in die Seite. Ich griff hart nach ihren Handgelenken und hielt sie fest. Der Griff hätte ihr eigentlich weh tun müssen, aber sie lachte immer weiter. Dann wurde sie plötzlich ganz still und schien zu lauschen.

»Du bekommst Besuch«, wisperte sie und wand sich aus meinem Griff. »Paß auf dich auf!« Sie war fort, ehe ich antworten konnte.

»Hallo?« sagte eine fremde Stimme dicht neben mir. Ich schüttelte mich und öffnete die Augen. Riesige violette, langbewimperte Augen sahen mich an. Ihre Besitzerin kniete neben dem Mäuerchen im Gras und hielt die hängenden Zweige der Birke zur Seite. Schwarze, lange Haare umrahmten ein ebenmäßiges, ovales Gesicht mit hohen Wangenknochen und vollem Mund über einem runden Kinn mit Grübchen darin. Das glatte Haar hatte in der Sonne einen Schimmer wie Rabenflügel; blaue, violette und smaragdgrüne Reflexe spielten darauf.

Ich blickte gebannt in das schöne Gesicht mit dem sanften goldenen Schimmer auf der hellen Haut und antwortete äußerst geistreich: »H-hallo.«

Ein breites Lächeln teilte die pfirsichfarbenen Lippen und ließ blendendweiße Zähne sehen. Sie kroch zu mir unter die Birke und setzte sich im Schneidersitz neben mich; ein junges Mädchen, vielleicht in meinem Alter, in leichte, farbenfrohe Gewänder gekleidet: weite Hosen und ein flatternder Kaftan mit einer golddurchwirkten Schärpe, in der ein kleiner Zierdolch steckte. Die Kleidung erinnerte mich an den Edlen Gioanî von den Inseln: Wahrscheinlich gehörte das Mädchen zu dem Gefolge seines Sohnes, den Karas als Geisel gefordert hatte.

»Ich stören?« fragte sie und blinzelte durch ihre langen Wimpern. Ich beeilte mich zu versichern, daß das ganz und gar nicht der Fall sei. Wir lächelten uns an. »Schönes hier«,

sie sah sich um. »Grün«, setzte sie erklärend hinzu. Ihre Stimme war dunkel und ihre Aussprache hatte einen weichen, kehligen Akzent.

»Du b-bist von den Inseln?« fragte ich. Sie nickte und strich sich mit einer anmutigen Geste die fedrigen Haare aus den Amethystaugen.

»Rhûn.« Das ›R‹ war stark gerollt, und der Vokal klang ganz hinten im Hals. Ich versuchte, es nachzusprechen. Es mißlang mir kläglich. Sie lachte kullernd und legte einen Finger mit einem langen, perlmuttschimmernden Nagel auf meine Lippen: »Rhûn«, wiederholte sie, »Cesco« – sie deutete auf sich.

»Cesco«, sagte ich folgsam und etwas verlegen. »Ich h-heiße Elloran.«

»Ah. Ellorrran«, rollte sie genüßlich.

»Cesco? Cesco! Ai, maldêttu, nascon ti simpra! Cesco!!« rief eine erboste Stimme im Hof. Meine Begleiterin zog den Kopf zwischen die Schultern und kicherte.

»Meine stitutori, ah, wie sagen – Erziehung?« Sie sah mich hilfesuchend an. »Erzieher?« schlug ich vor. Sie nickte heftig und riß die Augen auf. Sie blähte die Backen, streckte einen eingebildeten Bauch vor und drohte mit dem Finger. Ich mußte lachen. Sie legte mir die Hand auf den Mund und schüttelte den Kopf, daß die Haare nur so flogen.

»Cesco!« erklang es drohend ganz aus der Nähe. »Sentio ti!« Sie knipste mir mit dem Auge zu, legte noch einmal den Finger auf den Mund und kletterte wie eine Katze in den Baum. Kurz darauf erhob sich ein drohender Schatten vor der Birke, eine riesige Hand schob die Zweige beiseite, und ein rundes, finsteres Gesicht schaute herein. Sein Blick musterte mich mißtrauisch und sah dann gründlich in die Runde.

»Entschuldigung, junger Herr«, brummte der Hüne endlich in fließendem L'xhan. »Ich suche nur jemanden. Ihr seid ganz alleine hier?« Ich nickte stumm, mit einem Kitzeln im Hals, das jeden Augenblick drohte, als unbändiges Gelächter herauszuplatzen. »Dann verzeiht die Störung.« Er zog den Kopf zurück. Ich hörte ihn rufend zur anderen Seite des Hofes hinübergehen. Eine Tür schlug zu, und wir waren wieder alleine.

»D-du kannst runterkommen. Er ist w-weg«, rief ich leise. Die Zweige raschelten und bebten. Neben mir glitt Cesco zu Boden, mit strahlenden Augen und einem mutwilligen Grinsen.

»Danke für helfen. Aber jetzt ich besser gehe, sonst Giacchîn böswild furiosig!« Eine furchterregende Grimasse stellte bildhaft die zu erwartende Gemütslage des Erziehers dar. Ein kurzes Winken, und die Erscheinung war fortgehuscht. Ich kicherte und fühlte mich mit einem Mal nicht mehr gar so niedergeschlagen. Vielleicht nahm ich ja wirklich alles viel zu ernst. Ich rappelte mich auf und ging hinein, um nach Jenka zu suchen.

Vor dem Abendessen mit Veelora und dem Kammerherrn – ich brachte es noch nicht einmal in Gedanken fertig, ihn ›Großvater‹ zu nennen – grauste mir. Jenka hatte ich einigermaßen beruhigen können; allerdings zu dem Preis, daß ich sie hatte belügen

müssen. Ich nahm das als meinen ersten Versuch in Lug und Trug. Daß er mir gut gelungen war, wagte ich zu bezweifeln. Jenkas Gesicht war traurig und enttäuscht gewesen, als wir uns trennten.

Es kam mehr oder weniger, wie ich befürchtet hatte. Karas und Veelora waren sehr schweigsam, eine Mißstimmung hing zwischen ihnen in der Luft. Wir stocherten alle drei appetitlos in unserem Essen herum, und Karas sprach überaus eifrig seinem Wein zu. Veelora warf ihm deshalb von Zeit zu Zeit tadelnde Blicke zu, die er aber hartnäckig übersah. Irgendwann schaute er auf und sah mich an, ohne mich wirklich zu sehen. Sein Blick wirkte verschattet und gequält, und ich erwiderte ihn so kalt, wie es mir möglich war. Er seufzte lautlos und griff wieder nach seinem Glas.

Veelora legte mahnend ihre Hand auf die seine und sagte sanft: »Karas.« Er sah zu ihr hin, und sie schüttelte leicht den Kopf. Seine Finger krampften sich so um das Glas, daß ich erwartete, es würde in seiner Hand zersplittern. Sie nahm es ihm behutsam ab und legte beide Hände um seine geballte Faust. Ihre Blicke fochten ein stummes Duell aus.

Ich stand auf und schob meinen Stuhl an den Tisch. Veelora blickte mich fragend an. »Ich habe K-Kopfschmerzen«, sagte ich. »Darf ich m-mich zurückziehen?« Sie nickte nur knapp und richtete ihr Augenmerk wieder auf Karas' starres Gesicht.

Als ich die Tür öffnete, rührte sich der Kammerherr leicht und sagte schwerfällig: »Morgen ist Krontag, Elloran, bitte denk daran. Die Krone wird die Abordnung der Inseln begrüßen, und du solltest der Zeremonie ausgeruht beiwohnen. Schlaf gut, Kind.«

Der Krontag. Einer der vier Tage im Jahr, an dem die Krone sich früher dem Hof und geladenen Bürgern der Kronstaaten gezeigt und Audienz gehalten hatte. An diesem Tag wurden verdiente Bürgerliche in den Adelsstand erhoben, andere mit Orden und Auszeichnungen geehrt, und hohe Staatsbeamte hatten die Gelegenheit, die Treppe noch eine weitere Stufe hinaufzufallen. In ganz L'xhan wurde ein Feiertag ausgerufen, und die Burg und die Stadt und alle ihre Bewohner waren festlich geschmückt. Abends fanden dann überall Festessen und Gelage mit den von der Krone gestifteten Getränken und Speisen statt.

Daß die Krone nicht mehr öffentlich auftrat, hatte zumindest dem Feiern wenig Abbruch getan. Einzig das Zeremoniell bei Hofe, die Audienz, nahm natürlich einen etwas anderen Verlauf. Die *Hände* der Krone repräsentierten nun die höchste Macht des Staates und hielten in Stellvertretung die Zeremonie ab. Als Enkel der Herrin von Kerel Nor hatte ich mich dabei in der Nähe meiner Großmutter aufzuhalten.

Karas' Schneider hatte mir für diesen Tag zeremonielle Kleider angemessen, in denen ich mich überhaupt nicht wohlfühlte. Der hohe steife Kragen des engen, brokatenen Wamses kratzte erbärmlich, und in den altmodischen Kniehosen und den halbhohen Schnallenschuhen kam ich mir reichlich lächerlich vor. Veelora, ihrem grimmigen

Gesichtsausdruck nach zu urteilen, ging es nicht viel besser als mir. Sie steckte in einem blankpolierten silbernen Küraß und trug einen Helm mit einem riesigen weißen Federbusch unter ihrem Arm. Unter dem Brustpanzer leuchtete eine weiße Tunika aus feiner Wolle hervor, und ihre langen Beine steckten in engen Hosen aus weichem schwarzen Leder. An ihrem Schwertgurt hing das zeremonielle Schwert der *Rechten Hand*, ein riesiges, reich verziertes Ding von ganz erstaunlichem Gewicht. Dazu kam dann noch ein langer, schwerer Samtmantel mit dem Falken von Kerel Nor, der im Augenblick noch über einem Stuhl in Karas' Zimmer lag.

Sie legte den Helm auf dem Stuhl ab und nestelte an Karas' widerspenstigem Kragen herum. Der Kammerherr war, wie meist, eher unauffällig gekleidet: Er trug schlichte schwarze Hosen, eins seiner blendendweißen Hemden, vielleicht mit ein paar Rüschen mehr als gewöhnlich; eine dezent silberbestickte lange Weste von einem fast schwarz erscheinenden tiefen Rotton, und auf dem Diwan lag noch ein schwarzseidener Rock mit langen Schößen und dunkelroten Aufschlägen bereit. Keine Ordensschärpe, wie zu dem Treffen mit dem Gesandten von Rhûn und Rhan, kein lächerliches Augenglas und an den Füßen bequeme, flache Schuhe.

Endlich war der Kragen gebändigt, der Rock angezogen, und Veelora hatte ihren langen Mantel an den Schulterriemen ihres Harnischs befestigt und den blitzenden Helm wieder unter ihren Arm geklemmt. »Wir können«, stieß sie aufatmend hervor. »Karas, wo ist dein Stock? Elloran, zieh deine Strümpfe hoch. Kommt, ihr beiden, macht nicht solche Gesichter!«

In der großen Halle herrschte schon vor dem Öffnen der großen Flügeltüren emsiges Getriebe. Veelora prüfte die Galauniformen ihrer Leibgarde, legte dann den Helm auf ihren hochlehnigen, geschnitzten Stuhl links neben dem Thron und starrte wütend auf den leeren Sitz der anderen *Hand* der Krone.

»Wo bleibt sie nur? Wir können die Türen nicht öffnen, ehe die Oberste Maga an ihrem Platz ist. Wie sieht das denn aus?«

Karas, der mit ergebener Miene auf einem niedrigen Stuhl am Fuße der Thronempore hockte, zuckte nur mit den Achseln. »Sie wird schon kommen, Vee, beruhige dich. Es ist noch ein wenig Zeit.«

Veelora prustete erbost und ging zum dritten Mal zum Thron hinüber, um den schmucklosen Stirnreif, der dort auf den leicht verblichenen Polstern lag, zurechtzurücken. Sie hielt ihn für einen kurzen Augenblick in den Händen. Ich meinte, einen Schimmer von Tränen in ihren Augen zu sehen. Dann fuhr sie herum, daß ihr Mantel eine Wolke von Staub aufwirbelte und bellte eine Anweisung an die Kommandantin ihrer Leibgarde. Ich stand wie befohlen hinter dem Stuhl meiner Großmutter und blinzelte von dort aus Jenka zu, die mit erhobenem Kinn in der Reihe

der strammstehenden Soldatinnen stand und in ihrer warmen Galauniform heftig zu schwitzen schien. Sie grinste kurz und wurde dann wieder ernst.

»Karas! Unternimm endlich was! Wir können nicht länger warten!« schimpfte Veelora und trat aufgebracht ihren Mantel beiseite, der sich bei ihrer letzten heftigen Drehung um ihren Knöchel gewickelt hatte wie ein allzu anhänglicher Schoßhund.

»Reg dich nicht unnötig auf, Veelora. Ich bin hier«, erklang eine tiefe ruhige Stimme aus dem Dämmerlicht des kleinen Seiteneingangs. Eine hohe, in einen fließenden schwarzen Umhang gekleidete Gestalt trat herein und ging lautlos zu dem leeren Stuhl unter dem schwarzen Banner der Obersten Maga. Sie schlug die weite Kapuze von den weißen Haaren zurück und nickte Karas hoheitsvoll zu. Ihre Vogelaugen ruhten eine Weile lang auf mir und glitten dann weiter zu meiner Großmutter. »Bitte, geschätzte Kollegin, wir können beginnen.«

Veelora schnaubte verächtlich und winkte dem Zeremonienmeister, der an der Tür von einem Fuß auf den anderen trat. Erleichtert gab er den Lakaien den Befehl zum Öffnen. Der Frühlings-Krontag nahm seinen Anfang.

Es war ein langes und ermüdendes Zeremoniell. Ich beneidete meine Großmutter, daß sie sich wenigstens ab und zu zwischen den einzelnen Ehrungen und formellen Begrüßungen hinsetzen konnte. Karas Gesicht nahm im Laufe der Stunden den fahlen, erschöpften Ausdruck an, der auf heftige Schmerzen hindeutete. Einzig Leonie schien dieser ganze Zirkus nichts auszumachen. Sie saß schweigend und unnahbar auf ihrem Stuhl, eine reglose schwarze Hand auf der Armlehne, und bewegte sich so wenig, daß man genausogut eine holzgeschnitzte Figur an ihrer Statt dort hätte hinsetzen können. Nur ihre gelben Augen bewegten sich von Zeit zu Zeit. Ich war sicher, daß ihr keine noch so winzige Einzelheit der Geschehnisse entging.

Endlich, gegen späten Mittag, nahte der Höhepunkt und damit der Abschluß der offiziellen Audienz. Die Abordnung der Inseln wurde feierlich von Trompetenstößen und Trommelwirbeln angekündigt. Ein Herold der Inseln in leuchtend blauen und grünen Gewändern stieß seinen Stab hallend auf den Marmorboden und kündigte mit klingender Stimme an: »Im Namen Ihrer Erhabenheit, der Großherzogin von Rhûn und Rhan, Schutzherrin der Tausend Inseln, Patronin der Südlichen Meere, vermelde ich die Ankunft des Hochgeborenen Prinzen Cesco, Erbe von Rhûn und Bewahrer des Herzöglichen Siegels.«

Ein weiterer Tusch, und eine farbenprächtige Schar flatterte herein wie bunte Vögel. In ihrer Mitte erblickte ich den riesenhaften Erzieher Giacchîn und vor ihm das schöne Fabelwesen, das ich für eine junge Frau gehalten hatte: den Sohn und Erben des Edlen Gioanî, vierter in der Thronfolge von Rhûn und damit eine wichtige und wertvolle Geisel für den Frieden zwischen den Inseln und der Krone.

Karas und Veelora erhoben sich, um den Jüngling achtungsvoll zu begrüßen. Der

machte eine schwungvolle und elegante Verbeugung vor den Stellvertretern der Krone und drehte dann unauffällig den Kopf, um mir einen schalkhaften Blick aus violetten, wimpernüberschatteten Augen zuzuwerfen. Ich ertappte mich dabei, daß ich wie ein Idiot zurückgrinste. Cesco schnitt eine winzige Grimasse und war dann wieder ganz Ernst und Sammlung – eben ein Prinz der Inseln.

Mit verschiedenen blumigen Begrüßungsansprachen und Beteuerungen des guten Willens und der Friedfertigkeit aller Vertragsparteien ging der offizielle Krontag endlich zu Ende. Die Höflinge wurden in aller Form hinausgescheucht, nur Cesco und sein Erzieher blieben in der sich leerenden Halle zurück, weil sich nun ein gemeinsames Essen in einem der kleinen Bankettsäle anschließen sollte.

Veelora ließ sich von ihrer Kommandantin aufatmend aus dem Küraß helfen. Karas schob ohne jede Formalität einfach den Stirnreif der Krone beiseite und setzte sich mit einem erleichterten Ächzen auf den bequem hohen Thron, um sein krankes Bein besser ausstrecken zu können. Leonie legte den schwarzen Umhang ab und stand wieder in ihrer weißen Wolke von Kleidern vor uns. Der junge Cesco – er war drei Jahre älter als ich, wie ich aus Karas' Unterlagen wußte – hockte als schmalgliedriger Paradiesvogel auf den Stufen der Empore und lachte mich fröhlich an.

»Du Sohn von Herrin, Ellorrran?« fragte er neugierig. Ich schüttelte den Kopf und erklärte, daß Veelora meine Großmutter sei.

»Ah, Mutter von Mutter, êe ver?«

Veelora trat zu uns und sah Cesco neugierig an. »Woher kennt ihr euch, Cesco?« fragte sie erstaunt. »Ihr seht euch doch heute nicht zum ersten Mal, oder täusche ich mich?«

Cesco grinste mich an, und ich lachte zurück. »Wir uns gestrig in Giardîn getroffen. Sehr schöne, grün!« sagte er eifrig.

Veelora lachte. »Cesco, deine Aussprache ist sehr viel besser geworden, seit wir uns das letzte Mal unterhalten haben. Du hast wirklich einen guten Lehrer.« Der riesige, schweigende Schatten hinter dem zierlichen Jüngling neigte dankend den Kopf.

Karas klatschte jetzt Aufmerksamkeit heischend in die weichen Hände. »Laßt uns zum Essen gehen, ich glaube, ich verhungere sonst hier auf den Stufen des Throns«, rief er gutgelaunt. Anscheinend war er heilfroh, den offiziellen Teil des Krontages hinter sich gebracht zu haben. Sein Kragen hing auch schon wieder halbaufgelöst an ihm herunter. Ich nahm das als stillschweigende Erlaubnis und knöpfte meinen steifen, kratzigen Kragen ebenfalls auf. Cesco nahm meinen Arm und befühlte den dicken Brokatstoff.

»Ist nicht schön«, sagte er verwundert. »Viel zu dickig, harrrt, Ellorrran! Fühl dich hier!« Er nahm meine Hand und führte sie an seine Brust. Unter dem dünnen gold-rot-blauen Seidenstoff spürte ich warme Haut und den schnellen Schlag seines Herzens. Ich sah in seine amethystfarbenen Augen und merkte, wie mir der Mund trocken wurde. »Schön«, sagte ich unwillkürlich und wurde rot. Cesco sah mich unverwandt an und ließ

meine Hand nicht los. Ich spürte Leonies wachsamen Blick auf uns ruhen und machte mich hastig von Cesco los. Er lächelte, und eine kleine rosa Zungenspitze spielte über die pfirsichfarbenen Lippen. Ich konnte kaum den Blick von ihrem feuchten Glanz wenden.

»Kommt schon, Kinder«, klang es ungeduldig von der Tür. »Ihr habt noch reichlich Gelegenheit, miteinander zu reden.« Veelora wartete im Türrahmen, Karas und der Erzieher Cescos waren anscheinend schon vorausgegangen. Leonie stand wie eine stumme Mahnung an Veeloras Seite. Cesco schob seinen Arm unter meinen und schritt hoheitsvoll an den beiden Frauen vorbei. In seinen Augen blitzte es mutwillig, und mir wurde klar, daß ich gerade dabei war, mich schrecklich zu verlieben. *Verzeih mir, Tom* , flüsterte ich lautlos. *Verzeih mir.*

15

In der folgenden Zeit war ich sehr unaufmerksam bei meiner Arbeit. Ich bemerkte zwar Karas' sorgenvolle Miene, doch sie kümmerte mich nicht. Ich tat, was mir aufgetragen wurde, aber ich war nicht mit dem Herzen dabei. Den Prinzen der Inseln, bei dem meine Gedanken jetzt oft weilten, hatte ich nach dem Krontag nur noch bei einer ähnlich offiziellen Gelegenheit zu Gesicht bekommen. Er wurde gerade bei den Edlen der Krone herumgereicht, der Ärmste. Wenn ich meine Augen schloß, sah ich sein ovales Gesicht mit den riesigen violetten Augen und dem übermütigen Lächeln vor mir und fühlte mich ganz windelweich und weh.

So oft es mir möglich war, traf ich Jenka und ließ mich von ihr über den Waffenhof scheuchen. Wir hatten sehr schnell zu unserer alten Vertrautheit zurückgefunden. Ihre Gegenwart tat meinem aufgewühlten Gemüt so wohl wie ein lindernder Umschlag einem verletzten Glied.

Veelora war kurz nach dem Krontag abgereist, um sich mit Galen zu treffen. Ich verbrachte meine Abende wieder allein mit dem Kammerherrn und bemühte mich, ihn meine Verstimmung nicht zu deutlich spüren zu lassen.

An einem dieser Abende war Karas von Anfang an unruhig. Ich merkte, daß ihn etwas bedrückte. Nach dem Essen räusperte er sich voller Unbehagen und begann: »Ich muß etwas – hm – Unangenehmes mit dir besprechen, mein Junge.« Er hielt inne und sah mich unglücklich an. Ich hielt seinem Blick mit unbewegter Miene stand, entschlossen, es ihm nicht leicht zu machen.

Er fuhr sich verlegen mit der Hand übers Gesicht und räusperte sich wieder. »Ich, das heißt, deine Großmutter und ich, wir sind zu der Auffassung gekommen, daß wir dir, nun ja, sagen wir mal, *empfehlen* wollen, hm, deine Besuche bei Leonie etwas einzuschränken. Oder, genauer gesagt, daß du dich in deinem eigenen Interesse dazu durchringen solltest, sie gar nicht mehr aufzusuchen.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ich rührte mich nicht, betrachtete ihn nur weiter. Er blickte irritiert hoch und fragte: »Was ist? Hast du dazu nichts zu sagen, Kind?«

»Warum?« fragte ich.

»Was, ›warum‹?« Er wirkte leicht gereizt.

»W-warum soll ich sie nicht mehr sehen dürfen?«

»Das kann ich dir nicht erklären. Du müßtest in dieser Sache dem Urteil deiner Großmutter – und dem meinen – vertrauen, liebes Kind. Sei versichert, daß wir nur dein Bestes im Auge haben.«

»N-Nein«, antwortete ich. Er starrte mich mit halboffenem Mund an.

»Was hast du gesagt?« fragte er vorsichtig nach.

»›Nein‹ habe ich g-gesagt. Ich werde mich auch weiterhin mit Leonie treffen, s-soll das heißen.« Er schlug die Hände vors Gesicht und faltete sie dann vor seinem Mund. Sein Blick war nicht anders als verzweifelt zu nennen. Ich bemerkte es mit einer gewissen grausamen Freude.

»Kind, was ist los mit dir? Ich spüre doch schon seit Tagen, daß du mir wegen irgend etwas grollst. Willst du mir nicht endlich sagen, was es ist?« Er streckte mir eine Hand entgegen, die vor Erregung leicht bebte. Ich übersah sie geflissentlich und schüttelte stur den Kopf.

»W-wir waren bei einem anderen Thema, *domu* Karas. W-warum soll ich die Oberste Maga meiden, eine der Hände der K-Krone?«

Er wand sich in seinem Stuhl. »Ich kann es dir nicht sagen.« Seine Stimme klang nicht fest. »Bitte vertraue mir doch. Ich will nur vermeiden, daß dir Böses geschieht, Elloran.«

»V-vertrauen?« lachte ich böse auf. Er hatte Tränen in den Augen stehen. Ich haßte ihn samt seiner falschen Sentimentalität aus ganzem Herzen. »Warum sollte ich dir v-vertrauen, *Großvater*?«

»Elloran«, sagte er schwach. Sein Gesicht hatte die Farbe gewechselt. »Sie hat es dir gesagt«, murmelte er geschlagen. »Dieses böse Weib ...« Er sank mit geschlossenen Augen zurück und legte eine zitternde Hand vor seinen Mund.

»S-sie ist die einzige, die mir überhaupt etwas sagt«, rief ich aufgebracht. »D-du und G-großmutter, ihr belügt und benutzt mich doch nur!« Jetzt kamen mir auch noch die Tränen, verdammt! Ich brauchte meine ganze Stärke, um meine Wut aufrechtzuerhalten.

Karas stöhnte auf und stemmte sich in den Stand. Er hinkte zu mir hinüber und griff nach meinen Händen. Ich entzog sie ihm und funkelte ihn wütend an. Er gab nicht nach, packte meine Schultern und zog mich trotz meines Sträubens an sich.

»Elloran, Junge, bitte. Wir wollten dir nicht w-weh tun.« Jetzt stotterte er auch. Ich biß die Zähne zusammen und versteifte mich in seiner Umarmung.

»Ich habe dir nichts gesagt, weil ich Angst um dich hatte. Meine Tochter ist nur deshalb getötet worden, weil sie meine Tochter war. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich meinen einzigen Enkel genauso verlieren könnte!« Ich spürte, wie er zitterte. »Ich habe meine Kinder nach Ellianas Tod nie wieder gesehen; ich habe jede Verbindung zu ihnen abgebrochen, um nicht auch sie in Gefahr zu bringen. Elloran, bitte. Verurteile mich nicht deswegen, ich könnte es nicht ertragen!«

Peinlich berührt mußte ich erleben, wie er weinte. Mein Groll war nicht kleiner geworden, aber ich konnte nicht länger mitansehen, wie der alte Mann sich vor mir erniedrigte. Widerstrebend hob ich meine Hand und legte sie zögernd auf seinen Arm.

»B-bitte, *domu* Karas, hört auf. Es ist g-gut. Aber Ihr dürft nicht von mir verlangen, daß ich Leonie nicht m-mehr sehe. Sie ist mir zu w-wichtig.« Genaugenommen hatte ich sie

schon seit dem Krontag, an dem wir kein einziges Wort miteinander gewechselt hatten, nicht mehr gesehen. Aber hier ging es um etwas ganz anderes.

Karas schneuzte sich und hockte mit müde hängenden Schultern vor mir. Endlich nickte er und murmelte: »Ich kann dir keine Vorschriften machen. Aber sei auf der Hut, Elloran. Ich bitte dich inständig, sei auf deiner Hut!«

Ich nickte steif und erhob mich. Er blickte zu mir auf und fragte schwach: »Kannst du mir vergeben, Elloran? Vergiß nicht, ich liebe dich. Nur darum ...« Er stockte und verstummte. Ich sah erbarmungslos auf ihn herunter und erwiderte nur kalt: »Gute Nacht, Kammerherr. Schlaft wohl.«

Als ich bereits auf dem Gang war, hörte ich ihn tödlich verletzt aufschreien: »Elloran!« Ein schwaches Lächeln hob meine Mundwinkel. Ich ging fast beschwingt in mein Quartier.

Am nächsten Morgen fing mich Mikel an der Tür zu Karas' Quartier ab. »*domu* Karas ist erkrankt und wünscht keinen Besuch, junger Herr«, sagte er säuerlich.

Ich zuckte mit den Achseln. »Hat der Kammerherr Anweisungen für mich hinterlassen?« fragte ich.

»Nein, junger Herr.« Sein Mund schnappte zu. Ich nickte ihm fröhlich zu und ging meines Weges. Es war ein schöner Morgen, ich würde ein wenig mit Jenka üben – sie müßte eigentlich gerade dienstfrei sein – danach frühstücken und mich endlich einmal wieder bei Leonie sehen lassen.

Jenka zeigte sich angenehm überrascht. Wir verbrachten eine schweißtreibende Stunde auf dem Waffenhof. Schweratmend standen wir hinterher neben dem Brunnen und spülten uns Staub und Schweiß von den Körpern.

»Sag mal«, sagte Jenka, »hast du immer noch Streit mit deiner Großmutter?«

Ich sah sie groß an und nibbelte mir den Kopf trocken. Meine nassen Haare klebten mir unangenehm auf den Schultern. Ungeduldig wand ich sie zu einem feuchten Knoten zusammen. »Wie kommst du darauf?« fragte ich zurück.

Sie hob die Schultern und kratzte sich versonnen den Schorf von einer alten Schramme am Arm. »Du wirkst so seltsam aufgedreht. Gar nicht wie sonst. Ich dachte, es hätte vielleicht mit dieser Sache vor einigen Tagen zu tun, die dich so schrecklich aufgeregt hat.«

Ich schüttelte den Kopf und lachte. Es klang nicht ganz echt, aber Jenka schien es zu schlucken. Wir frühstückten noch gemeinsam im Mannschaftsraum und trennten uns dann für diesen Vormittag.

Ich fühlte mich großartig, das regelmäßige Training mit Jenka tat mir gut. Leichtfüßig sprang ich die Treppe zum Palas hoch und klopfte an Leonies Tür.

»So früh?« rief sie von innen. »Komm herein, Elloran.«

Sie kniete auf ihrem dicken S'aavaranischen Teppich und hatte Federn und kleine

Steine vor sich ausgebreitet. Lächelnd sah sie zu mir auf und pustete mir eine sonnengelbe, flaumige Feder zu.

»Tu mir den Gefallen und mach keinen Wind. Setz dich da drüben hin, ich bin gleich fertig.«

Ich tat, was sie wünschte und sah gebannt bei ihrem seltsamen Werk zu. Sie verschob konzentriert einen kleinen graugrünen Kiesel, so daß er zwei rotblaue, schillernde Federn berührte. Dann nahm sie drei rötliche, glattpolierte Steine auf und wog sie nachdenklich in der Hand, bevor sie sie äußerst behutsam im Dreieck auf eine Fläche von schwarzen Dohlenfedern legte. Es blitzte kurz und strahlend grün, und eine Wolke von Federn stob auf und füllte die Luft, so daß ich für einen Augenblick blind war. Als ich wieder sehen konnte, waren Federn und Steine verschwunden, nur Leonie hockte noch immer auf dem Teppich und sah mich gelassen an.

»Schön, daß du dich wieder einmal blicken läßt. Was sagt denn dein Großvater dazu?« Ich fluchte unbeherrscht. Sie verzog spöttisch den Mund und bemerkte nur: »Ts, ts! Wo sind deine Manieren, Elloran? Ich koche uns Tee, vielleicht kühlt dich das ein wenig ab.«

Mißmutig pustete ich wenig später über meinen heißen Tee und fragte mich, wo meine gute Laune vom Morgen geblieben sein mochte. Leonie ließ mich eine Tasse lang brüten, sah mich nur unablässig an.

»Komm schon, raus damit«, sagte sie, als sie mir die zweite Portion einschenkte.

»W-womit?« knurrte ich ungnädig.

»Elloran!« Ihre Stimme klang ungeduldig. »Spiel keine Spielchen mit mir, ich bin darin besser als du!«

»Ach, Verdammnis. Ich h-habe mich mit Karas gestritten w-wegen – du weißt schon.«

»Und jetzt hast du ein schlechtes Gewissen.«

»Er sollte ein schlechtes G-Gewissen haben, nicht ich!«

Sie nickte nachdenklich. »Ich habe damals die Beherrschung verloren, weil ich mich über deinen dickköpfigen Großvater geärgert hatte, Elloran. Ich hätte es dir nicht einfach so sagen dürfen.«

Wie immer fühlte ich mich halb gebannt von ihrem alles durchdringenden Blick. Sie lächelte schwach. »Ich habe Karas und deine Großmutter aufwachsen sehen, mein Kind. Die beiden gehören zu den Menschen, die mir am nächsten stehen. Aber sie mißtrauen mir, und das zu Recht. Meine Treue gehört zwar der Krone, der ich seit einigen Menschenaltern diene. Aber dennoch ist meine Loyalität nicht ungeteilt; ich bin immer auch meinem eigenen Volk verantwortlich. Das können Karas und Veelora nicht vergessen, und sie verübeln es mir.«

Ich holte tief Luft. Manchmal vergaß ich in der Gegenwart der Obersten Maga sogar das Atmen. »D-dein eigenes Volk?« fragte ich. Sie nickte und schob die Haare aus ihrer Stirn. Leonies Armreif, das Insigne der linken *Hand*, blinkte.

»Mein Volk. Die Zauberer dieser Welt. Ich bin ihr Oberhaupt seit langer, langer Zeit und ihr Verbindungsglied zu den gewöhnlichen Menschen. Wir gehören keiner Nation, keiner Allianz, keinem Bündnis an, Elloran. Wir kennen keine Familien, keine Bindungen, wenig Nachsicht und keine Liebe für euch Kurzlebige. Vergiß das nie, wenn du mit Magiern zu tun hast.« Ihre Stimme klang warnend, und ich ahnte, wovor – vor wem – sie mich in Wirklichkeit zu warnen versuchte.

»Aber«, setzte ich an, doch sie unterbrach mich scharf.

»Vergiß es nie, Elloran! Karas hat es nicht vergessen, und deshalb solltest du seine Meinung zumindest respektieren. Was er allerdings wissen müßte, ihm im Augenblick aber entfallen zu sein scheint, ist die Tatsache, daß ich auf seiner Seite stehe. Uns unterscheidet allein die Art und Weise, wie wir vorgehen. Ich spiele das spiel nach etwas anderen Regeln als dein Großvater – aber der Ausgang, den wir ansteuern, ist im Großen und Ganzen der gleiche.« Sie lächelte wieder, und ihre Stirn glättete sich. Ich zog ein Gesicht. Was kümmerten mich irgendwelche Loyalitätskonflikte, die Krone, dieser ganze verknotete Politikkram! Wenn man mich fragte, konnte mir das alles komplett gestohlen bleiben.

»Was habe ich damit z-zu tun?« fragte ich bockig.

Leonie stieß einen heftigen Seufzer aus und begann zu lachen. Ich wurde flammend rot. Was hatte ich nur an mir, daß ich mich ständig auslachen lassen mußte?

»Kind, Kind, du bist wirklich unbezahlbar.« Die Magierin trocknete sich die Augen und setzte nüchtern hinzu: »Werde endlich erwachsen, Elloran. Du kannst nicht dein Leben lang mit geschlossenen Augen durch die Welt rennen und dich darüber beschweren, daß du dir dabei blaue Flecken holst. Wir können dich nur beschützen, wenn du deinen Teil dazu beiträgst. So, und jetzt geh, versöhne dich mit deinem Großvater und verrate ihm bitte nicht, daß ich dir dazu geraten habe!«

Die Tür öffnete sich. Ich ging zähneknirschend hinaus. Was bildete sie sich ein, daß sie mich derart herunterputzen und herumkommandieren zu dürfen glaubte? Blind vor Wut, mit der ich nicht wußte wohin, stampfte ich aus dem Palas und steuerte meine Zuflucht an. Unter der Birke, die ich mittlerweile als meinen Privatbesitz betrachtete, sah ich schon von weitem jemanden liegen. Auch das noch! Schnaubend schob ich die Zweige beiseite und holte zu einer saftigen Rede aus, als ich unverhofft in ein Paar strahlender Amethystaugen blickte.

»Ellorrran! Dich warrte!« erklang es begeistert. Schmale Finger umklammerten mein Handgelenk und zogen mich mit erstaunlicher Kraft hinein in die grüne, duftende Grotte.

»Cesco«, japste ich atemlos. Mein Herz schlug, als wäre ich sehr schnell gelaufen. Er lachte mich an und legte vertraut eine Hand auf meinen Arm.

»Bin gelauf weg. Ssso noîos langweilerich!« Er verdrehte die Augen und schnitt eine

seiner schreckenerregenden Grimassen. Dann legte er ohne weitere Umstände seinen Kopf in meinen Schoß und schielte unter gesenkten Lidern zu mir hoch. Ich hob eine ängstliche Hand und strich ganz vorsichtig über sein weiches Rabenhaar. Er schloß die Augen und schnurrte wohlig wie eine satte Katze. Ich faßte mir ein Herz und ließ meine Finger über sein samthäutiges Gesicht wandern, bis zu den sanft geöffneten Lippen. Er spitzte den Mund und küßte meine Fingerspitzen. Dann öffneten sich seine Augen einen winzigen, blinkenden Spalt, er blinzelte frech und biß zu. Ich schrie auf, mehr vor Schreck als wegen des Schmerzes, und er kicherte zufrieden. Er stützte sich auf seine Ellbogen und sah mich aus allernächster Nähe gründlich an.

»Du Pünkten«, sagte er ernsthaft und tippte mit seinem Zeigefinger auf meine Nase. Ich sah ihn verständnislos an.

»Pünkten«, wiederholte er. »Ai, wie sagen?« Er schielte fast vor Konzentration. Dann hob er wieder seinen Finger mit dem langen, schimmernden Nagel und bohrte ihn in meine Wange, meine Stirn, meine Nase, mein Kinn, bis ich lachte und seine Hand festhielt.

»H-hör auf, Cesco, hör auf, ich habe begriffen. S-Sommersprossen meinst du!«

»Sssommerr- ai, was Brechzung! S-prrrosss. Sssommerrsss-pross.« Er stöhnte theatralisch und fiel ohnmächtig in meine Arme. Ich lachte und fühlte sein Herz gegen meine Brust pochen. Seine Augen öffneten sich, und er legte seine Arme um meinen Nacken.

»Mî Ellorran? Ellorran di Cesco? Sag daß ja!« forderte er. Ich holte sehr tief Luft. »Ja«, antwortete ich mit unsicherer Stimme. Er lachte triumphierend und küßte mich. Seine scharfen, langen Nägel krallten sich durch den Stoff des Wamses in meinen Rücken.

»Cesco«, rief draußen die dröhnende Stimme seines Erziehers. Er stöhnte unmutig auf und löste sich von mir.

»Giacchîn«, jammerte er. »Spielverderbling mistig!« Er richtete sich auf und rief laut: »Sio qua! Vên sub'to!« Noch auf den Knien drehte er sich zu mir herum und schmatzte mir einen herzhaften, nassen Kuß auf den Mund. Seine Finger lagen sanft auf meinem Gesicht, und im Wegspringen schlug er heftig mit seinen spitzen Nägeln zu. Ich preßte sprachlos meine Hand auf meine blutende Wange und sah ihn über den Hof auf den großen Erzieher zulaufen.

»Doman quî!« hörte ich ihn rufen. »Dich warrten, Ellorrran!«

Ich sank wie betäubt ins Gras zurück und blickte meine blutverschmierten Finger an. Cesco hatte ordentlich zugeschlagen, meine Wange schmerzte erbärmlich. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

»Lachen«, empfahl eine Stimme neben mir. »Hilft dir zwar auch nicht weiter, aber dafür tut's wahrscheinlich weniger weh.« Ein weiches, angefeuchtetes Tuch wurde an meine Wange gedrückt und linderte den Schmerz.

»Hätte ich mir denken können, daß du das sagen würdest«, knurrte ich. »Du wiederholst dich, Schwesterherz.« Sie gluckste und hockte sich auf die Fersen. Ich bemerkte zum ersten Mal, daß sie die gleichen Gewänder trug wie Leonie. Sie sah schrecklich blaß und dünn darin aus. »Und jetzt?« fragte sie.

»Was meinst du damit?«

»Na, wie du dir vorstellst, daß es weitergehen soll. Willst du unseren armen Großvater wirklich weiter so quälen? Dafür, daß er einen winzig kleinen Fehler gemacht hat?« Ihre Augen sahen mich sehr groß und sehr unschuldig an, und ich sah die kleinen Pukhs nur darin tanzen, weil ich meine Traumschwester inzwischen recht gut kannte. Also ging ich ihr nicht auf die ausgelegte Leimrute.

»Was würdest du tun?« fragte ich statt dessen. Sie stöhnte ungeduldig und gab mir einen Klaps auf die aufgeschürfte Wange.

»Ich gebe keine Ratschläge, warum vergißt du das bloß immer!« erklärte sie scharf. Auch ihr Ton erinnerte mich hin und wieder an Leonie. Sie riß die Augen auf und ächzte. »Entscheide dich schnell, Elloran. Das Unwetter ist schon im Anzug!« Sie drückte mir das weiche, blutbefleckte Tüchlein in die Hand und verschwand hinter dem Stamm der Birke.

»Elloran«, rief meine Großmutter. Anscheinend war sie von ihrem Treffen mit Botschafter Galen zurück. Ihre Stimme klang ungeduldig und erinnerte mich unangenehm an Cescos Erzieher. »Da bist du«, stellte sie fest, als ich zu ihr herauskroch. Sie musterte meine aufgekratzte Wange und sagte: »Ich muß mit dir reden. Laß uns hineingehen.« Ohne meine Zustimmung abzuwarten, machte sie auf dem Absatz kehrt und ging ins Haus.

»Oh-oh«, flüsterte es hinter mir, aber als ich mich erschreckt umwandte, war dort nichts und niemand.

»Also«, sagte sie. Wir saßen uns in ihrem Quartier gegenüber. Ich schielte zu ihrem spiel hinüber. Narr und König wandten sich den Rücken zu, und eine vierte Figur war im Zentrum hinzugekommen. Veelora schwieg und blickte mich nicht an. Ihre Finger spielten mit ihrem Armreif. Ich ließ die Augen schweifen und fühlte mich unbehaglich. Meine Wange spannte.

Veelora richtete sich auf und sagte hart: »Ich werde das nicht dulden, Elloran!« Ich richtete meinen allerbesten erstaunten Blick auf sie, aber sie ließ sich nicht täuschen. »Sieh mich nicht so kuhäugig an, Enkel. Du bringst mich in die Lage, daß ich mich zwischen dir und Karas entscheiden soll. Täusche dich nicht, Elloran. Ich liebe und achte diesen Mann mehr als alles andere auf der Welt ...«

»Mehr als die K-Krone?« warf ich vorlaut ein. Ein vernichtender Blick traf mich.

»Bursche, treibe es nicht zu weit! Du hast mich sehr gut verstanden. Zwinge mich in

deinem eigenen Interesse nicht, deutlicher werden zu müssen, mein Freundchen.« Sie stand auf und ging aufgebracht hin und her. »Dein Großvater ist ein kranker Mann. Die Jahre, die er noch vor sich hat, sind gezählt. Er hätte es schon lange verdient, daß ein Jüngerer ihn von seinen Pflichten entbindet, aber das – das war ihm nicht vergönnt.« Sie blieb vor mir stehen und blitzte mich an. »Ich dulde es nicht – hörst du? – *dulde* es nicht, daß jemand ihm diese kurze Zeitspanne noch vergällt! Auch du nicht, Enkel! gerade du nicht!«

Sie wandte sich heftig ab. »Du bist eine verzogene, verwöhnte Göre. Ich ertrage deine kindischen Launen nicht länger. Wenn du es nicht fertigbringst, dich ein wenig zusammenzureißen ...«

»Was d-dann?« warf ich wutentbrannt ein. »Läßt du m-mich zurückbringen ins Arbeitshaus? Oder darf dein verkrüppelter Liebhaber mich d-dann ...« Ich kam nicht weiter. Eine Ohrfeige, die meine Ohren klingeln ließ, hob mich fast aus meinem Stuhl.

»Raus!« zischte Veelora. »Geh mir aus den Augen! Ich will dich nicht ... Geh. geh!« Ich stürmte aus dem Zimmer, Tränen der Wut und Scham in den Augen. In meinen Fingern, zerknüllt, fand ich das Tüchlein, das meine Schwester mir gegeben hatte. Ich blickte es an und schrie vor Zorn. Ich schleuderte es von mir und rannte auf mein Zimmer.

Nach einem kurzen, unruhigen Schlummer, in dem ich Würfel rollen hörte und kalte, böse Stimmen, erwachte ich zerschlagen und voller Reue. Ich rollte mich aus dem Bett und strich fahrig meine Haare zurück. Dann ging ich hinaus, ohne Ziel und Zweck. Meine Schritte führten mich vor des Kammerherrn Räume. Ich zögerte einen langen, schrecklichen Augenblick. Dann spürte ich einen aufmunternden Schubs und vernahm ein gehauchtes ›Los jetzt‹, das mich meine Hand heben und die Klinke hinunterdrücken ließ.

Der vordere Raum war dunkel. Ich tastete mich zu der anderen Tür vor. Zaghaft drückte ich die Klinke nieder und trat in den schwach erleuchteten Raum. Schwere, mühsame Atemzüge waren zu hören. Schemenhaft sah ich einen fülligen Schatten im Bett liegen. Leise trat ich heran und setzte mich in den Lehnstuhl, in dem ich schon so viele bange Stunden verbracht hatte. Ich griff nach der Hand, die unruhig über die Bettdecke tastete und hielt sie fest. Ein Kopf wandte sich, und ich fühlte seinen Blick auf mir ruhen.

»Elloran?« flüsterte er.

»Ich b-bin hier – G-Großvater«, wisperte ich und spürte den Kloß in meinem Hals.

»Elloran«, wiederholte er und drückte schwach meine Hand. Ich beugte mich über ihn, und meine Tränen tropften auf sein Gesicht. Ich küßte ihn auf die schlaffen Wangen und legte meine Hand auf seinen Kopf.

»Es t-tut mir leid«, hauchte ich. »Ich b-bin – ich – ich ...« Ich konnte nicht weitersprechen, aber er erlöste mich.

»Mein Junge. Mein lieber Junge.« Er hielt mich fest und schloß ermattet die Augen. Ich saß die ganze Nacht neben seinem Bett und hielt seine schrecklich kalten Hände. Mein Gesicht schmerzte höllisch, und mir war entsetzlich elend zumute, aber ich spürte auch die Gegenwart meiner Schwester, ihre Hände auf meinen Schultern, und fühlte mich seltsam gestärkt.

Bei Morgengrauen erhob ich mich und wandte mich zur Tür. Ich rieb meine brennenden Augen und sah in das harte, unbarmherzige Gesicht meiner Großmutter.

»Was tust du hier«, flüsterte sie rauh. Ich drängte mich wortlos an ihr vorbei und öffnete die Tür. Sie packte mich an der Schulter und riß mich heftig herum.

»Was hast du hier zu suchen?« zischte sie in mein Ohr. Ich machte mich los und ging hinaus. Die Tür schlug zu. Ich stand frierend im Gang.

»Siehst du?« sagte meine Schwester und baumelte mit dem Beinen. Ich hockte mich neben sie in die Fensternische.

»Was meinst du mit ›siehst du‹?« fragte ich bitter. »Meine Großmutter haßt mich, und Karas – Karas ist mehr tot als lebendig. Und wahrscheinlich ist das auch noch meine Schuld. Er war völlig nüchtern! Völlig ...« Ich konnte nicht mehr weitersprechen.

Sie nahm mich in den Arm und antwortete ruhig: »Ich weiß.« Ich war allein. Ich legte meinen Kopf in die kalte Fensterbrüstung und wünschte mir nichts als den Tod.

Pünktlich wie jeden Morgen stand ich vor Karas' Tür. Ich richtete noch einmal meine Kleider und trat beherzt ein. Der Kammerherr lagerte auf seinem Diwan und balancierte eine Tasse seiner geliebten Schokolade auf seinem Bauch. Meine Großmutter war nirgends zu sehen. Ich blieb gehemmt in der Tür stehen und räusperte mich. Karas sah auf und blickte mich regungslos an. Ich erwiderte seinen starren Blick und verschränkte meine zitternden Finger auf dem Rücken.

»Habt – hast du Anweisungen f-für mich, Großvater?« fragte ich. Er regte sich nicht.

»Ich – dann gehe ich wohl b-besser«, stammelte ich und griff nach der Türklinke. Er hustete und stemmte sich höher. Die Tasse schwankte bedrohlich, und ich machte einen Satz, um sie noch zu erwischen. Er schnappte gleichzeitig danach, sie zerklirrte am Boden, und wir lagen uns in den Armen.

»Ich habe gestern nacht nicht geträumt?« fragte er kurzatmig. Ich schüttelte den Kopf.

»Es tut mir leid, w-wirklich. Leonie hat mir d-den Kopf gewaschen ...« Ich biß mir auf die Zunge. Bei der Erwähnung ihres Namens glitt ein schmerzlicher Schatten über Karas' Gesicht. »G-Großmutter haßt mich«, setzte ich eilig hinzu. Karas strich über meinen Kopf.

»Nein, Elloran, nein. Sie liebt dich, so wie ich dich liebe. Du bist unser einziger – ach, verdammt! Du bist mein Enkel, aber ich würde dich auch lieben, wenn du irgendein Balg aus dem Arbeitshaus wärest!« Er zog mich an sich.

»Großvater?« sagte ich später. Ich wußte nicht, was mich ritt. »Großvater, ich habe eine Sch-Schwester, wußtest du das?« Er richtete sich steil auf und sah mich wütend an.

»Red kein dummes Zeug«, fauchte er. »Du bist kein – du hast keine Schwester. Du hast nie eine gehabt!« Sein Gesicht war rot angelaufen und wirkte so erregt, wie ich es noch nie erlebt hatte.

»Aber ich rede mit ihr!« beharrte ich. »Ich sehe sie, ich kann sie anfassen, sie hat mir ihr Taschentuch gegeben ...« Ich verstummte. Karas sah aus, als würde er gleich vom Schlagfluß niedergestreckt. »Bitte, reg dich n-nicht so auf«, beschwor ich ihn. »Vielleicht bin ich ja auch nur übergesch-schnappt.« Das schien ihn allerdings nicht im mindesten zu beruhigen. Diesen Augenblick suchte sich Veelora aus, um hereinzukommen.

»Du!« fauchte sie. »Was habe ich dir gesagt? Mach gefälligst, daß du ...«

»Halt den Mund, Vee!« sagte Karas leise. Sein Gesicht war immer noch rot gefleckt, aber er atmete ruhig. »Wir haben uns ausgesprochen. Es ist alles in Ordnung, meine Liebste.«

Ihr Gesicht wurde weich. Sie legte voller Zärtlichkeit ihre Wange an seine. Mir wurde klar, was ich bisher nicht wirklich begriffen hatte: Als sie sagte, daß Karas ihr der wichtigste, liebste Mensch auf der Welt war, hatte sie das genau so gemeint. Ohne jeden Abstrich. Ich fröstelte. Was bedeutete das für die einsame junge Frau, die die Krone war? Der Kammerherr hatte zu Leonie gesagt, daß er sie lieber heute als morgen los wäre. Ihre linke *Hand* war ihrem eigenen Volk verpflichtet, und ihre rechte *Hand* – nun, die sah ich vor mir. Mir wurde übel. Ich schwor mir, mein Leben für diese unbekannte Frau zu geben, ob ich sie nun jemals zu Gesicht bekommen würde oder nicht. Sie konnte jede Unterstützung brauchen, die zu bekommen war.

Neben mir kicherte es. »Oh, welch hehre Gefühle«, flüsterte es in mein Ohr. »Ell, du bist ein richtiger Kindskopf!«

»Laß mich in Ruhe!« brüllte ich. Karas und Veelora sahen mich beunruhigt an. Ich sprang auf, blutrot übergossen und stammelte: »Ich – ääh – ich bin, ich h-habe ...« Ich verbeugte mich zackig und schoß zur Tür hinaus.

»Ein wenig unausgeglichen, das Kind«, sagte Karas verwundert. Die Antwort meiner Großmutter konnte ich nicht mehr hören, weil die Tür hinter mir zufiel.

»Dafür, daß es dich nicht gibt, bringst du mich aber ganz schön in die Bredouille«, schimpfte ich gedämpft.

»Weil«, antwortete sie trocken.

»Was, ›weil‹?« Sie nahm meine Hand und zog mich mit sich.

»Weil es mich nicht gibt, bringe ich dich in Schwierigkeiten«, rief sie zurück. »Wenn es mich gäbe, wäre doch alles kein Problem.«

»Wo gehen wir eigentlich hin?« fragte ich erschöpft. Die Unterhaltungen mit meiner Traumschwester verliefen immer reichlich anstrengend.

»Zum Waffenhof. Ich freue mich, Jenka endlich mal wiederzusehen.«

»Aber, aber ...«, protestierte ich. Sie warf mir einen strafenden Blick zu.

»Sie wird mich ja nicht sehen, Elloran. Also reg dich nicht auf!«

Jenka wartete schon auf mich. Sie winkte mir zu und schrie fröhlich: »Du bist sowas von zu spät! Ist was passiert?«

Ich warf einen unsicheren Blick auf meine Begleiterin, die mich nur breit angrinste und ihre Brauen hob. »Nee«, murmelte ich und zog mein Hemd aus. »Ich ... K-Karas hat mich aufgeh-halten.« Meine Schwester hockte sich auf das Gatter, und ich verdrehte die Augen. Würde sie mir von jetzt ab etwa auf Schritt und Tritt folgen? Was war mit ihrer Angst geschehen, daß *sie* uns zusammen sah? Wer sie auch sein mochte, sie mußte gute Augen haben. Jenka jedenfalls bemerkte nichts.

»Sie weiß es«, rief meine Schwester fröhlich. »Sie hat nichts dagegen, daß wir uns sehen. Der Schaden ist ohnehin angerichtet, sagt sie, weil ich so neugierig war und in dein Zimmer gekommen bin, damals.« Ich verstand wieder nur die Hälfte von dem, was sie sagte, aber ich hütete mich, irgendwie auf ihre Worte zu antworten. Es reichte mir, wenn meine Großeltern mich für überspannt hielten.

»Was stehst du da und starrst Löcher in die Luft?« fragte Jenka ungeduldig. »Können wir endlich anfangen?«

Heute stand waffenloser Kampf auf dem Programm. Ich hatte den Vorteil, größer und schwerer als meine Partnerin zu sein, aber trotzdem warf sie mich von vier Malen drei Mal zu Boden. »Du läßt dich zu leicht ablenken«, sagte sie, als sie wieder einmal keuchend über mir stand. Ich kratzte mich vom Boden ab und zählte meine Knochen.

»Das s-sagt sie auch immer«, rutschte mir unbedacht heraus.

»Wer?« fragte Jenka neugierig. Hinter mir kicherte es.

»Oh, n-niemand«, gab ich schnell zurück.

Jenka ließ ihre Augenbrauen hochrutschen. »Die selbe ›Niemand‹, die dir diese Kratzer verpaßt hat?« fragte sie spitz und deutete auf meine Wange. Ich legte unwillkürlich meine Hand darauf und wurde rot.

»Ich b-bin gegen eine T-Tür gelaufen«, behauptete ich. Jenkas schwarze Augenbrauen schienen ihren Hinterkopf besuchen zu wollen.

»Eine Tür mit Fingernägeln?« fragte sie skeptisch, ließ die Sache aber zu meiner Erleichterung auf sich beruhen.

Ich ließ sie noch ein gutes Dutzend Mal auf mir herumtrampeln, dann beendeten wir unsere Übungen. Beim Waschritual am Brunnen sagte ich: »Ich werde morgen früh wahrscheinlich wieder am Schreibtisch sitzen, Jen. Könnten wir uns auch später treffen?«

Sie nickte und überlegte. »Zwei Stunden vor dem dritten Wachwechsel?« schlug sie vor. »Ich bin ab morgen zur Nachtwache eingeteilt, und so habe ich noch gerade Zeit

genug, mich vorher umzuziehen und etwas zu essen.« Wir verabredeten uns und gingen auseinander.

»Und, zufrieden?« fragte ich.

»Sie hat sich verändert«, erklärte sie nachdenklich. »Und sie ist eifersüchtig.«

Ich sah sie ungläubig an. »Was meinst du damit?«

»Auf deinen kratzbürstigen Prinzen. Oh, sie weiß nicht, daß er es ist. Sie wäre auf jeden eifersüchtig, der dir zu nahe kommt, mußt du wissen.« Sie drehte eine übermütige Pirouette, daß ihre hellen Kleider um sie herumwirbelten und warf mir eine Kußhand zu. »Sie ruft mich, ich muß fort. Mach's gut, Elloran!«

Karas lag noch immer auf dem Diwan und blätterte in einem Schriftstück. Neben ihm auf dem Tisch stand eine Schale mit Obst und ein Wasserkrug. Veelora achtete weit strenger als Mikel auf des Kammerherrn Gesundheit.

»Ah, du kommst gerade recht«, rief er erfreut und wedelte mir mit dem Bündel Papier in seiner Hand zu. »Könntest du eben ein Diktat aufnehmen?«

Ich zog meinen Stuhl heran und griff nach Feder und Papier. Die nächste Stunde war dem Entwurf eines höchst diplomatisch formulierten Antwortschreibens an den Than von Nisgard gewidmet, der vorsichtig das Terrain sondierte, was den drohenden Krieg zwischen seinem weit von ihm entfernten Verbündeten S'aavara und seinen Nachbarn unter der Herrschaft der Krone betraf.

Ich bewunderte wieder einmal Karas' Fingerspitzengefühl. Der Than war beunruhigt, was ich verstehen konnte. Krieg zwischen S'aavara und der Krone hätte für ihn die unangenehme Folge, bedrängt von Norrbrigge und L'xhan im Westen und Olyss im Süden in einer sehr ungünstigen Stellung für seinen Verbündeten kämpfen zu müssen oder aber die Bündnistreue zu brechen und damit den Zorn der T'jana-Fürsten auf sich zu ziehen. Karas bot ihm nun das an, was er auch den Inseln vorgeschlagen hatte: Weitgehende Neutralität in einer möglichen Auseinandersetzung, bekräftigt durch den Austausch von Geiseln. Das alles so verklausuliert formuliert, daß der eigentliche Sinn des Geiselaustausches vordergründig ein ganz anderer zu sein schien. Zwischen den Zeilen wurde zwar klar, welchem Zweck er dienen sollte; aber wenn die T'jana selbst das Schreiben in die Finger bekommen hätten, hätten sie ihrem Verbündeten nichts vorwerfen können außer einem harmlosen ›kulturellen Austausch‹ zwischen benachbarten Staaten.

Gegen Nachmittag beendete Karas völlig erschöpft unseren Arbeitstag. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig neben ihm sitzen und fragte: »B-brauchst du noch irgend etwas? Soll ich dir noch G-Gesellschaft leisten, Großvater?«

Er schüttelte den Kopf und kicherte schwach. »Das, was ich jetzt am dringendsten nötig hätte, darfst du mir nicht besorgen. Deine Großmutter würde mich umbringen.«

Ich sah ihn mitfühlend an und strich über seine zitternde Hand. »Geh, Junge. Genieße deinen freien Nachmittag. Kommst du morgen wieder her?«

Er gab mir einen Klaps und scheuchte mich hinaus. Ich stürmte wie von einer Sehne abgeschnellt in den Innenhof. Zu meiner grenzenlosen Enttäuschung war der Platz unter der Birke leer. Was hatte ich eigentlich erwartet? Daß der Prinz den ganzen Tag untätig dort auf mich wartete?

Niedergeschlagen hockte ich mich auf das Mäuerchen neben der Birke, zog meine Knie an die Brust und kaute auf meinem Daumennagel.

»Hallo, Elloran«, krächzte Magramanir vom Ast einer schlanken Buche herunter.

»Hallo, Mag, J-Julian«, antwortete ich finster.

Sie landete auf meinem Knie und sah mich mit schräggestelltem Kopf an. »Hast du schlechte Laune?« Ich brummte. »Ich wollte dir nur von deinem Freund Nikal berichten, aber wenn du schlechte Laune hast, komme ich ein andermal ...«

»Halt«, schrie ich. »H-hiergeblieben, Mag. Julian, w-was ist mit Nik?«

»Weg ist er«, sagte Julian. »Einfach ausgebüxt. Ich war ein paar Tage nicht in der Stadt, und als ich wiederkam, war er fort. Das ist eine reife Leistung, mußt du wissen. So leicht findet ein Mensch gewöhnlich nicht aus der Stadt hinaus.«

»O Julian!« sagte ich angespannt. »Wie konnte das p-passieren? Er irrt jetzt v-vielleicht irgendwo da draußen herum ...« Horrorvisionen erschienen vor meinen Augen. Nikal verirrt, verletzt, verloren, verstört, verstümmelt, ver ...

»Mach doch nicht so ein Drama daraus, Elloran!« sagte Julian scharf. »Wir finden ihn schon wieder.«

»W-wir?« fragte ich irritiert. Magramanir blinzelte mich verschwörerisch an.

»Ja, sicher. Du und ich. Wir finden ihn bestimmt!«

»O G-Göttin!«

»Was hast du?«

»Julian, ich – ich k-kann hier nicht weg. Nicht jetzt!«

»Warum nicht?« Magramanir schloß ein Auge und öffnete ungeduldig den Schnabel.

»Es g-geht eben nicht!« beharrte ich stur. »Kannst du nicht alleine n-nach ihm ...«

»Nein«, gab Julian ebenso stur zurück. »Kann ich nicht. Was bin ich, Nikals Kindermädchen?« Er klang richtig beleidigt.

»Ach v-verdammt!« Jetzt wurde ich wütend. »D-du bist doch wirklich ein – Warum h-hast du mir eigentlich nie gesagt, daß du m-mein Onkel bist?«

Magramanir sah mich gleichgültig an. »Dein was? Ach so, die alte Geschichte. Wen kümmert das denn?«

»M-mich vielleicht?«

»Warum?«

»Weil ...« Ich stockte. Ganz unrecht hatte er ja nicht. Was bedeutete das im Grunde

schon? Wir waren miteinander befreundet, das war wahrscheinlich mehr, als die meisten Neffen von ihren Onkeln behaupten konnten. »Weil es sich eben so g-gehört«, schloß ich lahm. Magramanir lachte.

»Also gut, dann bin ich eben dein Onkel, weil sich das so gehört. Und was ändert das? Junge, ich hab dir doch erzählt, daß Magier keinen sehr ausgeprägten Familiensinn kennen. Was soll das also?«

»Wir kennen k-keine Familien, keine Bindungen, wenig Nachsicht und keine L-Liebe für euch Kurzlebige«, flüsterte ich.

»Was sagst du da?« fragte Julian überrascht. Ich schüttelte mich und antwortete: »Ach, vergiß es. Warum warst du in S'aavara?«

Julian hustete, was sich aus dem Schnabel eines Raben sehr ulkig anhörte. »Sag mal, was gibt das hier? ›Fragen wir unserem lieben Onkel Löcher in den Bauch, bis er schreit?‹ Was geht es dich Rotznase an, wo ich hinreise?«

»Ich werde doch noch f-fragen dürfen.«

»Klar, aber wundere dich nicht, wenn du keine Antworten bekommst«, schnappte Julian. »Ich habe der Heimat deiner geliebten Leonie einen kleinen Besuch abgestattet, weil sie mich interessierte. Ich kann schließlich reisen, wohin ich will, oder muß ich neuerdings meinen gerade seinen Windeln entwachsenen Neffen dafür um Erlaubnis bitten?«

»L-Leonie ist S'aavaranerin?«

»Jaaa!« brüllte Julian. »Was dachtest du; eine etwas zu lang durchgebratene Norrländerin? Junge, benutzt du deinen Kopf hin und wieder auch mal zum Denken oder hast du ihn nur, damit es dir nicht in den Hals regnet?« Magramanir krächzte aufgebracht und schwang sich in die Luft. Mit offenem Mund sah ich ihr nach. Julian einmal so wütend zu erleben, war ein Ereignis.

»Du rred mit ucello?« Cesco war lautlos hinter mir erschienen und sah Magramanir ebenso gebannt nach wie ich. Heute sah er mehr denn je aus wie eine junge Frau: das lange Haar zu einem lockeren Knoten auf dem Kopf aufgesteckt, ein weichfallendes knöchellanges Hemd aus hellgrüner Seide am Leib, das fast bis zum Bauchnabel offenstand; darunter schauten zierliche weiche Lederpantöffelchen mit neckischen kleinen Bommeln an den Spitzen hervor. Ich wischte meine urplötzlich feuchten Handflächen an meiner Hose trocken und leckte mir über die spröden Lippen. Er legte seine Arme um mich und küßte mich auf die Nase. Dann legte er einen Finger auf die Schramme, die er mir beigebracht hatte und riß die Augen auf.

»Du ferîte – ah – geschmerzt? Wie passiert, Ellorran?« Ich sah ihn fassungslos an, aber der Blick seiner violetten Augen war unschuldsvoll und scheinbar ehrlich besorgt.

»Ich b-bin gegen eine Tür gelaufen«, sagte ich. Er leckte mit seiner kleinen, rauhen, rosafarbenen Zunge gründlich über die Schramme.

»Besser, Ellorran?« fragte er. Ich versicherte sehr ernsthaft, daß ich jetzt überhaupt nichts mehr von dem Kratzer spürte. Er verschränkte die Hände in meinem Nacken und sah mich lange und gründlich an.

»Gehen meine câmra«, sagte er entschieden. Ich blickte verständnislos. Er suchte nach Worten, stöhnte dann ungeduldig, stampfte mit dem Fuß auf und griff nach meiner Hand.

»Mitkomm, Ellorran!« befahl er und zog mich mit sich. Ich folgte ihm neugierig in einen Seitenflügel des neueren Gebäudes, wo er vor einer Tür stehenblieb, sie schwungvoll öffnete und hineinwies. »Câmra«, sagte er, als würde er mir eine Person vorstellen. Dann legte er mir die Hand ins Kreuz und schubste mich hinein.

Der Prinz von den Inseln hatte von der Krone ein großes, vornehm eingerichtetes Gemach zur Verfügung gestellt bekommen. Große Flügeltüren öffneten sich auf einen sonnenüberfluteten Innenhof und ließen helles Licht in den Raum fallen – auf dicke Teppiche in glühenden Farben, weiche, große Kissen, die im ganzen Raum verteilt lagen, mehrere niedrige, üppige Diwane und zierliche kleine Tischchen aus Holz und Metall. Überall standen Gefäße mit süß duftenden Blüten, und das Zwitschern von Vögeln erfüllte den Raum. Ich kam mir vor wie in einer anderen Welt, einem Märchenland aus Farben und Gerüchen, die mir fremd und wunderbar erschienen. Inmitten dieser exotischen Umgebung erschien Cesco nicht mehr ganz so wie ein verirrter Paradiesvogel. Hier drinnen bewegte er sich mit großer Gelassenheit und so etwas wie selbstverständlicher Hoheit. Er schleuderte die Pantoffeln von seinen Füßen und schritt auf bloßen Füßen zu mir. Er zog mich auf eines der riesigen Kissen und begann, mein Hemd aufzuknöpfen. Ich hielt seine Hände fest. Er sah mich verwundert an.

»Was ist, Ellorran? Nicht wollen?« Er sah gekränkt aus. Ich schüttelte heftig den Kopf und küßte seine Handfläche.

»Ich m-muß dir etwas s-sagen, Cesco«, begann ich verzweifelt. Er legte den Kopf schief und wartete. ›*Nicht schon wieder*‹ schoß es mir durch den Kopf. »Ich bin kein Mann, ich b-bin T'svera.« Er sah mich immer noch an.

»Ja?« sagte er unsicher. »Was ist? Tisvera?«

Ich rieb mir verzweifelt durchs Gesicht. »Mann«, sagte ich und zeigte auf ihn. Er grinste schief, sagte aber nichts dazu. »Frau«, fuhr ich fort und zeichnete kurvige Umrisse in die Luft. Sein Grinsen wurde breiter. »T'svera«, endete ich und zeigte auf mich. Er krauste die Stirn und biß sich auf die vollen Lippen.

»Mann«, sagte er unsicher und setzte hinzu: »Giacchîn?« Ich nickte. »Frau«, fuhr er kichernd fort. »*Domna* Veelora.« Ich nickte erneut. »Tisvera«, er lachte breit und zeigte auf – sich. Ich schnappte nach Luft und sah ihn sich lachend auf dem Teppich wälzen und vor Wonne mit den Beinen strampeln. »Tisvera«, schrie er wieder und riß mich in seine Arme. Wir landeten mit einem Plumps auf dem Kissen. Er hielt sich nicht mehr

lange mit den Verschlüssen meines Hemdes auf. Ohne Umstände riß er es mir vom Leib und biß mich in die Schulter, daß Blut floß und ich Sterne sah.

Auf das, was dann folgte, hatte mich der behutsame und zärtliche Tom nur ungenügend vorbereitet. Ich fühlte mich, als würde ich mit einem Rudel Wildkatzen und einer ganzen Sippe bissiger kleiner Ratten gleichzeitig das Lager teilen. Als wir schweratmend voneinander abließen und ermattet aneinandergeschmiegt in den Kissen lagen, wünschte ich mir fast, ich hätte etwas von Jemainas stinkiger grüner Salbe von zu Hause mitgebracht. Mein Körper fühlte sich an, als hätte ein Stachelschwein ihn als Trampolin benutzt. Cesco fuhr sanft mit seinen langen Nägeln über meine Brust und kitzelte mich lüstern. Seine Haare hingen aufgelöst herab und streiften meinen Bauch.

»Du durstig?« fragte er. Ich nickte. Er stand geschmeidig auf und ging zu einem kleinen geschnitzten Schrank auf der anderen Seite des Zimmers. Träge drehte ich mich auf die Seite und sah ihm nach. Mein goldhäutiger Prinz war der erste T'svera, den ich zu Gesicht bekam, und ich konnte mich nicht satt an ihm sehen. War dies der Eindruck, den ich auf andere Menschen machte? Dieses ungewisse Schweben zwischen Mann und Frau, Bewegungen und Körperhaltungen, die im einen Augenblick zum einen und kurz darauf schon wieder zum anderen Geschlecht zu gehören schienen? Wie hatten meine Eltern sich nur einbilden können, ich könnte jemals die Rolle eines Mannes durchhalten: Jeder, der auch nur einmal einen T'svera zu Gesicht bekommen hatte, würde sofort wissen, womit er es zu tun bekam. Ich seufzte.

Cesco kniete mit einem zierlichen kleinen Tablett in der Hand neben mir nieder und schenkte einen silbernen Kelch mit duftendem, süß parfümiertem Wein voll. Er setzte ihn mir an die Lippen, und ich trank, ohne den Blick von seinem schönen Gesicht zu wenden. Er hob den Kelch an seinen eigenen Mund. Voller Begeisterung sah ich zu, wie sein langer, schlanker Hals sich beim Schlucken bewegte. Ich hob meine Hand und legte sie auf seine glatte Brust. Der schwere Wein, der mit exotischen Gewürzen versetzt worden war, ließ mir den Kopf schwimmen. Cesco legte sich wieder neben mich und bettete seinen Kopf auf meine Brust. »Du zu mâgre«, sagte er mit einem herzzerreißenden Gähnen, bei dem ich seinen rosa Gaumen sehen konnte. »Alles Knoch und Stein!« Ich kicherte. Dafür hatte ich mich mit Jenka nun seit Tagen auf dem Waffenhof geplagt, daß dieses verwöhnte Prinzchen mich jetzt als zu hart für seinen Kopf befand! Ich kniff ihn in die Seite. Er kreischte und fuhr herum.

»Ai! All'malôr!« schimpfte er und schlug mich, daß mir die Luft wegblieb. Dann warf er sich auf mich und begann mich mit höchster Gründlichkeit abzuküssen.

In dieser Nacht kam ich nicht zum Schlafen. Wir liebten uns, wir tranken den schweren, gewürzten Wein und aßen klebrige Süßigkeiten dazu, die wir uns gegenseitig von den Lippen stahlen; dann liebten wir uns wieder, ruhten eine Weile aus und begannen von vorne. Trunken von dem zu reichlich genossenen Wein und einer beinahe

tödlichen Überdosis Cesco schlich ich mich im Morgengrauen zurück in meine Kammer, um vor meinem Arbeitsbeginn noch eine oder zwei Stunden Ruhe zu bekommen.

Karas bemerkte mit hochgezogenen Brauen meine angeschlagene Verfassung. Die bösesten Schrammen verdeckte glücklicherweise mein Wams; aber nicht so leicht verbergen ließ sich leider, daß ich betrunken zur Arbeit erschienen war. Der kurze Schlaf hatte mich nicht hinreichend ernüchtern können, und Karas hatte für solche Einzelheiten aus eigener Erfahrung einen scharfen Blick. Er machte keine Bemerkung darüber, runzelte nur befremdet die Stirn. Ich bemühte mich um eine möglichst deutliche Aussprache und tat so, als wäre alles in bester Ordnung. Die Stunden bis zum Mittag dehnten sich unendlich und quälend. Schließlich klappte Karas den Aktenordner zu, aus dem er mir diktiert hatte und rieb sich die Augen. »Schluß für heute«, sagte er müde. »Ich bin noch nicht wieder auf dem Damm.« Er blickte mich scharf an. »Du legst dich besser auch ins Bett und schläfst deinen Rausch aus, Kind«, sagte er erstaunlich mild. »Ich möchte das nicht noch einmal erleben. Oder willst du, daß deine Großmutter mir Vorwürfe macht, ich hätte dich zum Trinken verführt?« Ich wurde rot.

»D-danke«, sagte ich zerknirscht. »Es s-soll nicht wieder vorkommen, *domu*.« Er gab mir einen zärtlichen Klaps auf die Wange und murmelte: »Sei klug, Kind. Nimm dir kein Beispiel an mir!«

Trotz meiner allerbesten Vorsätze mußte ich meinen Großvater dennoch bitter enttäuschen. Ich steckte bald jede freie Minute mit meinem goldenen Prinzen zusammen. Zum Ende des Frühlings waren Veelora und ein Teil ihrer Garde – darunter auch Jenka – abgereist, um in Kerel Nor nach dem Rechten zu sehen.

»Es ist nicht wirklich nötig«, sagte meine Großmutter verlegen bei unserem letzten gemeinsamen Frühstück zu Karas. »Aber ich war jetzt über ein Jahr nicht mehr zu Hause, und ich habe ein wenig Heimweh. Ach, Liebster, wenn du doch mit mir kommen könntest!« Karas hatte nur gelächelt und zärtlich ihre Finger geküßt, ohne darauf zu antworten.

»Komm nur heil wieder«, bat er etwas später. »Und laß uns nicht gar so lange allein.« Sie hatten sich unter Tränen verabschiedet, und ich sah Veelora und Jenka davonreiten. Diesmal fiel mir der Abschied nicht mehr so schwer: Ich wußte, sie würden wiederkommen – und ich hatte ja Cesco.

Der hatte inzwischen eine Gefolgschaft von jungen Adligen der Krone um sich geschart, die ihn fast genauso anbeteten, wie ich das tat. Es war eine ausgelassene, wilde Bande, sorglos und leichtsinnig. Ich genoß es, mit Cesco und den anderen jungen Männern durch die engen Gassen der Kronstadt zu galoppieren und ihre Bewohner damit in Angst und Schrecken zu versetzen. Cesco war unser ungekrönter König. Die Streiche, die er ausheckte, verschlugen mir manches Mal den Atem wegen ihrer

Tollkühnheit und oft auch gedankenlosen Grausamkeit. Aber ich war ihm bedingungslos verfallen und tat ohne zu Zögern alles, was er von mir verlangte. Als sein Liebhaber genoß ich in der Schar der Jünglinge eine besondere Stellung, auch wenn ich jünger war als die meisten anderen.

Ich vernachlässigte alles andere um seinetwillen. Ich fand keine Zeit mehr zum Üben: Jenka war ohnehin fort, und außerdem mochte Cesco mich lieber fülliger, weniger ›Knoch und Stein‹. Nur noch selten besuchte ich Leonie, da ich ihre Mißbilligung wegen meiner Obsession fürchtete; und mein Großvater – nun, ich sah ihn ohnehin täglich bei meinem Dienst, und wenn ich auch oft nur halbherzig bei der Sache war, so bemühte ich mich doch, es ihm recht zu machen. Es gelang mir nur immer schlechter, und immer häufiger erschien ich mit Verspätung und alles andere als nüchtern zur Arbeit. Cesco hatte eine Vorliebe für schwere Weine, und er liebte es ganz besonders, sie mit exotischen Drogen zu mischen. Es gab Tage, an denen ich keine Sekunde lang einen klaren Kopf bekam, sondern nur im Nebel durch den Tag schwamm, bis endlich der Abend sich neigte und ich ganz in Cescos Armen und unserer Traumwelt versinken konnte.

An einem Vormittag im frühen Kornsommer versäumte ich sogar zum ersten Mal ganz und gar, zur Arbeit zu erscheinen. Cesco war auf verbotenen Wegen an einige seltene S'aavaranische Drogen herangekommen, die er unbedingt mit mir hatte ausprobieren müssen. Ich erwachte dadurch, daß ich jemanden auf meiner Bettkante sitzen spürte. Wie fast immer in den letzten Wochen war ich erst im Morgengrauen zurück in mein eigenes Bett getaumelt und hatte es gerade noch geschafft, mir die Kleider vom Leib zu reißen und meinen Kopf zum Schutz gegen das einfallende Sonnenlicht unter mein Kissen zu stecken, ehe ich in einen bleiernen Schlummer fiel.

»Junge, mein liebster Junge«, hörte ich jemanden jammern. »Was geschieht nur mit dir?«

»Hng?« schnaufte ich, noch immer benommen von diesem grauenhaften Kraut, das wir geraucht hatten. Ich schob das Kissen von meinem Gesicht herunter und sah in die zutiefst besorgte Miene meines Großvaters. Er starrte mit erschrecktem Abscheu auf meinen bloßen Körper und all die Kratzer und Bisse, Striemen, Narben und blauen Flecke, die mich vom Kopf bis zu den Füßen übersäten. Voller Panik zog ich das heruntergerutschte Laken hoch und stammelte: »Großvater. W-was tust du h-hier?«

Er sah in meine Augen und entdeckte dort anscheinend irgend etwas, das ihm außerordentlich mißfiel. »Es ist fast Mittag«, sagte er hart. »Du bist nicht zur Arbeit erschienen, und ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Aber anscheinend war das völlig unnötig. Ich erwarte dich in einer halben Stunde in meinem Arbeitszimmer. So nüchtern, wie du bis dahin werden kannst!« Er stemmte sich auf die Füße und hinkte zur Tür. Dort blieb er eine Sekunde lang stehen, als wolle er noch etwas sagen, aber er

schüttelte nur den Kopf und ging ohne ein weiteres Wort hinaus.

»Oh, ver-verdammt!« fluchte ich und schwang die Beine aus dem Bett. Mein Kopf drohte zu zerspringen. Ich steckte ihn erstmal in die Waschschüssel. Tropfend und fluchend stieg ich in meine Kleider und suchte nach der Kordel für meine Haare. Ich fand sie nicht; nicht unter dem Bett, nicht zwischen den Laken im Bett, nicht zwischen meinen Kleidern vom Vortag. »Mist, Mist, Mist!« brüllte ich unbeherrscht und hielt mir den Kopf.

»Junge, bist du aber in Fahrt«, bemerkte meine Schwester spöttisch. Sie hatte sich schon seit dem Jungsommer nicht mehr bei mir blicken lassen. Ich machte einen erschreckten Satz, als ich so unvermutet ihre Stimme hinter mir hörte. Sie saß im Schneidersitz auf meinem Bett und blickte mich kritisch an.

»Du solltest dich sehen«, bemerkte sie. »Du siehst aus wie etwas, was die Katze unterm Bett gefunden hat.« Sie kniff die Augen zusammen und pfiff ein paar falsche Töne. »Leonie würde gerne mal wieder mit dir sprechen«, sagte sie zusammenhanglos.

Ich kroch auf Händen und Füßen über den Boden und suchte nach der Kordel. »Leonie wird warten müssen«, fauchte ich. »Erst einmal reißt mir Großvater den Kopf ab. Und wenn ich diese verfluchte Kordel nicht wiederfinde, habe ich wahrscheinlich noch den gesamten Kronrat am Hals, wegen Veruntreuung oder so!«

»Die höchst zeremonielle Seidenkordel?« fragte sie unschuldsvoll und betrachtete ihre Fingernägel. Ich stutzte.

»Was weißt du darüber?« fragte ich mißtrauisch.

»Nur, daß du sie letzte Nacht deinem Liebsten geschenkt hast, weil er so nett darum gebeten hat.« Sie riß die Augen auf. »Aber du bekommst bestimmt mildernde Umstände, du warst nämlich mal wieder voll wie ein Lampenfisch – autsch!« Ich hatte ihr das Kissen an den Kopf geworfen, und sie hatte sich nicht schnell genug geduckt.

»So ein verdammter – was mache ich jetzt?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Binde dir die Haare mit was anderem zusammen«, schlug sie einfach vor. »Du willst doch Großvater nicht wegen einer dussligen Kordel warten lassen.«

»Ach, du kannst mich ...«, schrie ich und stürmte mit offenen Haaren aus dem Zimmer. Hinter mir verklang ihr spöttisches Lachen.

»Herein«, rief Karas, als ich an seine Tür klopfte. Er hob nicht den Blick von seiner Lektüre, wies nur stumm auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Ich ließ mich unbehaglich darauf nieder und verschränkte die Hände. Er ließ die Blätter sinken und sah mich lange schweigend an.

»Ich habe eine Menge Beschwerden über dich und deine – Freunde zu hören bekommen«, sagte er schließlich spröde. »Ihr tyrannisiert die Stadt, heißt es.« Er schwieg, wartete. Ich rutschte auf meinem Stuhl herum. »Willst du dich nicht dazu

äußern?« fragte er nicht unfreundlich. Ich kniff die Lippen zusammen. Er seufzte und blickte auf die Papiere in seiner Hand.

»Karol, ein Obsthändler am Äußeren Wall, hat sich mehrfach darüber beschwert, daß ihr euch einen Spaß daraus macht, seine Auslagen zu zertrampeln. Er erwähnt Ballspiele mit seinen Melonen.« Er blickte mich an, ich schwieg.

»Viele der Händler auf dem Großen Markt erheben ähnliche Klagen. Ihr bezahlt nicht für das, was ihr euch nehmt und laßt rücksichtslos alles um euch herum bei euren Raubzügen und Verfolgungsjagden zu Bruch gehen. Und so weiter und so weiter.« Er ließ die Papiere wieder sinken und rieb sich mit dem Daumen über die Augen. Dann fuhr er fort, mit derselben nüchternen Stimme: »Man beklagt sich bei mir, daß ihr bei all dem eine äußerst freche und unverschämte Sprache führt und schon wiederholte Male böse Prügeleien angezettelt habt. Und als Köpfe und Anführer dieses ganzen widerwärtigen Treibens werden immer wieder die beiden hochmütigen jungen Herren mit den langen Haaren genannt!« Er warf die Papiere mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hände.

»Junge, wie soll das nur weitergehen?« fragte er dumpf. »Du trittst alles mit Füßen, was mir heilig ist. Ich begreife dich nicht. Du – du – nicht genug, daß du jeden Morgen betrunken zum Dienst erscheinst – wenn du denn überhaupt erscheinst! – du nimmst irgendwelche Drogen ein, die dir den Kopf benebeln, und du siehst aus, als hätte ein Messerwerfer dich als Zielscheibe benutzt ... Was, bei allen Göttern ist nur los mit dir?« Ich schwieg. Er hätte es ohnehin nicht verstanden.

Karas faltete die Hände vor dem Bauch und hauchte gedankenverloren auf den königlichen Siegelring. »Ich verbiete dir den Umgang mit dem Prinzen und seiner rüpelhaften Anhängerschaft«, erklärte er ruhig. »Ich stelle ihn und dich unter Stubenarrest, und sobald es ohne diplomatischen Zwischenfall möglich ist, schicke ich ihn zu seinem Vater zurück. Du wirst bis auf weiteres unter Bewachung auf deinem Zimmer bleiben. Wenn ich dich benötige, und meinetwegen einmal am Tag zu Kampfübungen, darfst du hinaus. Keine Besuche. Deine Mahlzeiten werden dir aufs Zimmer gebracht. Alles weitere wird sich ergeben.« Seine Stimme klang ehern und gebieterisch. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. So hoheitsvoll hatte ich den rundlichen kleinen Kammerherrn noch nie erlebt. Er sah mich an, eisig, fern wie die Sterne. »Geh mir jetzt aus den Augen«, sagte er kalt.

Ich stand heftig auf, der Stuhl polterte hinter mir zu Boden. »D-du kannst mich nicht v-von ihm trennen!« schrie ich.

Er stand auf, mühsam beherrscht. »Und ob ich das kann, mein Freund. Du würdest dich wundern, was ich alles kann! Raus jetzt mit dir!« Ich stürmte hinaus, blind vor Tränen – und schmetterte die Tür hinter mir zu.

»Er sperrt mich ein!« tobte ich in meinem Zimmer. »Er stellt mir eine Wache vor die

Tür, er läßt mich nicht mehr zu Cesco – er sperrt mich einfach hier ein!«

»Ach was«, sagte sie gleichgültig. »Hast du genug zu lesen?« Ich starrte sie sprachlos an. Sie rutschte von meinem Bett herunter und legte mir einen Finger auf die Nase. »Unser Onkel hat recht. Du benutzt deinen Kopf nicht. Sei einmal in deinem Leben vernünftig und tu, was Karas sagt. Übrigens, Leonie läßt dich grüßen. Sie will sehen, ob sie was für dich tun kann.«

Sie lächelte und öffnete die Tür. Ich konnte den Rücken des Soldaten sehen, der draußen stand. Er rührte sich nicht einmal, als sie ganz dicht an ihm vorbeiging. Ich seufzte. Er drehte sich um und sah mich mißtrauisch an. »Ja, junger Herr?«

»Ich h-habe Hunger«, sagte ich. »Und würdest du meinen – *domu* K-Karas fragen, ob ich mir etwas zu l-lesen aus der Bibliothek kommen lassen darf?«

Er nickte steif und sagte: »Ich habe die Anweisung, deine Tür abzuschließen, wenn ich fortgehe, junger Herr. Ich will es dir nur sagen, damit du nicht erschrickst.« Ich biß die Zähne zusammen und neigte bestätigend den Kopf. Gedemütigt schloß ich die Tür und hörte, wie sich der Schlüssel im Schloß umdrehte.

In den nächsten Wochen lernte ich, was Langeweile heißt. Auch im Arbeitshaus war ich eingesperrt gewesen, aber es hatte immer genügend zu tun gegeben, so daß ich nicht gezwungen gewesen war, völlig untätig herumzusitzen. Karas hatte mir zwar gesagt, er würde mich holen lassen, wenn er mich benötigte, aber das war nicht geschehen. Wahrscheinlich hielt er es für erzieherisch wertvoller, mich im eigenen Saft schmoren zu lassen. Sein großherziges Angebot, zu den Übungen gehen zu dürfen, schlug ich trotzdem aus. Er wollte mich einsperren? Gut, dann würde ich auch keinen freiwilligen Schritt aus meinen Räumen tun! Er selbst suchte mich regelmäßig auf, aber ich weigerte mich, auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln, und er verließ mich mit jedem Mal verbitterter.

Ich blätterte lustlos in den Büchern, die man mir brachte; aus Langeweile aß ich alles, was mir aufgetischt wurde, bis auf den letzten Krümel auf. Ich war schließlich so vollgestopft, daß ich mich kaum mehr rühren konnte; ich verschlief den halben Tag und sehnte mich mit jedem Atemzug, den ich tat, nach Cesco.

Nach mehreren Wochen Einzelhaft hätte ich mich wahrscheinlich sogar darauf gefreut, ein Schwätzchen mit meinem Vater zu halten. Die seltenen Besuche meiner Traumschwester lenkten mich zwar ein wenig ab, aber sie waren nicht wirklich; Unterhaltungen mit ihr hatten immer den Beigeschmack von Selbstgesprächen. Gespräche mit einem sehr widerborstigen Selbst, das mich ständig zur Weißglut reizte – aber es blieben eben doch Selbstgespräche.

Nach einer unruhigen Nacht voller düsterer Träume saß ich mit einem Becher Schokolade in meiner Fensternische, ein Buch unbeachtet im Schoß und meinen blinden

Blick auf den spätsommerlichen Hof gerichtet. Echos meiner Träume gaukelten hinter meiner Stirn.

»Was bezweckst du damit, Schüler? Ich verstehe deine Taktik nicht.«

»Du wirst sie auch erst begreifen, wenn es zu spät ist, alte Frau. Ich mache dir ein Angebot: Gib auf, bevor du eine schändliche Niederlage erlebst. Du kannst nun nicht mehr gewinnen.«

»Täuschst du dich nicht?«

»Höre ich da Unsicherheit in deiner Stimme, alte Freundin? Ich rate dir: Nimm mein Angebot an. Ich mache es dir kein zweites Mal.«

Ich schreckte hoch. Es hatte geklopft, wahrscheinlich der Diener, der mein Frühstück abräumen wollte. »H-herein«, rief ich. Wie lächerlich, ein Gefangener, der jemanden höflich in seine Zelle bat! Die Tür schwang auf, aber ich sah nicht auf.

»Besuch für dich«, meldete die freundliche junge Soldatin, die in dieser Woche mein Wachhund war. Oh, ihr bösen Geister, dachte ich, nicht schon wieder Karas! Er war erst gestern dagewesen, hatte schweigend in der Tür gestanden und mich angesehen wie ein waidwundes Reh. Es schüttelte mich, wenn ich nur daran dachte.

Die Frau trat beiseite und ließ einen stämmigen, dunklen Mann eintreten. Ich blickte ihm entgegen und sprang dann aus der Fensternische, daß Becher und Buch zu Boden flogen. Er tat zwei Schritte in den Raum und blieb stehen, um mich anzusehen wie einen völlig Fremden. Ich blickte verwirrt kurz an mir herunter: Wie meist in der letzten Zeit war ich in ein langes hemdähnliches Gewand aus nachtblauer Seide gekleidet, das, wie Cesco zärtlich gesagt hatte, genau die Farbe meiner Augen besaß. Es spannte mittlerweile gefährlich um Bauch und Hüften, aber ich liebte es, weil mein Prinz es mir geschenkt hatte. Meine Haare waren ungekämmt und nachlässig mit zwei schmalen, seidenglatt polierten Holzstäben hochgesteckt, ebenfalls ein Geschenk von Cesco.

Warum starrte er mich nur so seltsam an?

»T-Tom«, sagte ich unbehaglich, weil er beharrlich schwieg. »W-wo kommst du her?« Er schüttelte den Kopf, als wolle er eine Benommenheit daraus vertreiben und lächelte sein vertrautes, liebevolles Lächeln.

»Hallo, mein Kleiner. Ich bin gerade angekommen und dachte, ich mache dir meine Aufwartung. Wenn ich geahnt hätte, daß ich dafür einen offiziellen Passierschein von ganz oben brauchen würde, hätte ich mir die Sache sicher noch mal überlegt.« Er lachte breit. »Was hast du angestellt? Ein Attentat auf die Krone verübt?«

Ich stöhnte und mußte dann auch lachen. »Viel schlimmer, Kater. Ich habe m-meinen Großvater verärgert.«

Er lachte verständnisvoll. »Ich kenne den alten Herrn ja nicht, aber ich kann mir vorstellen, daß er unangenehm werden kann – wenn er nur halb so stur ist wie sein Enkel, wollte ich damit sagen. Sag mal, willst du mich hier eintopfen lassen, oder darf ich mich setzen?« Ich wurde rot und machte eine einladende Handbewegung. Wir saßen uns

gegenüber und sahen uns seltsam gehemmt an.

»Du hast dich sehr verändert«, sagte er nach einer langen Pause. »Wie ist es dir ergangen, nachdem ...«

»Nachdem Quinn mich rausgesetzt h-hat, meinst du?« Ich war selbst erstaunt, wie bitter meine Stimme klang. Er biß sich auf die Lippe und sah schuldbewußt drein.

»Es tut mir wirklich leid, daß es so gekommen ist«, sagte er leise. »Ich habe nicht wirklich um dich gekämpft, das ist mir nun klar. Aber du warst so plötzlich fort, und ich war noch nicht wieder ...«

»Ach, lassen wir die alten Geschichten«, unterbrach ich ihn. Er schluckte und sah mich überrascht an. »Was hast du seitdem getrieben?«

Er rümpfte leicht gekränkt die Nase und sagte unbestimmt: »Ach, wir waren hier und da unterwegs. Galen hat uns ziemlich auf Trab gehalten.«

»Ihr wolltet doch eigentlich abreisen, warst du nicht deshalb damals so schlecht gelaunt?«

»Ja, aber Quinn konnte sich nicht gegen Galen durchsetzen. Die alten Rangeleien, aber in diesem Fall hat Omelli Galen rechtgegeben. Solange die Auseinandersetzung mit S'aavara sich nicht weiter steigert ...« Er unterbrach sich und sah mich fast wütend an. »Sag mal, ich bin doch nicht hier, um mit dir über Politik zu sprechen!« Er erhob sich von seinem Stuhl und setzte sich dicht neben mich auf den Diwan, nahm meine Hand und sah mich forschend an. Ich erstarrte peinlich berührt zu Eis. Seine Augen verschleierten sich.

»Ach so«, sagte er leise. »So ist das. Ich bin doch ein alter Trottel!« Er lachte und ließ meine Hand los. Im Aufstehen sagte er munter: »War nett, dich mal wiedergesehen zu haben, Kleiner. Halt die Ohren steif.«

»Tom«, rief ich verlegen. »Tom, bitte. Sei mir n-nicht böse!« Er drehte sich um, ehrliches Erstaunen im Gesicht.

»Warum sollte ich dir böse sein, Kleiner? Mach's gut.« Er nickte noch einmal und ging hinaus. Seltsam, ich hatte Tränen in den Augen. Ich hob das heruntergefallene Buch vom Boden auf und wog es einen Augenblick lang in der Hand. Dann schmetterte ich es mit einem wütenden Aufschrei gegen die Wand und warf mich auf mein Bett. Cesco! Warum tat es nur immer noch so weh?

16

Die Achtwoche des Kornsommers schlich vorüber, und ich schickte mich ergeben in meine Einzelhaft. Es hätte mir Erleichterung gebracht, wenn ich mich wenigstens hin und wieder hätte ein wenig betrinken können, aber Karas hatte strikte Anweisungen gegeben, was das betraf. Ich bekam zu den Mahlzeiten einen kleinen Becher Wein serviert, aber keinen Schluck darüber hinaus. Also fuhr ich mangels anderer Betätigung hartnäckig damit fort, mich für einen Geliebten zu mästen, den ich wahrscheinlich nie wieder zu Gesicht bekommen würde. Karas hatte seine fruchtlosen Besuche bei mir eingestellt. Wie meine Schwester mir berichtete, hatte Leonie ihn mehrmals vergebens gebeten, mich besuchen zu dürfen. Karas mußte sie kalt und böse abgewiesen haben: Solange sein Enkel nicht geruhe, mit ihm zu sprechen, sähe er keine Notwendigkeit, andere Besucher zu ihm zu vorzulassen.

Ich zuckte zaghaft mit den Achseln und nahm ein Stück Kuchen vom Tisch. Meine Schwester sah mir neugierig zu, wie ich kaute und schluckte und nach dem nächsten Stück griff und fragte: »Sag, ist das alles, was dir einfällt? Schlafen und dich vollstopfen? Du gleichst allmählich ganz erstaunlich einem gemästeten Schwein, lieber Bruder.«

Und wenn schon. Wen kümmerte das? Ich steckte gleichgültig ein weiteres Kuchenstück in den Mund. »Du hast übrigens eine neue Wache vor der Tür«, bemerkte sie fröhlich. »Was Nettes, Junges. Unterhalte dich doch mal mit ihr.«

Ich stöhnte und sagte unwirsch: »Laß mich endlich mit deinem Geschwätz in Ruhe. Merkst du eigentlich nicht, wie sehr du mir auf die Nerven gehst?«

Sie kicherte und klatschte mir mit der Hand auf den Bauch. »Bin schon weg«, rief sie munter. »War wie immer nett, sich mit dir zu unterhalten, alter Sauertopf!« Sie stob durch die Tür und streifte dabei die Frau, die davor stand, am Ärmel. Die zuckte zusammen und drehte sich verstört um.

»Jenka!« rief ich heillos überrascht. »Du b-bist zurück?« Sie blickte mich ungläubig an, die Augen in ihrem dunklen Gesicht wurden tellergroß.

»Du meine Güte, Elloran! Wie siehst du denn aus? Du platzt ja aus allen Nähten!« japste sie entsetzt.

Ich wurde blutrot. »D-das ist ja wohl ganz und g-gar meine Sache!« erwiderte ich patzig. Sie schlug beschämt die Augen nieder.

»Du hast recht, tut mir leid.« Sie schloß die Tür hinter sich und sagte verlegen: »Dumme Sache mit dem Stubenarrest, Elloran. Der Kammerherr hat sogar deine Großmutter deswegen zurückgerufen. Wir sind seit gestern wieder hier.« Ich verdrehte die Augen und jammerte leise. Jetzt stand mir auch noch mit Sicherheit ein Gespräch mit Veelora bevor! Jenka sah mich mitfühlend an.

»Kann ich irgendwas für dich tun, Ell?« fragte sie gedämpft. »Ich darf dich hier nicht rauslassen, aber vielleicht könnte ich – jemandem eine Nachricht überbringen oder so.« Sie blinzelte verschwörerisch. Ich schloß für eine Sekunde die Augen. Sollte es so einfach sein?

»W-würdest du das wirklich tun?« fragte ich atemlos. Sie nickte entschlossen. »W-würdest du ihn auch z-zu mir lassen?« bohrte ich. Sie zögerte. »Jenka!« rief ich beschwörend. Sie biß die Zähne zusammen und nickte wieder. Ihr Gesicht wirkte unglücklich. Ich schrie vor Freude auf und zog sie an mich. Sie legte kurz eine Hand auf mein Gesicht und blickte noch unglücklicher drein. Ich beachtete es nicht, ließ sie los und riß Papier und Feder aus der Schublade. Hastig kritzelte ich ein paar Zeilen auf das Papier, faltete es zusammen und hielt es Jenka hin. Sie nahm den Brief und steckte ihn in ihre Uniformjacke.

»D-danke«, stammelte ich. »Du w-weißt nicht, was das für mich bedeutet!« Sie nickte wortlos und ging hinaus. Der Schlüssel knirschte im Schloß. Zum ersten Mal segnete ich dieses Geräusch. Dann lauschte ich ihren sich entfernenden Schritten und schlug die Hände vor den Mund. Bei der Göttin, ich mußte mich ein wenig herrichten! Meine Haare waren schon lange nicht mehr gewaschen worden, und die Kleider, die ich trug, waren fleckig und rochen nach Schweiß. Ich wühlte ungestüm in meinem Schrank herum. Verdammt, da mußte doch noch irgend etwas anderes sein, das mir halbwegs paßte! Ein weites Hemd, das ging so gerade über die Hüften, aber die Hose – ach egal! Ich ließ sie eben ein Stück offen und zog das Hemd darüber – wenn alles nach Plan verlief, würde ich ohnehin nicht lange in meinen Kleidern stecken!

Der Nachmittag schlich vorbei wie eine Schneckenprozession. Jenka kehrte irgendwann zurück und meldete, daß sie die Nachricht abgegeben hatte. Wie ich erwartet hatte, war vor Cescos Gemächern keine Wache aufgestellt. Karas wagte es nicht, einem offiziellen Gast von den Inseln einen Soldaten vor die Tür zu stellen. Wahrscheinlich hatte er statt dessen seinen Erzieher gebeten, ein Auge auf den Prinzen zu werfen. Das machte mir wenig Sorgen, Cesco hatte in der Vergangenheit häufig genug seine Fähigkeiten unter Beweis gestellt, seinem Aufpasser zu entwischen.

Komm vor dem dritten Wachwechsel, mein über alles Geliebter! hatte ich ihm geschrieben. Dann war Jenka noch im Dienst, und morgens, wenn sie die Nachtwache abgelöst hatte, konnte sie den Prinzen wieder hinauslassen. Meine Ungeduld wuchs ins Unermeßliche. Das Abendessen wurde serviert, aber ich brachte keinen Bissen herunter. Es wurde dämmrig draußen, die Sonne versank, und endlich, als ich schon dachte, er hätte es nicht geschafft, klopfte es sacht an meine Tür. Ich riß sie auf und unterdrückte noch rechtzeitig einen Freudenschrei. Ich packte Cesco am Handgelenk und zerrte ihn ins Zimmer.

»D-danke, Jen!« brachte ich noch heraus, ehe ich die Tür zuwarf und in den Armen

meines strahlenden Prinzen lag. Wir fielen übereinander her wie zwei Verhungernde über ein Festessen, stumm und unbeherrscht. Erst als der erste, wütende Hunger gestillt war, begannen wir flüsternd miteinander zu sprechen.

»Ich soll zurück in Rhûn«, wisperte Cesco. »Kammerherr sehr furios. Wütig mit mir gesprecht. Nur noch mit stitutori aus câmra darfe. Dich nix seh, mî Ellorran!« Er schob seine Haare aus dem Gesicht und richtete sich auf die Ellbogen. Er betrachtete mich gründlich und strahlte vor Freude. »Du bêl geword, mî amor. So rrund und grass', ai!« Er kniff schmerzhaft in die weichen Fleischpolster auf meinen Hüften und stöhnte vor Wonne. Ich umklammerte ihn und wir rollten übereinander. »Ah, aspett' ein Augenblickîn!« sagte er atemlos und drückte mich von sich fort. »Hab Bringsel für dir!« Er sprang auf und lief zu einem Bündel, das er beim Hereinkommen achtlos neben der Tür abgelegt hatte. Er legte es zwischen uns aufs Bett und befahl: »Offen mach, Ellorran!«

Ich grinste, denn ich hatte es darin schon gluckern hören. Es war ein Krug vom feinsten roten Dolmianer, schwer und duftend wie ein schwüler Sommerabend. Ich war nicht mehr daran gewöhnt und schnell berauscht. Aber noch weit mehr berauschte mich mein Liebster, der in dieser Nacht genausowenig von mir lassen konnte wie ich von ihm. Viel zu schnell war die Nacht vorbei und der Augenblick gekommen, da ich ihn mit den ersten zaghaften Vogelrufen zur Tür hinauslassen mußte. Wir küßten uns in der offenen Tür noch einmal trunken und leidenschaftlich zum Abschied. Jenka nickte mir zu, und ich lächelte dankbar, erschöpft und benebelt. Ich schleppte mich zurück ins Bett und fiel in die zerwühlten Kissen. Mein Kopf fühlte sich an wie ein Luftballon, gleichzeitig leicht und zum Zerplatzen gespannt.

»Zufrieden?« fragte meine Schwester.

Ich stöhnte nur und versuchte, meinen Kopf unter dem Kissen zu verbergen. »Geh weg, laß mich in Ruhe«, sagte ich dumpf.

Sie setzte sich bequem auf mein Bett, steckte die bloßen Füße unter meine Decke und sagte: »Im Gegenteil. Ich wollte dir schon lange was zeigen. Jetzt wäre der richtige Zeitpunkt dafür gekommen, denke ich.«

»O bitte!« sagte ich gleichgültig. »Du wirst doch nicht gerade jetzt mit mir einen Ausflug unternehmen wollen!« Wir standen in einem zum Innenhof hin offenen Wandelgang der alten Burg. »Was gibt es denn hier so Wichtiges?«

Sie sah sich in aller Ruhe um, musterte die Menschen, die an uns vorbeigingen. So weit ich sehen konnte, waren die Leute mir nicht persönlich bekannt, es schienen die üblichen Höflinge und Edelfrauen, Adligen und Hofbeamten zu sein.

Meine Schwester zupfte mich am Ärmel. »Da!« sagte sie. »Siehst du den Mann da?«

Ich sah mich gelangweilt um. »Ja, sicher«, sagte ich. »Und?« Er kam genau auf uns zu, ein großer, stattlicher Edelmann in der Blüte seiner Jahre, athletisch gebaut und

durchaus gutaussehend, obwohl er auch etwas molluskenhaft Schlaffes an sich hatte. Er war auf das Vornehmste gekleidet, und seine gepflegten, weißen Hände waren mit kostbarem Schmuck überladen. Sein Gesicht kam mir seltsam bekannt vor. Ich sah es mir genauer an. Es wirkte ebenmäßig und besaß einen lüsternen, unersättlichen Zug um den Mund, der mich abstieß. Es war das Gesicht eines zügellosen, genußsüchtigen Menschen.

»Siehst du ihn dir gut an?« flüsterte meine Schwester. »Das ist der mächtigste Mann auf dieser Welt. Schau hin, Elloran.«

Ich sah ihm nach. Er wurde von den Edelleuten, an denen er vorbeikam, untertänigst gegrüßt und machte sich selbst kaum die Mühe zurückzugrüßen. Sein Blick ruhte auf einem alten Mann am anderen Ende des Wandelganges, der ihm freudig entgegenkam. Meine Schwester nahm mich beim Arm und zog mich hinter dem Mann her, der jetzt den Älteren freundschaftlich um die Schulter gefaßt hatte und mit ihm hinaus in den Rosengarten schlenderte. »Er hat alles erreicht, was ein Mensch erreichen kann, der nach Macht giert und gewissenlos genug ist, vor nichts zurückzuschrecken, um sie zu erreichen«, erläuterte sie atemlos, während sie mich hinter sich herzerrte. »Er hat irgend etwas an sich, daß die Menschen ihn lieben und ihm vertrauen, und das nutzt er gewissenlos aus. Er hat einen jeden skrupellos beseitigt, der ihm im Weg stand, ob es nun seine eigene Familie war oder ein vollkommen Fremder. Wen er benutzen konnte, hat er benutzt und sich danach seiner entledigt.«

Die beiden Männer vor uns schlenderten über die verschlungenen Gartenwege. Die Rosenhecken dufteten betäubend süß. Wie verhext lauschte ich der Stimme meiner Schwester. »Er hat seine Freunde ermordet und seine Gönner hinrichten lassen; er räumt Menschen aus seinem Weg wie lästiges Ungeziefer, und nun ist er dort, wo er hinwollte: an der Spitze der Macht, unumschränkter Herrscher über den größten Teil der Welt, ein Mann ohne einen Funken Moral und ohne jedes Gewissen. Sieh jetzt hin, Elloran!«

Betäubt sah ich zu, wie der Mann seinen Begleiter zu sich herab auf eine überwucherte Bank zwischen üppigen, dunkelrot blühenden Rosensträuchern zog. Er legte liebevoll seinen Arm um den alten Mann und stieß ihm einen juwelenbesetzten Dolch tief in die Seite. Das Antlitz des anderen erbleichte; fassungslos und noch immer voller Liebe hing sein brechender Blick an dem lächelnden Gesicht seines Mörders. Der sah mit grausamer Befriedigung zu, wie sein Opfer unter Qualen starb, wischte gleichgültig seinen Dolch und die blutigen Hände an einem kostbaren Spitzentuch ab, das er achtlos fallen ließ, und ging mit festem, ruhigem Schritt davon. Die Blutflecke auf dem Tüchlein waren vom gleichen Farbton wie die unzähligen Rosenblätter, zwischen denen es am Boden lag.

Mir wurde so übel, daß ich mich heftig übergeben mußte. »Warum zeigst du mir das?« fragte ich keuchend. »Was soll das b-bedeuten?«

»Was hat er gesagt?« Ein feuchtes Tuch wischte über mein schweißbedecktes Gesicht.

»Ich habe ihn nicht verstanden. Er redet die ganze Zeit über völlig unverständliches Zeug. Ach du liebe Güte, jetzt geht das schon wieder los! Hol die Schüssel ...«

»Komm schon, weiter, wir sind noch nicht fertig!« Sie zerrte mich immer weiter hinter sich her.

»He, können wir nicht mal eine Pause machen? Ich fühle mich schrecklich!«

»Du bist zu fett geworden, Elloran. Du kommst viel zu schnell aus der Puste.«

»Warum zeigst du mir das alles? Was hat das für einen Sinn?«

»Das wirst du schon sehen«, antwortete sie. »Jetzt komm endlich weiter.«

Wir folgten dem Mann durch sein Leben wie durch einen zügellosen, ausschweifenden Bilderbogen der Begierden und widerwärtigsten Lasterhaftigkeiten. Und während der ganzen Zeit, in der ich nicht in der Lage war, meinen widerstrebenden Blick von den Untaten dieser abscheulichen Kreatur zu wenden, flüsterte die Stimme meiner Schwester in mein Ohr: »Dieser Mann hat sein Volk nach und nach ausgeblutet und die Kronstaaten in den greulichsten und längsten Krieg ihrer Geschichte getrieben. Er hätte Krone und Stab in allen Ehren tragen können, denn er ist der rechtmäßige Herrscher, aber er zieht alles, was edel und gut ist, zu sich in den Dreck und tritt noch mit Füßen darauf herum. Er ruht nicht eher, bis alles um ihn herum genauso niedrig und besudelt ist wie er selbst. Sieh gut hin, Elloran!« Ich war gezwungen, ihm weiter zu folgen. Seine perversen Untaten wurden immer monströser, immer unfaßbarer. Die ekelhafte Fäulnis unter der gepflegten, wohlriechenden Oberfläche trat deutlicher und deutlicher zutage. Dieses Monstrum in Menschengestalt kannte keine Güte, keine Liebe, keine edlen Gefühle. Er wollte nur eines: rücksichtslos seine maßlose Gier stillen. Ich hielt den Anblick nicht mehr aus, schloß meine brennenden Augen und flehte meine Schwester an, mich gehen zu lassen.

»Noch nicht, Elloran, wir sind noch nicht fertig«, hörte ich sie erbarmungslos antworten, ehe ich in gnädiges Dunkel fiel.

»Junge, hörst du mich?« Ich stöhnte und warf den Kopf herum, schlug dabei eine weiche Hand fort.

»Er hat zumindest aufgehört, sich zu übergeben«, sagte eine andere Stimme. »Wenn es wirklich Gift war, müßte das Brechmittel es eigentlich herausgetrieben haben. Aber ich bleibe heute nacht noch bei ihm, es ist wahrscheinlich noch nicht ganz ausgestanden.«

Die weiche Hand kam wieder und lag sacht auf meiner verschwitzten Stirn. »Meine Schuld«, sagte die erste Stimme verloren. »Alles meine Schuld.«

»Dummes Zeug«, fuhr ihn jemand anderes an. »Du hast völlig richtig gehandelt, Karas. Der Junge ist verrottet; verfault und verdorben bis ins Mark. Wir hätten ihn zu seinen Eltern zurückschicken sollen!«

»Nein, nein, das stimmt nicht, Vee! Der Junge – er ist in falsche Gesellschaft geraten. Ich habe es nicht schnell genug unterbunden, ich dachte, es täte ihm gut, sich ein wenig

auszutoben. Aber er ist nicht schlecht, wirklich nicht!«

»Ach, Karas«, sagte die andere zärtlich. »Du bist ein hoffnungsloser Fall. Was sollen wir nun tun? Alles, wofür wir all die Jahre gearbeitet haben ...« Die Stimmen verloren sich im Dunkeln.

»So, weiter jetzt, mein Schatz«, sagte meine Schwester munter. »Keine Angst, du hast es fast geschafft. Wir sehen uns nun das Ende an.«

Das Dunkel hob sich, und ich fand mich in einem überheizten, prunkvollen Gemach wieder. Der Mann wandte mir den Rücken zu und starrte regungslos auf ein Schreiben in seiner Hand. Ein kostbarer, reich verzierter Schlafrock, zerdrückt und besudelt, umhüllte nachlässig seinen unförmig fetten Leib. Bleiche, schwammige Hände zerknüllten krampfhaft das Papier und griffen mit bebenden Fingern nach einem weingefüllten Pokal. Er leerte ihn hastig, ohne darauf zu achten, daß ein Teil des Inhaltes auf seinen Schlafrock und das spitzenbesetzte Hemd darunter lief und den unzähligen alten frische Flecken hinzufügte. Dann füllte er den Pokal erneut und wählte sorgfältig einen der Pfirsiche aus der silbernen Schale auf dem Tisch. Er drehte sich um und gab jemandem hinter mir einen barschen Befehl. Ich konnte seine Stimme nicht hören, aber dafür sah ich ihn deutlicher denn je. Sein Gesicht schien feist und aufgedunsen, jede seiner Taten spiegelte sich deutlich in den schlaffen, fleischigen Zügen. Diese von Ausschweifungen und Gemeinheit gezeichneten Züge boten jetzt nur noch die traurige Parodie eines menschlichen Antlitzes.

Mit abstoßender Gier grub er seine Zähne in den Pfirsich und verzehrte ihn mit wenigen Bissen. Der klebrige Saft lief an seinen fleischigen Wangen herunter und tropfte über sein fettes Kinn. Jetzt öffnete sich hinter mir eine Tür. Tückischer Glanz trat in seine blutunterlaufenen Augen. Achtlos ließ er den Pfirsichkern zu Boden fallen, wischte sich über den Mund und griff wieder nach dem Pokal. Den Wein hinunterstürzend, winkte er ungeduldig die eintretende Person näher.

»Sieh hin, Elloran«, wisperte die Stimme. »Das ist der Captain seiner Leibwache und seine rechte *Hand*, eine ihm seit Jahren treu ergebene Frau. Sie hat ihn einst geliebt, und jetzt hat sie sich mit seinen Feinden gegen ihn verbündet. Es wurde ihm soeben zugetragen. Sieh gut hin.«

Ich tat, wie mir geheißen wurde. *Jenka!* schrie ich auf. Sie war es, als erwachsene Frau, nicht mehr jung, mit einem Anflug von Bitterkeit im Gesicht, der nicht zu ihr paßte; aber dennoch war es unverkennbar meine liebste Freundin, mit ihren dunklen, kraftvollen Zügen und dem ausdrucksvollen, herben Mund. Sie sah dem Mann gelassen ins Gesicht. Er ging ruhelos auf und ab und erregte sich anscheinend immer mehr. Sie antwortete gelassen auf seine bohrenden Fragen und heftigen Vorhaltungen. Ich sah es an ihrem Blick: Er würde sie nicht brechen können. Das erkannte wohl auch er, denn mit einer Behendigkeit, die ich diesem unförmig aufgeblähten Körper nicht zugetraut hätte, warf

er sich auf sie, um sie zu erstechen, genau wie er vor Jahren seinen Getreuen im Rosengarten ermordet hatte und danach noch viele, allzuviele andere.

Doch Jenka war vorbereitet. Sie glitt geschmeidig zur Seite und nach einem kurzen Handgemenge steckte der Dolch tief in seiner eigenen Brust. Er öffnete den Mund in unsäglicher Agonie. In seinen sich trübenden Augen stand Unglauben. ›Nein!‹ schien er tonlos zu schreien. ›Doch nicht ich!‹ Seine schwammigen Hände krallten sich den bestickten Tischüberwurf und rissen ihn samt Weinkaraffe und Obstschale hinunter. Er starb unter gräßlichen Zuckungen und lag blicklos und starr auf seinem kostbaren Teppich. Die zerdrückten Pfirsiche spiegelten sich dunkel glühend in den Lachen, zu denen sich der Wein und sein Blut vermischt hatten. Jenka aber stand neben ihm und blickte mit einem Gesicht voller Haß und Trauer auf die Leiche des mächtigsten Mannes nieder.

»Und jetzt sieh gut hin«, flüsterte meine Schwester und drehte sanft mein Gesicht der abstoßenden Fratze des Toten zu. Ihre kühlen Hände strichen über meine Augenlider, und ein Schleier hob sich. Ich erkannte ihn nun endlich und schrie, schrie von unsäglichem Ekel geschüttelt, bis meine Stimme versagte.

»Bei allen Geistern, was hat er?«

»Er wird tobsüchtig! Haltet ihn doch um Himmels willen fest, er verletzt sich noch selber!«

»Ich hole die Oberste Maga.« Eilige Schritte, Hände, die mich festhielten und ruhig zu stellen versuchten. Stimmen, die durcheinanderschrien. Und über all dem das Gesicht, das gräßliche Gesicht, das alles andere in meinem Blickfeld verdeckte. Ich riß meine Hände aus den klammernden Griffen und fuhr mir kreischend und schluchzend mit den Nägeln ins Gesicht, um das Bild aus meinen Augen zu löschen.

»Nun haltet doch seine Hände fest! Er versucht sich die Augen auszukratzen!« Hastige Schritte, eine zuschlagende Tür, erleichterte Ausrufe.

»*Domna*, endlich! Wir können ihn nicht mehr bändigen.«

»Geht alle hinaus, laßt mich mit ihm allein!« Lange, kühle Hände an den Schläfen, auf den Augen. Das Bild verblaßte, versank. Etwas Weiches, Kühlendes legte sich auf meine Lider.

»Kind, das war sehr gefährlich«, flüsterte Leonie. »Du hättest das nicht auf eigene Faust unternehmen dürfen.«

»Er überlebt es schon.« Die klare, kalte Stimme meiner Schwester. »Er ist ziemlich hart im Nehmen, Leonie.«

»Du weißt nicht, was du da getan hast«, seufzte die Maga mit papiertrockener Stimme. »Es kann sein, daß er hiernach nicht mehr leben will.« Schweigen.

»Wäre das so schlimm? Er ist doch ...«

»Halt den Mund! Du dummes Kind! Begreifst du denn gar nichts? Wenn Elloran jetzt stirbt, hat *er* das spiel gewonnen.«

»Oh!« flüsterte meine Schwester.

»Es sollte mich nicht wundern, wenn das Gift von *ihm* kam. War es in dem Wein?«

»Nein, ich glaube nicht. Wäre dann Cesco nicht auch krank geworden?«

»Nicht unbedingt«, antwortete Leonie nachdenklich. Sie ließ meine Hände los, die sie umklammert hatte und stand auf. Ich spürte, wie sie zur Tür ging. »Ich glaube, ich weiß, was ihm jetzt noch helfen könnte. Bleib hier bei ihm, Kleines.«

»Ich bin doch immer bei ihm«, sagte meine Schwester sanft.

»Sie machen mit dir, was sie wollen, merkst du das nicht?« Ein Schnabel pickte zärtlich in mein Ohrläppchen. »Sie wollen nicht, daß du fortgehst, weil sie dich dann nicht mehr herumschubsen können. Tanze nur immer schön nach ihrer Pfeife, dann bleibst du auch ihr lieber, lieber Junge. Willst du das? Sieh dir doch an, was passiert, wenn du einmal gegen ihren Willen handelst. Arrest, als hättest du ein Verbrechen begangen! Und warum? Nur weil du jemanden liebst, der deinen Großeltern nicht in den Kram paßt! Wenn du bleibst, wirst du für immer ihre Marionette sein. Zupf, Zupf, Zupf an den Fäden, und die Puppe tanzt. Nach ihrer Musik, nach Leonies Musik, nach jedermanns Musik, nur nicht nach der deinen! Ist es das, was du aus deinem Leben machen willst?« Höhnisches Krächzen und ein Flügelschlag, der meine Wange traf. Ich jammerte leise und warf mich herum.

»Warum hat er die Augen verbunden?« Geschickte Finger schälten das Weiche, Warme von meinen Lidern. Schnalzen, ein erschreckter Ausruf.

»Du lieber Himmel, wie ist das denn passiert?«

»Das hat er sich selbst beigebracht, sagte die Heilerin. Scheint aber gutgegangen zu sein, das sind keine ernsthaften Verletzungen.«

»Was für ein Gift war das eigentlich?«

»Wenn ich das wüßte ... Ich wollte, Jemaina wäre hier. Das war immer eines ihrer Spezialgebiete. So. Jetzt laß mal sehen.«

Luftzug an meinem bloßen Körper, unangenehm kühl. Heftiges Einatmen. »Maddoc!«

»Ja, interessant, nicht?« Hände auf meinem Leib, fest, sachlich, untersuchend.

»Interessant? Das ist entsetzlich! Der Junge hatte eine Haut wie Samt und Seide, und jetzt sieh dir das an. Das ist doch eine Schande!«

»Jetzt übertreib nicht so, Tom. Das hier, das sieht aus, als wäre er dir in die Klauen gefallen; schau mal, diese Narbe.«

»Du weißt genau, daß ich nie ...«

»Ja, ja. Hilf mir lieber mal, ihn auf die Seite zu drehen. Holla!« Ein Pfiff. »Die hier ist schon alt, aber das da werde ich wohl besser behandeln, sonst entzündet es sich noch.

Und dieser Bluterguß sieht böse aus – hoffentlich hat er keine inneren Verletzungen davongetragen, das ist eine üble Stelle. So, du kannst ihn jetzt loslassen.«

Wärme. Dunkelheit. Murmelnde Stimmen. Eine neue Stimme, Gänsehaut. Klagen. Wieder Hände, kalt. An meinem Ohr, an meinem Handgelenk. Lange, endlos lange. Stimme in meinem Kopf, sanft, freundlich. Stimmen an meinem Ohr.

»Er hat die Augen geöffnet.«

Helligkeit. Geblendet. Schmerz. Ein unbewegtes Gesicht. Augen ohne Farbe, kalt. Gehen an mir vorbei, sehen meine Schwester an.

»Vielleicht kann das Mädchen uns weiterhelfen.«

»Welches Mädchen meinst du, Galen?«

Gesicht kommt näher. Augen bohren sich in meine, farblos und grün und golden und silbergrau und violett ... Schwindel. Hände an meinem Handgelenk, Finger in meiner Handfläche, Finger an meinem Kinn, hinter meinem Ohr.

– *Hörst du mich?* Im Inneren meines Kopfes.

– Ja.

– *Komm zurück. Du bist noch nicht fertig mit dem, was du tun mußt.*

– Ich mag nicht mehr. Es tut weh. Sie tun mir weh.

– *Du hast Hilfe. Du hast Freunde.*

– Keine Hilfe. Keine Freunde. Allein.

– *Deine Schwester? Dein Vater? Deine Großeltern, dein Geliebter, Tom, die kleine Soldatin ...*

– Nein.

Seufzen. »Er wehrt sich.« Kurzes, trockenes Auflachen. »Ich werde mir wohl etwas einfallen lassen müssen, damit ich mein Stiefkind nicht verliere, ehe ich es überhaupt kennengelernt habe.«

»Galen, du redest irre. Erst ein Mädchen, das uns helfen kann und dann dein Stiefkind. Muß ich jetzt auch noch anfangen, mir Sorgen um deinen Geisteszustand zu machen?«

Keine Antwort. Augen, die mich loslassen und sie ansehen.

»Kannst du etwas für ihn tun? Du bist nicht ganz unschuldig an seinem Zustand.«

»Bei Omellis Holzbein, mit wem redest du?«

Gereizt. »Könntet ihr beiden Idioten mir den Gefallen tun und hinausgehen? Ihr stört.« Türenknallen.

Sanfter. »Also?«

»Weißt du, das ist nicht so einfach. Ich habe ihm etwas gezeigt, das ihn fürchterlich erschreckt hat, und jetzt spielt er die beleidigte Leberwurst.«

»Versuch es wenigstens. Bitte.«

Ihre Hände, seine Hände. Liebe. Freundschaft. Besorgnis. Das Gesicht aus meinem Alptraum ... Schreie, wer schreit da nur so entsetzlich? Bringt ihn doch zum Schweigen, das halte ich nicht aus! Nehmt doch das Gesicht weg. Bitte, nehmt es weg, nehmt es weg,

nehmt es weg, nehmt es ...

Laute, schnelle Schritte. »Hier, nehmt den Spiegel.«

Nehmt es weg, nehmt es ... Das Gesicht. Aufgerissene Augen. Schreiender Mund. Konturlos, teigig. Aufgedunsene Haut unter den Augen. Schlaffer, gieriger Mund. Nehmt es weg, nehmt es weg, Nehmt. Es. Weg.

Nein. Nicht das Gesicht aus meinem Alptraum. Mein Gesicht? Mein Gesicht. Mein Gesicht.

Arme um mich. Tröstend. Beruhigend. »Schsch, mein Kind. Schsch. Weine ruhig, das ist gut. Ja, das ist gut. Schschu.« Streichelnde Hände. Leonies Hände, meiner Schwester Hände. Ruhe, Dunkel.

»Danke, Botschafter.«

»Wofür? Erklärt mir lieber, was ihr mit dem armen Kind gemacht habt!«

Dunkel, Stille, Schlaf ...

Ich blinzelte in das helle Sonnenlicht, das auf mein Bett fiel. In dem Sessel neben dem Bett saß jemand, und als meine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, erkannte ich den schlafenden Tom. Ich stützte mich auf die Ellbogen und wunderte mich über meine Schwäche. Was war passiert? Ich hatte Cesco, meinen wunderbaren Cesco, zur Tür gebracht und mich danach schlafen gelegt. Und dann? Wirre Träume, an die ich mich lieber nicht erinnern wollte. Warum saß Tom hier? Und weshalb fühlte ich mich derart durch die Mangel gedreht? Cesco hatte bestimmt wieder irgendwas in den Wein gemischt, das mich komplett umgehauen hatte. Das sollte ich ihm wirklich abgewöhnen. Ich schwang die Beine aus dem Bett und mußte erst mal einen Augenblick pausieren. Junge, was muß das für ein teuflisches Zeug gewesen sein, mir war vielleicht schwindelig!

Tom schnarchte erschreckt und wachte auf. Sein Blick war verschwommen, klärte sich aber schnell, und er sah mich mit komischem Erstaunen an. »Was tust du da?« fragte er laut. Ich kicherte und versuchte, auf die Beine zu kommen.

»Du stellst v-vielleicht Fragen! Ich stehe aus meinem Bett auf, m-machst du das nie?«

Er sprang hoch und drückte mich wieder zurück.

»Du bleibst gefälligst liegen! Bist du noch zu retten? Maddoc, verdammt! Hilf mir!«

Wir rangen miteinander, und ich schimpfte erbost. Was fiel ihm bloß ein, mich am Aufstehen zu hindern? Das hieß doch nun wirklich, den Stubenarrest ein wenig zu weit zu treiben!

Jetzt kam auch noch Akim hereingestürzt. Er sah aus, als hätte er in seinen Kleidern geschlafen. Er stellte sich in der Tür auf, die Hände in die Seiten gestemmt und sah unserem Ringkampf eine Weile zu.

»Und, amüsiert ihr euch?« fragte er trocken. Ich mußte lachen, und Tom nutzte die Gelegenheit, mich auf die Matratze zu werfen und das Laken über mich zu decken.

»W-warum hast du es nur immer so eilig, mich ins Bett zu bek-kommen?« frotzelte ich und wurde mit einem aufgebrachten Blick belohnt. Akim prustete unterdrückt.

»Halt den Mund, du kleine Kröte, sonst passiert was!« drohte Tom und wandte sich dann heftig um. »Maddoc, hör auf zu gackern und sag Galen Bescheid. Und der Maga, dem Kammerherrn und ...«

» ... dem Rest der Burg, in Ordnung. Am besten gebe ich ein Rundschreiben raus.« Er ging, und ich sah ihm sprachlos nach.

»Sag m-mal, Tom, was ist eigentlich los hier? S-seid ihr übergeschnappt? Ihr müßt doch nicht aller Welt m-melden, daß ich aufstehen will. Ich möchte doch nur frühstücken und ein bißchen die W-Wände anstarren, dann gehe ich ohnehin w-wieder ins Bett.«

Er ließ sich in den Sessel fallen und fing hilflos an zu lachen. Ich schob mich vorsichtig in eine sitzende Haltung und schielte nach der Tür. Wenn hier irgendeine Art von ansteckendem Wahnsinn grassierte, wäre es vielleicht besser, wenn ich – Die Tür flog so heftig auf, daß sie gegen die Wand knallte. Karas platzte herein. Sein Gesicht war fleckig und erregt, und ich begann jetzt ernsthaft, mich zu fürchten. Hinter ihm stand meine Großmutter, und ganz im Hintergrund glaubte ich, auch Jenkas dunkles Gesicht erkannt zu haben. War denn die ganze Burg befallen? Schützend zog ich das Laken um mich und wünschte mir ein Messer oder wenigstens einen kräftigen Knüppel zu meiner Verteidigung.

Der Kammerherr stürzte sich auf mich und packte mich bei den Schultern. Sein keuchender Atem blies mir ins Gesicht. Ich starrte ihn an und wünschte mich ganz weit fort, aber es gelang nicht. Diesen Zauber hatte ich noch nie richtig im Griff gehabt.

»He, he!« rief Akim warnend. »Nun mal sachte, Kammerherr, Ihr macht dem Jungen ja angst!« Karas ließ mich los und fiel auf die Bettkante. Er schlug mit zuckenden Schultern die Hände vors Gesicht. Ich hob eine zögernde Hand und strich ihm vorsichtig über den Rücken. Ich verstand überhaupt nichts, aber im Augenblick schien ich zumindest nicht in Lebensgefahr zu schweben.

Veelora schnaubte und drehte sich zu dem Heiler um. »Wie beurteilt Ihr die Lage?« fragte sie barsch. Er ließ eine Augenbraue emporzucken und grinste sie völlig unerschrocken an. Ich kannte nicht viele Menschen, die das wagten, wenn meine Großmutter in dieser Stimmung war.

»Ich kann nicht viel dazu sagen, aber er wirkt soweit ganz munter. Vielleicht sollten wir ihm was zu essen bringen. Der arme Junge fällt sonst noch ganz vom Fleisch, er hat ja seit über einer Woche nichts zu sich genommen!« Sein spöttischer Ton war mehr als unverschämt, aber der Inhalt seiner Worte ließ mich stutzen.

»Könnte mir vielleicht mal jemand v-verraten, was hier los ist?« rief ich. Meine Stimme klang peinlich schrill in meinen Ohren. Ich hörte Jenka kichern. Dann geriet der Menschenauflauf um mein Bett erneut in Bewegung. Die Oberste Maga pflügte

hindurch, den schrecklichen Botschafter der Allianz im Schlepptau. Ich quiekte und kroch unter mein Laken. Das auch noch! Eine starke Hand zog das Tuch weg, und gelbe Augen musterten mich streng.

»Mach nicht so einen Aufstand, Junge«, befahl Leonie. »Galen, das sieht doch ganz gut aus.« Der Botschafter nickte nur und starrte mich gefühllos an. Ich verspürte den Wunsch, allen die Zunge herauszustrecken.

»Hat da nicht eben einer was von ›F-Frühstück‹ gesagt?« jammerte ich kläglich. »Ich verhungere!«

»Wohl kaum«, knurrte des Heilers Stimme aus dem Hintergrund. Ich wurde rot. Leonie wandte sich um und klatschte in die Hände.

»Jetzt alle raus hier. Laßt den Jungen erst mal zu sich kommen. Kammerherr, geht es Euch auch gut?« Karas hatte die Hände sinken lassen und sah mich aus rotgeränderten Augen unverwandt an. Er antwortete nicht. Sie legte eine Hand auf seine Schulter und fragte leise: »Alles in Ordnung, Karas? Fühlst du dich nicht wohl?«

Er nickte wortlos und lächelte schwach. »Es geht mir gut, Leonie. Danke.« Er stand schwerfällig auf und wandte sich zur Tür. Veelora hatte dort auf ihn gewartet und nahm seinen Arm. Die Tür klappte, alle waren fort. Leonie stand neben mir und sah mich immer noch finster an. Ich erwiderte ihren Blick und fragte unsicher: »Was ist d-denn bloß los, Leonie? Habe ich schon wieder irgendwas angerichtet? Ich erinnere mich n-nicht.« Sie setzte sich neben mich und nahm meine Hand. Ihr Blick ging über meine Schulter hinweg.

»Hat er alles vergessen, Leonie?«

Die Maga schüttelte den Kopf. »Er wird sich erinnern, Kind. Er wird vielleicht noch einige Zeit brauchen, aber er wird sich erinnern.« Sie sah mich ernst an. »Du warst krank, Elloran. Du wärest beinahe gestorben. Es sieht so aus, als hätte jemand versucht, dich zu vergiften.«

»Ach«, sagte ich schwach. Dann raffte ich mich auf und fragte: »W-wer? Wer hat das versucht – und w-warum?« Sie klapste mir auf die Hand und erhob sich.

»Da kommt dein Frühstück, Elloran. Versuche, etwas zu essen, und dann schläfst du besser noch ein wenig.« Sie ging an dem Diener vorbei hinaus.

»Frühstück«, murmelte ich und starrte auf das Tablett nieder. »Und woher weiß ich, daß das nicht vergiftet ist?«

»Sei nicht albern«, sagte meine Schwester schaudernd. »Wer macht sich schon die Mühe und vergiftet sowas?« Sie hatte recht. Irgend jemand schien entschieden zu haben, mich auf Diät zu setzen, wahrscheinlich Akim. Ich trank die dünne Fleischbrühe aus und schob angewidert das trockene Brot beiseite.

»Hör mal, das war doch nicht ernst gemeint, oder?« fragte ich.

»Was, dein Frühstück? Warum, das ist doch sehr vernünftig, wenn ich mir deine

Speckrollen so ansehe. Wird dir ganz gut tun, mal ein bißchen abzunehmen.«

»Du weißt genau, wovon ich rede!«

Sie seufzte und verdrehte die Augen. »Nein, natürlich war das nicht ernst gemeint. Du kennst doch Leonie, sie läuft den ganzen Tag nur herum und reißt blöde Witze. Schlaf, Schafskopf!«

Ein Gutes hatte die ganze Affäre schließlich, auch wenn ich immer noch nicht recht glauben konnte, daß ich fast neun Tage lang bewußtlos gewesen war: Mein Besuchsverbot wurde aufgehoben, und ich hatte reichlich Gesellschaft in den folgenden Tagen meiner ›Rekonvaleszenz‹ – wie Akim es nannte. Er weigerte sich, mich aufstehen zu lassen, obwohl ich vor Verzweiflung darüber fast in die Kissen biß. Tom saß manches Mal bei mir und erzählte. Sie hatten versucht, die Stadt zu finden, um dort nach Nikal zu suchen, waren aber kläglich gescheitert.

»Ich glaube nicht, daß es diese verfluchte Stadt überhaupt gibt«, schimpfte er. »Das ist doch unmöglich, eine ganze Stadt, die sich nicht finden lassen will!« Er schien es persönlich zu nehmen. »Wir wollten gerade wieder los, um es noch mal zu versuchen, als das mit dir passierte. Was meinst du, willst du mitkommen, wenn du wieder auf den Beinen bist?« Er sah mich erwartungsvoll an, und ich bekam ein schrecklich schlechtes Gewissen.

»Nik ist nicht mehr in d-der Stadt«, wich ich seiner eigentlichen Frage aus. Er starrte mich groß an.

»Was meinst du damit?«

»Er ist im F-Frühjahr von dort verschwunden. Julian hat es mir g-gesagt.«

»Und wohin?« Ich zuckte mit den Schultern. »Verdammt. Dann sind wir wieder da, wo wir angefangen haben!« Tom sah unglücklich aus. Er stand auf und entschuldigte sich, er müsse mit Galen reden. Ich sah ihm nach und biß mir auf die Lippen.

Am fünften Tag nach meinem Aufwachen aus der Bewußtlosigkeit klopfte es, als ich gerade lustlos auf einer Mundvoll fadem Grünzeug herumkaute. Ich hatte mir schon überlegt, offizielle Beschwerde wegen des Speiseplans einzulegen, aber meine Schwester hatte mich mit gründlicher Grausamkeit davon kuriert. Sie hielt mir schweigend einen großen Handspiegel vor und ich durfte mich darin betrachten. Ich sah mit ihren Augen, weiß der Himmel, wie sie das machte, all das bleiche schwammige Fleisch an meinem Körper, den weichen, schlaffen Bauch, und es ekelte mich heftig vor mir selber. Das schemenhafte Bild eines unbekannten toten Gesichtes schob sich vor mein Auge und jagte mir einen tödlichen Schrecken ein; ich wußte nicht, warum. Also aß ich ergeben das wenige, das mir erlaubt wurde, obwohl ich das Gefühl hatte, dabei langsam zu verhungern.

»Herein.« Ich schluckte das Grünzeug herunter und spülte mit dem bitterem Kräutertee nach. Ein Stock klopfte über den Boden, und ich sah erschreckt auf. In der Tür

zum Schlafzimmer stand mein Großvater und zögerte einzutreten. Ich stellte den leeren Teller beiseite und deutete unbeholfen auf den Sessel. Er nickte dankend und setzte sich, den Stock zwischen die Beine geklemmt und die Hände auf dem Knauf gefaltet. Er sah krank aus. Ich räusperte mich verlegen. Unsere letzten Begegnungen waren alle äußerst unerfreulich verlaufen, und ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich nahm ihm immer noch übel, daß er mich von Cesco getrennt hatte, daß er mich in meinem Zimmer einsperrte – aber wie ich ihn so dasitzen sah, tat er mir dennoch leid.

»Wir sollten miteinander reden, Elloran«, sagte er mühsam. Ich nickte stumm.

»Es tut mir leid«, sagten wir gleichzeitig. Er holte tief Luft und stieß sie wieder aus. »Versteh mich richtig, Elloran. Das, was du dir mit deinen Kumpanen geleistet hast, ist schwer zu verzeihen. Du hättest es besser wissen müssen. Aber ich habe mich dazu verleiten lassen, zu hart zu reagieren. Ich hätte dir eine Chance geben müssen, das habe ich nicht getan. Dafür bitte ich dich um Vergebung.« Er hielt inne und wischte sich über die Stirn. Ich blickte auf meine Hände herab.

»Ich – ich«, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Daher sagte ich das, was mir zuallererst durch den Kopf schoß. »Ich l-liebe Cesco, Großvater. Ich werde v-verrückt vor Sehnsucht nach ihm. B-bitte, darf ich ihn sehen?« Er kniff die Lippen zusammen.

»Er ist nicht gut für dich, Junge. Sieh dich doch an!«

»Bitte! Ich will ohne ihn nicht l-leben. Er – ich ...« Ich weinte. Er nahm seinen bitteren Blick nicht von meinem Gesicht.

»Gut!« sagte er barsch. »Gut. Ich will dich nicht quälen. Aber du bleibst hier nicht mehr – du wirst nach Salvok zurückkehren, wenn du wieder gesund bist. Deine Großmutter hält es für das beste, und ich bin inzwischen auch ihrer Meinung.« Meine Tränen versiegten vor Schreck. Zurück nach Hause? Wieder Ställe ausmisten? Oder was immer mein Vater sich jetzt ausdenken würde, um mich für mein Ausreißen zu bestrafen? Lieber würde ich sterben! Karas stand auf und blieb noch einen Augenblick vor meinem Bett stehen.

»Willst du mir noch etwas sagen?« fragte er streng. Ich schüttelte den Kopf. Er nickte enttäuscht und ging.

Ich ahnte nicht, unter welchen Umständen ich meinen Großvater das nächste Mal wiedersehen würde, sonst hätte ich ihn um Verzeihung gebeten und ihm gesagt, wie sehr ich ihn liebte. Ich ließ ihn gehen, in Gedanken nur bei meinem Wiedersehen mit Cesco.

Bis dahin sollte allerdings noch einige Zeit vergehen. In der vierten Herbstwoche durfte ich endlich aufstehen und bekam von Akim, der mich streng überwachte, Bewegung verordnet. Also schleppte ich mich jeden Tag zweimal in den Waffenhof und suchte mir eine abgelegene Ecke, um wieder ein wenig besser in Form zu kommen. Meine frühere

schlanke, sehnige Gestalt sollte ich nie wieder zurückbekommen, aber zumindest sah ich nicht mehr ganz so aus wie ein feucht gewordener Sack Mehl – eine der drastischen Bezeichnungen, mit denen mich meine liebevolle Schwester bedachte. Jenka hatte sich angeboten, mit mir zu arbeiten, aber ich lehnte es ab. Ich hatte ihr gegenüber ein zu schlechtes Gewissen.

Es war ein schreckliches Gefühl, es mir mit allen verscherzt zu haben, an denen mir lag. Tom war aus naheliegenden Gründen sehr reserviert, wofür ich im Grunde sogar dankbar war, meine Großmutter sprach nicht mehr mit mir, Karas war tödlich enttäuscht, und Jenka hatte jede Berechtigung, mir zu grollen, denn meine Großmutter hätte sie beinahe aus der Garde geworfen, weil sie Cesco in mein Zimmer gelassen hatte. Sie hatte statt dessen saftige Strafdienste aufgebrummt bekommen, dabei war das alles doch allein meine Schuld gewesen. Ich hatte sie ja förmlich gezwungen, mir zu helfen. Lieber mühte ich mich alleine auf dem Waffenhof ab, als ihr in die zu Recht vorwurfsvollen Augen sehen zu müssen.

Julian und Magramanir hatten sich seit unserem Streit im Hof auch nicht mehr blicken lassen, und Leonie – war Leonie. Aus ihr wurde ich immer noch nicht schlauer als zu Beginn unserer Bekanntschaft. Ich war, schlicht gesagt, ziemlich einsam.

Trübsal blasend saß ich zu Beginn des Winters am Fenster und starrte hinaus. Fast ein ganzes Jahr war ich nun auf der Kronenburg, und zum Frühjahr sollte ich zurück nach Salvok. Cesco ließ sich verleugnen, was ich überhaupt nicht begriff. Großvater hatte mir die Erlaubnis gegeben, ihn aufzusuchen, aber sein Erzieher hatte mich an der Tür abgewiesen, mehrmals, mit dem Hinweis, der Prinz sei beschäftigt oder nicht da. Argwohn und Eifersucht schüttelten mich, daß ich am ganzen Leib bebte, wenn ich an ihn dachte. Was hatte ich ihm getan? War es meine Schuld, daß jemand versucht hatte, mich umzubringen? Wahrscheinlich hatte er begonnen, sich zu langweilen und sich einen anderen Liebhaber gesucht. Wenn ich mir ausmalte, wie er mit einem anderen – ich hätte schreien mögen vor Wut und Eifersucht.

Es klopfte, aber ich rührte mich nicht. Ich hatte keine Lust, mich mit Tom zu unterhalten – und jemand anderes konnte es ja kaum sein. Die Tür knarrte leise, und ich sah mich böse um.

»Oh!« entfuhr es mir entgeistert. Weiche Schritte kamen heran, schmale Hände griffen nach meinen und eine vorwurfsvolle Stimme sagte: »Du wieder ganz mâgre! Du malad noch? Ich wieder geh?«

»N-nein, bei allen Geistern! Cesco!« Ich fiel ihm aufschluchzend in die Arme. »Ich h-habe dich so v-vermißt! Warum hast du mich nicht z-zu dir gelassen?«

»Ah«, sagte er unbestimmt. »Jetzt bin ja da, Ellorran.« Er küßte mich und rieb seine Nase an meinem Hals. Dann hob er seine Hand. Um das Gelenk gewunden trug er die Seidenkordel, die ich ihm geschenkt hatte. »Schau, ich trag«, sagte er fast schüchtern. Ich

sah ihn liebevoll an. Er grinste lüstern und fragte: »Â letto?« Ich nickte nur atemlos.

Wir standen dieses Mal nicht bei Morgengrauen auf. Wir standen überhaupt nicht auf. Cesco kicherte über mein Frühstück, er lachte herzlich über mein Mittagessen, und er geriet vor Wonne fast aus dem Häuschen über mein Abendessen.

»Du das essen?« kreischte er und hielt mit spitzen Fingern einen Gemüsestengel hoch. »Keine miraccio, du so mâgre! Ist Futter für Kanin, das!« Er schob mir sein Tablett hin, und mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich all die Leckereien sah.

»Danke, n-nein«, lehnte ich höchst bedauernd ab. Er kicherte und hielt mir ein saucentriefendes Stück Braten vor die Nase. »Komm«, lockte er, »mach auf Mund!« Ich stöhnte und schloß die Augen. Er hielt mir die Nase zu und wartete voller Schadenfreude darauf, daß ich nach Luft schnappen mußte. Ich warf mich auf ihn, daß Tablett, Teller, Becher zu Boden polterten, und verschloß seinen bösen Mund mit meinen Lippen. Er schlug nach mir und zerkratzte mir den Rücken. Wir rollten laut kreischend und lachend übereinander und fielen zu guter Letzt beide aus dem Bett. Kichernd klaubte er eine zerdrückte Kartoffel aus meinen Haaren und steckte sie sich in den Mund.

»Ich liebe d-dich, Cesco.« Er grinste und streckte mir die Zunge heraus. Dann räumten wir, so gut es ging, die Lebensmittel vom Bett und stiegen wieder hinein.

Am nächsten Tag entschuldigte er sich, er wolle etwas aus seinen Gemächern holen. Ich stand auf und nutzte die Gelegenheit, um mich gründlich abzuschrubben und endlich mal wieder meine Haare zu waschen. Dann läutete ich nach einem Diener, damit er das Bett frisch bezog.

Cesco kehrte zurück und bemerkte beides mit entzückt gekrauster Nase. Er drückte sein Gesicht an meinen Hals und murmelte: »Du riech gut, Ellorran. Ganz friesch. Nicht stinkerich wie mir!« Er strahlte und stellte einen Krug Wein auf den Boden. Er duftete verlockend. Dann zog er ein Tütchen aus der Tasche und wedelte damit vor meiner Nase herum. »Rat was!« forderte er mit blitzenden Augen. Ich schüttelte ahnungslos den Kopf. Er öffnete es und ließ vorsichtig ein paar gelbe Körnchen auf seine Hand fallen. Er hielt sie mir hin und grinste. »Traumstaube! Ist gut, besser als Glückskraut!« Ich schüttelte mich und lachte.

»Geh w-weg mit dem Zeug. Du reichst mir völlig aus, da brauch ich nicht auch noch s-so was. Aber von dem Wein darfst du mir g-gerne anbieten, Liebster!«

Wir tranken und liebten uns. Irgendwann war die Kanne leer, und Cesco tappte ins Nebenzimmer. Triumphierend eine zweite Kanne schwenkend, kam er wieder herein. Ich ächzte. »Cesco! Ich b-bin schon betrunken g-genug, wir sollten aufhören.«

»Ah, Pap la pap! Du schon viel oft viel mehr trink!« winkte er ab und setzte kurzerhand die Kanne an meinen Mund. Ich erstickte fast daran und griff nach seinen Handgelenken. Er ließ den Krug nicht sinken, und ich schluckte, keuchte und spuckte.

Hilflos schlug ich nach ihm und hörte ihn lachen. Ich trank und hustete, der Wein lief über mein Gesicht und meinen Körper. Er hielt mich unbarmherzig fest, und ich schluckte panisch, um nicht im Wein zu ertrinken. Neben mir stand eine hohe, schweigende Gestalt und sah uns an. Mein Blick verschwamm, und Nebel senkten sich um mich.

Ich stand auf der grauen Ebene, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder. Vor mir lauerte ein riesiger, vielbeiniger, sich windender Alptraum in Schwarz und Silber. Ich schrie und griff nach meinem Messer. Dieses Wesen kannte ich, es hatte mich schon einmal fast getötet! Es griff mich an, ehe ich das Messer zu fassen bekam. Ich lag unter ihm, versuchte verzweifelt, es mir vom Leib zu halten, aber es war stärker und schneller als ich. Es drückte mir die Kehle ab, mein Atem wurde knapp, ich keuchte und rang nach Luft. Meine blind umhertastenden Finger bekamen etwas Dünnes, Kräftiges zu fassen – eine Kordel. Ich schlang sie schluchzend um den Hals der Kreatur und zog mit meiner letzten Kraft zu. Sie zappelte und schrie schrecklich menschlich, aber ihre Beine ließen mich nicht los. Endlich konnte ich nach meinem Messer greifen und es aus meinem Gürtel reißen. Schreiend und keuchend stach ich zu. Das Monstrum zuckte zurück, ich riß das Messer aus seinem aufgeblähten Leib. Stinkende schwarze Flüssigkeit schoß heraus und besudelte mich von oben bis unten. Schluchzend und würgend vor Ekel stieß ich wieder und wieder mit dem Messer zu, bis das Wesen sich nicht mehr rührte. Seine Beine zuckten noch einmal, ein letzter stinkender Schwall Blut quoll aus seinem aufgerissenen Maul, und seine unzähligen Augen brachen. Ich schnappte heftig nach Luft und hörte im Ohnmächtigwerden ein höhnisches Lachen.

Es hämmerte gegen die Tür. Stimmen riefen. »Sie ist von innen abgeschlossen!«

»Verdammt, dann brecht sie doch auf. Das hat sich angehört, als würde jemand umgebracht!«

Ich schlug die Augen auf und bemühte mich, meinen Blick zu klären. Das Laken war unangenehm feucht und klebrig, wir mußten ziemlich viel von dem Wein verschüttet haben. Stöhnend richtete ich mich auf und murmelte mit schwerer Zunge: »W-was ist denn da d-draußen los, Cesco?« Er antwortete nicht, und ich drehte mich zu ihm.

»Habt ihr gehört? Da hat schon wieder einer gekreischt!« Die Stöße gegen die Tür wurden heftiger. Ich war aus dem Bett gesprungen, beide Hände in höchster Abwehr von mir gestreckt. Ich war blutüberströmt, aber es schien nicht mein eigenes Blut zu sein. Ich schrie wieder, von Ekel und grausamer Panik geschüttelt. Wer hatte das getan? Wer hatte mir das angetan? Was war das nur für ein Alptraum? Ich sank vor dem Bett zu Boden und schluchzte vor Angst und Grauen. Hinter mir gab die Tür nach. Ein Trupp Soldaten stürmte den Raum. Sie hielten in der Tür zur Schlafkammer jäh an und starrten entsetzt auf das Bett.

»O ihr barmherzigen Götter«, flüsterte einer.

»Holt die Herrin! Sofort!« brüllte ein anderer. Zwei näherten sich mir vorsichtig und zogen mich von dem Bett und dem – Ding – darin fort.

»Ach du meine Güte, der ist ja vollgepumpt bis an die Halskrause«, brummte der eine. »Sieh dir mal seine Augen an. Das muß ja ein tolles Zeug gewesen sein!«

»Ja sicher«, fauchte der andere. »Sieh nur mal, was er mit dem hier gemacht hat!« Der erste würgte.

»Was ist hier los?« brüllte die Stimme meiner Großmutter. »O Göttin, nein!« setzte sie schwach hinzu, als sie näherkam. »O nein, das glaube ich nicht!« Sie trat zu der verstümmelten Leiche auf dem Bett und hob vorsichtig den blutverschmierten Kopf an. Um den Hals, tief eingesunken in die dunkelviolett angeschwollene Haut, schnürte sich die schwarz-goldene Seidenkordel, die Karas mir einst gegeben hatte. Ich sah sie und erbrach mich heftig und krampfhaft, bis nur noch bittere Galle kam.

Eine eisenharte Hand packte mich am Arm und zerrte mich schmerzhaft in die Höhe. Veelora schüttelte mich und schlug mich mehrere Male hart ins Gesicht. »Du«, spuckte sie. »Du Unglück meines Lebens! Ich verfluche den Tag, an dem deine Mutter dich in die Welt gesetzt hat!« Sie hob wieder die Hand, und ich legte schützend den Arm vor mein Gesicht. Sie atmete heftig und keuchend aus und stieß mich zu Boden. »Du widerst mich an«, zischte sie. Sie wandte sich zu den Wachen und befahl: »Steckt ihn unter die Pumpe und wascht ihm das Blut ab. Und dann bringt ihn in eine Zelle. Hier sind seine Kleider, nehmt sie mit. O Göttin, *schafft* ihn mir endlich aus den Augen!«

Sie zerrten mich auf die Füße, einer der beiden warf mir ein Laken um und schob mich zur Tür. Ich war noch immer nicht bei klarem Verstand, hörte aber doch, wie meine Großmutter noch die Anweisung gab, den Kammerherrn zu wecken. Und ihr bitterer Nachsatz klang mir in den Ohren: »Sagt ihm, der Krieg ist nun wohl nicht mehr zu vermeiden.«

Das eisige Wasser der Pumpe vertrieb einen Teil des Nebels aus meinem Kopf, aber ich fühlte mich dennoch, als beobachtete ich alles, was mit mir geschah, wie aus weiter Ferne. Die Gesichter der Männer, die mich in meine Zelle brachten, wirkten starr und unbehaglich, sie mieden meinen Blick. Die Tür schloß sich hinter mir. Ich fiel auf die harte Holzpritsche und legte den Kopf in die Hände. Unter meinen Fingernägeln klebte angetrocknetes Blut, und ich mußte würgen. Aber mein Magen war leer, ich hatte schon alles von mir gegeben. Violette Augen sahen mich vorwurfsvoll an und eine Stimme flüsterte: »Mî Ellorran.« Ein Weinkrampf schüttelte mich, daß ich zu zerbrechen glaubte. Endlich ließen meine Erschöpfung und die Nachwirkung der Droge mich in einen unruhigen Schlaf sinken.

Ich erwachte mit ausgedörrtem Mund, dem schlimmsten Brummschädel, den ich je in meinem Leben gehabt hatte und dem dumpfen, äußerst unangenehmen Gefühl, daß ich besser weitergeschlafen hätte, weil irgend etwas Gräßliches mich erwartete. Ich sah mich

verwirrt um, wußte nicht, wo ich war. Der Raum, in dem ich lag, war winzig und kahl; er enthielt an Mobiliar nichts weiter als die Pritsche, auf der ich lag, und eine Waschgelegenheit in der Ecke. Ich quälte mich auf die Beine und wankte zur Tür. Der Steinboden fühlte sich an meinen bloßen Füßen eisig kalt an. Ich suchte vergebens nach einer Türklinke, und drückte dann gegen das dicke Holz. Die Tür bewegte sich nicht, und als ich dagegenklopfte und rief, bekam ich von draußen keine Antwort. Fröstelnd schlug ich die Arme um mich und dachte nach. Was war das letzte, an das ich mich erinnerte? Cesco hatte die zweite Kanne Wein hereingeholt – der Hund, er mußte diesen verdammten Traumstaub hineingemischt haben! Kein Wunder, daß ich mich so elend fühlte. Da war doch noch etwas gewesen, ein grauenhafter Alptraum. Ein spinnenähnliches Monstrum, gegen das ich gekämpft hatte, es schüttelte mich, wenn ich daran dachte. Aber das war doch nicht alles – und wie kam ich überhaupt hierher? Und wo, bei allen bösen Geistern, war dieses ›Hier‹? Stöhnend sank ich auf die Pritsche und fuhr mir durchs Gesicht. Meine Fingernägel waren schmutzig, es sah aus, wie ...

Die Erinnerung traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich konnte nichts anderes tun als schreien. Es war, als könnte ich nie wieder damit aufhören. Ich würde hierbleiben, bis ich starb und schreien, schreien, schreien. Hände schüttelten mich und gaben mir zwei unsanfte Ohrfeigen.

»Elloran, reiß dich zusammen!« ermahnte mich meine Schwester scharf. »Mit deiner Brüllerei änderst du jetzt auch nichts mehr. Himmel, du reitest dich ja von einer Klemme in die nächste! Du dummes Kind!« Sie zog mich an sich und wiegte mich in ihren Armen. »Was machen wir jetzt nur?« murmelte sie. Sie hörte sich an wie Leonie.

Ich hob mein nasses Gesicht von ihrer Schulter und fragte kläglich: »Was geschieht jetzt mit mir? Werden sie mich hinrichten?« Sie schwieg. Ich packte sie an der Schulter. »Bitte, das dürft ihr nicht zulassen! Ich will nicht sterben, ich will nicht!«

Sie löste sanft den Griff meiner klammernden Finger und hielt meine Hand fest. »Leonie versucht, dir zu helfen«, sagte sie mit einem hoffnungslosen Unterton in der Stimme. »Aber sie ist im Augenblick auch in keiner allzu angenehmen Lage. Karas und Veelora glauben, daß sie die Krone verraten hat. Wahrscheinlich kann sie froh sein, daß sie nicht deine Nachbarzelle bewohnt. Aber das wagen sie wohl doch nicht. Noch nicht.« Ich wischte mir die Augen. Leonies Probleme kümmerten mich in meiner Lage eher weniger. Ich war sicher, daß sie mich hinrichten würden. Würden sie mich köpfen lassen oder hängen? Oder – mir lief es kalt über den Rücken – würden sie mich hier einfach verhungern lassen?

»Also wirklich – du denkst immer nur an dich!« schalt meine Schwester. »Hast du auch nur eine Sekunde mal an den Jungen gedacht, den du umgebracht hast? Und daran, was du Veelora und Karas damit angetan hast? Daß du daran Schuld bist, wenn es jetzt doch Krieg gibt? Wirklich, manchmal könnte ich dich ...« Ihre zornige Stimme verklang, sie

war fort.

»Geh nicht weg, laß mich nicht allein!« flehte ich jämmerlich. Meine Stimme hallte von den kahlen Wänden wider, ich war allein in der Zelle. Und das blieb ich auch, lange, lange. Essen und Wasser wurden morgens durch eine Klappe in der Tür hereingeschoben, ich sah nie, wer es mir brachte, und niemand sprach je mit mir. Ich lag auf der Pritsche, ich wanderte in der Zelle auf und ab – vier Schritte hin, vier Schritte her – und bereitete mich auf meinen Tod vor. Wenn ich die Augen schloß, sah ich Cescos Gesicht und hörte seine Stimme. Im Laufe der Zeit veränderte sich der Anblick, und ich sah das, was ich in meiner Raserei aus ihm gemacht hatte: Ich sah das Bett vor mir, die blutbespritzten Laken, den einst so schönen und jetzt von Messerstichen, Zähnen und Fingernägeln zerfetzten, verstümmelten Leib meines Geliebten, die büschelweise ausgerissenen Haare, sein dunkel angelaufenes Gesicht mit den blutig herausquellenden Augen und der fast schwarzen Zunge, die aus seinem aufgerissenen Mund hing – ich fand keinen Schlaf mehr. Ruhelos wanderte ich durch die winzige Zelle, und wenn mir die Augen zufielen, riß ich sie wieder auf, kniff mich in den Arm, biß in meine Hand, schlug die Stirn gegen die rauhen Mauersteine; tat alles, um wachzubleiben. Natürlich gelang es mir nicht, aber der Schlaf, der mich überkam, war wenig dazu geeignet, mich zu erfrischen. Schreiend erwachte ich aus meinen Träumen, und alles begann von vorne. Ich begann, den Tod herbeizusehnen: alles erschien mir wünschenswerter als diese endlose Marter.

Ich zählte die Tage nicht mehr. Manchmal erschien es mir, als hätte ich die meiste Zeit meines Lebens eingesperrt verbracht: im Arbeitshaus, in meinem Zimmer, in dieser Zelle. Ich hörte auf herumzulaufen. Ich lag auf der Pritsche, starrte an die Decke und hörte auf zu denken.

»He, du hast Besuch.« Ein Finger stupste mich in die Seite. Ich wandte ungläubig den Kopf. »Rück ein Stück«, sagte sie und setzte sich neben mich. »Also, das hier soll ich dir von Leonie geben.« Ein Brief und ein in Papier gewickeltes Päckchen lagen in meiner Hand. Regungslos starrte ich beides an. Sie seufzte ungeduldig. »Nun mach's schon auf!« forderte sie. Ich wickelte das Papier ab und schrie auf. Voller Ekel schleuderte ich die blutbefleckte Kordel von mir und hielt mir die Augen zu.

»Ach, du machst mich fertig«, stöhnte meine Schwester. Ich hörte sie aufstehen und über den Boden tappen. Dann setzte sie sich wieder zu mir und machte sich an meinen Haaren zu schaffen. Ich wehrte mich; versuchte, ihre Hände fortzuschlagen. Sie gab mir einen festen Klaps und drohte: »Wenn du nicht ruhig hältst, wickele ich dir das Ding um den Hals und ziehe zu! Leonie will, daß du sie trägst – und ich kann dir nur raten, zu tun, was sie verlangt. So, das hält. Jetzt lies den Brief.« Mit zitternden Fingern öffnete ich ihn und entzifferte die wenigen Zeilen. Verständnislos blickte ich meine Schwester an.

»Aber was soll das? Ich verstehe nicht, was sie mir damit sagen will.« Sie stand auf und

legte ihre Hände um mein Gesicht.

»Du wirst es bald verstehen«, sagte sie sanft. »Sehr bald.« Sie küßte mich auf den Mund und verschwand. Ich blickte auf den Brief nieder und las ihn erneut.

Mein liebes Kind, las ich, *Nikal hält sich in Sturmhaven auf. Sei sehr vorsichtig, sie werden nach dir suchen. Vertraue niemandem. Wenn du deine Sache gut machst, sehen wir uns wieder. Leonie*

17

Ich kauerte auf der Pritsche, Leonies merkwürdige Mitteilung in der Hand, und rieb mir die müden, brennenden Augen. Wieviele Nächte hatte ich nun nicht mehr richtig geschlafen! Es dämmerte, das trübe Licht, das durch das winzige Fensterloch hoch oben in der Wand fiel, reichte kaum noch aus, die Zelle zu erhellen. Schatten krochen in den Ecken hoch, und in jedem von ihnen glaubte ich, den blutigen Leib Cescos zu erblicken. Ich schauderte, konnte den Anblick dieser vorwurfsvollen toten Augen nicht mehr ertragen.

Jetzt hörte ich ihn auch noch, flüsternd, an der Tür kratzend: »Elloran!« Trübes Licht flackerte, ein leichter Luftzug traf mich und tastende Finger berührten meinen Arm. Ich ächzte und schlug um mich. »Elloran, verdammt! Wach auf!« Jemand rüttelte an meiner Schulter.

»Ich b-bin wach«, murmelte ich benommen. »Jenka, wie kommst d-du hier herein?« Sie kniete vor mir, eine blakende Fackel in der Hand, die ihr Gesicht unheimlich beleuchtete.

»Quatsch jetzt nicht, komm mit, aber still!« befahl sie leise und zog mich hoch. Ich sah, daß die Tür einen Spalt offen stand. Sie drückte sie noch weiter auf und blickte vorsichtig hinaus.

»Los, der Weg ist frei«, flüsterte sie und winkte mir, ihr zu folgen. Ich tappte hinter ihr her, fest der Überzeugung, mich wieder in einem meiner Alpträume zu befinden. Wir bewegten uns behutsam durch einen schwach beleuchteten Gang mit Wänden aus grob behauenem Stein. Wir mußten uns im ältesten Teil der Burg befinden, denn ich kannte diesen Gang nicht. An der ersten Ecke legte Jenka einen Finger auf die Lippen und bedeutete mir stehenzubleiben. Sie verschwand um die Biegung, und ich stand fröstelnd allein im Dämmerlicht. Bange Minuten später kehrte Jenka zurück und winkte mir zu. Kurz vor der offenen Tür einer Wachstube hieß sie mich anhalten und trat mit festem Schritt ein. Sie schob die Tür hinter sich zu, und ich huschte, wie sie mir bedeutet hatte, schnell an ihr vorbei zur nächsten Ecke.

»Guten Abend«, hörte ich sie grüßen. Tiefe Stimmen grüßten zurück. »Sagt, habt ihr Malen von der Leibgarde gesehen?« fragte Jenka. »Ich soll ihr eine Nachricht von unserer Kommandantin überbringen.« Die Antwort hörte ich nicht mehr, denn ich war um die Ecke gebogen und kauerte mich dort in einer Nische nieder, eng an die Wand gepreßt. Mein Herz schlug hart und schmerzhaft gegen meine Rippen. Laute, feste Schritte näherten sich, und ich bemühte mich, mit der Wand zu verschmelzen. Ich hielt den Atem an und stieß ihn erst wieder aus, als ich Jenka erkannte. Sie grinste mir zu, die Anspannung war aus ihrem Gesicht gewichen.

»Komm, von jetzt ab ist es ein Kinderspiel«, hauchte sie und zog mich weiter. Der Gang

stieg jetzt steil an, und nach wenigen Metern standen wir im Freien. In tiefen Zügen atmete ich die klare, kalte Nachtluft ein und mußte an mich halten, um nicht laut zu jauchzen.

»Komm schon weiter«, drängte Jenka. »Noch haben wir es nicht geschafft.« Leise huschten wir von Schatten zu Schatten über den dunklen Hof. Irgendwo in den Stallungen wieherte ein Pferd, und aus dem Gesindehaus drang betrunkenes Grölen. »Heute war Winter-Krontag«, erklärte Jenka. »Inzwischen sind hoffentlich alle so weit hinüber, daß sie nicht mehr so genau hinsehen. Zur Pforte, Ell.«

Am Tor rief sie gebieterisch: »Holla, Pförtner! Zwei im Auftrag von *domna* Veelora! Öffne!«

Knurren drang aus dem Torhaus. »Ich komme ja schon. Was soll denn die Aufregung? Ich komme ja!« Schwerfällig trat der Torwächter heraus und schwankte zum Tor. Er entriegelte die kleine Pforte in dem riesigen Torflügel und wartete ungeduldig, daß wir hindurchtraten. Knarrend schlug die Pforte hinter uns zu, und knirschend schoben sich die Riegel wieder vor. Ich hatte Tränen der Erleichterung in den Augen. Ein Stück des Wegs hinunter, an einem dürren Baum angebunden, entdeckte ich ein stämmiges kleines Pferd aus Berg-Raulikanischer Zucht. Jenka klapste auf seine Kruppe und sagte halblaut: »Ich habe dir ein Bündel mit warmen Kleidern und ein wenig Geld zusammengepackt. Da ist ein Messer und ein Jagdbogen. Proviant findest du in der Satteltasche. Jetzt sieh zu, daß du Land gewinnst!«

Voller Dankbarkeit griff ich nach ihren Händen. »Jenka, du wirst schrecklichen Ärger bekommen, w-wenn sie dahinterkommen.«

»Ist mir klar«, antwortete sie knapp. »Aber wenn du glaubst, ich sehe mit an, wie mein bester Freund ...« Sie verschluckte, was sie hatte sagen wollen und umarmte mich heftig. Ich drückte sie an mich und spürte Feuchtigkeit auf meinem Gesicht. Sie küßte mich mitten auf den Mund und wischte sich dann mit einer ungeduldigen Bewegung die Tränen ab. »Geh jetzt endlich«, sagte sie rauh. »Und paß auf dich auf, Ell.« Sie verschwand in der Dunkelheit. Für einen Augenblick drückte ich mein Gesicht an den warmen Hals des struppigen kleinen Pferdes. Es wieherte leise und trat unruhig einen Schritt zur Seite. Ich griff nach den Zügeln und schwang mich in den Sattel. Ich wollte lieber erst ein sicheres Stück von der Burg fort sein, ehe ich mir die wärmere Kleidung anzog.

Ich ritt durch die inneren Bezirke der Stadt. Aus den Schenken fiel helles Licht; Musik und laute Stimmen, Gelächter und fröhliche Ausrufe deuteten auf einen gutgelaunten Ausklang des Winter-Krontags. Auf den Straßen war wenig Betrieb, anders als im Sommer. Der Hufschlag meines Pferdes schallte durch die engen Gassen, aber niemand kümmerte sich um den einsamen Reiter, der die Stadt durchquerte. Eine rote Katze kreuzte meinen Weg und sah mich mißtrauisch an. Ihre grünen Augen blitzten im

Schein einer Fackel auf, dann war sie fort.

Ich erreichte das Tor, durch das ich vor über einem Jahr mit dem redseligen Senn die Stadt betreten hatte. Es stand wie damals offen, und ein grämlich dreinblickender Posten winkte mich umstandslos hindurch. Aber als ich mich zum Abschied noch einmal umdrehte, bemerkte ich, daß der Efeu vom Tor entfernt und das Gebüsch, das ein Schließen verhindert hätte, gerodet worden war – und die Angeln schimmerten in einem matten, tiefen Schwarz, das darauf hindeutete, daß sie frisch geschmiert waren. Die Kronstadt bereitete sich auf den Krieg vor. Mir war kalt, ich begriff zum ersten Mal wirklich, was für Folgen meine blutige Tat noch nach sich ziehen mochte.

Am Kreuzweg hinter der Brücke zügelte ich mein Pferd und dachte nach. Wenn ich nach Sturmhaven wollte – und wo sollte ich sonst hingehen? – mußte ich mich nach Südwesten wenden. Ich hatte aber wenig Interesse, zu dicht an Salvok vorbeizukommen, also war es vielleicht besser, erst einmal ein kleines Stück nach Süden zu reiten und später erst die westliche Richtung einzuschlagen. Ich wendete den Kopf meines Pferdes in die richtige Richtung und gab ihm die Sporen, als vor mir zwei schattenhafte Reiter auf dem Weg auftauchten. Sie mußten dort gewartet haben, denn ich hatte keinen sich nähernden Hufschlag vernommen. Mit einem unterdrückten Fluch griff ich zu meinem Messer. Sollte meine Flucht schon so früh entdeckt und vereitelt worden sein? Die Reiter kamen näher, und ich war fest entschlossen, mich nicht zurückbringen zu lassen. Lieber wollte ich jetzt und hier sterben. Sie kamen heran, und ich hörte den kleineren von ihnen zu seinem riesigen Begleiter sagen: »Siehst du, Kleine, sie haben es geschafft!«

»Tom!« rief ich, zittrig vor Erleichterung. »R-Ranan! Dank sei Denen-Die-Sind!«

»Ja, sicher, und zur Hölle mit Dem-Der-Nie-Seine-Schnauze-Hält«, knurrte eine mürrische Stimme. Räder knarrten, und ein Wagen schob sich aus dem Gebüsch auf den Weg hinaus. »Gut, daß du endlich da bist, Landplage, Tom quasselt mir seit zwei Stunden Fransen ins Ohr. Reiten wir jetzt bitte endlich los, ich kann gerade diesen Busch hier nicht mehr sehen!«

Ich ritt lange Zeit schweigend und erleichtert neben Tom her. Ranan hatte mich angestrahlt und dann gemurmelt, sie würde die Nachhut bilden, falls wir verfolgt würden. Ich sah ihr nach, wie sie davontrabte, sogar jetzt noch mit bloßen Füßen in den Steigbügeln. Tom musterte mich hin und wieder unauffällig von der Seite. Ich begann, in meinen dünnen Sachen zu frieren, biß aber die Zähne zusammen; nur weiter, nur weg von der Kronenburg.

Tom pfiff leise, und Akim hielt den Wagen an und beugte sich vom Bock. »Was ist los?« rief er gedämpft.

»Kleine Pause. Der Junge fällt uns sonst als Eisblock vom Pferd.« Er griff nach meinem Ellbogen und half mir, abzusteigen. Ich war steif, und meine Beine zitterten – das Reiten ermüdete mich mehr, als ich vermutet hätte. Tom ließ mich im Wagen niedersitzen und

packte das Bündel aus, das Jenka mir mitgegeben hatte. Eine warme Tunika, ein dickes Unterhemd, eine weiche Wollhose landeten nacheinander auf meinem Schoß. Tom kniete sich neben mich und half meinen klammen Fingern, die Verschlüsse des Wamses zu öffnen.

Warm eingepackt, mit einem leichten, wärmenden Umhang über den anderen Sachen, saß ich kurz darauf wieder im Sattel. Ungefähr eine Stunde vor der Morgendämmerung verließen wir die Straße und ritten ein Stück in ein kleines Gehölz hinein, das den Wagen und uns vor einer zufälligen Entdeckung schützen sollte. Akim schirrte den mageren Schimmel aus, und Tom entzündete ein kleines Feuer. Dann klapperten Hufe, dürre Zweige rauschten, und Ranan gesellte sich zu uns. Schaudernd betrachtete ich ihre nackten Füße. Akim bemerkte meinen Blick. Seine Mundwinkel kräuselten sich.

»Die Kleine ist die einzige von uns, der es ehrlich davor graust, wieder nach Hause zurückzukehren«, sagte er gedämpft. »Da muß sie nämlich – warte mal.« Er hob die Stimme und rief Ranan an. Die drehte sich fragend um, und er sagte: »Ran: Stiefel!« Von einem heftigen Schauder geschüttelt, spuckte sie angewidert aus.

»Akim, du bist ein Sadist!« stellte Tom grinsend fest. »Hör auf, unsere Kleine zu ärgern und kümmere dich lieber ums Frühstück. Du bist heute dran.« Akim fluchte, und Ranan, wenig nachtragend, bot an, ihm zu helfen.

Ich stand etwas verloren herum. Tom winkte mir, mich neben ihn ans Feuer zu setzen. Er legte die Decke, die er um die Schultern trug, um uns beide und blickte in die knisternden Flammen. In den tanzenden roten und gelben Feuerzungen vor mir erschien das geliebte, gehaßte tote Gesicht und grinste mich mit seinen blutigen Augen und dem klaffenden Mund an.

»Was ist nur los mit ihm?« fragte Toms Stimme beunruhigt. Hände lagen auf meinen Schultern. »Er scheint wieder zurückzukommen. Lieber Himmel, habe ich mich erschreckt. Hast du seine Augen gesehen, Maddoc?« Ich blinzelte und sah mich verdutzt um. Mein Kopf lag in Toms Schoß, und besorgte Gesichter beugten sich über mich.

Akim steckte ein blitzendes Instrument in seine Tasche und hockte sich auf seine Fersen zurück. »Wie fühlst du dich?« fragte er barsch.

Ich schob mich hoch, von Toms Händen unterstützt. »W-warum, was ist los?« fragte ich verwirrt. »Bin ich etwa umgekippt? Ich h-hab ein bißchen wenig geschlafen in der letzten Zeit, vielleicht deshalb.« Tom und Akim wechselten einen Blick über mich hinweg und sagten nichts.

»Ja, das wird es wohl gewesen sein«, bemerkte Akim schließlich zweifelnd. »Kommt, das Essen ist fertig.«

Wir aßen stumm, in Gedanken versunken. Endlich schob Tom das Geschirr zusammen und räusperte sich. »Wir sollten jetzt reden«, sagte er. »Elloran, die Oberste Maga hat Galen gesagt, du wüßtest, wo Nikal ist. Sie wollte ihm nicht verraten, was sie wußte;

wahrscheinlich wollte sie sicher gehen, daß wir dir auch helfen. Ehe wir ins Blaue weiterfahren: Wo ist Nikal?«

»In Sturmhaven, sagt L-Leonie«, antwortete ich.

»Dann liegen wir mit unserer Reiseroute bisher ja gar nicht so verkehrt«, brummte der Heiler.

Tom sah mich unbehaglich an. Dann fuhr er fort: »Wir gehen ein gewisses Risiko ein, wenn wir dich mitnehmen. Du bist ein entflohener Gefangener und ein nicht ganz unwichtiger dazu, wie mir scheint. Elloran, sei jetzt bitte ganz ehrlich. Was genau ist auf der Burg geschehen? Es kursieren die wildesten Gerüchte darüber, und ich muß wissen, was davon stimmt und was nicht.« Er wartete. Ich starrte ins Feuer und biß mir die Lippen wund, unfähig, auszusprechen, was ich verbrochen hatte.

Tom seufzte und sagte geduldig: »Elloran, Junge! Wir lassen dich nicht im Stich, das verspreche ich dir. Ich muß aber wissen, womit ich zu rechnen habe, wenn wir dich verstecken. Stimmt es, daß du deinen Liebhaber umgebracht hast?« Ich nickte stumm. Er sprach weiter. »Du warst betrunken und mit Drogen vollgepumpt, richtig?« Nicken. Er schwieg. Ranan und Akim sahen sich erschüttert an.

Tom sagte leise: »Der Ermordete war eine wichtige Geisel, sagt Galen. Wenn die Inseln davon erfahren, fordern sie deinen Kopf. Deshalb wird Karas versuchen, deiner habhaft zu werden, das ist dir doch klar? Es wäre seine einzige Möglichkeit, einen Krieg zu verhindern, wenn er dich ausliefert.«

Ich konnte meine Begleiter nicht ansehen. Was würde ich in ihren Blicken lesen: Ekel, Abscheu, Widerwillen, daß sie ihr Feuer mit einem Mörder teilen mußten, der seinen Geliebten abgeschlachtet hatte?

Tom legte seine Hand auf meinen Rücken. »Komm, Kleiner«, sagte er sanft. »Wir werden jetzt alle eine Runde schlafen. Alles Weitere wird sich schon finden.«

Ranan legte noch ein paar Zweige auf das Feuer, und wir wickelten uns in unsere Decken. Das tiefe, ruhige Atmen der anderen beruhigte meinen aufgewühlten Geist. Ich schloß die Augen und sank in Schlaf.

Als ich dieses Mal erwachte, wußte ich sofort, wo ich war. Das vertraute Schaukeln und Rütteln des Wagens, die leisen Gespräche der beiden Männer auf dem Bock – es war, als wäre die Zeit zurückgedreht worden, und ich wieder auf dem Weg von Salvok zu meiner Großmutter. Ich rollte mich auf die Seite und stand schwankend auf. Etwas polterte zu Boden, und ich hörte Tom rufen:

»Bist du endlich wach, Kleiner?« Sein freundliches Gesicht blickte durch die kleine Luke. Ich lächelte ihn an und stieg in meine Stiefel. Er neigte sich zu Akim und sagte etwas. Der Wagen hielt an, und Tom stieg zu mir um. Er hockte sich auf eine Kiste und sah mich schräg an.

»Das wird dir jetzt nicht gefallen. Wir sind auf dem Weg nach Salvok.« Ich schrie auf.

Tom legte beruhigend eine Hand auf meinen Arm. »Keine Sorge, Elloran. Wir haben nicht vor, dich bei deinen Eltern abzuliefern. Akim besteht darauf, daß wir dort vorbeifahren und Jemaina abholen.« Ich sah ihn verständnislos an. Er starrte zurück, einen beunruhigten Ausdruck in seinen türkisfarbenen Augen. Dann lächelte er kurz und gab mir einen Klaps.

»Möchtest du hier hinten bleiben oder lieber auf den Bock?« bot er an. Ich rümpfte die Nase und bat um frische Luft.

»Aber ich k-kann auch reiten«, setzte ich eilig hinzu. »Warum r-reist ihr überhaupt mit dem Wagen? Damit kommen w-wir doch viel langsamer voran.« Er grinste schief.

»Damit du uns nicht ständig schlafend vom Gaul fällst«, neckte er. Dann näherte er seinen Mund meinem Ohr und raunte: »Außerdem kann Maddoc nicht reiten!«

»Was?« rief ich erstaunt.

»Das habe ich gehört!« schimpfte Akim. »Das ist eine verfluchte Lüge, Kater! Nimm es sofort zurück!«

»Mit dem Ausdruck größten Bedauerns«, spöttelte Tom. »Ich habe mich nur ungenau ausgedrückt. Du kannst schon reiten, du hast nur etwas Mühe, das auch deinem Pferd klarzumachen.« Akim brüllte, und ich mußte lachen.

»Erinnere m-mich daran, daß ich dir v-von Senn erzähle«, sagte ich atemlos. Tom sah mich fast zärtlich an und knuffte mich in die Seite.

»Los, klettere du neben Maddoc. Ich halte mich jetzt besser eine Weile von ihm fern.«

Ein frischer, kalter Wind pfiff um meine Nase und vertrieb den letzten Rest von Schläfrigkeit aus meinem Schädel. Ich fühlte mich so wohl wie schon lange nicht mehr.

»Wo h-habt ihr eigentlich euren g-gräßlichen Captain gelassen?« fragte ich nach einer langen Strecke des Schweigens. Akim schniefte verdrießlich und spuckte aus.

»Das läßt du Quinn besser nicht hören, sie hält sich für unwiderstehlich«, antwortete er. »Sie ist in der Kronenburg und paßt auf unser haarloses Wunder auf. Aber keine Sorge, sie werden später zu uns stoßen. Ran reitet noch einen oder zwei Tage mit uns, bis wir sicher sind, daß uns niemand verfolgt; dann kehrt sie zurück und meldet Quinn, wohin wir unterwegs sind.«

Ich verdaute die Neuigkeit schweigend. »Akim«, fragte ich dann vorsichtig. »W-was ist die Allianz?«

Er jammerte. »Tom«, rief er. »Komm bitte her und erlöse mich, der Junge macht Konversation!« Ich schwieg beleidigt. Tom trabte heran, und ich erntete einen heimtückischen Blick von der Seite.

»Hallo Biest«, murmelte ich bedrückt. Tom sah von Akim zu mir und seufzte.

»Du wolltest mir von Senn erzählen«, sagte er dann besänftigend. Notgedrungen schluckte ich die Ablenkung und begann nach ein paar Minuten sogar, mich für mein Thema zu erwärmen. Tom reagierte genauso, wie ich es mir ausgemalt hatte: Er kringelte

sich vor Vergnügen und bestand darauf, daß ich auch einige der Lieder zum besten gäbe. Ich tat mein Möglichstes, und bald grölten wir zu zweit die schlüpfrigsten Stellen, daß es nur so durch den Wald schallte. Sogar Akims düstere Miene erhellte sich ein wenig bei dieser Darbietung. Ranan galoppierte heran und schimpfte: »Was macht ihr denn nur für einen Radau? Seid ihr betrunken?«

Tom lenkte sein Pferd neben ihres und erzählte ihr in gedämpftem Ton die Geschichte von dem Olysser und dem Marmeladentopf. Sie wurde abwechselnd rot und blaß, und bei der Pointe schrie sie vor Lachen. Ihr Pferd klappte verschreckt die Ohren nach hinten und rollte mit den Augen.

»Du bist ein Schwein, Tom, ich habe es immer gewußt«, brüllte sie begeistert und hieb ihm auf die Schulter. Das warf ihn fast aus dem Sattel, aber er trug es wie ein Mann.

»Nicht ich bin das Schwein«, sagte er säuerlich. »Bedanke dich bei unserem unschuldigen jungen Reisegefährten, der in seinem zarten Alter einen großen Teil der Geschichten eigentlich gar nicht verstanden haben dürfte, die er da erzählt.« Plötzlich schwiegen alle peinlich berührt. Tom wurde blaß, als er begriff, was er gesagt hatte – und überlegte, was er von meinen letzten Monaten auf der Burg wußte. Die Gerüchte, die er vernommen hatte, waren sicherlich wild gewesen, aber ich bezweifelte ernsthaft, daß sie die Realität auch nur im Entferntesten erreichten. Akim gab einen erstickten Laut von sich, und ich schloß beschämt die Augen.

»Ach verdammt«, fluchte Tom. »Kleiner, es tut mir leid. Ich rede manchmal, ohne vorher nachgedacht zu haben.«

»Der-Der-Keinen-Fettnapf-Verfehlt«, flüsterte Akim neben mir. »Seit Jahren sein persönlicher Schutzgeist, mußt du wissen.« Ich kicherte. Die Weiterreise verlief in erstaunlich entspannter Stimmung.

An einem der nächsten Tage verließ uns Ranan, um zurückzureiten. Wir näherten uns unaufhaltsam der Grenze von Salvok. Akim weigerte sich zu erklären, warum er Jemaina aufsuchen wollte. »Muß sie was fragen«, knurrte er bärbeißig, und dabei beließ er es.

Tom und ich wahrten vorsichtigen Abstand. Ich fühlte mich schuldig, weil ich wußte, daß er mich noch immer liebte. Aber ich konnte keine Berührung, keine Nähe ertragen. Tom sorgte sich um mich, das sah ich ihm an. Was ihn wohl am meisten erschreckte, waren meine ›Anfälle‹, wie er es nannte. Ich erinnerte mich nie daran, und er weigerte sich, sie mir zu beschreiben.

Zwei Tagesreisen vor Burg Salvok ließ Akim uns ein Lager aufschlagen und schwang sich auf mein kleines Pferd. Er sah nicht sehr glücklich dabei aus, aber ich stellte fest, daß Tom wieder einmal maßlos übertrieben hatte. Der schmächtige Heiler war durchaus in der Lage, sich im Sattel zu halten.

Wir redeten in der Zeit, in der wir auf Akims Rückkehr warteten, viel miteinander. Tom zeigte sich behutsam und rücksichtsvoll, und er brachte mich dazu, von meiner

besessenen Leidenschaft für Cesco zu erzählen.

»Warum t-tust du das für mich?« fragte ich ihn, als er wieder eine Nacht lang neben mir hockte und mit mir redete, weil mich die Angst vor dem Einschlafen hatte. Er lächelte nur und sagte nichts. Sein Gesicht war müde. Ich wanderte ruhelos auf der kleinen Lichtung auf und ab, vier Schritte ... vier Schritte ... Ich hielt es nicht mehr aus. Ich rannte zum Wagen und wühlte darin herum. Er kam hinter mir her und lehnte sich an die Tür.

»Was suchst du?« fragte er seltsam ruhig.

»D-den Weinschlauch«, ich schluchzte fast. »Das würde mir h-helfen, Tom, das hilft immer. B-bitte, Tom, sag mir, wo er ist! Bitte!« Er griff nach meinen Handgelenken und hielt sie wie ein Schraubstock. Ich schrie. Das fette, unendlich verkommene Gesicht war wieder da, es sah mich an, und ich wußte für eine blitzartige Sekunde wieder, wessen Gesicht es war. Ich schrie wie ein Wahnsinniger. Tom zog mich an sich und hielt mich fest. Ich schlug auf seinen Rücken ein und kreischte; versuchte, ihn zu treten, schrie, schrie, bis ein heftiger Hieb meinen Kopf traf und ich bewußtlos wurde.

»Ich dachte, ich schaue mal nach dir.« Ihre Hände strichen über meinen Kopf. »Du siehst ja gräßlich aus.« Noch nie hatte die Stimme meiner Schwester so beunruhigt geklungen. Ich leckte mir über die trockenen Lippen und sah aus trüben Augen zu ihr auf.

»Leonie läßt dich grüßen. Auf der Burg geht alles drunter und drüber. Sie steht offiziell unter Arrest, weil sie dir zur Flucht verholfen hat.« Sie lächelte schmal. »Sie hat es zwar geschafft, Jenka ein hieb- und stichfestes Alibi zu verschaffen, aber damit hat sie sich selbst in die Pfanne gehauen.« Ich stöhnte. Sie fuhr fort: »Dein Großvater hatte den schlimmsten Anfall seit Jahren. Alle haben gedacht, er würde ihn diesmal nicht überleben. Veelora ist einem Nervenzusammenbruch nahe. Du siehst, es scheint richtig lustig zu sein.« Ich hätte sie schlagen können, wenn ich mich nur hätte bewegen können. Was bezweckte sie nur damit, daß sie mich so quälte?

Sie legte ihre kühle Hand auf meine Stirn und sagte mahnend: »Wenn du dich weigerst hinzusehen, wird alles nur noch schlimmer. Warum begreifst du das nicht endlich?« Ich schloß die Augen, schloß sie aus. Sie stöhnte ergrimmt, und ich spürte, daß sie wieder fort war.

Hände hoben mich sacht an und drehten meinen Kopf. »Aï«, seufzte eine Frau. »Bei Der-Die-Wacht, was ist nur mit meinem Kind geschehen?« Die Hände fuhren über mein Gesicht und meinen Hals. »Ich brauche mehr Licht«, sagte sie gebieterisch. Eine Tür knarrte. Trübes Winterlicht fiel in den Wagen, und sie ächzte unzufrieden. Ich öffnete meine Augen einen winzigen Spalt. Ein dunkles Gesicht beugte sich über mich.

»Jemaina«, flüsterte ich und öffnete die Augen ganz.

»Guten Morgen, Elloran«, sagte sie liebevoll. »Ich würde dich gerne untersuchen, ist

das in Ordnung?« Ich nickte schwach und versuchte, mich aufzusetzen. »Nein, bleib ruhig liegen«, sagte sie und drückte mich zurück. »Kim, das reicht nicht, gib mir eine Kerze oder besser zwei. Nein, drei. Es ist so verdammt duster hier drinnen!«

Der Heiler sagte laut und deutlich: »Ach, verflucht! Ich weiß was Besseres! Tom, mach die Tür zu.«

»Akim, du bist übergeschnappt!« rief der warnend. Die Tür schlug zu, und etwas schwirrte. Helles, warmes Licht fiel auf mein staunendes Gesicht, wie Sonnenlicht an einem schönen Sommermorgen. Jemaina brummte zufrieden und ungerührt und bewegte meinen Kopf. Sie hob eines meiner Augenlider und sah prüfend in mein Auge. Dasselbe mit dem anderen. Dann betastete sie meine Wangen, meinen Hals.

»Akim, hilf mir mal«, sagte sie knapp. Sie zogen mir mein Hemd über den Kopf. Jemaina sog scharf die Luft ein. »Oh, bei allen Geistern«, rief sie erschüttert. Sie tastete über meinen Bauch, meinen Unterleib, drückte prüfend meine Seite.

»Der Rücken sieht genauso aus?« fragte sie scharf. Akim nickte. »Zieh ihn wieder an.« Das Hemd glitt über meinen Kopf. Sie nahm meine Hand und zog sie vor ihre Augen. Sie grummelte etwas und zog die Finger auseinander, betrachtete die Zwischenräume, drückte auf meine Nägel, drehte die Hand und strich über die Innenfläche. Dann legte sie meine Hand behutsam auf die Decke und stand auf.

»Lösche dieses wunderbare Licht, Akim. Tom, mach die Tür auf, ich brauche dringend frische Luft. Kommt, wir setzen uns auf die Stufen.«

Es war wieder dunkel. Ich schloß ermattet meine Augen. Die Stimmen auf der Wagentreppe murmelten.

» ... eine Vielzahl von Drogen«, sagte Jemaina. »Ich denke, ich brauche ihn nicht zu fragen, was es alles war.« Sie hob ein wenig die Stimme und rief: »Weißt du, was du für Drogen geschluckt hast, Elloran? Kannst du sie mir benennen?«

Ich schluckte und antwortete heiser: »Nur zum Teil, Jemaina. Cesco hat sie besorgt, und ich kannte nicht alles.« Sie knurrte. Zarter grauer Rauch kräuselte sich aus ihrer Pfeife, und ein vertrauter, herber Duft zog an meiner Nase vorbei. Ich lächelte unwillkürlich und schloß die Augen.

»Laß uns sehen, was wir haben«, murmelte Jemaina undeutlich am Mundstück ihrer Pfeife vorbei. »Kim, du hast ihn doch untersucht, nachdem er dieses mysteriöse Gift verabreicht bekommen hat. Hast du seinen Bauch abgetastet?« Akim bejahte fast empört. Sie fuhr fort: »Du hast seine Haut gesehen, seine Augen, die Blutergüsse ...«

»Und was für Blutergüsse«, warf Tom ein. »Der Kerl muß ihn fürchterlich verprügelt haben, und nicht nur mit bloßen Händen!« Ich protestierte leise.

Jemaina erhob sich und kam zu mir, die beiden Männer hinterher. Sie hockte sich neben mich und sagte: »Sieh her, Kim.« Sie nahm meinen Arm und drückte sacht mit dem Daumen auf die Haut. Sie nahm den Daumen weg, und ich beobachtete gebannt,

wie eine deutliche Delle einen Augenblick lang stehenblieb und sich dann langsam wieder ausfüllte.

»Und die Blutergüsse«, sagte sie, »dafür war nicht mehr nötig als das.« Sie zog mein Hemd ein Stück hoch, murmelte: »Entschuldigung, Elloran«, und kniff fest in das weiche Fleisch an meinem Bauch. Vor unseren Augen bildete sich ein häßlicher, violetter Bluterguß. Akim war blaß geworden.

»Ich Idiot«, flüsterte er und fragte mich: »Hast du hin und wieder auch Blutergüsse gefunden, ohne zu wissen, woher sie stammen?« Ich nickte. Erst gestern früh hatte ich an meinem Oberschenkel einen großen blauen Fleck entdeckt, der über Nacht aus dem Nichts entstanden sein mußte. Akim und Jemaina sahen sich an.

»Du weißt, was das bedeutet«, sagte Jemaina, und Akim nickte.

»Wie sah das Zeug aus, das du genommen hast?« fragte sie mich. Ich erinnerte mich nicht. »Kleine gelbe Kristalle?« bohrte sie weiter. Ein Tütchen erschien vor meinen Augen. Cesco sagte ›Traumstaube‹. Ich ächzte und nickte heftig.

»Hat dein Liebhaber es auch genommen?« fragte sie weiter. Ihre Stimme klang angespannt, obwohl ihr Gesicht gelassen wie immer war.

»Nein, ich g-glaube nicht. Er muß es in die zweite Kanne Wein gemischt haben, und d-die hat er mir g-ganz allein eingeflößt. Ich w-wäre fast daran erstickt.« Die Erinnerung war schmerzhaft deutlich. Sie nahm beruhigend meine Hand.

»Es ist, wie ich vermutet habe«, sagte sie leise zu Akim. »Er hat zweimal versucht, ihn mit Traumstaub zu vergiften. Eigentlich ist es ein Wunder, daß er das überlebt hat. Aber das ist noch nicht alles ...«

Ich blickte sie starr vor Entsetzen an. Wen meinte sie mit ›Er‹?

Akim schüttelte den Kopf. »Wie kannst du sicher sein, daß es dasselbe Zeug war, das du meinst? Er erinnert sich doch gar nicht richtig daran.«

Sie steckte die Pfeife zurück in ihren Mund und sog nachdenklich daran. Ihre Hand lag noch immer auf meiner. »Ich kenne seine Auswirkungen zu gut, Lieber. Ein alter Freund von mir hat sich damit vergiftet, und ich habe ihn in seinen letzten ... ich habe ihn gepflegt. Ellorans Alpträume; daß er nicht mehr wagt zu schlafen; die Erinnerungslücken, wenn er seine ›Anfälle‹ bekommt, wie Tom das nennt.« Sie warf dem unglücklich aussehenden Kater ein warmes Lächeln zu. »Dann seine Augen, die vergröberte, aufgeschwemmte Haut, die Blutergüsse, die geschwollenen inneren Organe, seine Fingernägel – Akim, glaube mir, das Gift wirkt noch immer.« Sie sah mich mitleidig an.

Ich starrte in ihre dunklen Augen und krächzte: »M-muß ich sterben, Jemaina?«

Sie schüttelte den Kopf und antwortete streng: »Daß du dein Leben mit all den Drogen, die du in diesen Neunwochen geschluckt hast, nicht gerade verlängert hast, dürfte dich nicht verwundern. Aber sterben – nein, mein Liebes, daran denkst du besser noch eine

ganze Weile nicht.« Sie grub in einer ihrer abgrundtiefen Rocktaschen und nahm ein in Leder gewickeltes Päckchen heraus. Daraus schüttelte sie einige dünne, aus getrockneten Blättern gerollte Stäbchen in ihre Hand und hielt sie mir hin. »Du weißt, was das ist?« Ich zog eine unschuldige Miene. Sie lachte und sagte: »Das habt ihr mit Sicherheit oft genug geraucht, Elloran. Glückskraut. Ich verordne es dir als Medizin, du darfst es rauchen, wenn du nicht einschlafen kannst, oder wenn du Schmerzen hast. Es ist einigermaßen harmlos, jedenfalls harmloser als alles, was du sonst so geschluckt hast. Außerdem wird Akim dir einen Ernährungsplan zusammenstellen. Du solltest kein Fleisch mehr essen, das vergiftet dich noch zusätzlich. Dein Körper hat genügend damit zu tun, mit dem Traumstaub fertigzuwerden. Wenn es dir hilft, kannst du hin und wieder einen Becher Wein trinken – aber nicht mehr! So, und jetzt rauch ein Stäbchen und schlaf, Elloran. Ich bleibe noch ein wenig hier, wir sehen uns also noch.« Sie beugte sich über mich und gab mir einen Kuß. Ich lächelte sie dankbar an und steckte ein Röllchen Glückskraut zwischen die Lippen.

Sie flüsterte: »Anzünden kannst du es dir sicher selber, hm?« Ich riß die Augen auf und staunte. Woher wußte sie das jetzt wieder? Sie blinzelte mir zu und winkte den Männern, mich allein zu lassen. Sie hockten sich wieder auf die Treppe, und während ich den kühlen, grünen Rauch einatmete und langsam fortdämmerte, hörte ich sie leise sprechen.

»Ein Gift aus den tiefsten Tiefen der Hölle«, sagte Jemaina. »In ganz winzigen Mengen genommen, regt es stark die Sinne an und verhilft zu wilden, bunten Träumen bei wachem Bewußtsein. Jemand, der es einnimmt, kann schon sehr bald überhaupt nicht mehr schlafen. Das Schlimmste aber ist, daß diese kleinen Dosen sich im Körper sammeln, es baut sich nicht ab. Das bedeutet, daß es den Süchtigen irgendwann tötet – so sicher wie ein Schwerthieb, allerdings nicht ganz so schnell und sauber. Der Freund, von dem ich sprach: Er war süchtig nach Traumstaub, und er hat einmal eine zu große Menge davon genommen. Ich habe ihn in seinen letzten Wochen gepflegt und möchte das ungern noch einmal erleben. Das Gift zersetzt den Körper, es läßt den Menschen von innen her verfaulen. Ich habe mir damals geschworen, jemandem lieber vorher die Kehle durchzuschneiden, als ihn das durchmachen zu lassen. Was ich mir nicht habe vorstellen können, ist, daß das jemals Elloran betreffen könnte.«

Sie seufzte. Ich hörte Akim unbehaglich murmeln. Über wen sprachen sie überhaupt? »Jemaina! Ich habe einen Teil der Anzeichen, die du beschreibst, doch schon bei meiner ersten Untersuchung gleich nach dem Giftanschlag festgestellt. Wie kann das denn sein? Er müßte dafür doch vorher schon damit in Berührung gekommen sein.«

Sie lachte, kurz und böse. »Das ist der Punkt, der mich nicht ruhen läßt, Kim. In dem Winter, bevor ihr nach Salvok kamt, war Elloran schwer krank. Er hat lange zwischen Leben und Tod gelegen, und ich konnte nicht herausfinden, was er hatte. Ich muß blind

gewesen sein, daß ich es nicht erkannte; aber der Gedanke lag zu fern.« Sie schwieg und klopfte heftig ihre Pfeife aus. »Es hat offensichtlich damals schon jemand versucht, ihn damit umzubringen«, sagte sie hart. »Ich weiß nicht, welcher Schutzgeist seine Hand über ihn hält, Kim. Eigentlich hätte er bis heute schon dreimal tot sein müssen.«

Ich entzündete das zweite Stäbchen Glückskraut und seufzte befriedigt. Mein Kopf war ganz leer und ruhig, zum ersten Mal seit undenkbaren Zeiten. Meine Freunde saßen vor der Tür und plauderten friedlich miteinander, und ich fühlte mich warm und geborgen. Es ging mir gut. Alles war gut. Ich konnte schlafen.

Der Duft von frischgebrühtem Tee weckte mich. Es erinnerte mich an Salvok, an die behagliche Kate der Heilerin. Ich schlug die Augen auf und reckte mich genüßlich. Ich fühlte mich, als könnte ich einen kleineren Wald mit bloßer Hand roden. Eilig sprang ich in meine Kleider und kletterte aus dem Wagen. Jemaina und die beiden Männer saßen um das Feuer und steckten die Köpfe zusammen. Ich trat zu ihnen und wünschte fröhlich einen guten Morgen. Jemaina streckte mir ihre Hände entgegen, die ich liebevoll ergriff und drückte mir einen Kuß auf die Wange.

»Guten Morgen, Elloran. Du siehst besser aus, geht es dir gut?«

»Wunderbar!« versicherte ich und begrüßte Akim und Tom. Der wirkte übernächtigt, und ich dachte schuldbewußt daran, daß ich ihn einige Nächte wach gehalten hatte.

»Wir wollen heute weiter«, sagte er und schlürfte seinen Tee. »Fühlst du dich kräftig genug, Kleiner?« Ich versicherte, daß das der Fall sei und setzte ein wenig ungeduldig hinzu: »Macht nicht so einen Aufstand. Ich b-bin doch nicht krank!« Jemaina und Akim wechselten einen schnellen Blick, und die Heilerin nickte.

»Du reitest also zur Kronenburg und berichtest, was du herausgefunden hast?« setzte Tom offensichtlich das vorhergegangene Gespräch fort. Jemaina verzog das Gesicht und nickte. »Aber ich kann nicht sofort los«, sagte sie. »Ich muß mich noch um einen Ersatz für mich kümmern. Ich habe ein paar Pfleglinge, die ich nicht ohne weiteres alleinlassen kann.« Sie steckte ein Stück Kautabak zwischen die Zähne und dachte nach. Dann erhellte sich ihre grübelnde Miene, und sie sagte: »Tom, ihr kommt auf eurem Weg doch durch Nelan. Wenn ihr dort bei der Heilergilde Bescheid sagt, daß sie jemanden nach Salvok schicken sollen, dann könnte ich sofort abreisen.« Sie beschrieb Tom den Weg, und Akim sagte, er würde das Haus der Gilde wiederfinden, er hätte schon einmal dort übernachtet.

Die Männer begannen, das Lager abzubrechen. Jemaina zog mich beiseite. »Komm, laß uns ein paar Schritte gehen«, schlug sie vor. Wir streiften ziellos den Hang hinauf und machten eine kurze Pause auf der Kuppe des Hügels. Jemaina hatte sich bei mir eingehängt und ihre Hand mit meiner verschränkt.

»Wie geht es Jenka?« fragte sie. Ich lächelte und erzählte von ihrer Nichte. Sie nickte,

hörte aber nicht zu. Ich stockte und blickte sie fragend an. Sie war mit ihren Gedanken offensichtlich ganz weit weg.

»Jemaina«, sagte ich behutsam, »w-wie lange werde ich n-noch leben?« Sie zuckte zusammen und löste ihre Hand aus meinem Griff. Sie griff nach dem kleinen Beutel mit Tabak und stopfte ihre Pfeife. Ich ließ sie nicht aus den Augen. »Du darfst mich nicht belügen«, drängte ich. »Ich habe ein R-Recht darauf, es zu wissen!«

Sie entzündete den Tabak und paffte ein paar Züge. Ihr Gesicht unter dem langsam ergrauenden Haar wirkte nachdenklich und ernst. »Setzen wir uns?« schlug sie vor und hockte sich auf einen großen Stein. Ich schmiegte mich an sie und legte meinen Arm um ihre Hüfte.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich. »Aber wahrscheinlich bleibt dir nicht mehr viel Zeit, Kind. Drei Jahre; vier, wenn du Glück hast. Aber vielleicht auch weniger. Du hast eine irrsinnig große Menge Gift im Körper. Eigentlich dürftest du gar nicht mehr hier neben mir sitzen.« Sie verstummte, und ich senkte den Kopf.

»Man k-kann nichts dagegen tun?« flüsterte ich und spürte, wie sie den Kopf schüttelte.

»Ich kann dir nicht helfen, ich kenne kein Mittel dagegen. Vielleicht könnte es Akim ja«, sie verstummte und blies einen Rauchkringel in die Luft. »Aber der wird dir nicht helfen. Rechne zumindest nicht damit. Er verbirgt vieles vor uns, aber ich glaube nicht, daß er es böswillig tut. Er darf es wohl nicht, die Allianz erlaubt es nicht ...«

Ich fror. Drei Jahre, wenn ich Glück hatte? Und bis dahin böse Träume, immer wieder Augenblicke, an die ich mich nicht würde erinnern können, und Angst vor einem schrecklichen Tod? Wäre es nicht besser, mich gleich jetzt zu töten und es hinter mir zu haben? Jemaina sah mich besorgt an und nahm mein Gesicht zwischen ihre dunklen Hände.

»Denk nicht daran«, befahl sie. »Ich verspreche dir, ich werde nach einem Weg suchen, dir zu helfen. Und wenn ich versage, dann werde ich zumindest dafür sorgen, daß du nicht leiden mußt. Du hast mein Wort darauf, mein Kind!« Ich umarmte sie mit trockenen Augen und schmerzender Kehle.

Jemaina und Akim verabschiedeten sich zärtlich voneinander. Ich sah der Heilerin nach, wie sie ihr olyssisches Pony bestieg und davonritt. Akim schwang sich auf den Bock, atmete erleichtert auf und sagte: »Ah, das ist doch ganz was anderes als ein Sattel!« und gab dem Schimmel das Zeichen, anzuziehen.

Ich hatte mich entschieden, heute lieber zu reiten und trabte stumm neben Tom her. Er summte tonlos vor sich hin. Sein Blick war verschattet und melancholisch, eine Stimmung, die so überhaupt nicht zu meinem Reisegefährten zu passen schien. Ich räusperte mich und erzählte ihm die Geschichte von der Frau, die ihr Mann mit dem Knecht im Heu erwischt hatte. Sein Gesicht blieb zuerst düster, aber dann begannen

seine Mundwinkel sich zu kräuseln. Ich schwatzte einfach drauflos, um Tom abzulenken. Na gut, ein bißchen auch, um mich selbst abzulenken. Es gelang.

Gegen Abend erreichten wir Nelan. »Hoffen wir nur, daß sie noch keine Beschreibung von uns haben«, unkte Akim, als wir in die Stadt hineinrollten.

Das Haus der Heilergilde war groß und weitläufig, die freundliche Eingangshalle ähnlich belebt wie der Marktplatz der Kronstadt. Akim wurde von einigen der Anwesenden gegrüßt. Er sprach kurz mit einer großen, fülligen Norrländerin, die eine Art Pförtnerin zu sein schien – und kam dann zu uns zurück.

»Wir haben Glück«, sagte er. »Der Großmeister ist da und hat Zeit für mich. Und wir können in einem Gastzimmer der Gilde übernachten, müssen also nicht das Risiko eingehen, in der Stadt womöglich erkannt zu werden.« Er schien sich wirklich zu sorgen, daß unsere – meine – Beschreibung schon im Umlauf war.

Später saßen wir in der sogenannten Kantine und nahmen ein herzhaftes Abendessen zu uns – genauer gesagt, Tom und Akim nahmen es zu sich. Ich war wieder zu meinen geliebten Gemüsestengeln und Getreidebreien zurückgekehrt. Ich kaute mißmutig auf einem zähen Stück Dörrobst herum und sah mich in dem großen, hell erleuchteten Raum um.

»Der Großmeister schickt eine erfahrene L'xhanische Heilerin nach Salvok. Und er wird eine Nachricht an den Burgherrn mitsenden, daß Jemaina wegen Gildenangelegenheiten aus Salvok abberufen wird. Das ist vielleicht unnötige Vorsicht, aber ich denke, in diesem ganzen Intrigenspiel kann eine falsche Fährte nicht schaden. Ehe wir nicht wissen, wer hinter den Mordanschlägen steckt ...« Tom warf Akim einen warnenden Blick zu. Ich löste meinen Blick von einem dunkelhäutigen Mann, der ein Bruder von Leonie hätte sein können, und wandte mich meinen Begleitern zu.

»Wen hat Jemaina eigentlich gemeint, als sie sagte, ›er hat zweimal versucht, ihn zu vergiften‹?« fragte ich. Akim verdrehte die Augen.

»Junge, bist du so dumm, oder stellst du dich nur so?« fragte er barsch. Tom legte eine Hand auf seinen Arm und sagte mahnend: »Maddoc!« Aber Akim ließ sich nicht bremsen. »Dein prinzlicher Liebhaber, dieser Schmetterling Cesco, hat versucht, dich abzumurksen. Das ist doch so klar wie ...« Ich hörte nicht mehr, was er weiter sagte. Mein Blick verschwamm, und ich mußte nach der Tischkante greifen, um mich festzuhalten.

»Akim, jetzt hast du es geschafft«, drang undeutlich Toms Stimme durch das laute Rauschen in meinen Ohren. »Du bist mir ein schöner Arzt!« Kräftige Arme fingen mich auf und hoben mich hoch. Schmale Hände kniffen mich in die Seite, und eine Stimme flüsterte: »Ai, mî bêl amor!« Ich schrie und schlug die Hände weg, die über mein Gesicht strichen. Blut tropfte warm und salzig auf meine Lippen herab und rann kitzelnd über meine Wangen. Ich keuchte und schlug die Augen auf. Ich lag auf einem schmalen Bett, und besorgte Katzenaugen starrten auf mich herab.

»Bist du wieder da, Kleiner?« Ich nickte schwach und wischte über die Nässe auf meinem Gesicht. Ängstlich blickte ich auf meine bebenden Finger herab, aber sie waren nur feucht, nicht rot verschmiert, wie ich befürchtet hatte. Tom wühlte in meinem Bündel und holte das Päckchen Rauchstäbchen heraus. Er drückte mir eines davon in die Hand, und ich versuchte vergeblich, es in den Mund zu stecken. Meine Hände zitterten so stark, daß ich das Stäbchen fast zerbrach. Er nahm es mir behutsam ab und steckte es mir zwischen die Lippen. Dann drehte er sich um, weil er eine Kerze vom Tisch holen wollte. Er reichte sie mir hin und erstarrte. Dünner grüner Rauch kringelte sich von dem Stäbchen zwischen meinen Lippen und zerfaserte in dem leisen Luftzug, der von dem halboffenen Fenster kam.

»Wie hast du das ...« Er atmete tief durch und stellte ergrimmt die Kerze ab. »Ich weiß schon«, knurrte er, »du hast gezaubert!« Ich war zu schwach, um zu lachen, aber auch mein winziges Lächeln schien ihn zu beruhigen. Das Glückskraut tat seine Wirkung, ich fühlte mich angenehm benommen.

Er reichte mir ein zweites Stäbchen, als das erste zu einem winzigen Rest Asche geworden war. Ich konnte es jetzt selbst halten, obwohl meine Hände immer noch unsicher waren.

»Tom«, fragte ich, »ist das wahr?« Er hockte nackt auf dem Bett neben dem meinen und knotete eine gerissene Verschnürung an seinem weichen, grünen Hemd zusammen.

»Was?« fragte er zurück.

»Daß – Cesco ...« Ich konnte es nicht aussprechen. Er stand auf und kniete sich neben mein Bett auf den Boden.

»Es ist eine Vermutung«, sagte er behutsam und strich sanft über meine Schulter. »Niemand kann das jetzt noch beweisen. Vielleicht war alles ganz anders.« Sein Blick strafte seine Worte Lügen.

»Ach, Tom, du hast ihn nicht gekannt. Er – er war so – wunderbar ...« Ich weinte nicht. Ich würde nie mehr weinen. Es war vorbei. Cesco war tot, und ich würde ihm sehr bald folgen. Was war noch wichtig? Tom nahm mir den heruntergebrannten Rest des Glücksblattes aus der Hand und legte seine kräftigen Finger um mein Kinn. Er küßte mich sanft auf die Lippen und deckte mich zu.

»Weck mich auf, wenn du nicht schlafen kannst«, sagte er. Ich nickte, und er löschte das Licht.

»Du weißt, daß sie recht haben.« Sie baumelte mit den Beinen, und ich drehte mich von ihr weg. »Möchtest du eigentlich überhaupt nicht wissen, wie das Spiel inzwischen steht? Dein Spieler scheint zu gewinnen. Der einzige, der ihn daran noch hindern könnte, ist seine Spielfigur, aber die badet lieber in Selbstmitleid. Pech für uns alle.«

»Geh weg«, sagte ich dumpf. »Was kümmert mich irgendein Spiel. Ich sterbe!« Es klatschte laut, und ich hielt mir eine brennende Wange. Meine Schwester funkelte mich

wutentbrannt an.

»Du kotzt mich wirklich an, Elloran!« fauchte sie. »Du hast nicht einen Funken Verantwortungsgefühl im Leib! Das einzige, was dir wichtig ist, ist dein eigenes, geheiligtes Ich. Du nutzt schamlos jeden aus, der dir über den Weg läuft! Da sind Menschen, die lieben dich und sorgen sich um dich, und du – du denkst nur an deine eigene Befriedigung. Dich vollfressen, saufen, schlafen, das kannst du. Und allen die Ohren volljammern, wenn es nicht nach deinem Kopf geht! Soll ich dir sagen, was du bist? Du bist ...« Ich hielt mir die Ohren zu. Sie zog meine Hände weg und zischte mich an: »Du hast dich gesehen! Ich habe es dir gezeigt, du weißt, wie du wirklich aussiehst. Aber selbst davor verschließt du deine Augen. Ich wollte, ich könnte mich von dir trennen, aber das ist unmöglich. Wir gehören zusammen, ob dir oder mir das paßt oder nicht. Aber ich verachte dich, Elloran. Ich verachte dich!«

Wir ritten früh weiter. Schnee lag in der Luft, und Akim schimpfte pausenlos über das Wetter. Er sah schrecklich verfroren aus, seine Nasenspitze war blau vor Kälte, und er behauptete, er habe mindestens zwei seiner Zehen verloren. Es war eigentlich gar nicht so kalt, und je weiter wir nach Süden kamen, desto wärmer wurde die Luft. Aber Akim schwor Stein und Bein, er habe in seinem ganzen Leben noch nicht so gefroren und beabsichtige auch nicht, das jemals wieder zu tun. Schließlich wurde Tom diese Jammerei zu bunt. Er verfrachtete den Heiler in den Wagen und setzte sich selbst auf den Bock.

»Du hast gut reden«, drang Akims Stimme dumpf unter dem Stapel Decken hervor, unter den er sich verkrochen hatte. »Du würdest ja noch nicht einmal frieren, wenn du nackt ins Nordmeer fielest!«

Ungefähr zwei Tagesreisen vor Sturmhaven ging der erste Schneefall nieder. Akim ließ sich an diesem Tag überhaupt nicht mehr im Freien blicken. Sein dröhnendes Niesen ließ in regelmäßigen Abständen den Wagen erzittern. Das Biest scheute jedesmal und drohte, sich loszureißen. Ich löste Tom auf dem Bock ab, und er band seinen Fuchs vom Wagen los. Das Biest schnaubte erleichtert, und Tom galoppierte uns ein Stück voraus. Ich döste vor mich hin, während der Schimmel Frost gutmütig durch den pulvrigen Schnee stapfte.

Hinter uns auf dem Weg erklang dumpfer Hufschlag. Ich fuhr hoch. Seit einigen Tagen hatten wir jede größere Ortschaft, die auf unserem Weg lag gemieden und versucht uns unsichtbar zu machen, so weit das mit diesem bunten Wagen überhaupt möglich war. Die Suche nach dem entsprungenen Gefangenen mußte inzwischen auch die südlichen Teile des Reiches erreicht haben, und das bereitete uns nicht gerade wenig Sorge.

Ich zog die Decke, die ich über meinem Umhang trug, bis über meine Nasenspitze und hoffte das Beste. Um vom Weg zu verschwinden, war es nun schon zu spät, außerdem

hätten die Spuren in der dünnen Schneedecke mich sofort verraten. Der Hufschlag kam näher, es mußten mehrere Reiter sein. Einer kam längsseits, und ich schnaufte erleichtert. Ranan grinste mich breit an und schrie: »Ho, Elloran! Wo hast du die anderen gelassen?«

Ich deutete mit dem Daumen hinter mich und fügte hinzu: »Tom reitet gerade voraus.« Sie winkte, gab ihrem Pferd die Sporen – na ja, sie hieb ihm die nackten Fersen in die Flanken – und galoppierte an mir vorbei. Jetzt kamen auch die anderen Reiter heran. Blicke aus einem Paar kühler, grauer und einem zweiten Paar kalter, farbloser Augen trafen mich, und zwei Stimmen grüßten. Ich schauderte, und das nicht wegen der Kälte. Einer von Akims donnernden Niesern explodierte. Ich sah zum ersten Mal, wie Quinn lachte. Ihr Gesicht zersprang in tausend Falten, und plötzlich fand ich sie gar nicht mehr so unsympathisch.

»Hallo, Akim«, rief sie, und der Heiler antwortete heiser von drinnen: »Da eddlich. Warum habt ihr so lagge gebraucht?« Ich hielt den Wagen an, um den beiden die Verständigung zu erleichtern, und Quinn kletterte ins Wageninnere. Ich bewegte mich unbehaglich auf dem Bock. Der Botschafter sah mich reglos an, während Schnee auf seinen kahlen Schädel fiel. Das Wetter paßte irgendwie zu ihm.

»Wie geht es dir?« fragte er schließlich mit seiner geschlechtslosen Stimme. Ich brummelte etwas, und er nickte. Sein Gesicht war unbewegt und steinern wie immer. »Man sucht nach dir«, bemerkte er ohne jede Gemütsbewegung in der Stimme. »Nicht weit hinter uns war ein Trupp Soldaten. Wir müssen uns überlegen, wie wir sie von dir ablenken.« Ich schauderte.

Ranan und Tom kehrten zu uns zurück. »Kriegsrat?« rief Tom fragend. Der Botschafter nickte. Tom sprang vom Biest und drückte Galen herzlich die Hand. »Schön, dich zu sehen«, sagte er warm, es klang ganz ehrlich. Ich schauderte wieder. Dann und wann kamen mir Zweifel an diesen seltsamen Leuten, mit denen ich reiste.

Ich lenkte den Wagen an den Wegrand, und wir pferchten uns in das Innere. Es war zumindest schön warm. Ich saß halb auf Ranans Schoß, und Galens Arm drückte sich so fest in meine Seite, daß ich selbst durch meine Kleider hindurch glaubte, die Grabeskälte seiner Marmorhaut spüren zu können. Quinn berichtete, und Akim warf hin und wieder eine grämliche Bemerkung ein. Er hielt ein riesiges Taschentuch an seine tropfende Nase, in das er pausenlos hineinnieste.

Karas hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er wieder auf den Beinen war. Die Oberste Maga war tatsächlich unter Arrest gestellt, und Veelora hatte Trupps von Soldaten in alle Himmelsrichtungen ausgesandt, um meiner habhaft zu werden. Meine Personenbeschreibung war überall verbreitet worden und, was noch schlimmer war, auch die von Tom, Ranan, Akim und unserem bunten Gefährt. Botschafter Galen hatte zwar sein Möglichstes getan, den Zusammenhang zwischen meiner Flucht und dem

Verschwinden seiner Begleiter zu verleugnen, aber das war ihm anscheinend nicht gelungen. Veelora hatte zwei und zwei zusammengezählt und leider vier herausbekommen.

»Was ist mit den Inseln?« fragte Tom. Galen räusperte sich und ergriff erstmals das Wort.

»Das ist eine seltsame Geschichte«, sagte er langsam. »Der Edle Gioanî behauptet, sein Sohn sei niemals zur Burg geschickt worden. Prinz Cesco sei kurz vor seiner geplanten Abreise erkrankt und befinde sich nach wie vor zu Hause bei seinen Eltern.« Dröhnende Stille, die von einem donnernden Nieser unterbrochen wurde.

»Das ist doch Schwachsidd«, ereiferte sich Akim. »Wir habed ded Pridzed doch alle gesehed, oder? Bis zu seideb udrühbliched Abgagg schied er bir sehr adwesedd zu seid!« Ich starrte den Botschafter an. Er hob in einer seltsam fließenden Geste die Hände und schwieg wieder.

Quinn sagte: »Zumindest haben die Kronstaaten nun keinen Krieg mit den Inseln am Hals. Veelora schäumt allerdings, und die Oberste Maga grinst wie die Katze, die den Kanarienvogel verspeist hat, und hüllt sich in Schweigen. Wer der Tote ist, weiß niemand. Sein angeblicher Erzieher ist spurlos verschwunden. Nach ihm suchen sie natürlich auch.«

»Ist Jemaina noch vor eurer Abreise eingetroffen?« fragte Tom erschüttert. Quinn verneinte. Tom berichtete in aller Kürze von dem Verdacht, den die Heilerin geäußert hatte. Galen warf mir einen nachdenklichen Blick zu und griff nach meinem Handgelenk. Ich zuckte zusammen, aber Quinn sagte scharf: »Jetzt nicht, Wunder!« Er ließ mich ohne Widerspruch los, und ich fragte mich nicht zum ersten Mal, wer hier eigentlich das Sagen hatte.

Quinn rieb sich über den Armstumpf und dachte nach. »Unser vornehmliches Ziel ist, Nikolai wiederzufinden«, sagte sie endlich. »Wenn wir ihn bei Omelli abgeliefert haben, können wir uns in aller Ruhe um die andere Angelegenheit kümmern. Tut mir leid, Elloran, aber ich kann nicht anders vorgehen. Wir werden dir zu helfen versuchen, denn wir stecken in der Sache inzwischen selbst zu tief drin.« Ein strafender Blick traf Tom, der ihn mit trotzig vorgestrecktem Kinn entgegennahm.

Sie fuhr fort: »Wir werden uns trennen. Elloran, du weißt, wo du Nikolai finden kannst. Traust du dir zu, das alleine zu unternehmen, während wir die Soldaten Veeloras von dir ablenken?« Ich nickte stumm, wagte nicht zuzugeben, daß ich nicht genau wußte, wo ich nach Nikal suchen sollte.

Sie nickte zufrieden und fragte Tom: »Kater, hast du eine Idee, wie wir ihn unauffälliger machen könnten?« Er zog die Brauen zusammen und dachte nach. Sein abschätzender Blick landete auf meinen Haaren. Ich zuckte zusammen und faßte unwillkürlich nach meinem Zopf. Er grinste und sagte: »Wir könnten ihm die Haare

färben.« Ich atmete auf. Einen Augenblick lang hatte ich befürchtet, er würde vorschlagen, mich kahlzuscheren. Sein Blick ruhte auf mir, und er blinzelte mir heimlich zu. Ich grinste dankbar. Ranan hatte sich weggedreht und wühlte in einem Kasten herum.

»Hier«, verkündete sie triumphierend, »ich habe noch was von dem Zeug, mit dem wir damals Nikolais Haare ...«

»Ja, wunderbar, Ran«, sagte Quinn ungeduldig. »Dann übernimm du das bitte. Weiter. Wir müssen einen Treffpunkt ausmachen. Was glaubst du, Elloran, wie lange wirst du brauchen, ihn zu finden?«

»K-keine Ahnung. Vielleicht zehn Tage?«

»Gut. Also werden wir uns morgen einen Ort aussuchen, an dem in zwei Wochen jemand von uns auf dich und Nikolai warten wird. Auf euch oder auf eine Botschaft von euch. Ran färbt dir die Haare, und wir trennen uns. Ich hoffe, du hast Glück.«

»Ich auch«, erwiderte ich schwach. Die Versammlung löste sich auf, und alle streckten ihre steifen Glieder.

»Einen Augenblick noch, Elloran«, erklang die flötende Stimme des Botschafters hinter mir. Ich stöhnte unterdrückt. Er hatte es nicht vergessen. Seine Hand griff wieder nach meinem Handgelenk. Er legte zwei Finger in meine Handfläche, und mit der anderen Hand faßte er an mein Kinn und unter mein Ohr. Es kribbelte unangenehm, ich hatte für einen flüchtigen Augenblick das irritierende Gefühl, dieselbe Situation schon einmal erlebt zu haben. Seltsamerweise erwartete ich eine fremde Stimme in meinem Inneren, aber das blieb aus. Galen sah mich nur eine Zeitlang prüfend an und ließ mich dann los. Seine Hand ruhte noch kurz auf meiner Schulter, dann ging er wortlos hinaus.

Die Prozedur des Haarefärbens am nächsten Morgen wuchs sich zu einer erheiternden Darbietung für alle Anwesenden aus. Zuerst wurden mir trotz meines Protestes die Haare gewaschen, weil Ranan darauf bestand.

»Du glaubst doch nicht, daß meine kostbare Farbe auf dem Dreck hält?« schimpfte sie. »Das fällt doch beim ersten Regenguß alles wieder runter!« Wenigstens war sie so rücksichtsvoll, das Wasser vorher über dem Feuer etwas anzuwärmen. Ich hockte also schnatternd und halbnackt im Schnee, feixende Gesichter vor mir – das Schauspiel hatte sogar Akim veranlaßt, den Wagen und seine warmen Decken für einige Minuten zu verlassen – und ließ mich von diesem Riesenweib einseifen. Gründlich, wie sie war, schrubbte sie gleich meinen Oberkörper mit ab und wäre sicherlich auch noch weiter gegangen, wenn ich mich nicht standhaft geweigert hätte, meine Hose auszuziehen. Blau vor Kälte blickte ich auf ihre bloßen Füße nieder, die in einer Pfütze von Seifenwasser und schmelzendem Schnee standen und dachte an heißen Tee, Felldecken, Kaminfeuer, die S'aavaranische Wüste – es half alles nichts.

Jetzt folgte der eigentliche Akt: Ranan rührte eine dickflüssige, stinkende,

braungraugrüne Pampe in einer Schüssel an. Ich starrte angewidert darauf und fragte mißtrauisch: »W-was für eine F-Farbe gibt das denn?«

Ranan wischte sich die schmuddelig verfärbten Finger an einem Lappen ab und antwortete stirnrunzelnd: »Wenn ich mich in der Mischung nicht vertan habe, müßte es ein ganz dunkles Braun werden.« – »Und wenn du dich vertan hast?« Sie grinste fröhlich und klatschte mir eine ordentliche Handvoll auf den Kopf.

»Keine Sorge, wenn's daneben geht, können wir dir immer noch den Kopf rasieren«, zog mich Tom auf.

»Weißt du doch, wie sie Kolja dabals zugerichtet hat?« lachte Akim. »Grüd wie eide Gurke. Er hat vier Woched eiden Verbadd üb ded Kopf getraged udd behauptet, er wäre vob Pferd gefalled.«

Ich zuckte heftig zusammen, aber Ranan hielt mich mit eisernem Griff fest. »Halt ruhig, Elloran. Oder willst du, daß ich dein Gesicht gleich mitfärbe?« Unbeirrt von den spitzen Kommentaren ihrer Freunde arbeitete sie sich durch meine Mähne. Kleine Bäche stinkender Brühe liefen über mein Gesicht und meinen Rücken. »So, das muß jetzt ein bißchen wirken.« Sie beendete ihre Matscharbeit, wickelte mir ein Tuch um den Kopf und half mir, die Farbe vom Rest meines Körpers abzuwaschen. Tom und Akim schlossen derweil Wetten über das Ergebnis ab. Tom tippte auf Dunkelviolett, und Akim blieb mit seiner Vorhersage bei Grün.

»Das ist keine dauerhafte Färbung.« Ranan wischte ihre Finger sauber, was nur sehr mangelhaft glückte. »Glücklicherweise«, setzte sie leise hinzu und sah traurig auf den braunschwarzen Rand unter ihren Fingernägeln und den graubraunen Schimmer, der ihre sonst so weiße Haut überzog. »Die Farbe wäscht sich nach und nach heraus, aber ich denke, es müßte genügen, bis du Nikolai gefunden hast. Schlimmstenfalls muß ich es dir eben noch mal nachfärben. Einen Rest habe ich ja noch.« Sie lüpfte das Tuch um meinen Kopf und blickte unter seinen Rand.

»Oje, oje«, murmelte Tom, der neben uns stand und neugierig zusah. Er weigerte sich, seinen Ausruf näher zu erklären. Ich schlang eine Decke um meine Schultern, hockte mich zu den anderen ans Feuer und bat um einen heißen Tee, der mir auch sofort serviert wurde. Ranan packte fröhlich pfeifend ihre Utensilien wieder zusammen und fuhr mit den Fingern unter eins ihrer Armbänder. »Da ist es mir auch druntergelaufen«, schimpfte sie und wollte die Manschette abnehmen.

Quinn, die bis dahin alles schweigend und mit einem winzigen Lächeln beobachtet hatte, packte sie blitzschnell am Handgelenk und sagte warnend: »Ranan! Nicht hier, denk daran!« Die große Frau wurde rot und entschuldigte sich. Ich sah neugierig in die Runde, aber niemand äußerte sich zu dem Vorfall. Wie immer. Hufschlag ertönte, und Quinn erhob sich wachsam.

»Ich bin es«, hörte ich die unverwechselbare Stimme des Botschafters. Kurz darauf bog

er um die Kurve, zügelte sein Pferd und sprang aus dem Sattel. Er nahm Quinn beim Arm und zog sie einige Schritte beiseite. Sie sprachen leise miteinander. Ich sah, wie Quinns Miene sich bewölkte. »Gut«, sagte sie laut und wandte sich zu uns. »Macht alles startklar. Wir brechen sofort auf. Ran, du kümmerst dich um Elloran. Galen und ich versuchen, die Soldaten abzulenken. Wir treffen uns morgen mittag am Galgenhügel – Tom, du weißt, welche Stelle ich meine.«

Sie ließ sich von Tom in den Sattel helfen und beugte sich noch einmal zu ihm hinunter, um ihm etwas zuzuflüstern. Rund um mich brach eilige Umtriebigkeit aus. Ranan zog mich aus dem Weg und begutachtete noch einmal das Ergebnis ihrer Färberei.

»Ich denke, wir können es riskieren. Tut mir leid, zum Auswaschen muß ich diesmal kaltes Wasser nehmen.« Ich schüttelte mich. Sie wusch mir mehrmals den Kopf, bis die graubraune Brühe, die herunterlief, sich endlich klärte. Dann rubbelte sie mein Haar trocken und kämmte es durch. »Nicht schlecht«, stellte sie mit in die Seite gestemmten Armen fest. »Du siehst wirklich völlig verändert aus.«

Tom kam heran; wie ich sah, war das Lager abgebrochen, der Wagen reisefertig. Er stellte sich neben Ranan und musterte mich aus zusammengekniffenen Augen. »Vorher hast du mir besser gefallen«, knurrte er. »Ich mag kein Grün. Maddoc, du hast die Wette gewonnen!«

Ich kreischte und verlangte nach einem Spiegel. Akim brachte ihn grinsend, und ich blickte hinein. »Ach d-du meine Güte«, hauchte ich erschüttert und erleichtert zugleich. Die gründliche Ranan hatte es geschafft, sogar meine Augenbrauen zu färben, und so blickte mich aus dem Spiegel ein finsterer, schwarzhaariger Fremder an. Mein Gesicht erschien durch die harte, dunkle Farbe noch blasser als gewöhnlich, und die schwarzen Brauen waren mißmutig zusammengezogen. Schattenhaft tauchte hinter meiner Schulter eine rothaarige Gestalt auf. Erschreckt ließ ich den Spiegel sinken und blickte mich um. Natürlich war dort niemand.

»So, jetzt aber los!« kommandierte Tom. »Elloran, bleib bitte im Wagen. Akim, du mußt auf den Bock. Ich reite voraus und zeige dir den Weg zum Galgenhügel. Ranan, du übernimmst die Nachhut.«

Wir erreichten den Hügel zum verabredeten Zeitpunkt und verbargen uns im Gehölz. Dort verbrachten wir eine unbehagliche Stunde, in der wir es kaum wagten, miteinander zu sprechen. Endlich erklang ein klagender Vogelruf, und Tom entspannte sich. »Sie haben es geschafft«, flüsterte er und beantwortete den Ruf. Zweige knackten und raschelten. Galen und Quinn kämpften sich durch das Unterholz, ihre Pferde am Zügel mit sich führend.

Die drahtige Frau sah zerrauft aus, der graue Zopf hatte sich aufgelöst, und ihre Wange

zierte eine lange, blutige Schramme. Ihre Augen blitzten, und der wilde Mund war wütend zusammengepreßt. Galen wirkte wie immer: vollständig unbewegt und von gefühlloser Kälte wie ein fleischgewordener Dämon aus der WeltUnten. Er bewegte sich steif und hielt einen Arm seltsam angewinkelt an den Leib gepreßt. Erst, als Akim auf ihn zustürzte und ihn zwang, sich niederzusetzen, begriff ich, daß er verletzt sein mußte. Akim zog Galens graue Hand weg, und ich erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen langen, klaffenden Schnitt in seiner Seite, der zwischen den zerfetzten Kleidern aufblitzte. Tom zog mich eilig fort, doch ich hatte genug gesehen. Was auch immer in den Adern des Botschafters fließen mochte – menschliches Blut war es nicht.

»Was ist passiert?« fragte Tom leise.

Quinn rieb heftig über ihren Armstumpf und fluchte gedämpft. Ranan kniete aufmerksam lauschend hinter ihr und flocht ihr den Zopf neu. »Wir sind einem kleinen Trupp von Veeloras Soldaten genau in die Arme gelaufen. Galen hatte die Hoffnung, sie würden uns nur anhalten, aber sie haben sofort zu den Waffen gegriffen. Ich bin sicher, daß Veelora Order gegeben hat, den Botschafter nicht umzubringen, nur festzunehmen; aber wir konnten uns doch schlecht gefangennehmen lassen!« Sie lachte, trotz ihrer offensichtlichen Wut. »Sie haben gedacht, sie hätten leichtes Spiel mit uns: eine Einarmige und ein weichlicher, unbewaffneter Diplomat, was sollten die schon gegen vier geübte Berufskämpfer ausrichten.« Tom schnaubte abfällig.

»Trotzdem, ihre Kommandantin war gut. Sonst hätte sie Galen nicht so mit dem Schwert erwischt, bevor er ihr das Genick gebrochen hat ...« Sie unterbrach sich und rief nach hinten: »Maddoc, wie sieht es aus?«

Ohne von seinem Patienten aufzusehen, antwortete der Heiler: »Er hat zwar ziemlich viel Kühlflüssigkeit verloren ...«

»Doktor Abou-Khalil!« rief Quinn drohend.

»Entschuldigung«, grummelte der Gerügte. »Ich wollte sagen, abgesehen von dem Blutverlust ist die Verletzung weniger ernst, als sie aussieht. Ich flicke ihn zusammen, und wenn er dann ein paar Stunden schläft, ist er morgen wieder wie neu.«

»Was habt ihr mit den Leichen getan?« fragte Ranan. Ich schauderte wieder einmal über die Fühllosigkeit, mit der die junge Frau über das Töten und Verstümmeln von Menschen sprach.

»Ich habe sie, so gut es ging, versteckt. Sie werden sicher gefunden werden, wenn jemand ernsthaft nach ihnen sucht. Aber bis dahin müssen wir ohnehin eine deutliche Spur nach Osten ausgelegt haben. Sie sollen denken, daß wir über Land nach S'aavara gelangen wollen.«

Galen trat zu uns, auf den kleinen Heiler gestützt. Seine Wunde war verbunden, und nur noch einige bläulich graue Flecken an seinen Händen und auf den Kleidern deuteten auf den – nun ja – Blutverlust hin. Seine Augen waren tief eingesunken, und das

hohlwangige Gesicht mit dem grausamen Mund wirkte noch versteinerter als sonst.

Quinn sah ihn besorgt an. »Wie geht es dir, Wunder?« fragte sie weich.

Galen nickte knapp und verzog etwas die schmalen Lippen. »Ich werde die Behandlung wohl überleben, danke.« Akim schnaufte beleidigt. Galen ließ sich vorsichtig neben mir nieder und griff nach meiner Hand. Ich hätte sie ihm liebend gerne entzogen, so sehr ekelten mich die seltsamen Flecken auf ihr, aber er hielt mich unbarmherzig fest.

»Du wirst Nikolai für uns finden«, sagte er eindringlich. »Es ist sehr, sehr wichtig, Elloran. Denke bitte immer daran. Es geht ihm höchstwahrscheinlich nicht gut, und es ist durchaus möglich, daß er sich nicht an dich erinnert. Aber du mußt ihn irgendwie dazu bringen, daß er dir folgt – und ihn hierher schaffen. Wirst du das für uns tun?« Seine eisige Hand umklammerte mein Handgelenk, und seine farblosen, vielfarbigen Augen bohrten sich in meine und schienen tief in meinen Schädel einzudringen. Es kribbelte unangenehm, und die anderen stöhnten leise auf.

»Wunder!« ächzte Quinn. »Deine Abschirmung!«

»Das ist doch wirklich nicht erstaunlich«, ereiferte sich Akim und half Galen auf. »Er muß sich jetzt dringend hinlegen, Captain.« Er schleifte den hageren Mann zum Karren und bugsierte ihn ins Innere.

»Hast du dein Bündel gepackt?« fragte Quinn. »Wir treffen uns hier in genau zehn Tagen, ab heute gerechnet. Vom zweiten Wachwechsel an wird sich immer mindestens einer von uns hier aufhalten und auf euch warten. Ich wünsche dir viel Erfolg, mein Junge.« Ich nickte steif und stand auf, um mein Pferd zu holen. Tom folgte mir und hielt mich noch einmal am Arm fest. Ich erwiderte seinen Blick und lächelte ein wenig unsicher.

»Ihr seid sehr m-merkwürdige Menschen, Tom. Manchmal f-frage ich mich, ob ich richtig handele.« Tom zog mich an sich, und ich ließ es geschehen.

»Vergiß eines nie«, flüsterte er. »Ich liebe dich, Elloran. Ich würde dir nie etwas Böses tun. Nie.« Er küßte mich. Ich schlang meine Arme um ihn und erwiderte seinen Kuß.

»Wir sehen uns in zwei Wochen«, rief er leise und winkte zum Abschied. Ich hob meine Hand und führte das Pferd auf den Weg. Eine halbe Tagesreise vor mir lag Sturmhaven. Irgendwo dort würde ich Nikal wiederfinden. Ich ließ mein Pferd antraben und rief laut: »Nik, ich komme!« Ein schwaches Echo hallte von der Kuppe des Galgenhügels wider, es klang wie Rabenkrächzen oder eher noch wie ein spöttisches Lachen. Mein Pferd wieherte erschreckt, und ich spornte es zum Galopp an. Der Hügel verschwand hinter mir. Ich fühlte mich seltsam erleichtert. Wenn ich erst einmal Nikal wiedergefunden hatte, würde alles gut, das wußte ich.

»Kleiner Spinner«, flüsterte meine Schwester. »Du bist ein richtiger Kindskopf, Elloran.«

18

Sturmhaven, an der südlichsten Spitze Raulikars, zwischen der S'aavara-See und dem Südozean gelegen, war die größte Hafenstadt der Kronstaaten und hatte in der Vergangenheit wohl am meisten unter der Piraterie S'aavaras und der Inselvölker zu leiden gehabt. S'aavara lag jenseits des Südozeans, aber doch so nah, daß man bei klarem Wetter von den Hügeln aus seine Küste als schmalen grauen Strich erkennen konnte. Sturmhaven war besser gegen feindliche Angriffe befestigt als die Kronstadt selber.

Gegen Abend ritt ich durch das nördliche Tor und lenkte mein Pferd etwas ratlos durch die nach Salzwasser und Fisch riechenden Gassen. Ich wollte mir zunächst eine Herberge suchen und morgen dann planmäßig damit beginnen, die Stadt zu durchkämmen. Wenn ich doch nur den Schimmer einer Ahnung gehabt hätte, wo ich mit meiner Suche beginnen sollte! Mir schwante, daß der Zeitraum von zehn Tagen dafür zu knapp gewählt war.

Ich durchquerte ein wenig vertrauenerweckend wirkendes Viertel und gelangte an einen kleinen runden Platz mit einem Brunnen in der Mitte. Dort saß ich erst einmal ab und tränkte mein Pferd, bevor ich mich auf eine steinerne Bank setzte und ermattet die seltsame Brunnenfigur betrachtete: einen riesigen Fisch, der auf seinem wasserspeienden Maul einen Raben balancierte. Das ungewisse Dämmerlicht des grauen Winterabends gaukelte mir sogar vor, daß der Vogel seine Flügel leicht bewegte.

»Und wie wäre es nun mit einer Begrüßung, wenn du mich lange genug angestarrt hast?« fragte Julians Stimme. Ich zuckte heftig zusammen. Magramanir flog von der Steinfigur auf und setzte sich auf mein Knie. Sie legte den Kopf schief und lachte.

»Na, du siehst ja toll aus, wolltest du es mal mit meiner Haarfarbe probieren?« spottete Julian. »Ich bin gerührt, Neffe.«

»O J-Julian, bitte. Ich b-bin nicht zum Scherzen aufgelegt«, rief ich ungehalten. »Ich bin hier, um Nikal zu f-finden.«

»Ja, sicher«, erwiderte der Zauberer ungeduldig. »Was glaubst du, was ich hier mache, Fische fangen? Ich denke, ich habe seine Spur gefunden. Du bist schon im richtigen Teil der Stadt gelandet, und jetzt suchst du besser nach einer Frau namens Katarin. Sie müßte dir weiterhelfen können.«

»W-wo, bitte, finde ich sie?« fragte ich müde.

»Komm mit. Zuerst müssen wir deinen Gaul unterbringen. Willst du ihn verkaufen?« Ich verneinte. »Gut, dann in einem Mietstall. Komm schon, Elloran.« Magramanir flog auf, und ich beeilte mich, in den Sattel zu kommen.

Der Stall, zu dem Julian mich führte, schien ordentlich und einigermaßen sauber zu sein. Ich ließ mein kleines Pferd schweren Herzens dort zurück, nachdem ich den

größten Teil meiner schmalen Barschaft für seine Unterbringung hatte auf den Tisch legen müssen. Bedenklich starrte ich auf die wenigen Münzen, die ich noch besaß, und rechnete mir im Kopf aus, wie lange sie reichen mochten. Schon sehr bald würde ich zusehen müssen, daß ich mir etwas verdiente.

Magramanir kreischte ungeduldig, und ich schulterte mein Bündel und machte mich auf die Füße. Wir liefen ungefähr eine halbe Stunde durch die nächtlichen Gassen von Sturmhaven, dann hieß Julian mich anhalten.

»Dort drüben«, Magramanirs Schnabelspitze wies auf ein etwas heller erleuchtetes Sträßchen. Offenstehende Türen, aus denen Licht, Essensgerüche, Musik und laute Stimmen drangen, ließen auf zahlreiche Schenken und Garküchen schließen. Wir waren in der Nähe des Hafens, wahrscheinlich war dies eines der Viertel, wo die Seeleute ihre Heuer ließen. Magramanir pickte mich abschiednehmend ins Ohr und folgte dem verlockenden Fischgeruch. Ich strengte meine Augen an, um herauszufinden, wen sie gemeint hatte. Dann sah ich sie: Eine rundliche junge Frau mit langen, dunklen Locken stand neben einem angetrunken wirkenden Mann, der die weiten, salzbefleckten Hosen eines Seemanns trug. Sie schien irgend etwas mit ihm auszuhandeln. Ihre Stimmen wurden lauter, und ich hörte sie aufgebracht sagen: »Hör zu, Gav! Das ist der Tarif, das weißt du so gut wie ich, und wenn du ihn nicht zahlen kannst, dann hast du eben Pech gehabt. Außerdem bist du besoffen, und ich gehe nicht mit Besoffenen. Schon gar nicht an meinem freien Tag und mit Sicherheit nicht, wenn sie nicht zahlen wollen. Also verpiß dich endlich!«

Der Matrose fluchte, aber er kehrte zurück in die Taverne, vor der die beiden standen. Die Frau drehte sich um und fragte scharf: »Und du? Was glotzt du so?«

»Ich suche eine F-Frau namens Katarin. W-weißt du zufällig, wo ich sie finde?«

Sie musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen und fragte zurück: »Und wer, bitte, will das wissen?« Ihr hübsches, rundes Gesicht blickte mißtrauisch.

»M-mein Name ist Elloran. Ich komme aus Corynn. Ein Freund h-hat mir geraten, nach Katarin zu fragen, wenn ich hier ank-komme.«

Ihre braunen Augen wurden etwas freundlicher. »Ich bin Katarin. Du suchst Arbeit?« Ich nickte ergeben. Mein Geld würde nicht mehr lange reichen. Wenn diese Frau Arbeit für mich hatte, um so besser. Sie nickte und musterte mich wieder. »Du bist T'svera, richtig?« Sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern griff nach meinem Arm und zog mich in die nächste Schenke. »Komm, wir trinken einen Schluck. Hast du schon ein Quartier?« Wir setzten uns an einen blankgescheuerten Tisch, und sie bestellte zwei Becher Wein. Ich fragte nach einem Gericht ohne Fleisch und bekam von der Wirtin einen amüsierten Blick und etwas Brot mit Käse serviert.

»Ich b-bin vor zwei Stunden erst hier angekommen«, sagte ich. »Ich habe noch k-keinen Schlafplatz.«

Katarin trank einen ordentlichen Schluck von dem ordinären Rotwein und leckte sich über die Lippen. »Wenn du willst, kannst du bei mir bleiben«, sagte sie. »Ich habe ein freies Zimmer, das ich dir vermieten kann.« Sie sah mich prüfend an. »Du bist sicher noch nicht lange dabei«, sagte sie. »Wie alt bist du? Fünfzehn?«

»Sechzehn«, antwortete ich und fragte mich, was sie mit ›dabeisein‹ meinte. »Ich w-werde in zwei Wochen s-siebzehn.«

»Gut. Wir haben hier nicht viele von deiner Sorte. T'svera sind sehr gefragt. Daron und Tomas wird ein bißchen Konkurrenz ganz gut tun, sie werden langsam zu frech. Weißt du, wie die Tarife sind?« Ich schüttelte den Kopf. Ich wäre schon dankbar gewesen, wenn ich nur gewußt hätte, worüber sie überhaupt sprach!

»Ein Krontaler pro Stunde und ein halber Goldych für eine ganze Wache. Das mag dir ein wenig überzogen erscheinen, aber die Kunden hier sind daran gewöhnt. Haven ist eben ein teures Pflaster.« Sie grinste. Mir schwante etwas.

»Ich suche j-jemanden«, sagte ich hastig. »Einen Freund, s-sein Name ist Nikal.« Sie hob gleichgültig die Schultern und trank ihren Becher aus. »Groß, g-größer als ich. Anfang fünfzig, grauhaarig. Kräftig, b-breite Schultern. Bauch.« Sie schüttelte den Kopf. »Er h-hat eine auffällige Narbe unter einem Auge. Drei parallele Schnitte, etwa so l-lang«, ich deutete mit den Fingern unter mein linkes Auge. Sie dachte nach.

»Vielleicht kann dir Daron helfen. Er hat einen Kunden mit einer ähnlichen Narbe, wenn ich mich nicht irre. Komm, trink aus, ich möchte gehen.« Sie legte das warme Tuch wieder um ihre molligen Schultern und rief der Wirtin einen Gruß zu.

Ich trabte hinter ihr her durch die Gasse. Wir kamen an einem flachsblonden, schmalhüftigen Jüngling vorbei, der verfroren an der Ecke stand. Katarin winkte ihm zu und rief: »Wie läuft das Geschäft, Daron?«

Er grinste gequält. »Grauenhaft, Kat. Ich mach gleich Feierabend, hab keine Lust, mir eine Lungenentzündung zu holen.«

»Hier ist ein Neuer; Elloran. Elloran, das ist Daron. Er ist auch T'svera.«

Der junge Mann trat heran und drückte meine Hand. Seine veilchenblauen Augen in dem unschuldigen Gesicht musterten mich eingehend. Dann grinste er und klopfte mir auf die Schulter. »Freut mich, dich kennenzulernen, Elloran. Kat versucht schon seit einigen Neunwochen, Tomas und mir Konkurrenz auf den Hals zu laden – sie hätte es schlechter treffen können.« Er blinzelte. »Keine Angst. Das Geschäft läuft meist ganz gut. Es gibt hier genügend Kundschaft für drei von unserer Sorte. Willkommen im Blauen Viertel.« Ich bedankte mich, und wir gingen weiter, den frierenden Daron hinter uns lassend. Als ich mich noch einmal zu ihm umdrehte, sah ich, wie er mit einem älteren, bürgerlich gekleideten Mann in den Hauseingang trat. Ich prustete unterdrückt. Da hatte Julian mir ja was Feines eingebrockt! Mir war völlig klar, daß er das mit Absicht getan hatte. Sein mehr als eigenartiger Sinn für Humor war mir jetzt schon lange genug

bekannt, und trotzdem rannte ich immer wieder in die Fallen hinein, die er mir stellte.

»Da sind wir«, sagte Kat und öffnete eine Tür. Sie bewohnte ein winziges Häuschen, gerade mal drei kleine Zimmer und ein handtuchgroßer Hinterhof. Ich sah mich um und merkte mit einem Mal, wie müde ich war. Katarin zeigte mir mein Zimmer, und ich ließ mein Bündel auf den einzigen Stuhl fallen. Sie lehnte im Türrahmen und sah zu, wie ich meinen Umhang und meine Stiefel auszog.

»Magst du morgen mit mir zusammen frühstücken?« fragte sie. »Dabei kann ich dir noch ein bißchen was erklären. Oder willst du lieber in eine Garküche gehen?«

Ich schüttelte den Kopf und erklärte, daß mir ein gemeinsames Frühstück sehr recht sei. Ich hatte immer noch die Hoffnung, sie könnte mir helfen, Nikal ausfindig zu machen. Auf jeden Fall konnte ich jede Kleinigkeit brauchen, die sie mir mitteilen konnte. Sie wünschte mir eine gute Nacht und ging hinaus. Ich legte mich auf das schmale Bett und fühlte, wie ich heftig zu zittern begann. Ich setzte mich wieder auf und kramte eilig ein Stäbchen Glückskraut aus meinem Bündel. An die Wand gelehnt, inhalierte ich mit geschlossenen Augen den kühlen Rauch. Ich mußte meinen Vorrat unbedingt in den nächsten Tagen ergänzen; noch ein Grund, dringend Geld zu verdienen. Wahrscheinlich blieb mir wirklich nicht viel anderes übrig, als für Katarin zu arbeiten. Ich entzündete das zweite Blatt, rauchte es gemächlich zu Ende und rollte mich auf dem Bett zusammen. Der Schlaf kam endlich auf leisen Füßen und küßte mich sanft auf die schweren Augenlider.

»Aufstehen, das Frühstück ist fertig«, weckte mich Katarins fröhliche Stimme. Ich schaufelte mir eine Handvoll Wasser ins Gesicht und trat in das Nebenzimmer mit dem gemütlich vor sich hinbullernden Herd. Katarin, in einen bequemen Morgenrock gehüllt, stellte gerade eine Kanne auf den Tisch und rückte sich dann den Stuhl zurecht.

»Guten Morgen«, wünschte ich und ließ mich auf den anderen Stuhl sinken. Sie lächelte und schenkte Tee ein. Ihre gelockten Haare hingen genauso ungekämmt vor ihrem Gesicht wie meine eigenen. Ich zuckte immer noch zusammen, wenn eine dieser pechschwarzen Strähnen in meinem Blickfeld auftauchte. Es würde sicher noch einige Zeit brauchen, bis ich mich daran gewöhnt hatte.

Sie legte die Hände um ihren Becher und ließ den Dampf in ihr Gesicht steigen. »AI«, sagte sie wohlig und dehnte die Schultern in dem warmen Schlafrock. Ich nahm mir ein Stück Käse und etwas Brot und blickte begehrlich auf den geräucherten Speck, der vor mir auf dem Tisch lag.

»Nimm dir ruhig«, sagte sie, als sie meinen Blick sah. Ich schüttelte den Kopf und lehnte seufzend ab. Sie schnitt sich ein ordentliches Stück davon herunter und sah mich kauend an.

»Wir gehen gleich los, und ich zeige dir deinen Platz.« Sie griff nach der Teekanne. »Dann werfen wir Daron aus dem Bett und machen einen Ausflug ins Badehaus. Ich will

dir ohnehin das Viertel zeigen, da ist das Badehaus bei dem ekligen Wetter ein guter Anfang. Dort kannst du im übrigen auch ganz gut Kundschaft finden.«

Sie schenkte mir nach, ich dankte ihr und fragte: »Du meintest g-gestern, Daron könnte Nikal kennen? D-den Mann, den ich suche?«

»Gut möglich. Daron kennt jeden. Was für Vorlieben hat dieser Nikal? Mag er nur T'svera oder steht er auch noch auf was anderes?« Ich errötete, und sie sah mich fragend an. »Was ist? Ist er kein Kunde von dir? Ein Freund?«

»Ein Freund«, wiederholte ich erstickt. »Ein guter, alter F-Freund. Nichts weiter.« Sie grinste ungläubig und nahm noch ein Stück von dem Speck. »Katarin, w-wo kann ich hier Glück kaufen?«

Sie runzelte die Stirn. »Rauchst du etwa dieses Mistzeug? Für einen Nebelkopf hätte ich dich eigentlich nicht gehalten. Na gut, geht mich ja nichts an. Tomas kann dir sicher was verkaufen, sie hat immer einen Vorrat davon. Laß dir von ihr aber nicht mehr als einen Krontaler für das Päckchen abknöpfen, hörst du?«

›Mein Platz‹ war in der Gasse, wo ich Katarin gestern kennengelernt hatte; am entgegengesetzten Ende von Darons Ecke. Katarin sah sich sehr zufrieden um und sagte: »Das ist ein guter Platz, Elloran. Du wirst sehen, ich bescheiße dich nicht. Neben dir steht Jannin, ihr werdet euch gut verstehen. Wenn du irgendwelche Fragen hast, wende dich ruhig an sie. Sie ist fast so lange hier wie ich – und so etwas wie meine *Hand*.« Sie kicherte und zog mich weiter.

Daron öffnete auf ihr Klopfen und winkte uns gähnend hinein. Sein Zimmer wirkte dunkel und kalt, er selbst schien gerade erst aus dem zerwühlten Bett aufgestanden zu sein. »Setzt euch irgendwo hin, ich komme sofort.« Er ging durch die Hintertür hinaus in den Hof. Ich sah mich etwas hilflos in der spärlich möblierten, unordentlichen Kammer um und hockte mich dann neben Katarin aufs Bett. Sie legte sich zurück und rief: »Daron, wir wollten ins Badehaus. Kommst du mit?«

»Ha?« erschallte es aus dem Hof.

»Badehaus«, brüllte sie. »Mitkommen?«

»Jaha!« Sein Kopf mit den kurzen, blonden Locken blickte um den Türrahmen. »Dann kann ich mir ja die Tortur unter der Pumpe sparen. Ich zieh mir nur eben was an.« Das erschien mir nicht unklug. Im Augenblick trug er jedenfalls nur eine bläuliche Gänsehaut am Leib.

Wenig später hockten wir zu dritt in einem Zuber mit kochendheißem Wasser und schwitzten uns die Winterkälte aus den Knochen. Daron war rot wie ein gekochter Krebs, und ich schielte ängstlich auf meine Haare, die im Wasser schwammen. Aber die Farbe schien zu halten. Katarin starrte mich schon die ganze Zeit merkwürdig an.

»Du hast mir gar nicht gesagt, daß das dein Gebiet ist«, sagte sie ein wenig verschnupft und strich über eine Narbe auf meiner Brust.

Daron linste zu mir hinüber und lachte. »Er sieht schlimmer aus als Rolan, nicht? Dabei ist der sicher zehn Jahre älter. Wir müssen die beiden mal bekannt machen. Rolan ärgert sich bestimmt schwarz, wenn er Konkurrenz kriegt.« Er klang schadenfroh.

Katarin musterte mich noch immer. »Elloran, dafür bist du eigentlich noch ein bißchen jung. Wann hast du angefangen, mit zwölf, dreizehn? Und dann gleich auf die harte Tour?« Ich schwieg. Sie sah mich mitleidig an. »War es dein erster Kunde? Und du hast gedacht, es müßte so sein? Das passiert oft, Junge. Aber immerhin«, sie lachte, »dafür kannst du locker das Doppelte kassieren, nicht, Daron?« Er gluckste und tauchte unter. Katarin begann, sich mit einem rauhen Schwamm abzunibbeln, und ich beschloß, das Thema zu wechseln.

»Daron, kann ich d-dich etwas fragen?« Er nickte und schüttelte sich dabei das Wasser aus den Ohren. Ein Bademädchen kam und goß heißes Wasser nach. »Ich suche einen M-Mann, einen ehemaligen Söldner namens Nikal.« Ich wiederholte meine Beschreibung und fügte noch eine Einzelheit hinzu: »Er hat einen b-böse vernarbten Rücken.«

Katarin und Daron wechselten einen schnellen Blick. »Oje«, sagte Daron. »Sag bloß, das ist der Mensch, der dich so zugerichtet hat.«

Ich schüttelte hastig den Kopf. »Er ist ein alter Freund von m-mir. Ich suche ihn, w-weil ich ihm eine Nachricht bringen soll.«

»Ich denke, daß ich ihn kenne«, sagte Daron vorsichtig. »Er ist allerdings etwas seltsam. Gelinde gesagt. Wenn er der Mann ist, den du suchst, heißt das. Die Beschreibung trifft nicht ganz zu – aber diese Narbe unter dem Auge und der vernarbte Rücken, das paßt auf den Kunden, den ich meine.«

Katarin musterte ihre vom Wasser verschrumpelten Finger und sagte: »Kommt, Kinder, wir gehen noch eine Runde ins Dampfbad, mir kann es heute gar nicht warm genug werden!«

»Was meintest du eben mit ›etwas s-seltsam‹?« fragte ich Daron, als wir nebeneinander in den heißen Nebelschwaden des Dampfraums hockten. Er antwortete nicht, sondern tauschte Blicke mit einem vierschrötigen jungen Mann mit schütterem Haar, der uns gegenüber saß.

»Ich sehe euch dann später«, murmelte er und ging zu dem Mann hinüber. Beide flüsterten miteinander, der Mann legte seinen Arm um Darons Hüften, und sie verließen das Dampfbad.

Katarin hatte sich wollüstig ausgestreckt und die Augen geschlossen. Schweiß perlte in großen Tropfen auf ihrer hellen Haut. Ich saß neben ihr und kaute auf meinem Daumennagel. Sie kitzelte mich mit ihrem großen Zeh an den Rippen.

»He, was ist?« fragte sie und leckte den Schweiß von ihrer Oberlippe. »Denkst du immer noch über diesen Nikal nach? Ich kenne eine Schenke, in der er verkehren könnte. Da kannst du dich nach ihm erkundigen. Moll, die Wirtin, ist sehr hilfsbereit.«

Sie setzte sich auf und strich ihr feuchtes Haar zurück. Dann legte sie einen Arm um meine Schulter und fuhr sacht mit der Hand über meinen Bauch.

»Ich mag es, wenn ein Junge ein bißchen Fleisch auf den Knochen hat«, sagte sie nüchtern. »An dir holt man sich wenigstens keine blauen Flecken.« Sie lächelte mich an und tätschelte meinen Hintern.

»Keine Angst, Elloran. Ich rück dir schon nicht auf die Pelle. Obwohl ...«, sie grinste über meinen Gesichtsausdruck. »Na, in Ordnung. Aber wenn du es dir noch mal anders überlegen solltest – du weißt, wo ich wohne.« Sie stand auf und goß noch einen Schöpflöffel Wasser auf die heißen Steine. Es zischte, und dichte Schwaden stiegen auf.

»W-weißt du, was Daron gemeint hat?« fragte ich nach einer peinlichen Pause. Ich sah schemenhaft, wie sie die Schultern hob.

»Wenn das der Kunde von ihm ist, den ich meine, dann hat er mehr als nur einen kleinen Schaden«, sagte sie trocken. »Wie verrückt ist der Mensch, hinter dem du her bist?« Ich schluckte. »Er ist Söldner, hm?«

»Ja«, krächzte ich. Sie kicherte.

»Daron schwört Stein und Bein, daß er ein Mörder ist, oder noch etwas Schlimmeres. Wobei ich nicht genau weiß, was Daron unter ›noch etwas Schlimmeres‹ versteht. Er sagt, der Mann habe einmal versucht, ihn umzubringen. Er wäre wie ein Rasender auf ihn losgegangen, und er habe sich nur retten können, indem er splitternackt aus dem Fenster gesprungen sei.« Sie lachte. »Daron hat zwar eine blühende Phantasie, aber das geht über seine üblichen Geschichten schon ein bißchen hinaus. Irgendwas Wahres wird wohl dran sein.« Sie schüttelte sich und zog mich von der Bank. Wir traten hinaus in den Hof des Badehauses und schütteten uns gegenseitig das eisige Brunnenwasser über die dampfenden Körper.

»So, an die Arbeit, Katarin«, sagte sie vergnügt, als wir wieder auf der Straße standen. »Willst du auch schon loslegen, oder brauchst du eine Pause? Ich bin nach dem Badehaus immer munter wie ein Fohlen, aber ich weiß, daß die meisten sich danach lieber eine Runde aufs Ohr legen.« Ich räusperte mich verlegen.

»K-kannst du mir den Weg zu dieser Schenke beschreiben? Die mit der Wirtin n-namens Moll?« Sie seufzte.

»Junge, das scheint aber dringend zu sein. Na gut. Molls Schenke ist das Gelbe Segel in der Nebelgasse.« Sie beschrieb mir den Weg und trennte sich dann mit einem Winken von mir. Ich sah ihr nach, wie sie mit schnellen Schritten davonstapfte, wobei die weiten Röcke unternehmungslustig um ihre kräftigen Beine schwangen.

Das Gelbe Segel gehörte anscheinend zu denjenigen Schenken, die rund um die Uhr geöffnet waren. Ich setzte mich in die Nähe der Theke, hinter der eine mütterlich wirkende kleine Frau herumwerkte. Die Schankmaid fragte mich nach meinen Wünschen, und ich bestellte ein Mittagessen – ohne Fleisch – und einen Becher Tee.

Meine Bestellung kam, und ich kaute lustlos auf Brot und Käse herum. Jemaina konnte sich kaum vorstellen, was sie mir mit ihrem Diätplan angetan hatte. Ich schob das leere Holzbrett fort, gesättigt, aber nicht befriedigt, und ging zur Theke hinüber. Die Wirtin sah mich aus hellen Augen freundlich an und fragte: »Ja? Kann ich etwas für dich tun?«

Ich erklärte, daß Katarin mich schickte und sah, wie ihre Augenbrauen hochschossen.

»Bist du der Neue?« fragte sie neugierig. Ich nickte unbehaglich. Sie reichte mir eine rotgescheuerte Hand über den Tresen, und ich drückte sie herzlich. »Moll ist mein Name«, stellte sie sich vor. Ich murmelte meinen Namen. »Was kann ich für dich tun, Elloran? Komm, setzen wir uns da drüben hin. Hana, bring uns was zu trinken! Was möchtest du, ein Bier?« Ich lehnte dankend ab und bat um einen Becher Wasser. Sie lachte und gab die Bestellung an die Schankmaid weiter. Wir setzten uns an einen Tisch in der Ecke. Hana brachte mein Wasser und einen Krug Bier für Moll. Ich erklärte ihr, wen ich suchte, und sie starrte mich eine Zeitlang wortlos an. »Was willst du von dem?« fragte sie schließlich fast unfreundlich. Ich erklärte zum x-ten Mal an diesem Tag, daß Nikal ein alter Freund sei, und daß ich ihm eine Nachricht überbringen wolle. Sie nickte und kratzte sich am Kopf.

»Das ist einer meiner Gäste. Er kommt ziemlich regelmäßig hierher. Er macht mir eine Gänsehaut, Junge. Nicht, daß er randalieren würde, damit werde ich fertig. Aber er hat so was an sich ...« Sie schauderte. »Versuch es mal abends, ab dem dritten Wachwechsel. Vorher läßt er sich selten sehen.« Sie stand auf und blickte mich prüfend an. »Ein alter Freund, sagst du?« Sie zuckte mit den Achseln. »Komische Freunde hast du, mein Junge.«

Ich stand frierend an Leib und Seele auf der Straße vor dem Gelben Segel. Vielleicht wäre es gut, jetzt ›meinen Platz‹ aufzusuchen und etwas Geld zu verdienen. Ich fand die Stelle problemlos und wurde von einer schlanken, dunkelblonden Frau – vielleicht zehn Jahre älter als ich – gegrüßt. »Hallo, du bist der Neue, oder? Ich bin Jannin.« Wir reichten uns die Hände. »Viel Erfolg«, wünschte sie mir, und ich dankte mit einem Nicken. Sie schlenderte ein paar Schritte weiter und warf zwei verschüchtert aussehenden jungen Matrosen einen auffordernden Blick zu. Die beiden grinsten verlegen und winkten ab. Sie zuckte mit den Schultern und ging weiter. Dann bog sie um die Ecke. Ich stand da und kam mir ziemlich blöd vor. Meine Füße wurden kalt, und ich stampfte ein paar Schritte die Straße hoch und wieder hinunter.

»Und, wie läuft's?« fragte sie. Ich verdrehte die Augen. Das hatte mir gerade noch gefehlt!

»Ich dachte, du redest nicht mehr mit mir«, erwiderte ich patzig.

Sie zog den Kopf zwischen die Schultern und sah mich unbehaglich an. »Leonie hat mir ordentlich den Kopf gewaschen«, gab sie zu. »Aber ich nehme nichts zurück!« setzte sie eilig hinzu. »Du bist eine Pestbeule, Elloran, dabei bleibe ich!«

»Danke, gleichfalls«, schnappte ich. Sie lachte und zog an meinen Haaren.

»Bis bald«, flüsterte sie und huschte um die Ecke. Ich band ergrimmt mein Haar neu und drehte mich um. Einige Schritte entfernt stand ein großer, schlanker Mann in raulikarischer Uniform und betrachtete mich mit unverhohlenem Interesse. Ich gab mir einen Ruck und trat auf ihn zu. Wir wurden schnell handelseinig, und ich zeigte ihm den Weg zu dem kleinen Gästehaus, das Katarin mir für diesen Fall genannt hatte. »Laß dir das Geld immer im voraus geben«, hatte sie mir eingeschärft. »Sag, du mußt das Zimmer davon bezahlen. Du kriegst einen Teil der Zimmermiete hinterher von dem Portier zurück, der Laden gehört mir. Aber sieh zu, daß du deine Kunden dazu bringst, was zu trinken zu bestellen.«

Mit weichen Knien ging ich vor dem Soldaten die Treppe hinauf und öffnete die Zimmertür. Er sah sich um, brummte: »Sauber hier«, und fing an, sich zu entkleiden. Die nächste Stunde wurde unangenehm, aber dennoch weniger schlimm, als ich erwartet hatte. Ich würde mich schon irgendwie daran gewöhnen, so mein Geld zu verdienen. Als er fort war, wusch ich mich gründlicher als sonst, und ging dann hinunter, um meinen Teil der Zimmermiete wieder abzuholen. Der Portier, ein krummer, alter Mann, grinste mich zahnlückig an und schob mir die Pennychs über den Tresen. »Du bist Katarins Neuer, hä?« krächzte er. Ich nickte. Wenn mir heute noch einer diese Frage stellte, würde ich schreien.

Ich ging nicht zurück zu meiner Ecke, für den Anfang hatte ich die Nase voll. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und rauchte, bis ich den Kopf voller warmer Luft hatte, schlief bis zum dritten Wachwechsel und machte mich dann auf den Weg zum Gelben Segel.

Die Schenke war brechend voll, und ich eroberte nur mit Mühe einen Platz in der Nähe der Theke. Moll sah mich und kam an meinen Tisch.

»Er ist noch nicht hier«, sagte sie und wischte die roten Hände an ihrer Schürze ab. »Was darf ich dir bringen? Das Übliche?« Sie lachte, und ich grinste zurück. Die Schankmaid lachte auch. Es schien im Gelben Segel nicht häufig vorzukommen, daß jemand Wasser bestellte. Ich lehnte mich zurück und sah mich um. Ein recht buntgemischtes Völkchen verkehrte in dieser Schenke. Hier gab es offenbar nicht ausschließlich Hafenarbeiter und Matrosen, wie ich zuerst vermutet hatte. Die drei beleibten Männer dort in der Ecke zum Beispiel, die so überaus eifrig dem deftigen Essen zusprachen, waren sicherlich Kaufleute. Bei der bunten, lauten Truppe, die gerade so lautstark mit der Schankmaid Hana scherzte, mußte es sich um Gaukler oder Spielleute handeln. Tom hätte dort blendend hingepaßt. Nur Nikal ließ sich nicht sehen – wenn der Mann, den ich erwartete, überhaupt Nikal war. Vielleicht war Darons Kunde ja jemand völlig anderes, und ich mußte an einem anderen Ort nach meinem Freund suchen.

Ich leerte meinen Becher und stand auf, um mich an die Theke zu lehnen. Moll lächelte und schob mir einen neuen Becher hin. »Aber betrink dich nicht!« mahnte sie augenzwinkernd. Ich kicherte und schlürfte den würzigen Tee. Sie sah an mir vorbei und klopfte sacht auf meine Hand. »Sieh dich mal um. Ist er das?« Ich drehte mich um und suchte, wen sie gemeint haben könnte. Ein kleiner, dürrer Mann in den unauffälligen Kleidern eines Schreibers oder Kaufmannsgehilfen stand neben der Tür an einem Tisch und schien sich mit einem Kollegen zu streiten. In seiner Nähe stand ein hünenhafter, fettbäuchiger Hafenarbeiter mit fast kahlgeschorenem Kopf, feistem Stiernacken und muskelbepackten Armen und kniff die empört aufkreischende Schankmaid Hana in den Po. Ich sah ihn mir genauer an, aber er hatte sein Gesicht von mir abgewandt, so daß ich es nicht genau erkennen konnte. Von der Größe her hätte er es sein können, aber ich war mir nicht sicher.

Aufseufzend drehte ich mich wieder zur Theke und blickte in Nikals Gesicht. Ich erkannte ihn so deutlich, wie ich mich selbst erkannt haben würde. Er stand ein Stück von mir entfernt, in schäbiger, dunkler Kleidung, und hielt einen Krug in der Hand. Ich starrte ihn mit offenem Mund an. Sein Haar war inzwischen vollständig weiß, und er hatte sich einen kurzgeschorenen grauen Bart stehen lassen. Seine Schultern wirkten etwas gebeugt, und er war schlank, fast hager. Sein Gesicht war zerfurcht und erschien verbittert, aber es war Nikals Gesicht, so sicher, wie der Tee in meinem Becher Tee war und kein Wein. Ich warf Moll einen aufgeregten Blick zu und nickte heftig.

Sie schob ihren Mund an mein Ohr und flüsterte: »Sprich ihn besser nicht an, Junge. Er ist in einer ganz gefährlichen Stimmung heute abend!«

Ich blieb wie festgenagelt an meinem Platz stehen und beobachtete Nikal, wie er stetig und konzentriert einen Krug nach dem anderen leerte. Endlich warf er wortlos einige Münzen auf die Theke und schob sich zum Ausgang, augenscheinlich nicht betrunkener als zuvor. Ich warf Moll einige Pennychs zu und beeilte mich, ihm zu folgen. »He, du mußt doch nicht ...«, hörte ich sie noch rufen, dann hatte ich mir meinen Weg gebahnt und stand auf der Straße, mich wild umblickend. Eine große, schlanke Gestalt bog gerade um die nächste Ecke. So leise und unauffällig wie möglich eilte ich hinterher. Vielleicht führte er mich zu seinem Quartier, wo ich ihn dann morgen aufsuchen konnte, wenn er wieder nüchtern war. Durch endlose dunkle Gassen und Straßen folgte ich ihm zu einem Viertel, das ich noch nicht kannte. Wieder bog er vor mir um eine Ecke. Ich folgte ihm und entdeckte, daß er verschwunden war. Die Gasse lag leer und dunkel vor mir, nichts bewegte sich, keine Schritte waren zu hören – Nikal hatte sich in Luft aufgelöst!

Ich fluchte unterdrückt und wandte mich um. In dem Augenblick schlang sich ein eisenharter Arm um meine Kehle, und ein Messer drückte sich schmerzhaft in meine Seite.

»Wer schickt dich«, flüsterte eine heisere Stimme an meinem Ohr.

Schnapsgeschwängerter Atem strich über mein Gesicht. »Ruud?« Ich krächzte angsterfüllt. Er wechselte seinen Griff und drehte mich herum. Das Messer bedrohte jetzt meine Kehle. Kalte, helle Augen bohrten sich in meine.

»Nik«, ächzte ich. »Ich b-bin es. Elloran.« Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen in dem zerfurchten, wettergegerbten Gesicht. Er griff unsanft nach meinem Kinn und drehte meinen Kopf in das schwache Mondlicht der Großen Schwester. Sein Gesicht war unbarmherzig und böse.

»Was soll das!« zischte er. »Wer hat dir aufgetragen, das zu sagen?« Sichernd sah er sich um. »Komm mit.« Er drehte mir brutal den Arm auf den Rücken, daß ich vor Schmerzen aufschrie, und zerrte mich durch einen Hausflur in ein kahles Zimmer. Es erinnerte mich lebhaft und unangenehm an die Zelle in der Kronenburg, in der ich so lange gesteckt hatte. Er stieß mich zu Boden, bellte: »Rühr dich nicht vom Fleck!« und entzündete eine Öllampe. Ich rieb mir den Ellbogen, den ich mir schmerzhaft geprellt hatte und tat lieber, was er sagte.

Er zerrte mich unsanft hoch und drehte mich ins Licht. Ich stand zitternd da und wartete. Seine Augen wanderten über mein Gesicht, meine Haare, meinen Körper. Mir wurde bewußt, daß ich mich in den letzten beiden Jahren wahrscheinlich noch stärker verändert hatte als er. Er hatte ein dürres, rothaariges Kind auf Burg Salvok zurückgelassen und sah jetzt einen rundlichen jungen Menschen mit langen, rabenschwarzen Haaren vor sich. Kein Wunder, daß er mir nicht glaubte!

»Nik«, versuchte ich es noch einmal. »Ich bin es w-wirklich. Du mußt mir glauben! Ich habe n-nach dir gesucht.«

Er ließ die Hand mit dem gezückten Messer sinken und schüttelte ungläubig den Kopf. »Verdammt, die Augen sind es, und die Stimme auch«, flüsterte er. »Was ist das für ein Spiel?«

»K-kein Spiel, Nik. Ich bin Elloran, glaube m-mir doch bitte!« sagte ich flehend. Er ließ das Messer verschwinden – die Bewegung war so schnell, daß ich nicht einmal verfolgen konnte, wohin er es gesteckt hatte – und trat ganz nah zu mir. Seine Finger gruben sich wieder in mein Kinn, und er schob seinen Kopf ganz nah an mein Gesicht.

»Was ist mit deinen Haaren?« fragte er kalt.

»Gefärbt«, sagte ich schnell. »Ich werde v-verfolgt.« Er betrachtete mich noch einige Atemzüge lang aus der Nähe, dann nickte er und ließ mich los.

»Deine Wimpern haben die richtige Farbe«, sagte er. »Also gut, soweit glaube ich dir. Was willst du von mir?« Er setzte sich auf sein schmales Bett und zog seine Stiefel aus.

Ich schnappte nach Luft. So hatte ich mir unser Wiedersehen nicht vorgestellt.

»W-wir, ich, d-das heißt, doch eigentlich wir ...«, stammelte ich.

»Hör doch um der Götter willen auf zu stottern«, fauchte er. »Das macht einen ja ganz irre.«

»Ich k-kann nicht«, sagte ich verzweifelt. »Ich hatte einen Unfall, w-weißt du?« Neues Mißtrauen erwachte in seinem Gesicht. »Ich soll dich zu Quinn und G-Galen und den anderen b-bringen«, fuhr ich hastig fort. »Sie suchen dich schon seit Jahren, s-sagen sie.«

»Zu wem?« fragte er lauernd. »Ich weiß nicht, von wem du sprichst. Was soll das sein, eine Falle? Schickt dich nicht vielleicht doch Ruud?« Seine Hand glitt zum Gürtel. Meine Gedanken rasten.

»D-deine Narbe«, entfuhr mir. »Da, unter deinem Auge. Woher hast du d-die?« Ich hielt die Luft an. *Das hat er mir nie vergeben*, hatte Tom gesagt. Nikal zögerte und dachte nach. Die Falten in seinem zerquälten Gesicht vertieften sich noch mehr.

»Das – das war ein – eine Katze«, sagte er zögernd, fast fragend. Ich stieß die Luft aus.

»Ja, r-richtig«, sagte ich eindringlich. »Der Kater. Tom. S'TomCroQ'nan.« Ich zerbrach mir fast die Zunge an dem Namen. »Er gehört zu Omellis L-Leuten, zur Allianz!« Ich wartete atemlos.

Nikals Atem ging schwer und keuchend. »Der Kater«, stieß er hervor. »Die Schlangenfrau. Der verrückte Arzt.« Ich sah, wie seine Knöchel weiß hervortraten. »Die Frau mit einem Arm und zwei Köpfen. Der – der Wechsler ...« Er verstummte, und ich hörte nur noch sein Atmen. Mir schwindelte. Das waren die grotesken Figuren auf Leonies Spielbrett! Er hatte die Figuren beschrieben, aber woher kannte er sie?

Er ließ die Hände sinken und starrte mich an. »Was bist du?« fragte er heiser. »Ein Dämon aus der WeltUnten, der mich quälen soll?«

Ich spürte, daß mir die Tränen kamen. »Nik«, sagte ich aufschluchzend. »Nik, tu mir das nicht an!« Ich schlug die Hände vors Gesicht. Er stand auf, und etwas klirrte zu Boden. Seine Arme umfingen meine Schultern, und ich fand mich an seiner Brust wieder.

»Mein Kleiner«, sagte er verwundert, und zum ersten Mal an diesem Abend vernahm ich Nikals alte Stimme. »Mein Elloran.« Er drückte mich fest an sich, und ich schaute ihm ganz überrascht ins Gesicht. Es war, als hätte jemand ihn ausgetauscht. Der fremde, böse Ausdruck war aus seinen Augen verschwunden, sein Gesicht erschien jünger und etwas hilflos. Er sah mich an und strich erstaunt über meinen Kopf.

»Du mußt mir unbedingt erzählen, was mit deinen Haaren passiert ist«, sagte er. »Und warum, zum Henker, bist du so dick geworden? Paßt deine Mutter nicht mehr auf dich auf?« Ich schloß die Augen und begann zu zittern. Nicht jetzt, bei allen Geistern, nicht ausgerechnet jetzt! Ich kämpfte mich von ihm los und grub hektisch in meiner Tasche. Ein zerdrücktes Stäbchen fiel mir entgegen, und ich entzündete es hastig. Er sah mich fassungslos an, die Hände noch immer auf meinen Schultern.

»Ein Nebelkopf«, sagte er angewidert. »O ihr Götter, ein Nebelkopf!« Er spuckte aus.

»Immer noch b-besser als ein Säufer«, sagte ich bissig und wünschte mir sofort, ich hätte mein dummes Maul gehalten. Sein Gesicht verhärtete sich wieder. Er ließ mich los.

»Du solltest jetzt gehen«, knurrte er. »Ich habe einen harten Tag hinter mir und will ins Bett.« Wie zur Bekräftigung seiner Worte begann er, sein Lederwams aufzuschnüren. Ich rauchte mit unsicheren Fingern mein Glückskraut zu Ende. Er schälte sich aus dem Wams und zog das dicke Unterhemd über den Kopf. Sein gräßlich vernarbter Rücken erinnerte mich an einen kalten Frühlingstag in Salvok vor fast zwei Jahren.

»Wie b-bist du eigentlich aus der Stadt rausgekommen?« fragte ich, um mich davon abzulenken. Er drehte sich zu mir um, nacktes Unverständnis im Gesicht.

»Was für eine Stadt?«

»Die Z-Zaubererstadt«, erklärte ich geduldig. »Wo Julian dich h-hingebracht hat.«

»Ich weiß von keiner solchen Stadt«, erwiderte er stur.

»Wo warst du d-denn in den letzten beiden Jahren?«

»Hier. Wo sonst? Ich warte hier auf ... Hier ist der Treffpunkt von ...« Er stierte verwirrt auf seine Hände. Ich gab es auf. Katarin hatte recht, Nikal hatte mehr als nur einen kleinen Schaden. Er war verrückt wie ein olyssischer Igelvogel, und ich hatte die undankbare Aufgabe am Hals, ihn irgendwie aus dieser Stadt raus und zu unserem Treffpunkt zu schaffen. Ich stand auf und sagte zu dem Mann, der reglos vor mir stand und Löcher in die kahle Wand starrte: »Sehen wir uns m-morgen, Nik? Wo kann ich dich treffen?«

Er fuhr zusammen, als hätte er mich vollständig vergessen und murmelte: »Morgen. Ja. Du mußt mir erzählen ...« Seine Stimme verklang.

»Nik«, sagte ich ungeduldig. »Wo kann ich dich m-morgen treffen? Hier? Im Gelben Segel? W-woanders? Du mußt es nur sagen.«

Er rieb sich durchs Gesicht und sagte mit erstaunlich klarer Stimme: »Wir können uns im Gelben Segel treffen. Nach dem dritten Wachwechsel. Geht das?« Ich nickte und griff nach dem Türknauf.

»Elloran?« fragte er. Ich drehte mich um. Er sah mich an. Anscheinend wußte er nicht, was er sagen sollte. »Morgen«, sagte er hilflos. Ich nickte. »Morgen, Nik.«

Draußen lehnte ich mich für eine Minute an die Hauswand und grub zittrig nach meinem Glückskraut. Ich wünschte es in Brand und sog heftig daran. Ihr Götter, wie sollte ich das nur anstellen! Es hatte keinen Sinn, jetzt zum Galgenhügel zurückzukehren, die anderen waren auf dem Weg nach Osten. Ich mußte es in den nächsten Tagen irgendwie schaffen, Nikal so weit klar zu kriegen, daß er mir folgte, aber nur die Göttin wußte, wie mir das gelingen sollte! Entmutigt marschierte ich durch die feuchte Kälte in das Blaue Viertel zurück.

Katarin war auf den Beinen, anscheinend war sie auch gerade erst nach Hause gekommen. Sie sah nicht viel besser aus, als ich mich fühlte. »Auch noch einen Tee vor dem Schlafengehen?« fragte sie. Wir hockten am Tisch und schlürften das heiße Gebräu. »Wie war das Geschäft?« Ich holte stumm meinen Gewinn aus der Tasche und schob ihn

ihr rüber. Sie starrte die Münzen an und sagte müde: »Ganz gut für das beschissene Wetter.« Sie schob das Geld zurück.

»Nimm dir d-deinen Teil«, forderte ich sie auf.

Sie riß die schweren Lider auf und sah mich verwirrt an. »Was meinst du? Deine Miete hast du doch gestern schon bezahlt.«

Jetzt war ich an der Reihe, verwirrt zu blicken. »Aber ich d-dachte, du bekommst einen Anteil davon. Ich arbeite doch f-für dich.«

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Ach du lieber Himmel! Ist das so in Corynn? Elloran, ich verdiene doch an dir! Du gehst mit deinen Kunden in mein Gästehaus, du bezahlst dort Zimmermiete – gut, etwas weniger, als wir die Kunden glauben machen – und du versuchst, ihnen irgendein Getränk aufzuschwatzen. Daran verdiene ich schon genug, danke dir. Ansonsten bin ich nicht anders gestellt als du oder Daron oder Jannin. Ich sorge nur im allgemeinen Interesse dafür, daß hier im Viertel ein wenig Ordnung herrscht, das ist alles. Das könnte auch jeder von euch tun.« Sie gähnte und stand auf. »Hast du deinen Freund aufgetrieben?« fragte sie und begann, sich auszuziehen. Ich zog eine Grimasse und nickte. »Na, prima«, sagte sie. »Dann schlaf gut.« Sie schloß die Tür ihrer Kammer, und ich folgte ihrem Beispiel.

Ich stand erst am späten Mittag auf. Katarin hatte wie ich einen Blick zum Fenster hinausgeworfen, den trübfeuchten Nebel draußen gesehen und sich gleichfalls entschieden, im Bett zu bleiben. Bei unserem späten Frühstück fragte ich Katarin, wo ich Tomas finden könnte. Jemainas Vorräte waren aufgebraucht, und ich mußte mich nun wirklich dringend um Nachschub kümmern.

»Tomas«, sagte sie und klopfte nachdenklich gegen ihren Becher. »Warte mal, um diese Tageszeit müßte sie im Singenden Kamel sein. Wenn sie keine Kunden hat, heißt das. Aber bei dem Wetter ...« Sie schauderte und goß sich heißen Tee nach.

Ich blickte hinaus. »Bei mir zu H-Hause liegt um diese Jahreszeit meist r-richtig hoher Schnee«, sagte ich leise. »Seltsam, Salvok liegt doch eigentlich nicht s-so viel weiter nördlich.«

Katarin rekelte sich und schwieg. Das Thema reizte sie anscheinend nicht besonders. »Wie war das Treffen mit deinem Freund?« fragte sie.

»Unangen-nehm.«

»Ist er Darons verrückter Kunde?«

»Ja.«

Sie sah mich aufmerksam an und fragte nicht weiter, meine knappen Antworten hatten ihr wohl klar gemacht, daß ich nicht über mein Zusammentreffen mit Nikal reden wollte. Ich griff nach meinem Umhang und verabschiedete mich von ihr, um das Singende Kamel aufzusuchen.

Die neblige Luft verschlug mir fast den Atem. Ich zog den Saum meines Umhangs vor den Mund und arbeitete mich durch die fast mit Händen zu greifende Feuchtigkeit. Außer mir war kaum jemand in den Straßen unterwegs. Katarin hatte recht, lieber zu Hause zu bleiben.

Das Singende Kamel war ein heruntergekommener Schuppen unmittelbar am Hafen. Ein dilettantisch gemaltes Schild von einem gelbbraunen, höckrigen Tier mit weit geöffnetem Maul wies mir den Eingang. Ich stieß die Tür auf und blickte in einen schummrig erleuchteten Raum. Der Nebel, der draußen die Sicht auf einige wenige Schritte begrenzte, schien durchsichtig wie Brunnenwasser gegen die Rauchschwaden, die hier drinnen in der Luft hingen. Durch dichtgedrängte, ungewaschen riechende Leiber kämpfte ich mich zur Theke vor und fragte den feisten, kahlköpfigen Wirt nach Tomas. Der hörte nicht auf, einen Becher mit einem schmierigen Lappen zu bearbeiten und wies stumm mit dem Kinn auf einen Tisch in der Nähe.

Ich arbeitete mich dorthin vor und schaute eine Weile gefesselt zu. Eine fragile junge Frau mit einer verschlungen aufgetürmten Frisur und einem für diese Jahreszeit viel zu dünnen Fähnchen am Leib spielte gegen einen grobknochigen Seemann eine Variante des Kugelspiels. Ihre schlanken Finger mit den langen, schimmernd grün lackierten Nägeln bewegten die kleinen runden Spielsteine mit einer solchen Geschwindigkeit über die ausgehöhlten Kuhlen des Spielbrettes, daß ich kaum folgen konnte. Sie schüttelte die Würfel, warf sie über den Tisch und griff nach der letzten Handvoll der Kugeln. Sie verteilte sie flink auf ihrer Seite des Spielbrettes, klatschte in die Hände, daß die unzähligen Armreifen an ihren Handgelenken klirrten und sah ihren Spielpartner mit klimpernden Wimpern aus bernsteinfarbenen Augen an.

»Ich habe wieder gewonnen, Gust. Du schuldest mir jetzt einen halben Goldych!« Der Seemann griff knurrend in seine Tasche und warf die Münze auf den Tisch.

»Wenn ich nicht wüßte, daß man bei diesem Spiel nicht betrügen kann ...«, brummte er und erhob sich. »Du hast mir einfach zu viel Glück, Tomas. Ich bin pleite.«

»Schade.« Die T'svera nahm die Münze vom Tisch und ließ sie verschwinden. Sie blickte auf und sah, daß ich sie anstarrte. Ein breites Lächeln ging über ihr zartes Antlitz, und sie winkte mir zu.

»Du mußt Elloran sein. Daron hat dich gut beschrieben. Komm, setz dich zu mir. Hättest du Lust, eine Runde mit mir zu spielen?« Ich überschlug im Geiste meine Barschaft und lehnte dann bedauernd ab. Im Gegensatz zu Gust war ich nämlich ganz und gar nicht der Meinung, daß man bei diesem Spiel nicht betrügen konnte. Wenn man flinke Finger besaß, war das durchaus möglich – und daß Tomas die hatte, war deutlich zu bewundern gewesen. Ein Spiel mit ihr hätte sicherlich Spaß gemacht, aber ich konnte es mir einfach nicht leisten.

»Dann trinken wir was zusammen.« Sie winkte dem Schankburschen. Ehe ich

protestieren konnte, stand ein Becher Bier vor mir.

»Tomas«, sagte ich nach einem vorsichtigen Schluck, »ich b-brauche Glück. Katarin meinte, du könntest mir was v-verkaufen.« Sie streckte sich wie eine Katze und blinzelte mich verschlafen an.

»Jaaa«, machte sie gedehnt und leckte sich über die Lippen. »Ich habe gerade eine Lieferung aus Rhûn bekommen.«

Ich zuckte zusammen und spürte, wie der Schweiß auf meine Stirn trat. Ich räusperte mich und fragte heiser: »W-wieviel willst du dafür haben?«

Sie betrachtete ihre langen Fingernägel und leckte nachdenklich über einen Kratzer in dem grünen Lack. »Es ist sehr gut, stärker als das raulikanische Zeug. Hast du schon mal Glück von den Inseln geraucht?« Ich nickte ungeduldig. Cesco hatte einen größeren Vorrat davon in seinem Reisegepäck gehabt. Sie seufzte. »Drei Krontaler für das Päckchen. Weil du es bist, Kollege.« Ich lachte verächtlich und machte Anstalten, mich zu erheben. Sie sah mich groß und erstaunt an. »Was hast du? Das ist ein sehr guter Preis für Glück, vor allem für ein Blatt von der Qualität.« Sie beugte sich vor und hauchte: »Winterware!«

»Danke, n-nein. Ich zahle dir nicht mehr als zehn Pennychs für das Päckchen. So d-dringend ist es nicht!«

»Oh, ich denke, doch, wenn ich dich so ansehe.« Sie starrte anzüglich auf mein schweißbedecktes Gesicht. Dann legte sie eine wohlgeformte Hand auf meine bebenden Finger und murmelte: »Ich komme dir entgegen, als Einführung. Gib mir vier Krontaler für zwei Päckchen. Na? Das ist doch ein Angebot.« Ich hätte fast eingeschlagen, aber der lauernde Blick, der mich traf, hielt mich zurück.

»Zwei Krontaler für z-zwei Päckchen. Ich finde hier sicherlich noch einen anderen, d-der mir das Zeug gerne verkauft.«

Sie stöhnte laut und schlug erbost auf den Tisch. »Also meinetwegen. Weil du ein Freund bist. Aber«, sie beugte sich sehr nah zu mir, »kein Wort darüber zu irgend jemandem, sonst verdirbt mir das hier die Preise!« Ich nickte erschöpft, schob ihr das Geld über den Tisch und nahm die beiden Päckchen in Empfang. Es war mir gleich, was sie denken mußte, hastig riß ich eines davon auf und steckte mir ein Stäbchen zwischen die Lippen. Sie schob mir die Kerze hin und sah mich fast mitleidig an.

»Junge, dich hat es aber erwischt«, sagte sie nüchtern. »Das sieht man nicht oft. Wieviel davon rauchst du am Tag?«

Ich sog den grünen Rauch tief ein. Himmel, Tomas hatte recht, das war ein verflucht gutes Blatt! Ich wartete, bis mein Zittern sich gelegt hatte und zündete ein zweites Stäbchen an.

Tomas betrachtete mich mit beruflichem Interesse. »Ich könnte dir einen guten Preis machen, wenn du immer bei mir kaufst«, sagte sie. »Wenn ich dich so ansehe – ein

halbes Päckchen am Tag schaffst du doch bestimmt. Oder sogar mehr?«

Ich nickte müde. Seit ich in Haven war, hatte ich sicher fast ein halbes Päckchen am Tag geraucht. Meine Anfälle kamen jetzt häufiger, und ich fragte mich, was das zu bedeuten hatte. Vielleicht hatte Jemaina mir doch nicht die ganze Wahrheit gesagt; vielleicht hatte ich nicht einmal mehr zwei oder drei Jahre vor mir.

Tomas grub in einem zierlichen kleinen Beutel, der an ihrer Stuhllehne hing. Sie schob mir vier weitere Päckchen hin und sagte flüsternd: »Hier. Das ist keine Insel-Ware, aber auch ganz anständig. Ich rauche das selber. Gib mir zwei Krontaler dafür.« Ich sah sie erstaunt an und blickte in ein Paar ehrlich mitfühlender Augen.

»Mein Bruder ist ähnlich arm dran wie du«, erklärte sie fast verlegen. »Bei manchen Menschen wirkt das Zeug eben so. Komm, jetzt nimm's schon! Ich kann's mir leisten!« Ich dankte ihr stammelnd und gab ihr die vierzig Pennychs. Sie klopfte auf meine Hand und erhob sich, den Beutel um ihre Schulter schlingend.

»Sei nicht böse, aber ich habe eine Verabredung«, verabschiedete sie sich. »Wir sehen uns sicher mal bei Katarin. Wenn du Nachschub brauchst, weißt du ja, wo du mich findest.« Sie zwinkerte mir zu und ging hüftschwingend zur Tür hinaus.

Ich stopfte das Glückskraut in meine Tasche, ließ mein Bier stehen und verließ das Singende Kamel. Bis zu meinem Treffen mit Nikal blieb mir noch reichlich Zeit. Ziellos wanderte ich durch die nebligen Straßen des Hafenviertels und grübelte darüber nach, wie ich es bewerkstelligen sollte, meinen alten Freund dazu zu bringen, daß er mir aus der Stadt folgte. Verdammnis, wenn er keinen Wert darauf legte, warum ließ ich ihn nicht einfach, wo er war? Ich wußte noch immer nicht genau, was die Leute von der Allianz eigentlich von Nikal wollten. Ihn zu Omelli schaffen, hatte Quinn gesagt – das klang eigentlich nicht besonders freundschaftlich, wenn ich so darüber nachdachte. Ich fluchte und steckte mir ein Stäbchen an. Der Rauch beruhigte mich, und ich sah die ganze Sache schon weniger trüb. Ich würde Nikal einen Grund liefern müssen, warum wir Haven verließen. Wie könnte der aussehen? Erst mußte ich ein wenig mehr darüber erfahren, wie Nik die beiden Jahre hier verbracht hatte. Wenn es denn wirklich zwei Jahre gewesen waren. Laut Julians Auskunft dürfte Nik eigentlich erst im letzten Frühjahr hier in Sturmhaven angekommen sein.

Gegen Abend kehrte ich in eine Garküche ein, entschied, daß Fisch kein Fleisch sei und stopfte mich mit einer Riesenportion gegrilltem Seeferkel voll. Satt und überaus zufrieden machte ich mich auf den Weg zum Gelben Segel.

Moll sah mich eintreten und stellte mir unaufgefordert einen Becher hin. Ich dankte ihr, und sie neigte sich zu mir, flüsternd: »Hör mal, du brauchst doch nicht zu bezahlen, wenn du hier nur Wasser trinkst!« Sie schob mir unauffällig die Münzen wieder zu, die ich ihr gestern gegeben hatte. Ich murmelte einen Dank, und sie tippte mir auf die Hand. »Da kommt dein Freund«, sagte sie und ging beiseite.

Nikal ließ sich einen Becher Wein geben und winkte mich dann stumm zu einem winzigen Ecktisch. Er setzte sich so, daß er den ganzen Raum gut im Blick hatte, und trank schweigend. Ich nutzte die Zeit, um ihn mir anzusehen. Die Veränderung an ihm, die damals in Salvok ihren Anfang genommen hatte, erschreckte mich bis ins Mark. Ich konnte nicht mehr viel von meinem alten Freund und Lehrer in diesem hageren, bösartig wirkenden Fremden vor mir entdecken.

Er beendete die Inspektion des Gastraumes und heftete seinen fühllosen, frostigen Blick auf mich. »Also?« knarrte er. Ich zog ein wenig die Schultern hoch und atmete tief ein.

»W-wovon lebst du so?« fragte ich stockend. Er schnaubte und hob eine Hand, um die Schankmaid zu rufen. Die kam und brachte ihm einen neuen Becher Wein und mir mein Wasser.

»Ich nehme Aufträge an«, sagte er kurz. »Ich bin Söldner, hast du das vergessen?« Er trank und wischte sich den Mund. »Und du, warum treibst du dich hier rum, statt brav zu Hause im Warmen zu hocken und Schloßerbe zu spielen?« fragte er barsch. Er musterte wieder meinen gefärbten Zopf. »Bist in Schwierigkeiten, was?«

»Nik, würdest du mir h-helfen?« fragte ich mit Herzklopfen. »Ich habe ein paar Leute auf den Fersen, die v-versuchen, mich umzubringen.« So schrecklich gelogen war das ja nicht.

Er trank einen großen Schluck und blickte an mir vorbei. »Wie hängt das mit dem zusammen, was du mir gestern erzählt hast?« fragte er. »Diese Gruppe, zu der du mich bringen sollst?«

Er starrte mich an. Meine Gedanken rasten. Ich trank meinen Becher aus, um Zeit zu gewinnen und winkte Hana. Die kam mit dem nächsten Becher und stellte ihn mir grinsend hin. »Moll meint, du solltest vielleicht etwas langsamer trinken. Du hattest doch gestern schon so fürchterlich geladen!« Sie ging kichernd davon. Ich verschluckte mich fast an meinem Wasser. Nikals Blick ließ mich nicht los.

»Diese Leute sind es ja, die hinter mir her s-sind«, improvisierte ich darauflos. »Unter anderem. Ich habe auch noch die g-gesamte Garde der Krone am Hals. Nik, b-bitte, ich werde damit alleine nicht fertig!«

Seine Augen wanderten wieder durch den Raum. Er schien ständig auf dem Sprung, als würde er verfolgt und nicht ich. »Was wollen sie von dir?«

Gute Frage. Jetzt kam alles darauf an, daß ich ihn und sein Gewerbe richtig eingeschätzt hatte. »Ich h-habe jemanden getötet.« Cesco, verzeih mir! »Es w-war ein – ein Unfall. Aber ich h-habe etwas aus seinem Gepäck mitgenommen, das anscheinend wichtig oder wertvoll oder beides ist. Und s-seitdem habe ich diese Leute auf dem Hals.« Ich beugte mich näher zu ihm. »Ich dachte, ich könnte ihnen v-vertrauen, weil sie sagten, daß sie dich kennen. Aber ich bin unsicher geworden. Ich glaube, sie h-haben sogar

einmal versucht, mich zu vergiften!«

Ob er diese phantastische Geschichte schlucken würde? Nikal, mein alter Nikal hätte es sicherlich nicht getan. Er blickte mich unbeweglich an. Seine Augen waren kalt und zynisch. Er schluckte es nicht, ihr Geister, er schluckte es nicht: Ich sah es ihm an!

Er faltete seine Fingerspitzen vor dem Mund und überlegte. Dann sagte er plötzlich: »Komm, laß uns gehen. Hier hören zu viele Ohren mit!« Er trank den Wein aus und warf ein paar Münzen auf den Tisch, sah mich fragend an.

Ich sagte errötend: »Ich z-zahle später. Ich bin etwas knapp bei Kasse, aber Moll gibt mir K-Kredit.« Er nickte und erhob sich. Ich kippte mein Wasser hinunter, winkte Moll noch einen kurzen Abschiedsgruß zu und beeilte mich, ihm zu folgen.

»Also gut«, sagte er, während er kräftig ausschritt. »Angenommen, ich helfe dir. Was ist das für ein Gegenstand, hinter dem sie alle her sind?«

Es sauste mir in den Ohren. Hatte er den Köder wirklich geschluckt? Ich stammelte: »Kein Gegenstand, Nik. B-Briefe.«

Er blieb sofort stehen. »Was für Briefe?«

»Schreiben an die Großherzogin von Rhûn und Rhan von dem maior T'jana von S'aavara«, log ich schnell. »Irgendwas über ein Geheimabkommen, ich habe es nicht so richtig b-begriffen. Aber der Prinz machte ein solches Getue um den Ordner, in d-dem sie waren, daß ich dachte, es müßte was Wertvolles sein. Also h-habe ich sie an mich genommen, ehe sie in die falschen Hände fallen k-konnten«, schloß ich tugendhaft.

Er lachte böse. »Schön gesagt, mein Kleiner. So viel Grips hätte ich dir gar nicht zugetraut. Der Prinz ... das ist der, den du umgebracht hast?« Ich murmelte protestierend. »Verzeihung, es war ja ein Unfall, ich vergaß. Und was, denkst du, kann ich dabei für dich tun? Ich kann dir schlecht die ganze Garde der Krone vom Halse schaffen.«

Ich schnaufte. »K-können wir uns bitte für einen Augenblick irgendwo hinsetzen? Ich kriege keine Luft m-mehr.« Er lachte kurz und verächtlich und wies auf ein niedriges Sims neben uns. Ich hockte mich erleichtert darauf und griff nach einem Stäbchen Glück. Er wandte den Kopf und suchte die Straße mit den Augen ab.

»Aus dir ist ja ein schönes Früchtchen geworden«, knurrte er. »Nebelst dir den Kopf ein, säufst Schnaps becherweise und bringst Leute wegen wertvoller Briefe um. Möchte wissen, von wem du das hast.« Seine Stimme klang merkwürdig. Ich atmete den Rauch ein und antwortete nicht. Es war sicher nicht besonders klug, mir gerade jetzt den ›Kopf einzunebeln‹, aber immer noch besser, als in Nikals Beisein völlig wegzutreten. Er wandte sich mir wieder zu. Seine Hand lag auf dem kurzen Schwert, das an seinem Gürtel hing, und seine Finger tippten unruhig darauf. Es machte mich nervös.

»K-kannst du mir die Gruppe vom Hals schaffen?« fragte ich ihn. »Mit der Garde werde ich schon fertig, die haben mich bis jetzt nicht erwischt. Ich denke, die wissen g-gar nicht

genau, wo sie nach mir suchen sollen. M-mit Omellis Leuten ist das was anderes.«

Ich schielte in sein Gesicht. Er hatte die Brauen zusammengezogen. »Wie willst du mich eigentlich bezahlen? Da du doch knapp bei Kasse bist? Ich bin nicht gerade billig.« Ich schnappte nach Luft. Daran hatte ich nicht gedacht. Jetzt an unsere alte Freundschaft zu appellieren war wahrscheinlich wenig aussichtsreich.

»Ich ...«, krächzte ich und angelte hastig nach einem zweiten Stäbchen. »Ich d-dachte, daß ich diese B-Briefe verkaufen könnte. Damit läßt sich bestimmt ein Haufen Geld machen.« Hoffentlich kam er nicht auf die doch recht naheliegende Frage, weshalb der Prinz diese wahnsinnig wertvollen Briefe mit sich herumgeschleppt hatte. Darauf hätte ich ums Verrecken keine einleuchtende Antwort gewußt.

Er knurrte wieder. »Kennst du Ruud?« fragte er. Ich schüttelte den Kopf. »Ganz sicher nicht?« bohrte er und starrte mich frostig an.

»G-ganz sicher. Ich habe nie von ihm gehört.«

Er nahm es zur Kenntnis. »Ich überlege mir die Sache«, sagte er. »Ich bin nicht besonders gewillt, aber wenn die Bezahlung stimmt ...« Er lächelte schmal und tödlich.

Ich fröstelte und warf die Reste meines Glückskrautes fort. »Wann sagst du mir B-Bescheid?«

»Morgen oder übermorgen. Wir sollten uns aber an einem anderen Ort treffen, das Gelbe Segel ist mir zu unsicher geworden.« Er überlegte.

»Was hältst du vom Badeh-haus?« schlug ich vor.

Er dachte kurz nach und lachte dann kühl auf. »Kein schlechter Gedanke. Morgen nachmittag, zwei Stunden nach dem zweiten Wachwechsel im Badehaus.« Er nickte knapp und verschmolz mit den Schatten. Ich hockte zitternd auf dem Sims und schloß die Augen. Bei allen Geistern, das wurde weitaus schwieriger, als ich mir je hatte vorstellen können.

»Katarin«, fragte ich anderntags beim Frühstück. »K-kennst du einen Mann namens Ruud?« Sie ließ fast ihren Becher fallen.

»Was hast du mit dem zu schaffen?« fragte sie scharf. Auf dem Tisch hatte sich eine kleine Pfütze Tee gebildet. »Laß die Finger davon, Elloran, was auch immer es ist!« So erregt hatte ich die mollige Frau noch nicht gesehen.

»W-warum?« fragte ich dümmlich. Ihre heftige Erwiderung auf meine harmlose Frage erschreckte mich.

Sie wischte fahrig über den verschütteten Tee und fauchte: »Frag nicht so blöd, glaub mir einfach. Laß die Finger davon, Elloran!« Sie stand auf und knallte den Becher auf den Tisch. Die Tür schlug hinter ihr zu, und ich saß da wie ein von seiner Mutter gescholtenes Kind, das sich überhaupt keiner Schuld bewußt war. Ich biß mir auf die Lippen und griff nach meinem Mantel.

Daron öffnete mir die Tür – immerhin schon im Morgenmantel – und schlurfte mir

voran in seine Kammer. Während er sich anzog, setzte ich mich auf die Tischkante und stellte ihm die gleiche Frage wie vorhin Katarin. Er verzog das Gesicht und murmelte: »Nicht vor dem Frühstück, Ell.«

Wir gingen in eine kleine Schenke in der Nähe seiner Wohnung, in der anscheinend hauptsächlich Fuhrleute verkehrten, und ich sah Daron beim Frühstück zu.

»So«, sagte er etwas später und sehr viel munterer. »Was wolltest du wissen? Wer Ruud ist?« Ich nickte. Er schob einige Brotkrümel gedankenverloren zu einem Häufchen zusammen und kehrte sie in seine Handfläche.

»Was hast du mit ihm zu tun?« fragte er.

Ich verdrehte die Augen. »Gar nichts h-habe ich mit ihm zu t-tun, verdammt! Ich will einfach nur wissen, wer das ist!«

Er grinste mich schief an, eine flachsblonde Locke hing verwegen in seine Stirn. »Kein Mensch will ›einfach nur wissen‹, wer Ruud ist«, gluckste er. »Der letzte, der das ›einfach nur wissen‹ wollte, schwimmt wahrscheinlich mit einem Messer im Bauch im Südozean. Ruud ist der Herr von Haven. Wen kümmert schon die Krone, die ist weit weg. Ruud ist verdammt nah, und er hat einen Haufen Kerle, die darauf achten, daß das ja keiner vergißt.« Er streute die Krümel auf den Boden und klopfte sich die Hände ab. »Warum fragst du nach ihm?«

»Ach n-nur so. Nikal erwähnte s-seinen Namen.«

Daron riß die Augen auf. »Du hast ihn also aufgestöbert?« Ich nickte. Er sah sich vorsichtig um und hauchte mir dann ins Ohr: »Dein Freund war angeblich einer von seinen Killern. Aber er muß sich irgendwas geleistet haben, was ihn auf die falsche Seite von Ruuds Aufmerksamkeit gebracht hat. Tomas glaubt, daß Ruuds Leute jetzt hinter ihm her sind, um ihn umzulegen.«

Er lehnte sich zurück und sah mich beschwörend an. Ich schluckte heftig. »Woher w-weißt du das alles?« flüsterte ich.

Er grimassierte. »Ich hab dir doch gesagt, daß er einer von meinen Kunden war. Er kam mir reichlich merkwürdig vor, und da habe ich mich sicherheitshalber etwas umgehört. Ich habe keine Lust, ein Messer in den Rücken zu kriegen, bloß weil ich mit dem falschen Kerl im Bett liege. Du solltest da auch lieber etwas vorsichtiger sein.«

Das mußte ich erst einmal verdauen. »Wie l-lange kennst du Nikal schon?« fragte ich schwach.

Er rechnete nach. »Anderthalb Jahre, schätze ich«, antwortete er schließlich. »Warum?« Ich sagte nichts. Dann hatte Julian die ganze Zeit gelogen, als er mir erzählte, Nikal sei in seiner Obhut. Warum nur?

Mit sehr gemischten Gefühlen machte ich mich auf den Weg zum Badehaus. Ich zahlte die Gebühr, gab einem Badejungen meine Sachen in Verwahrung und nahm mein Handtuch und ein kleines Stück Seife in Empfang. Auf den ersten Blick konnte ich Nikal

nicht entdecken, aber ich war auch zu früh. Ich wusch mich gründlich unter der Pumpe und band meine Haare hoch, um mich dann langsam in das Becken mit dem heißen Wasser sinken zu lassen. Mit wohlig geschlossenen Augen dämmerte ich ein wenig ein. Jemand ließ sich neben mir ins Wasser gleiten, und ich rückte ein Stückchen beiseite. Etwas Spitzes, Kaltes bohrte sich in meine Seite.

»Wenn ich einer deiner Verfolger wäre, wärst du jetzt tot«, raunte eine Stimme in mein Ohr. Ich riß entsetzt die Augen auf und blickte in Nikals hageres, bärtiges Gesicht. Er ließ mich den schmalen Dolch in seiner Hand kurz sehen und verbarg ihn dann mit einer blitzschnellen Bewegung in seinem am Beckenrand liegenden Badetuch.

»Nur, weil die Leute hier nackt sind, heißt das noch lange nicht, daß sie keine Waffen haben«, sagte er kalt. »An deiner Stelle würde ich meine Augen immer schön offen halten, Söhnchen. Ich glaube übrigens, daß wir gerade beobachtet werden.«

Er saß scheinbar entspannt da, die Augen geschlossen. Nur, wer ganz genau hinsah, konnte erkennen, daß er sie einen Spalt geöffnet hielt und seine Umgebung aufmerksam im Blick hatte. Ich war jetzt hellwach, das hatte er geschafft. Mühsam rief ich mir ins Gedächtnis, daß ich meine mörderischen Verfolger ja nur für ihn erfunden hatte. Aber er brachte mich irgendwie dazu, genauso ständig auf dem Sprung zu sein wie er, selbst hier im wohlig heißen Bad.

»Ich weiß nicht, ob sie dir oder mir gefolgt sind. Laß dir etwas einfallen, was sie ablenkt«, hauchte er, fast ohne die Lippen zu bewegen.

Ich ächzte. Dann grinste ich. »K-kein Problem.« Ich beugte mich über ihn, strich liebkosend über seine Brust und drückte meinen Mund auf seine Lippen.

Er riß entsetzt die Augen auf und murmelte in meinen Kuß hinein: »Sag mal, bist du jetzt vollständig übergeschnappt?«

»Im Gegenteil«, lächelte ich ihn für etwaige Beobachter verführerisch an. »Wenn sie mich verfolgen, w-wissen sie, womit ich mein Geld verdiene und halten dich für einen Kunden. Und wenn sie dir gefolgt sind, w-werden sie denken, daß wir nur deshalb hier verabredet waren.« Zwischen meinen Worten fuhr ich fort, ihn zu küssen und zu streicheln. Er erstarrte unter meinen Händen förmlich zu Eis.

»Ich n-nehme einen Krontaler pro Stunde«, wisperte ich ihm zärtlich ins Ohr. »Alles, was Narben hinterläßt, k-kostet den doppelten Tarif.«

Er ächzte und machte sich unsanft frei, mit einem Gesicht, als müsse er sich übergeben. »Es reicht«, zischte er leise und giftig. »Ich wußte nicht, daß du ... Gleichgültig. Ich habe mich entschieden, dir zu helfen. Ich verlange allerdings einen Teil der Bezahlung im voraus.«

»Wieviel?« fragte ich besorgt.

»Fünfzig vorher, Hundert nach Abschluß.«

»G-Goldychs?« stammelte ich.

»Was dachtest du, Fischaugen? Natürlich Goldychs! Soviel müßtest du für deine wichtigen Papiere doch leicht bekommen können.«

Ich schluckte trocken. Wo sollte ich fünfzig Goldychs hernehmen? Er beobachtete mich lauernd. »G-gut, abgemacht«, sagte ich mühsam. Meine Ohren summten. Ich winkte hastig einem Bademädchen und ließ mir von ihr meine Rauchstäbchen bringen. Nikal sah angewidert zu, wie sie mir eines davon zwischen die Lippen steckte.

»Erst muß ich einen Käufer für die Briefe f-finden«, sagte ich nach einigen tiefen Zügen. »Das dürfte einige Zeit in Anspruch n-nehmen, fürchte ich. Ich kenne hier noch nicht die richtigen Leute.«

»Vielleicht kann ich dir dabei helfen«, sagte er beiläufig. »Ruud hat bestimmt Interesse an den Briefen.«

Hinter meiner Stirn jagten sich die Gedanken. Was für ein Spiel spielte Nikal? Ich sah zu ihm hinüber, er saß ganz entspannt da, aber seine Hand rührte gedankenverloren in dem erkaltenden Wasser herum. Ob er womöglich annahm, ich sei ein Lockvogel von Ruud, der ihn in eine Falle locken sollte?

»W-wer ist eigentlich dieser Ruud?« fragte ich, genauso um Beiläufigkeit bemüht. Er antwortete nicht sofort. Das Bademädchen kam und schüttete heißes Wasser nach.

»Ein Bekannter von mir«, antwortete er schließlich. »Ein – sehr bemerkenswerter Mann. Ihr solltet euch wirklich kennenlernen.«

Er stand auf. Ich beobachtete, wie er das Badetuch um seine sehnigen Hüften schlang, aber es gelang mir nicht, herauszufinden, was er dabei mit seinem Dolch anstellte. Er lächelte auf mich hinunter, wobei seine Augen so unbewegt blieben wie zwei helle Kiesel. Eine Sekunde lang stellte ich ihn mir im Gespräch mit Galen vor und fror trotz des heißen Wassers, in dem ich lag.

Er hockte sich neben mich, griff in meine Haare und sagte: »Na los doch, meine süße kleine Bettwanze. Du hast das Spiel angefangen, jetzt müssen wir es auch zu Ende bringen. Wo gehst du für gewöhnlich mit deiner Kundschaft hin?«

Ich stieg aus dem Becken und wies ihm den Weg zu den Ruheräumen, meinen vorlauten Scherz von eben ernsthaft bereuend. Nikal öffnete die Tür zu einem als leerstehend bezeichneten Zimmer und blickte wachsam hinein, ehe er es betrat. Herrisch wies er auf das niedrige Bett, das das einzige Möbelstück im Raum war, verriegelte die Tür und lehnte sich mit verschränkten Armen dagegen. Ich hockte mich unbehaglich zwischen die Kissen und nestelte an meinen hochgebundenen Haaren herum. Nikal grinste auf mich herunter.

»Nur ein Krontaler für ein Schäferstündchen mit dem Erben von Salvok, dem Enkel der Herrin von Kerel Nor?« spottete er. »Meinst du nicht, daß das ein wenig *billig* ist, Elloran?« Ich wurde blutrot. Das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht, als hätte jemand eine Kerze ausgeblasen. »Ich werde dich also mit Ruud bekanntmachen«, sagte

er. »Du verkaufst ihm deine Briefe, gibst mir einen Teil des Geldes und die abgemachte Anzahlung, und ich schaffe dir diese Leute vom Hals.« Er hielt nachdenklich inne. »Es verlangt mich brennend, sie kennenzulernen. Möchte wissen, woher sie meinen, mich zu kennen.«

»Der Kater sagte, er hätte ein Huhn mit d-dir zu rupfen«, sagte ich unbedacht. Seine Augen verengten sich.

»Da ist er sicher nicht der einzige«, murmelte er. Er starrte mich wieder sehr merkwürdig an.

»Nikal«, fragte ich, »erinnerst du d-dich eigentlich an Salvok?«

Er schnaubte amüsiert, antwortete aber nicht. »Wie hat Julian dich eigentlich gefunden, n-nachdem du aus dem Verlies entkommen bist?« fragte ich hartnäckig weiter. Irgendwie mußte es mir doch gelingen, den alten Nikal noch einmal zu wecken!

»Julian?« Er runzelte ungeduldig die Stirn. »Wer, bei allen Dämonen, ist Julian?« Mit einer geschmeidigen Bewegung stieß er sich von der Tür ab und trat auf das Bett zu. »Sollten wir nicht langsam etwas tun, damit man uns unser zärtliches Beisammensein hier auch glaubt? Ein wenig die Kissen zerwühlen?« Sein Atem strich über meine bloßen Schultern. Ich schloß ergeben die Augen und hörte sein humorloses Lachen.

»Steh schon auf, du kleine Ratte! Glaubst du wirklich, ich würde ausgerechnet mit dir ...« Er spuckte angeekelt aus und zerrte mich hoch. Dann erklärte er, während er gezielt das Bettzeug in Unordnung brachte: »Ich muß mit Ruud zuerst in Verbindung kommen, das ist nicht ganz einfach. In den nächsten Tagen gebe ich dir Bescheid, wo und wann wir uns treffen, und bringe dich dann zu ihm.«

Er öffnete die Tür und schob mich ohne Umstände hinaus. Einigermaßen verwirrt und mit einem mehr als mulmigen Gefühl im Bauch stand ich im Gang. Ich mußte mit irgend jemandem über die ganze Sache reden, sie begann mir ernsthaft über den Kopf zu wachsen.

In einer winzigen schmuddeligen Schenke, die gerade mal zwei Tischen Platz bot, nahm ich einen Imbiß und lief dann ziellos durch den Hafen. Ich hockte eine Zeitlang auf einer Kaimauer und sah zu, wie die Fracht eines S'aavaranischer Handelsschoners gelöscht wurde. Müßig fragte ich mich, wo sich mein Großvater, der Kapitän, um diese Jahreszeit wohl mit seinem Schiff war. Ich hing dem Gedanken eine Zeitlang nach, bis mir mit Schaudern bewußt wurde, daß ich ja gar keinen seefahrenden Großvater besaß. Mein Großvater hockte in der Kronenburg, wie eine fette Spinne in ihrem Netz, und warf alle seine Fäden aus, um mich wieder in die Hände zu bekommen.

Ich stand auf und ging weiter. Der Gedanke an Karas und Veelora hatte mich beinahe noch mehr erschüttert als meine verfahrene Lage das ohnehin schon tat. Ich sah keine Möglichkeit mehr, Nikal mit mir zu nehmen. Mit meinen Lügen über die angeblich so wertvollen Papiere hatte ich mich in eine Ecke manövriert, aus der ich nun nicht mehr

herauskam. Am besten sah ich zu, daß ich Sturmhaven verließ, ehe ich auch noch den hiesigen Kopf der Unterwelt am Halse hatte. Darons Warnung vor einem Messer im Rücken klang mir sehr deutlich in den Ohren.

Über mir und um mich herum flatterten und kreischten Möwen, die sich lautstark um die Abfälle auf einem Fischerboot stritten. Ich ließ mich wieder auf der Kaimauer nieder und sah den atemberaubenden Flugkünsten der nebelfarbenen Vögel gefesselt zu, beobachtete ihre halsbrecherischen Sturzflüge und lachte über die Frechheit, mit der sie ihren Artgenossen die Beute unter dem Schnabel wegstahlen. In dem wirbelnden, kreischenden Schwarm blitzte es hin und wieder schwarz auf, und ich strengte meine Augen an, um herauszufinden, was für eine seltsame Möwe das war. Flatternd und mit den anderen um die Wette krächzend stritt sich Magramanir mitten im Gewühl um die besten Bissen. Ich winkte und rief lachend: »H-hallo Mag! Julian!«

Der kleine Rabe ließ sich nicht stören. Erst, als wirklich nur noch einige blitzende Fischschuppen auf dem feuchten Deck übrig waren, flog sie mit trägem Flügelschlag zu mir und setzte sich auf mein Knie.

»Du stinkst n-nach Fisch«, beschwerte ich mich und schubste sie von meinem Bein auf die Mauer. Sie krächzte beleidigt, hieb mit dem Schnabel nach meiner Hand, die ich schnell zurückzog, und hob die Flügel.

»Bleib, wo du bist«, befahl Julian ihr eilig. »Wie steht es, Elloran? Hast du Nikal aufgetrieben?«

Ich kratzte mich an der Nase. »Julian, du hast doch g-gesagt, du hättest ihn zur Stadt gebracht. Warum hast du mich angelogen?«

Er antwortete nicht gleich. Ich sah Magramanir unverwandt an, aber ihre schwarzen Augen verrieten mir wie immer nichts über Julians Gedankengänge. »Das kann ich dir schlecht erklären«, antwortete er schließlich. »Es war aus verschiedenen Gründen unmöglich, und ich wollte dich nicht beunruhigen. Ich habe ihn hierher begleitet, weil er unbedingt nach Haven wollte. Er sprach immer von einem Treffpunkt.«

Ich nahm diese Erklärung, die keine war, schweigend hin. Julian würde nur wütend werden, wenn ich jetzt anfing zu bohren, und mir erst recht nicht mehr dazu sagen. Lieber fragte ich ihn um Rat wegen meiner mißlichen Lage. Er hörte sich die Geschichte an, ohne mich zu unterbrechen, und Magramanir saß während der ganzen Zeit lammfromm und ohne Fluchtversuche neben mir auf der Hafenmauer.

»Was würde dir mehr helfen«, fragte er endlich. »Wenn ich dir das Geld für den Mordauftrag gäbe oder wenn du die Briefe hättest?«

Ich mußte erst einmal das Wort ›Mord‹ verdauen. »Ich befürchte, Nikal kommt es in Wirklichkeit gar nicht s-so sehr auf das Geld an«, entgegnete ich nachdenklich. »Da ist irgendwas im Busch mit diesem Ruud. Ich glaube, Nik will mich b-benutzen, um ihn irgendwie in die Pfanne zu h-hauen. Wenn ich jetzt mit dem Geld ankomme, wird er

sicher mißtrauisch. Ich h-habe noch nie einen Menschen mit einem so ausgeprägten Verfolgungswahn erlebt, Julian!« Magramanir krächzte amüsiert.

»Also die Briefe«, resümierte Julian.

»Ja, wunderbar!« entfuhr es mir. »Julian, die B-Briefe gibt es doch g-gar nicht! Die habe ich erfunden!«

»Ja und? Nikal glaubt dran, und dieser Ruud wird auch daran glauben. Das ist doch ein Kinderspiel, Neffe.«

»Ja, wenn du meinst«, gab ich wenig überzeugt zurück.

»Ich meine«, entgegnete er hart. »Ich besorge dir etwas, das einer oberflächlichen Prüfung standhält. Mehr brauchst du nicht. Bis irgend jemand merkt, daß die Briefe nicht ganz so wertvoll sind, bist du mit Nikal längst über alle Berge.« Magramanir trat von einem Fuß auf den anderen.

»Ich brauche die Briefe aber b-bald«, rief ich schnell.

»War mir klar«, knurrte Julian. »Keine Sorge, Neffe, du bekommst sie rechtzeitig. Magramanir, du machst mich wahnsinnig!«

Mit diesen Worten flog der Vogel davon, und ich sah ihm noch eine Weile nach, wie er im Tiefflug über die grauen Wellen hinwegglitt.

19

Mein schrumpfender Geldbeutel trieb mich an meinen Arbeitsplatz zurück. Ich konnte nicht davon ausgehen, daß Tomas mir mein Glückskraut immer zu solchen Preisen überlassen würde, und die nächste Wochenmiete für Katarin war auch demnächst fällig. Eine frierende und verdrossen wirkende Jannin wanderte die Straße auf und ab und winkte, als sie mich kommen sah.

»Geh nach Hause, Elloran. Ruuds Schläger patrouillieren durch das Viertel. Es muß irgendwas passiert sein, oder sie suchen wieder mal jemanden. Heute traut sich keiner mehr auf die Straße. Ich hänge hier auch bloß noch rum, weil einer meiner dussligen Stammkunden versprochen hat, er käme noch.« Sie hauchte in ihre Hände und setzte mißmutig hinzu: »Und wenn der nicht sofort hier aufkreuzt, kann er sich verdammt noch mal selbst bedienen!« Ich zuckte bedauernd, aber auch ein wenig erleichtert mit den Schultern. Also würde ich in der Laterne einen Tee mit Zitrone zu mir nehmen und dann nach Hause gehen.

Die Laterne war leerer als sonst. Ich starrte in meinen Becher und fühlte mich äußerst elend. Mein Kopf schwamm, und meine Eingeweide rebellierten heftig. Eine Erkältung, das war genau das, was ich jetzt brauchen konnte! Die heiße Flüssigkeit munterte mich etwas auf, aber das Zittern meiner Hände wurde allmählich so stark, daß ich meinen Tee verschüttete. Selbst ein Röllchen Glückskraut brachte dieses Mal keine Linderung. Ich saß am Tisch, blickte auf meine Hände nieder, die auf der Tischplatte so etwas wie ein Eigenleben zu führen begannen und entschied, mich jetzt lieber schleunigst ins Bett zu begeben. Ich stand auf und fühlte den Boden unter meinen Füßen schwanken. Mein Blick verschwamm, und ich schwankte halbblind zur Tür.

»Wohl ein paar zu viel gehoben«, lachte hinter mir eine Stimme. »Schaffst du es noch alleine nach Hause, Elloran?« Ich stand vor der Tür, ohne zu wissen, wie ich hinausgekommen war. Der Boden hob und senkte sich in übelkeiterregenden Wellen, ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten. Cesco stand lachend vor mir und winkte mir mit zerfleischten, bluttriefenden Händen. Ich schrie auf und würgte.

»Au weh, das sieht ja übel aus«, sagte die Stimme. »Daron, hilf mir mal, wir bringen ihn lieber nach Hause.« Hilfreiche Arme griffen unter meine Achseln und stützten mich. Dankbar ließ ich mich von ihnen führen.

Katarin ächzte und lachte gleich darauf. »Junge, du bist ganz schön schwer. Hilf gefälligst ein bißchen mit, die halbe Portion Daron kann dich nämlich nicht halten!« Ich bemühte mich ehrlich, aber ich war kaum noch bei Bewußtsein.

»Einen – Augenblick«, flüsterte ich kurz vor Katarins Behausung. Ich sackte in die Knie und erbrach mich heftig.

»Alle Wetter«, meinte Daron ehrfürchtig. »Ich habe schon eine Menge Besoffener erlebt, aber das ist wirklich beängstigend. Meinst du nicht, wir sollten lieber die Heilerin rufen, Kat?«

Schweratmend kniete ich da und versuchte vergeblich, wieder auf die Beine zu kommen. Katarins kräftige Hände griffen zu und hoben mich hoch. Die beiden trugen mich die letzten Meter zu Katarins Wohnung. Endlich lag ich in meinem Bett. Krämpfe schüttelten mich, daß ich zu zerreißen glaubte. Meine Eingeweide hatten mir ihren Dienst aufgekündigt und versuchten anscheinend gerade alle gleichzeitig den Ausgang zu finden. Blind vor Schmerz und stöhnend krallte ich meine Hände in das Kissen.

»Ich gehe!« sagte Daron entschlossen. »Das ist mir zu viel. Ich hole die Heilerin, Kat!« Katarin ging mit ihm aus dem Zimmer, und ich lag da, stöhnend, nach Luft ringend und von heißen und kalten Fieberschauern geschüttelt. Stimmen wisperten neben meinem Lager.

»Warum gibst du nicht zu, daß du verloren hast, verehrte Meisterin? Es ist vorbei, du stehst mit leeren Händen da. Du hast nichts begriffen, und nichts hast du verhindern können.«

»Du spielst falsch, Schüler. Ich dachte, ich kenne dich und deinen maßlosen Ehrgeiz. Aber ich habe niemals damit gerechnet, daß du alle Regeln des Spiels brechen würdest. Wenn etwas mein Fehler war, dann mein Vertrauen zu dir.«

»Ich breche keine Regeln, ich mache sie. Das ist es, was du nie verstanden hast; und das besiegelt deinen Untergang. Du weißt, daß ich dich beseitigen muß.«

»Schlage nicht zu früh den Gong, Freund. Noch bin ich nicht tot.«

»O doch, alte Frau. Du willst es nur noch nicht wahrhaben.«

Unbarmherzige Hände zwangen meinen verkrampften Kiefer auf und flößten mir eine stechend riechende, scharfe Flüssigkeit ein. Ich schnappte nach Luft, als sie brennend meine rauhe Kehle hinunterfloß, und hustete mir beinahe die Seele aus dem Leib. Mein Blick klärte sich ein wenig, und etwas später begannen auch die grausamen Krämpfe nachzulassen. Krächzend bat ich um etwas Wasser, und die besorgt wirkende Katarin hielt mir sofort einen Becher an die Lippen. Eine ältere, rotblonde Fremde packte ihr Bündel zusammen und sagte trocken: »Das Schlimmste dürfte vorbei sein. Sag deinem jungen Freund, sobald er wieder halbwegs klar ist, er soll die Finger von dem Teufelszeug lassen, falls er vorhat, den nächsten Sommer noch zu erleben.« Sie erhob sich und sah streng auf mich hinunter. »Aber wie ich die Sache sehe, ist es ohnehin schon zu spät«, fügte sie mitleidlos hinzu. »Diese dummen Kinder.« Sie ging kopfschüttelnd hinaus, begleitet von einer sehr bedrückten Katarin.

Ich hörte die beiden Frauen draußen noch miteinander murmeln und dämmerte schon weg. Wenig später wurde ich wieder wach, als Katarin sich zu mir setzte. Ich fühlte mich weich und schwer, die Schmerzen waren zwar noch da, aber sie schienen weit entfernt,

wie von mir abgetrennt, fast, als gehörten sie zu jemandem, der neben mir lag. Katarin nahm meine Hand und sah mich besorgt an.

»Du hast mir verschwiegen, daß du diesen widerwärtigen Traumstaub schluckst«, sagte sie sanft und vorwurfsvoll. »Du bringst dich um damit, das weißt du doch? Die Heilerin sagt, daß du vielleicht noch ein Jahr vor dir hast, aber du mußt sofort damit aufhören. Du hast schon zu viel davon im Körper, um wieder gesund zu werden, aber du kannst vielleicht erreichen, daß du nicht so schrecklich ...« Ihre Stimme wurde leiser und verstummte. Sie sah mich an und schüttelte den Kopf – wie die Heilerin. »Elloran, du kannst hierbleiben, wenn du willst. Es ist nicht schlimm, wenn du deine Miete nicht mehr bezahlen kannst, ich setze dich nicht hinaus. Aber du mußt mir versprechen, daß du damit aufhörst. Bitte, Elloran.«

Ich nickte schwach. Warum tat sie das für mich, sie kannte mich doch gerade erst seit einer knappen Woche? Wie kam es nur, daß ich immer wieder auf Menschen traf, die mir halfen und mich offensichtlich in ihr Herz schlossen – bis irgend etwas passierte, und sie mich fallenließen wie einen verfaulten Fisch. Ruhte denn irgendein Fluch auf mir? Was würde wohl diesmal geschehen, wie würde ich diese freundliche Frau gegen mich aufbringen?

Sie lächelte kurz und drückte meine Hand. »Kannst du jetzt schlafen, Elloran?« Ich nickte wieder. »Gut, das ist das Beste. Ruf mich, wenn du irgend etwas brauchst.«

Sie ging leise hinaus und ließ die Tür einen Spalt offenstehen. Ich lag in der dunklen Kammer und blickte auf das glimmende Ende meines Glückstäbchens. Ein Jahr hatte ich noch zu leben. Leben! Die Anfälle wurden häufiger und immer schlimmer. Ich glaubte nicht daran, daß Jemaina ein Mittel gegen das Gift finden würde; jedenfalls nicht, bevor es ohnehin zu spät für mich war. Irgend jemand auf dieser Welt haßte mich so sehr, daß er – oder sie? – mich auf diese grausame Art zu Tode bringen wollte. Ob ich wohl jemals erfahren würde, wer mein Feind war? Ich mußte lachen. Es war unwichtig. Schon bald würde mich das alles so wenig kümmern wie die Frage, wer im nächsten Frühlingsrennen von Salvok den Hauptpreis erränge. Mein Rauchstäbchen verglomm, und ich entzündete ein zweites. Ich würde das Beste aus der Zeit machen, die mir noch verblieb. Irgendwie mußte ich an genügend Geld herankommen, um mir nicht auch noch darüber ständig den Kopf zerbrechen zu müssen. Dann würde ich mich an einen Ort zurückziehen, wo mich keiner suchte, und dort auf meinen Tod warten. Wobei ich gedachte, mir diese Wartezeit wenigstens so angenehm zu vertreiben, wie das nur möglich war.

»Fressen, saufen, rauchen und ab und zu was Warmes fürs Bett?« wisperte eine Stimme in mein Ohr. Ich verschluckte mich am Rauch und mußte husten. Hände klopften hilfreich und nicht allzu sanft auf meinen Rücken.

»Du Quälgeist«, flüsterte ich erbost. »Was willst du eigentlich noch von mir? Laß mich

doch einfach in Ruhe, verdammt!«

»Ich denke ja nicht daran!« sagte sie empört. »Du bist viel zu unterhaltsam, weißt du? Ich wüßte nicht, worüber ich lachen sollte, wenn ich dich nicht hätte, Brüderchen.«

»Es gibt dich nicht«, sagte ich und kniff die Lippen zusammen. »Ich sehe überhaupt nicht ein, warum ich mich von jemandem ärgern lassen soll, den es nicht gibt.«

»Oha!« sagte sie anerkennend. »Du lernst ja anscheinend doch, mein Lieber. Das ist doch schon mal ein Schritt in die richtige Richtung. Wenn du in dem Tempo weitermachst, entwickelst du dich vielleicht noch zu einem halbwegs anständigen Gesprächspartner, ehe du krepierst.«

Es verschlug mir bei dieser unvermuteten Rohheit den Atem. Sie schnalzte mißbilligend mit der Zunge. »Schon wieder in die Falle gegangen? Elloran, Elloran! Du hast doch gerade selbst einen ganz richtigen Schluß gezogen. Warum machst du nur immer dieselben Fehler? Du versuchst, mit den Erwachsenen zu spielen, dabei fällst du ständig auf meine armseligen Tricks rein – und das, obwohl ich nicht einmal existiere!« Sie lachte böse und war fort. Ich biß mir verärgert auf die Lippen. Meine Traumschwester entwickelte sich langsam zu einem Dämon, der mich bis aufs Blut quälte.

»Hast du gerufen, Elloran?« fragte Katarin von draußen. Ich versicherte, alles sei in bester Ordnung und zog mir meine Decke über die Ohren.

Am nächsten Tag war ich noch zu schwach, um aufzustehen. Katarin ließ mich schlafen und brachte mir nur hin und wieder etwas Tee und Brot ans Bett. Ich verschlief zwei ganze Tage und Nächte. Am Morgen darauf fühlte ich mich wieder einigermaßen bei Kräften. Julian hatte sich noch nicht bei mir gemeldet, und ich wurde langsam unruhig. Wenn Nikal mich zu Ruud brachte, mußte ich diese gefälschten Briefe in der Tasche haben, sonst würde es mir mit Sicherheit schlecht ergehen.

Ich trank meinen Tee mit Katarin und kaute appetitlos an einem winzigen Stück Käse herum. Sie sah mich sorgenvoll an, und ich bemühte mich, etwas freundlicher zu blicken.

»Warum gehst du nicht ein wenig spazieren?« schlug sie vor. »Es ist schön draußen, sonnig und ein bißchen windig. Das tut dir bestimmt gut.« Ich mußte unwillkürlich lächeln. Sie hörte sich an wie vor Zeiten meine Amme, wenn sie mich loswerden wollte, um sich endlich um ihre andere Arbeit zu kümmern.

»G-gute Idee«, sagte ich heiter. Vielleicht träfe ich ja Magramanir am Hafen und konnte Julian ein wenig Dampf machen.

Warm eingemummelt spazierte ich die Mole hinunter. An der südlichsten Spitze Sturmhavens setzte ich mich auf eine Mauer, ließ die Füße baumeln und blickte über das Meer. Irgendwo dahinten lag S'aavara. Ich schloß die Augen, ließ den nach Salz und Tang riechenden Wind um meine Nase wehen und träumte von Sand und Kamelen. Etwas fiel

in meinen Schoß und wäre fast in das graugrüne Wasser unter mir geplumpst, wenn ich nicht unwillkürlich zugegriffen und es festgehalten hätte.

»Mag!« schimpfte Julian. »Du verdammtes Vieh, das machst du doch absichtlich!« Sie krächzte vergnügt und flog eine Schleife.

Ich betrachtete das kleine Päckchen. Es war sorgsam in weiches Leder gehüllt und mit einem Band verschnürt. Ich entknotete es mit unsicheren Fingern und schlug das Leder auseinander. Mehrere gefaltete, mit Siegeln versehene und säuberlich beschriebene Bögen Papier fielen mir entgegen.

Ich sah verzweifelt auf. »Julian, das ist doch vollkommener Sch-Schwachsinn. Hier auf d-diesem Blatt steht ein Rezept für Augenentzündungen bei Pferden.« Ich blätterte weiter. »Das hier ist ein ziemlich schlechtes Liebesgedicht, und bei dem hier kenne ich noch n-nicht einmal die Schrift. Wem soll ich d-denn sowas verkaufen? Oder soll Ruud das für einen Geheimcode halten? Das klappt doch nie!«

Magramanir landete im Sturzflug auf meinem Knie und klappte mit dem Schnabel. »Junge, du bist anstrengend, weißt du das? *Du* siehst das, was du gerade vorgelesen hast. Für deine Augen ist es schließlich auch überhaupt nicht gedacht. Nikal wird darin an die Großherzogin adressierte Botschaften der T'jana erkennen, in der die Inseln für Überfälle auf Haven im nächsten Frühjahr um Unterstützung gebeten werden. Etwas, das Ruud sehr interessieren wird. Das ist es doch, worauf es ankommt, nicht wahr?«

Ich starrte mißtrauisch auf die Briefe in meinem Schoß. »Ja, wenn d-du es sagst ...«, murmelte ich wenig überzeugt.

»Ich sage es. Jetzt tu mir den Gefallen und stecke die Dinger weg, ich habe Angst, daß ich sie dir sonst noch aus dem Wasser fischen darf.«

Magramanir schwang sich auf und gesellte sich zu ihren neuen Freundinnen, die unterwegs waren, um ein einlaufendes Fischerboot zu plündern. Ich wickelte die Papiere ein und steckte sie seufzend in die Tasche meines Umhangs. In dieser Angelegenheit würde ich auf Julians Wort vertrauen müssen. Aber er würde mich schon nicht enttäuschen, das tat er schließlich nie.

Für den heutigen Tag hatte ich genügend frische Luft geschnappt und wollte wieder in mein warmes Bett zurück. Bei einem Straßenhändler kaufte ich noch eine Handvoll Krabben, die ich während des Gehens schälte und mir in den Mund warf. Erschöpft wie nach einem dreitägigen Ritt öffnete ich die Tür zu meinem Zimmer. Auf meinem Bett lag Nikal und reinigte sich mit seinem schmalen Dolch die Nägel. Ich sah auf den ersten Blick, daß er mein Zimmer durchwühlt hatte; er hatte sich keinerlei Mühe gegeben, das zu verbergen. Bei meinem Anblick machte er auch keine Anstalten, sich zu erheben. Er hörte auf, an seinen Nägeln herumzukratzen, hielt aber den Dolch weiterhin wachsam in der Hand.

»Was tust du hier?« fragte ich mühsam beherrscht.

Er warf das Messer in die Luft und fing es wieder auf: dreimal, viermal, fünfmal. »Wo sind die Briefe?« erkundigte er sich schleppend. Seine Sprache klang verwaschen und undeutlich, und als ich ihn mir genauer ansah, bemerkte ich Anzeichen starker Trunkenheit in seinem Gesicht. Der Dolch wirbelte durch die Luft und sirrte dicht an meinem Ohr vorbei, um zitternd im Türrahmen steckenzubleiben. Ich riß ihn heraus und wog ihn vor Wut kochend in der Hand. Nikal lag da, voll wie ein Lampenfisch, und benutzte mich als Zielscheibe!

»Holla, vorsichtig, Söhnchen«, murmelte er träge. »Das Ding ist scharf, du könntest dich schneiden.«

Ich stieß einen ergrimmten Laut aus und rammte den Dolch dicht neben seiner schlaffen Hand in die Matratze. Ehe ich mich versah, war er aufgesprungen und hatte mich mit eisenhartem Griff an der Kehle gepackt. Er stieß mich gegen die Wand, daß ich Sterne sah und drückte mir die kalte Klinge gegen das Kinn.

»Leiste dir lieber nicht den Fehler, mich zu unterschätzen, Rotznase«, zischte er. Er drückte mir erbarmungslos die Luft ab, ohne sich um meine schwächliche Gegenwehr zu kümmern. Sein Gesicht mit den wahnsinnigen Augen war ganz nahe an meinem, und ich wußte, er würde mich kaltblütig töten, genauso beiläufig, wie ich eine Mücke erschlagen hätte. Ich begann, die Besinnung zu verlieren, aber genauso plötzlich, wie er mich gepackt hatte, ließ er mich los. Ich rutschte an der Wand zu Boden, hustend und nach Luft ringend.

»Wo hast du die Briefe?« Er kniete sich neben mich und streichelte sanft mit seinem Messer über mein Gesicht. Ich rieb meinen schmerzenden Hals und drehte den Kopf weg von seinem Dolch. Er packte mich brutal bei meinen Haaren und drehte mein Gesicht zu sich. Die Klinge bewegte sich sacht vor meinen Augen hin und her.

»Raus damit, Söhnchen. Ich würde dir ungern die hübsche Visage zerschneiden, also zwinge mich lieber nicht dazu.« Er zog die Schneide langsam über meine Wange, und ich spürte kitzelnd das Blut aus dem feinen Schnitt tröpfeln.

»Alles, was Narben hinterläßt, kostet doppelt, richtig?« flüsterte er höhnisch. »Mal sehen, wieviel Geld ich noch bei mir habe. Viel wollte ich eigentlich nicht ausgeben.« Mir traten Tränen der Demütigung in die Augen.

»In m-meinem Umhang«, krächzte ich. Er ließ mich nicht sofort los, starrte mich noch einige Lidschläge lang an. In seinen Augen stand eine schreckliche Heiterkeit. Dann preßte er grausam seinen Mund auf meinen und küßte mich, obwohl ich mich angeekelt dagegen zur Wehr setzte. Er stieß mich von sich und griff nach meinem Umhang, holte das Päckchen mit den Briefen aus der inneren Tasche und machte es sich wieder auf meinem Bett bequem.

Ich hockte an der Wand und betupfte mit bebenden Fingern meine blutenden Lippen und den Schnitt in meiner Wange. Er entfaltete den ersten Brief, und ich hielt den Atem

an. Wenn Julians Täuschung nicht gelang, würde ich diesen Raum nicht mehr lebend verlassen.

Nikal überflog das Schreiben stirnrunzelnd, griff dann zum nächsten. Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung. Endlich schnürte er das Bündel wieder zusammen und warf es mir zu. Ich fing es überrascht auf und kam hastig auf die Füße. Er schwang die Beine in den abgetragenen schwarzen Hosen aus dem Bett und stützte seine Arme auf. Die Hände baumelten locker vor seinen Knien, und er wirkte völlig entspannt. Trotzdem fühlte ich mich, als säße ich unmittelbar vor dem Bolzen einer gespannten Armbrust.

»Wir müssen noch über meine Bezahlung sprechen«, sagte er im Plauderton. »Ich denke, die Hälfte wäre angemessen.«

Im Versuch, mir meine Erleichterung nicht anmerken zu lassen, protestierte ich heftig. »Das ist doch w-wohl nicht dein Ernst, Nikal! Ich h-habe mein Leben für die Briefe aufs Spiel gesetzt ...«

»*Dein* Leben?« unterbrach er mich spöttisch. Das brachte mich zum Verstummen. »Hör zu, Bürschchen. Wenn du schon so anfängst: Ich riskiere meinen Hals, wenn ich dich zu Ruud bringe. Er hat nämlich im Augenblick etwas gegen mein Gesicht.« Er lachte hart auf. »Aber er dürfte derjenige sein, der dir am meisten für diese Briefe zahlen wird. Bei dem Risiko, das ich für dich eingehe, sind fünfzig Prozent für mich doch nicht zu viel verlangt.«

»Vierzig«, antwortete ich. Er balancierte den Dolch wieder zwischen den Fingern. Ich schluckte mit einem Seitenblick auf den scharfen Stahl und wiederholte stur: »Vierzig, Nik. M-mein letztes Wort.« Seine rotgeränderten Augen bohrten sich in meine. Ich setzte mein hochmütigstes Gesicht auf und wich dem Blick nicht aus, obwohl mir der Angstschweiß den Rücken hinunterlief. Endlich kicherte er – ein böses Geräusch – und ließ den Dolch verschwinden.

»Na gut«, gab er nach und stand auf. »Aber nur um unserer guten alten Freundschaft willen.« Er ging zur Tür. »Treffe mich morgen abend im Gelben Segel, dann bringe ich dich zu Ruud.« Er öffnete die Tür und zögerte, schlug sich vor die Stirn, als habe er etwas vergessen und fischte einen Krontaler aus seiner Tasche. Den warf er mir klirrend vor die Füße, leckte sich hämisch noch einmal über die Lippen und ging.

Ich sank auf mein Lager und bemühte mich, wieder Herr meiner zitternden Glieder zu werden. Inzwischen war ich mir alles andere als sicher, daß ich die nächste Woche noch erleben würde. Sollte doch Galen selbst versuchen, Nikals habhaft zu werden. Ich könnte jetzt mein Pferd aus dem Mietstall holen und zu unserem Treffpunkt reiten. Dort würde ich mich zwei Tage lang eingraben und dann Quinns Gruppe berichten, wo sie ihn finden konnte. Und ganz sicher würde ich sie nicht dabei begleiten. Ich rauchte fahrig, und meine Gedanken rasten im Kreis wie gefangene Ratten.

Was am Ende über meine Angst siegte, war die Geldgier. Wenn ich aus Ruud eine

anständige Summe herausschlagen könnte, wäre ich trotz der Bezahlung für Nikal schon einen Teil meiner Sorgen los. Je nachdem, wie das Zusammentreffen mit Omellis Leuten verlief, konnte ich Nik seinen Anteil vielleicht sogar wieder abknöpfen. Ich rauchte, und mit jedem verglimmenden Stäbchen sah die Zukunft weniger düster aus. Ich würde es schon schaffen, Ruud und Nikal zu übertölpeln. Alles Weitere lag ohnehin nicht mehr in meinen Händen. Sollten sich doch die anderen die Köpfe darüber zerbrechen, was sie mit dem wahnsinnigen Totschläger anfingen.

Bis zu unserer Verabredung am nächsten Tag blieb ich im Bett, rauchte und schlief. Katarin sah einige Male nach mir, aber ich hatte keine Lust, mich zu unterhalten. Mein Kopf war leicht und frei wie schon lange nicht mehr, und ich genoß diesen Zustand weidlich.

Gegen Abend wusch ich mich flüchtig und zog mich an. Ich war zwar benebelt, aber das machte mir keine Sorgen. Ich wußte, daß ich Nikal überlegen war, und wahrscheinlich würde sich auch der geheimnisvolle Ruud als harmloser Pappwolf erweisen. Ich warf mir meinen Umhang um, versicherte mich, daß die Briefe in der Tasche steckten und spazierte zum Gelben Segel. Moll winkte, stellte mir mein Wasser hin und rief: »Ich habe dich vermißt – bist du mir untreu geworden, Elloran?« Ich lachte und drückte ihr einen Kuß auf die rote Wange.

»Keine Bange, Moll, dir würde ich niemals untreu werden. Ich war ein paar Tage krank.« Ich blickte auf den Becher und rümpfte die Nase. »Gib mir lieber Wein, Moll. Ich habe das Gefühl, ich vertrage heute kein Wasser.« Sie lachte laut auf und schob mir das Gewünschte hin. Ich trank und seufzte wohlig. Verdammnis, Jemaina hatte mir doch schließlich hin und wieder einen Becher Wein genehmigt!

Eine narbige Hand legte sich auf meinen Arm. Ich sah erschreckt auf und blickte in Nikals kaltes Gesicht. Er bestellte sich Schnaps und trank schweigend und hastig. Moll bediente ihn mit Widerwillen in ihrem gutmütigen Gesicht. Ich bemerkte, wie sie immer wieder von ihm auf mich blickte und den Kopf schüttelte.

»Laß uns gehen«, brach Nikal sein Schweigen, als unsere Becher leer waren. Ich warf ein paar Münzen auf die Theke und wies auf beide Becher. Moll strich das Geld ein und warf mir einen beunruhigten Blick zu. Ich lächelte und folgte dem hageren Rücken Nikals nach draußen.

Wir gingen stumm durch das Blaue Viertel, überquerten eine kleine Brücke und gelangten endlich vor ein dunkles, unbewohnt wirkendes Haus. Die Fenster der unteren Etage waren mit dichten Läden verschlossen. Kein Lichtschimmer drang heraus, der darauf gedeutet hätte, daß jemand sich dort drinnen aufhielt.

Nikal trat zur Tür und klopfte leise und rhythmisch mit den Fingern dagegen. Lange Zeit regte sich nichts, dann glitt die Tür einen kleinen Spalt auf. Nik drückte sie ganz auf

und winkte mir, ihm zu folgen. Wir erreichten einen stockfinsteren Gang, durch den er sich mit schlafwandlerischer Sicherheit bewegte. Ich hielt mich an seiner Schulter fest und folgte ihm herzklopfend. Eine Tür knarrte, und ein schwacher Lichtschimmer fiel in meine Augen. Nikal schob mich durch die Tür und schloß sie hinter uns. Das Zimmer, in dem wir standen, war erstaunlich gemütlich eingerichtet; alles darin deutete auf einen Bewohner sowohl mit Geld als auch Geschmack. Es war nur schummrig durch eine kleine Öllampe beleuchtet, und im Kamin verglommen die Reste eines Feuers. Außer uns war niemand anwesend. Nikal stand reglos mitten im Raum und schien zu warten. An der Rückwand des Zimmers, die nahezu völlig im Dunkeln lag, regte sich etwas. Ich strengte meine Augen an und machte die schweren Falten eines Vorhangs aus. Ein Luftzug traf mein Gesicht. Nikal verlagerte sein Gewicht auf das andere Bein, in seinem Gesicht regte sich nichts. Mir wurde mit plötzlicher Klarheit bewußt, daß er starr war vor Angst. Mein Mund wurde trocken.

»Ah, Nikal«, schnurrte eine gedämpfte Stimme. Ich konnte nicht erkennen, woher sie kam. »Du wagst dich wirklich hierher? Ich bin zutiefst beeindruckt. Hast du dir schon überlegt, wie du sterben möchtest?« Nikal entgegnete nichts, aber ich sah einen Muskel an seiner Wange zucken. »Komm schon herein und bring deinen jungen Freund mit, Kommandant. Über deine Hinrichtung können wir später immer noch reden.« Die Stimme klang amüsiert.

Nikal trat auf den Vorhang zu und schlug ihn beiseite. Ich folgte ihm und sah mich staunend um. Dieses Zimmer war so nüchtern, wie der vordere Raum gemütlich gewesen war. Ein prasselndes Feuer loderte im Kamin, und ein von Büchern und Schriftstücken überquellender Tisch stand ihm gegenüber. Die große, schlaksige Gestalt, die mit dem Rücken zu uns vor dem Kamin stand und ihre bleichen Hände am Feuer wärmte, erschien mir seltsam vertraut. Der Mann trug einen dunklen Samtmantel, über dessen Kragen sich zottiges schwarzes Haar ringelte. Nikal blieb stehen und räusperte sich unbehaglich.

»Setzt euch«, befahl der Mann, der in Sturmhaven als Ruud bekannt war. Ich hielt die Luft an. Diese Stimme hatte ich zu oft gehört, um sie nicht zu erkennen. Nikal ließ sich steif in einem Lehnstuhl neben dem Tisch nieder, aber ich blieb erstarrt stehen und stierte den Mann an, der sich jetzt zu uns umwandte.

»Setz dich hin«, wiederholte er und lächelte schmal. Seine seegrünen Augen, die denen seiner Mutter erstaunlich glichen – warum war mir das vorher nie aufgefallen? – fixierten mich mit einem unergründlichen Ausdruck. Ruud wandte sich zu Nikal, der ihn nicht aus den Augen ließ und sagte liebenswürdig: »Bester Freund, du hast zweimal versucht, mich umzubringen. Was treibt dich jetzt, hier einfach so hereinspaziert zu kommen – Lebensmüdigkeit? Oder verfolgst du noch etwas anderes? Ich bin äußerst interessiert, dazu eine Erklärung von dir zu hören.«

»Ich habe dir etwas zu verkaufen«, sagte Nikal rauh. »Der Junge hat Briefe, die dir einiges wert sein dürften. Dafür verlange ich, daß du deine Hunde zurückpfeifst.« Er warf mir einen schnellen Blick zu und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, Ruud die Briefe zu übergeben. Ich tat, was er wollte, und sah dann gebannt zu, wie der dunkelhaarige Mann die Schriftstücke sorgfältig prüfte. Ich begriff überhaupt nichts mehr. Was hatte diese ganze Briefgeschichte für einen Sinn?

Ruud ließ den letzten Brief sinken und faltete die Hände vor dem Mund. Er tippte gedankenverloren mit den Zeigefingern gegen seine Zähne. »Erkläre mir nur noch eines, Nikal«, sagte er freundlich. »Du verlangst, daß ich dich verschone, aber die Briefe besitzt der Junge? Das scheint mir ein merkwürdiger Handel, Freund.«

Nikal atmete zischend ein. Er bewegte seine Hand schneller, als ich es mit den Augen verfolgen konnte. Aber Ruud kam ihm zuvor. Er hob nachlässig seine Finger und beschrieb eine augenverwirrende Geste. Nikals Dolch flog weit an seinem Ziel vorbei und fiel klirrend hinter ihm auf den Boden. Nikal war aufgesprungen, das Gesicht schneeweiß und erstarrt.

Ruud schüttelte nachsichtig den Kopf und lächelte grimmig. »Nik, das war jetzt das dritte Mal. So langsam bekomme ich das Gefühl, du hast etwas gegen mich.« Er lehnte sich entspannt zurück und schloß die Augen. Ich bewunderte seine Kaltblütigkeit. »Du wirst Haven verlassen«, sagte er sanft. »Ich kann nicht zulassen, daß hier jemand herumläuft, der andauernd versucht, mich umzubringen. Wenn du künftig nur einen Fuß hierher setzt, bist du Fischfutter. Rechne nicht damit, daß ich dich ein weiteres Mal verschone. Ich mag vielleicht gutmütig sein, aber ich bin kein Schwachsinniger. Jetzt geh, ich habe mit deinem jungen Begleiter etwas Geschäftliches zu besprechen!«

Nikal starrte ihn haßerfüllt an. »Ich warte im Gelben Segel auf dich«, rief er mir rauh zu und verließ grußlos den Raum. Ruud sah ihm hinterher und legte einen Finger auf die Lippen. Ich schloß meinen Mund wieder und wartete. Er schien zu lauschen. Endlich entspannte er sich, ließ seine Hände sinken und lächelte mich an.

»Siehst du, Elloran, Ruud hat die Fälschungen geschluckt.« Ich war sprachlos. Er lachte leise und trat an das Feuer. »Möchtest du auch einen Tee?« Ohne meine Antwort abzuwarten, füllte er zwei Becher und drückte mir einen davon in die Hand. Wir tranken schweigend und sahen uns an.

»Was soll die b-blödsinnige Maskerade, Julian?« fragte ich erbost. »Wo ist dieser Ruud, und w-warum erkennt Nikal dich nicht, und ...«

»Halt, Neffe«, stöhnte Julian. »Das ist ja genau wie früher, du kannst einfach den Hals nicht vollkriegen. Laß mich doch bitte erst einmal eine Frage beantworten, ehe du die nächste stellst!« Ich holte tief Luft und nahm mein Glückskraut heraus. Er sah mir zu, wie ich eines der Stäbchen zum Glühen brachte und nickte befriedigt.

»Wo Ruud ist, wolltest du wissen«, begann er. Er zog eins seiner langen Beine unter

sich und ließ das andere baumeln. Mir kamen fast die Tränen, als ich diese vertraute Haltung sah. »Ruud ist hier. Ich bin Ruud, zumindest hier in Haven.« Er sah mich gelassen an und erwartete meine unvermeidliche Frage.

»Weshalb ›Ruud‹?« entfuhr es mir prompt.

»Das ist der Name meines Großvaters. Du erinnerst dich, der Herr mit dem kleinen Sprachfehler, den du mit etwas Verzögerung geerbt hast«, in seinen Augenwinkeln bildeten sich kleine Lachfältchen. »Der Name erschien mir passend. Nächste Frage?«

Ich inhalierte den kühlen Rauch und dachte nach. Er hatte meine eigentliche Frage nicht beantwortet. »Was ist m-mit Nikal?«

»Was soll mit ihm sein? Er erinnert sich nicht an Julian, er kennt mich nur als Ruud; und er versucht, mich umzulegen. Ich hoffe sehr, du schaffst mir dieses Problem ein für alle Male vom Hals.«

Ich stöhnte. Er blinzelte erheitert. »J-Julian!« beharrte ich. »Du w-weichst mir aus. Warum spielst du dieses Spiel hier in Haven? Was bezweckst du damit? Du b-bist so etwas wie ein Verbrecher, nach all dem, was ich über Ruud gehört habe!«

»Nicht ›so etwas wie‹«, lachte der Magier. »Ich *bin* das Verbrechen in Haven. Ich kontrolliere diese Stadt, und ich habe nicht vor, es dabei zu belassen. Aber, lieber Neffe, das ist eine verwirrende Geschichte, die zu erzählen einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Du bist schließlich mit unserem mordlustigen gemeinsamen Freund verabredet, der sehr mißtrauisch werden wird, wenn du nicht im Gelben Segel erscheinst. Mit seinem Anteil in der Tasche, versteht sich.«

Er grinste über mein überraschtes Gesicht und zog eine Schublade auf. Der entnahm er einen schweren, prall gefüllten Lederbeutel und warf ihn mir in den Schoß. Ich zog die Schnüre auf und blickte hinein. Fassungslos sah ich Julian an. Der hob gleichmütig die Schultern und bemerkte: »Verbrechen lohnt sich, Elloran. Nimm es als kleines Taschengeld. Aber an deiner Stelle würde ich es nicht Nikal zeigen, sonst kommt er am Ende noch auf dumme Gedanken. Gib ihm die Fünfzig, die er im voraus wollte und vertröste ihn mit der Bezahlung auf später, wenn er seinen Auftrag erfüllt hat. Das wird er verstehen, er würde nämlich genauso handeln.« Er stand auf, legte mir seine Hand auf den Rücken und sagte, indem er mich zur Tür führte: »Komm wieder hierher zurück, wenn du ihn losgeworden bist. Wir haben viel zu besprechen.«

»Bis gleich dann«, sagte ich erleichtert und verließ ihn. Mein Kopf war immer noch so leicht und leer, wie er den ganzen Tag gewesen war, und außerdem fühlte ich mich jetzt regelrecht beschwingt. Ich war äußerst gespannt auf Julians Erklärung dieser seltsamen Scharade.

Nikal hatte sich bereits sinnlos betrunken, als ich im Gelben Segel eintraf. Er hing schlaff an einem Tisch, in der Hand einen Becher mit klarem, starkem Kartoffelschnaps, und

lallte: »Wurde auch Zeit, daß du kommst, Bürschchen. Wo ist mein Geld?« Sein Blick verschwamm, und das vom Trinken gedunsene Gesicht war gerötet. Ich zählte ihm schweigend fünfzig Goldychs in Zehnerstücken hin. Er sah mir mit haltlos schwankendem Kopf dabei zu. »Und mein An ... Antei ...«, er rülpste.

Ich schüttelte den Kopf. »Erst nach Abschluß unseres Geschäftes«, erklärte ich fest. »Ich setze m-mich mit dir in Verbindung.«

Als ich mich wegdrehte, griff er nach meinem Handgelenk und zog mich zu sich herunter. »Du wirst mich nicht bescheißen«, drohte er. Seine getrübten Augen blickten tückisch, und schaler Atem strich über mein Gesicht. »Bilde dir nicht ein, daß du mich reinlegen kannst, du widerliche Bettwanze!«

Ich riß mich aus seinem Griff los und fauchte: »Keine Sorge! Du b-bekommst dein Geld. Aber erst, wenn du getan hast, w-wofür ich dich bezahle.«

Ich drehte mich um und ging hinaus. Ich bemerkte Molls Blick, erwiderte ihn aber nicht. Das Zusammentreffen mit dem Betrunkenen hatte meine vorher so gute Laune stark verdüstert. In dumpfem Brüten wanderte ich zurück zu dem finsteren Gebäude, in dem Ruud residierte.

Julian wartete auf mich. Er hatte zwei gepolsterte Stühle ans Feuer geschoben und einen Imbiß und eine Kanne mit Wein bereitgestellt. Ich sah auf das Brett mit dem geräucherten Schinken und den dunkelroten Würsten und seufzte. Er schnitt sich ein herzhaftes Stück von dem fettgeäderten Schinken ab und schob mir das Brett hin.

»Iß, Junge. Das wird noch eine lange Nacht, und du mußt doch bei Kräften bleiben.«

»Ich d-darf nicht«, murmelte ich.

Er schnaubte. »Nimm schon. Und vertraue mir ruhig – dein kleines Gesundheitsproblem habe ich im Handumdrehen gelöst.« Ich starrte ihn ungläubig an. Er hob die Brauen und schob mir aufmunternd das Brett näher. Ich zuckte mit den Schultern und griff zu. Es war ja wahrscheinlich ohnehin gleichgültig. Wir lehnten uns beide zurück und sahen in vertrautem Schweigen ins Feuer. Die Stille war behaglich und freundlich. Ich streckte meine Beine aus und fühlte mich neben meinem Freund und Lehrer geradezu unbeschreiblich wohl. Er lächelte knapp zu mir herüber, als habe er das gleiche gedacht und schenkte meinen Becher voll.

»Es ist schön, dich mal wieder mit menschlichen Augen zu sehen«, brach er nach einer Weile das Schweigen. Ich grinste ihn liebevoll an.

»Ich war auch schon g-gar nicht mehr sicher, ob d-du nicht Federn und einen Schnabel hast.« Er gluckste. »Erzählst du m-mir jetzt, was das hier alles zu bedeuten hat?«

Er drehte seinen Becher zwischen den langen Fingern. Sein knochiges, melancholisches Gesicht lag im tiefsten Schatten, aber ich konnte das grüne Funkeln seiner Augen sehen. »Wer herrscht über die Kronstaaten?« fragte er ausweichend.

Ich stutzte, aber da ich seine verzögerten Annäherungen an ein Thema aus unzähligen

Unterrichtsstunden kannte, antwortete ich brav: »Die Krone, Julian.«

Er nickte bedächtig und nippte an seinem Wein. »Und wer ist die Krone, Elloran?«

»Eine junge Frau, etwa Ende zwanzig, die n-niemand außer ihren engsten Mitarbeitern je zu Gesicht b-bekommt«, trug ich geduldig vor. Was hatte das eigentlich mit mir und den Fragen, die ich an ihn hatte, zu tun?

»Falsch«, entgegnete Julian. Ich konnte das Lächeln in seiner Stimme hören. »Die junge Frau, von der du sprichst, ist als Kind einem Anschlag zum Opfer gefallen. Ihr Vater wurde dabei schwer verletzt und trägt nach wie vor die Krone.«

»A-Augenblick mal«, protestierte ich. »Das liest sich in den Berichten aber völlig anders! Der V-Vater der jetzigen Krone wurde bei dem Attentat getötet, die junge Frau hat überlebt.« Das war der Mordanschlag gewesen, bei dem auch Karas' Tochter Elliana – Julians Schwester, wie mir jetzt einfiel – getötet worden war. Das bedeutete, daß Karas den Tod seines Monarchen miterlebt hatte. Hatte er sich damals schon gegen die Krone entschieden, um seine eigene Tochter zu retten? Zu verdenken wäre es ihm sicherlich nicht.

Julian unterbrach mein Sinnen. »Dummes Zeug!« sagte er ärgerlich. »In den Berichten steht nur das, was alle Welt glauben soll. Wenn du die Wahrheit darüber hättest erfahren wollen, hättest du die fragen müssen, die sie als einzige kennen: deine Großeltern und die Oberste Maga.«

»Glaubst du, die hätten m-mir irgend etwas verraten?« fragte ich aufgebracht.

»Nein. Das liegt ganz und gar nicht in ihrem Interesse. Sie wollten dich dumm und fügsam. Was glaubst du, warum sie versuchten, dich loszuwerden? Du warst ihnen viel zu eigenwillig für ihre Zwecke.«

Einiges leuchtete mir immer noch nicht ein, doch dann kam ich auf einen wichtigen Punkt: »Wenn die Krone w-wirklich der ist, den du mir genannt hast, ist er inzwischen ein alter Mann. W-wer aber ist die Thronerbin?«

Er wirkte zufrieden. Anscheinend hatte ich die richtige Frage gestellt. »Genau, Elloran. Du weißt über die Bedingungen der Nachfolge Bescheid?«

Ich nickte gelangweilt. »In jeder Generation w-wechselt das Geschlecht des Regenten. In der letzten Generation war es ein Mann, der Onkel der jetzigen K-Krone – beziehungsweise des Mädchens, das die Thronerbin war – und nach seinem Tod sein Bruder; in d-dieser Generation wäre es eine Frau, in der nächsten Generation wird es wieder ein Mann sein«, leierte ich runter.

»Richtig. Was ist eine unabdingbare Voraussetzung für jeden Träger der Krone?«

»Er oder sie muß über angeborene m-magische Fähigkeiten verfügen. Das ist die eine Bedingung, unter der die Zauberer die K-Krone als ihre Herrin anerkennen. Das und die Berufung des Obersten Magus als linke *Hand* der Regentin.«

»Auch richtig. Und wenn du jetzt alles zusammennimmst, müßtest du dir deine Frage

nach dem Thronerben eigentlich selbst beantworten können.«

Ich schenkte ihm und mir Wein nach und dachte laut nach: »Wenn das stimmt, w-was du mir eben erzählt hast ...«

»Glaube es ruhig.«

»D-dann ist die Krone ein Mann von etwa Mitte oder Ende sechzig, der bei einem Attentat, bei dem er auch seine T-Tochter verloren hat, schwer verletzt wurde ...« Ich stockte.

Er lachte leise. »Kommt dir das nicht irgendwie bekannt vor?«

»Julian, willst du damit etwa sagen, daß Karas ...« Mir schwindelte. Die Folgen meiner Erkenntnis trafen mich wie ein Guß kalten Wassers. »Aber d-dann wäre ich ja ...«

»Der rechtmäßige Erbe der Krone«, ergänzte Julian ruhig. »Wundert es dich jetzt noch, daß man versucht hat, dich zu vergiften?«

Ich grub mit fliegenden Händen ein Stäbchen Glück aus meiner Tasche und steckte es mir zwischen die Lippen. Mein Kopf schwirrte, ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Julian saß reglos da und beobachtete mich. Nur das kalte Feuer seiner Augen verriet seine Wachsamkeit.

»Und du«, fragte ich endlich matt. »Was ist d-deine Rolle bei diesem Spiel?«

Er antwortete nicht gleich. »Sagen wir, ich bin unzufrieden«, sagte er schließlich sanft. »Ich entstamme einem der ältesten Herrschergeschlechter dieser Welt, und ich bin ehrgeizig.« Er trank. Ich beobachtete ihn neugierig. Für ehrgeizig oder machtbesessen hätte ich den Magier nie im Leben gehalten. Er bemerkte meinen skeptischen Blick und hob die Schultern.

»Das liegt bei uns in der Familie«, fügte er mit scherzhaftem Unterton hinzu. »Sieh dir deinen Großvater an: Ehe der seine Macht aus den Händen gibt, stirbt er lieber. Und meine liebe Mutter ist nicht viel anders. Das hast du doch am eigenen Leibe erfahren dürfen. Ich bin dagegen geradezu bescheiden. Ich werde der nächste Oberste Magus sein – wenn die alte Leonie endlich einmal das Feld räumt, heißt das.« Er runzelte die Stirn. »Leonie ist seit mehr als einhundertfünfzig Jahren unsere Oberste Maga, und sie klammert sich mit Zähnen und Klauen an den Titel – wie eine Nisgardische Leopardin an ihr Opfer. Viele meiner Kollegen sind, was ihre dringend fällige Ablösung betrifft, auf meiner Seite.«

Ich unterbrach ihn zweifelnd. »Julian, du w-willst mir doch nicht ernsthaft erzählen, daß Leonie wahrhaftig h-hundertfünfzig Jahre auf dem Buckel hat!«

»Nein, natürlich nicht«, lachte er. »Sie muß inzwischen sogar weit über zweihundert sein. Ich habe dir doch gesagt, daß Zauberer sehr alt werden. Allerdings bricht Leonie alle Rekorde, was das angeht. Sie hat noch sehr viel von dem alten Blut in sich. Keiner von uns Jüngeren kann damit rechnen, sehr weit über die Mitte seines zweiten Jahrhunderts hinauszukommen.«

Es lief mir eiskalt über den Rücken. »G-gut«, sagte ich mühsam. »Eine andere Frage: Was soll diese ›Kopf der Unterwelt‹-Maskerade? Wie paßt das in deine abenteuerliche Geschichte h-hinein?«

Er schüttelte leise tadelnd den Kopf. »Neffe, soll das etwa heißen, daß du mir nicht glaubst, mir eventuell sogar mißtraust? Das trifft mich allerdings hart!«

»Julian, wenn d-du so oft belogen worden wärest wie ich, würdest du dir auch gut überlegen, ob du überhaupt n-noch jemandem dein Vertrauen schenkst. Blind mit Sicherheit nicht!«

Er nickte bestätigend. »Gut, Elloran, sehr gut. Behalte das unbedingt bei, dann wirst du noch sehr alt.« Ich gab einen gutturalen Laut von mir.

Ohne mich weiter zu beachten, fuhr der Magier fort: »Das hier in Haven ist für mich nichts weiter als eine Fingerübung.« Er machte mit seinen schlanken Fingern eine komplizierte Geste und lächelte. »Es war eine Zeitlang recht interessant und ist immer noch mehr als ertragreich, aber inzwischen langweilt es mich zu Tode. Ich erwarte mehr von meinem Leben als die Kontrolle über eine einzelne Stadt. Und ich denke, ich werde mehr als das bekommen. Mit deiner Hilfe, Neffe.« Er betrachtete mich. Etwas Lauerndes lag in seiner Haltung.

Ich hob eine Hand und protestierte schwach. »Nicht s-so schnell, Julian. Du hast mir sehr viel zu schlucken g-gegeben, was ich erst einmal verdauen muß.«

Er atmete tief ein und stieß die Luft wieder aus. »Du hast recht, Junge. Es ist schon spät – oder besser gesagt: früh. Ich habe dir ein Zimmer hergerichtet, du kannst gerne ab heute bei mir wohnen. Wir haben in den nächsten Tagen noch sehr viel zu besprechen.«

Ich war zu erschlagen, um mich dazu zu äußern. Julian führte mich zu meinem Zimmer – anscheinend gab es in diesem Haus keinerlei Dienerschaft – und wünschte mir einen erholsamen Schlaf. Ich hatte vermutet, daß mein Grübeln mich noch lange wachhalten würde, aber seltsamerweise konnte ich sofort einschlafen.

Ich erwachte spät am Tag und stand nicht sofort auf. Rauchend und in Gedanken versunken lag ich auf dem Bett, als es leise klopfte. »Ja?« rief ich.

Julian öffnete die Tür und fragte fröhlich: »Wie wäre es mit einem Happen zu essen, Elloran? Wir könnten dabei noch ein wenig plaudern.« Ich sah ihn nachdenklich an. Er erwiderte meinen Blick offen und ehrlich und mit einem leisen Lächeln, als könne er meine Gedanken lesen. Ich kam auf die Beine und strich meine Haare zurück. So langsam schien meine natürliche Haarfarbe wieder durchzukommen. Aber bis hierher hatte Ranans Färbung ihren Zweck erfüllt.

»Ich komme s-sofort, Julian«, sagte ich und kleidete mich an. Er nickte und schloß die Tür.

Das Essen war reichlich und sehr schmackhaft zubereitet. Ich fragte mich, ob der Magier nicht doch irgendwo Personal versteckt hielt.

»Morgen schaffst du Nikal aus der Stadt, nicht wahr?« fragte Julian beim Dessert.

Ich nickte. »Warum vers-sucht er eigentlich, dich zu töten?« fragte ich.

»Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich verstehe die Natur seiner Gedächtnisstörungen nicht. Er erkennt mich nicht, das weiß ich. Aber ich muß etwas für ihn bedeuten, das er beseitigen will. Er hat über ein Jahr für mich gearbeitet, ehe er das erste Mal versuchte, mich umzubringen. Ich war nicht darauf vorbereitet, und es wäre ihm fast gelungen.« Er schüttelte ärgerlich den Kopf. »Danach war ich vorsichtiger. Ich habe ihn im Auge behalten, und beim nächsten Versuch hätte ich ihn beinahe festsetzen können. Aber es gelang ihm zu entkommen, und seitdem geistert er durch Haven und bildet sich ein, ich würde ihm Meuchler auf den Hals hetzen. Was im übrigen nicht stimmt. Wenn ich gewollt hätte, daß er stirbt, dann wäre er längst bei den Fischen.« Er nahm ein Stück Konfekt von einem Teller und steckte es sich in den Mund. Dann leckte er sich genüßlich die Finger ab und lachte.

»Weißt du, vielleicht sehe ich die ganze Angelegenheit auch viel zu verworren. Es ist durchaus möglich, daß unser Freund nur auf meine Stellung scharf ist und mich deshalb aus dem Weg räumen will.« Er fand diesen Gedanken offenbar äußerst amüsant.

Ich stand auf und dankte ihm für die Mahlzeit. Er sah mich unter seinen in die Stirn hängenden zotteligen Haaren an und fragte: »Was ist mit meinem Angebot? Du kannst hier bei mir wohnen.«

»Gerne«, sagte ich ehrlich. »Ich bleibe noch eine N-Nacht bei Katarin und verabschiede mich morgen von ihr. Sobald ich Nikal abgeliefert h-habe, ziehe ich zu dir.«

»Fein«, freute er sich und rieb sich die Hände. »Du hast dann sicherlich noch einen Sack voll Fragen an mich.«

»Worauf du dich verlassen k-kannst«, antwortete ich nachdrücklich.

Ich sandte Nikal eine Nachricht, daß wir uns am nächsten Tag bei dem Mietstall treffen würden, wo ich mein Pferd untergestellt hatte. Danach wanderte ich hinunter zum Singenden Kamel und besuchte Tomas. Ich wollte meine Vorräte aufstocken, denn mein Verbrauch war in den letzten Tagen deutlich angestiegen. Dank Julians großzügigem Taschengeld war ich in der glücklichen Lage, ihr eine größere Menge an Glück abzukaufen, ohne allzu hart verhandeln zu müssen. Sie schob mir die verlangten zehn Päckchen wortlos zu und strich die beiden Goldychs dafür ein. Ihre Fingernägel hatte sie heute in einem irisierenden Silberton lackiert und die brünetten Haare zu einer Unzahl dünner Zöpfe geflochten, an deren Enden kleine Silberperlen baumelten, die leise klirrten, wenn sie aneinanderstießen. Sie lächelte mich an und fragte leise: »Geht es dir nicht gut, Elloran? Du siehst elend aus.«

»Ich war ein paar Tage nicht auf dem Damm, Tomas, aber jetzt ist alles wieder in b-bester Ordnung.«

Sie erhob sich und legte mir eine federleichte Hand auf die Schulter. »Rauch nicht soviel«, hauchte sie und verließ die Schenke. Ich kehrte zu Katarins Behausung zurück und packte meine spärlichen Habseligkeiten zusammen. Fast ein wenig wehmütig sah ich mich in dem kleinen Zimmer um. Noch eine Nacht in dem schmalen Bett, der Abschied von Katarin und dann der Ritt mit Nikal, vor dem mir nicht wenig grauste. Hoffentlich waren die anderen pünktlich am Treffpunkt. Ich hatte nicht die geringste Lust, auch nur eine Sekunde länger als unbedingt nötig allein mit diesem Irren zu verbringen.

Katarin nahm bei unserem letzten gemeinsamen Frühstück die Nachricht, daß ich ausziehen würde, ruhig und ein wenig enttäuscht entgegen. Ich bot ihr noch eine Wochenmiete zusätzlich an, aber das schlug sie fast beleidigt aus.

»Ich bin nicht darauf angewiesen«, sagte sie. »Ich habe einfach gerne ein wenig Gesellschaft, deshalb vermiete ich das Zimmer. Wo ziehst du denn jetzt hin? Oder verläßt du Haven etwa wieder?«

Ich antwortete ohne vorher nachzudenken: »Ich w-wohne ab jetzt bei Ruud«, und hätte mich in dem Augenblick, da die Worte draußen waren, am liebsten geohrfeigt. Sie erstarrte.

»Was hast du gesagt?« fragte sie heiser. »Bei Ruud?« Ihr Gesicht verhärtete sich. Sie blickte mich angewidert und enttäuscht an. »Daß ich mich so in dir täuschen konnte! Das hätte ich nie von dir gedacht, Elloran. Wie kannst du dich nur mit einem solchen Untier einlassen? Bitte, geh jetzt. Ich will dich nicht wiedersehen.« Sie stieß heftig ihren Stuhl zurück und ging in ihr Zimmer. Die Tür schloß sich mit einem sehr endgültig klingenden Geräusch, und ich saß da, unsicher, ob ich nun lachen oder weinen sollte. Wieder ein Mensch, der mich nicht mehr sehen wollte. Wenn das in der Geschwindigkeit weiterging, würde ich noch sehr einsam werden, ehe ich diese Welt verlassen mußte.

Nikal wartete bereits vor dem Stall. Er hockte auf dem Gatter, das einen Teil des Hofes abtrennte, und ich mußte daran denken, wie oft ich mit ihm so auf der hölzernen Absperrung des Waffenhofes in Salvok gesessen hatte.

Er sah mir finster entgegen, ohne meinen Gruß zu erwidern. Ich zuckte mit den Achseln und ging auf die Suche nach dem Besitzer des Stalles. Mein kleines Pferd war wohlgenährt und gepflegt. Der kleine, krummbeinige Berg-Raulikaner, dem der Mietstall gehörte, klopfte ihm traurig auf den Hals, als er es mir zuführte.

»Wenn du einmal daran denken solltest, ihn zu verkaufen, dann mache ich dir einen guten Preis«, bot er an. »Diese Rasse siehst du hier im Süden nicht oft, leider. Mein Vater hatte eine Zucht.« Er sah den struppigen Hengst liebevoll an. Ich versprach, an ihn zu denken und fragte ihn dann nach einem Pferd für meinen Begleiter.

Nikal saß noch immer regungslos wie eine verirrte Vogelscheuche auf dem Gatter. Er

machte keine Anstalten, seinen Braunen zu besteigen. Ich verschnürte mein Bündel und sah ihn fragend an.

»Darf ich erfahren, wo es hingeht, edler Herr?« fragte er sarkastisch. »Und würdet Ihr mich eventuell auch in Eure Pläne einweihen, wie Ihr gedenkt, Euch des Ungeziefers mit meiner Hilfe zu entledigen, oder soll ich mich überraschen lassen?« Seine Stimme klang rostig. Wahrscheinlich hatte er schon wieder sein Quantum Schnaps intus. Ich ritt aus dem Hof, ohne mich nach ihm umzusehen. Wenn er mir folgte, gut; wenn nicht, war es mir schon fast einerlei. Ich hatte die Nase voll von dieser Angelegenheit. Einige Atemzüge lang blieb es still hinter mir, dann vernahm ich Hufschlag, der mir zögernd folgte. Wir ritten schweigend hintereinander durch das nördliche Stadttor, und dort zog Nikal an meine Seite.

»Mit wievielen Gegnern habe ich zu rechnen?« fragte er nach einer Weile. Es klang erstaunlich höflich.

»Fünf insgesamt«, antwortete ich ebenso. »Davon sind vier n-nicht zu unterschätzen, fürchte ich.« Er lauschte meinen Ausführungen äußerst aufmerksam. Ich überlegte scharf, was ich ihm erzählte. »Die Anführerin besitzt zwar nur n-noch den linken Arm, aber s-sie ist eine kluge, altgediente Söldnerin.«

»Mit nur einem Arm in dem Gewerbe alt zu werden, ist nicht einfach. Sie muß gut sein«, knurrte er. Ich nickte.

»Dann ist da ihre Kollegin, d-die mit einer sehr seltsamen Waffe sehr geschickt umgehen kann.« Ich schilderte Ranan, die Riesin, und ihre Peitsche. »Quinns Stellvertreter habe ich noch nie mit einer ernstzunehmenden Waffe in der Hand gesehen, aber er scheint ein Meister im waffenlosen Kampf zu sein. Über den Heiler brauchst du dir n-nicht den Kopf zu zerbrechen; das letzte Mal, da ich ihn habe kämpfen sehen, war es mit einer Bratpfanne – und auch das nicht allzu gekonnt.«

Er schnaubte amüsiert. »Den kann ich ja dann dir überlassen, Rotznase.« Ich erwiderte nichts.

»Und der fünfte?«

»Schwer zu sagen. Ich k-kann ihn überhaupt nicht einschätzen. Er wirkt nicht wie ein Kämpfer, eher wie jemand, d-der seine Gegner mit Gift aus dem Weg räumt.« Ich stockte. Genau das war der Eindruck, den ich von Galen hatte – warum war ich eigentlich nie auf den Gedanken gekommen, daß er vielleicht hinter dem Giftanschlag auf mich steckte? Obwohl – warum sollte ausgerechnet er ein Interesse daran haben, mich zu beseitigen? Ich räusperte mich und sprach weiter.

»Trotzdem sollte man ihn nicht unterschätzen: Er hat mit einer ernsthaften Schwertwunde in der Seite noch einer Gardesoldatin das G-Genick gebrochen.«

Nikal brummte mißvergnügt. Seine Brauen waren finster zusammengezogen. Ich konnte förmlich sehen, was er dachte: vier schwer einzuschätzende, gewiß aber

ernstzunehmende Gegner, gegen die er alleine antreten sollte ... Ich beeilte mich, einen Teil seiner Sorgen zu zerstreuen, ehe er mir vom Karren sprang.

»Wir haben nicht alle g-gleichzeitig am Hals. Ich habe diesen Zeitpunkt für ein Treffen mit ihnen gewählt, weil ich wußte, d-daß sich im Augenblick nur Quinn und ihr Commander hier im Süden aufhalten. Die anderen beiden haben den Botschafter nach S'aavara begleitet, er trifft sich dort mit d-dem minor T'jana.«

»Klingt schon besser. Aber wie willst du nachher an die anderen drei herankommen, wenn ich dir diese hier vom Halse geschafft habe?«

»Keine Sorge, da f-fällt mir schon noch etwas ein«, sagte ich etwas patzig.

Gegen Abend erreichten wir den Treffpunkt am Galgenhügel. Nikal bestand darauf, daß wir die Umgebung genau untersuchten, aber wir fanden weder Mensch noch Tier und auch nicht den Hinterhalt, den er wohl vermutet hatte. Die Gruppe war noch nicht eingetroffen; also richtete ich mich mit Nikal auf der kleinen Lichtung ein und vertraute darauf, daß die anderen sich uns schon vorsichtig nähern würden.

Wir entzündeten ein kleines Feuer und kauerten uns – mit um die Schultern gelegten Decken – dicht daneben. Es war empfindlich kalt, glücklicherweise aber trocken. Nikal behielt die Umgebung ständig im Blick, mit einer Hand an seinem Schwert. Ich fror wie ein nacktes Küken im Schneesturm. Mein Zittern wurde immer heftiger. Kälteschauer überliefen mich. Ich fluchte tonlos. Das war jetzt wirklich der denkbar ungünstigste Zeitpunkt für einen weiteren Anfall! Mit unsicheren Händen holte ich das Glückskraut hervor. Nikals Kopf fuhr herum, er sah mich ungläubig an.

»Bist du noch zu retten? Machst du dir etwa vor Angst dermaßen in die Hose? Ich kann bei diesem Unternehmen doch nicht auch noch auf einen verdammten Nebelkopf aufpassen!«

Ich konnte ihm beim besten Willen nicht antworten. Die Krämpfe waren sogar noch stärker als vor einigen Tagen. Ich drehte mich hastig vom Feuer weg und erbrach mich qualvoll. Er packte mich bei den Schultern und hielt mich fest, leise und heftig fluchend.

»Verdammnis, Junge, du gibst ja deine ganzen Eingeweide von dir!« Ich fiel zurück in die Hocke, und er wischte mir mit einem Zipfel seiner Decke das Gesicht ab. Ich sah die dunkelroten Flecken auf dem groben Stoff und begann wieder zu würgen. Ein zweiter Schwall klumpigen, dunklen Blutes folgte dem ersten, dann endlich ließen die Krämpfe langsam nach. Ich lag schwach wie ein Neugeborenes und schluchzend an Nikals Schulter. Die Heilerin hatte mich belogen, oder sie hatte sich geirrt. Mir blieb mit Sicherheit kein Jahr mehr. Wahrscheinlich würde ich nicht einmal mehr den Sommer erleben. Ich wimmerte vor Angst und Schmerz.

Nikal strich über mein Gesicht und sagte hilflos: »Was kann ich tun, Junge? Willst du etwas Wasser?« Er streichelte meinen Kopf und wiegte mich wie ein Kind. »Was ist denn nur los mit dir? Kleiner, du wirst mir doch nicht etwa hier sterben; mach doch die Augen

auf! Wie soll ich das denn deiner Mutter erklären?« Ich lauschte seiner Stimme und fühlte mich um Jahre zurückversetzt.

»Nik, b-bist du das?« flüsterte ich schwach. Er legte seine Decke um mich und zog mich wieder an seine Schulter. Ich öffnete mühsam die Augen und sah ihn mit verschwimmendem Blick an. Sein Gesicht beugte sich über mich, tiefe Besorgnis in den Augen. Wie schon einmal vor Tagen in seinem Quartier sah er jünger aus. Alle Tücke war aus seinem Gesicht verschwunden, und die bösen, bitteren Linien hatten sich geglättet. Ich starrte ihn an, erschreckt und gleichzeitig erleichtert.

»Gib mir b-bitte ein Stäbchen«, bat ich ihn. Er steckte es mir zwischen die Lippen und reichte mir einen glimmenden Zweig als Anzünder. Ich sog den Rauch tief ein und entspannte behutsam meine verkrampften Muskeln. Der schreckliche Schmerz ebbte ab, und mein Blick wurde wieder klar. Ich richtete mich vorsichtig auf.

»Du hast mich zu Tode erschreckt. Ich habe noch nie jemanden so viel Blut auskotzen sehen, ohne daß er ...« Er verschluckte, was er hatte sagen wollen. Ich hustete und griff nach einem zweiten Stäbchen. Der Rauch begann endlich zu wirken; ich fühlte mich schon sehr viel kräftiger. Nikal musterte mich entsetzt. Ich sah ihn an und mußte lächeln. Er schien so sehr wieder er selbst, daß ich mir kaum noch vorstellen konnte, solch tödliche Angst vor diesem Mann gehabt zu haben. Er lächelte zögernd zurück und legte seinen Arm um mich. Ich lehnte mich an ihn und entzündete das nächste Rauchstäbchen. Wir saßen lange Zeit so da, und ich war beinahe glücklich.

»Elloran?« fragte er unsicher. »Was tun wir eigentlich hier? Ich erinnere mich nicht ...« Er holte tief und zitternd Luft. »Du hast dich so sehr verändert, ich hätte dich beinahe nicht erkannt. Wie – wie lange haben wir uns nicht gesehen?«

»Du bist vor f-fast zwei Jahren von Salvok geflohen«. Er zuckte zusammen. »Erinnerst du dich an Reuven, den Soldaten, den du fast umgebracht h-hast?«

»Er ist nicht tot?« Nikal lachte beschämt und erleichtert auf. »Ihr Götter, ich danke dir für diese Nachricht! Ich war fest davon überzeugt, ihn getötet zu haben!«

»Was war d-danach, Nik? Erinnerst du dich noch, h-hierher nach Haven gekommen zu sein?«

Er schüttelte benommen den Kopf. Ein Schatten flog über sein Gesicht. »Sturmhaven? Ich war hier einmal, aber das ist lange her. Wir wollten uns hier wiedertreffen ...« Er verstummte.

»Wir?«

»Omelli – Omellis Leute, wir ... wir ... Ich erinnere mich nicht!« Er schluchzte fast.

»Nik, Omellis Leute sind ...«, begann ich aufgeregt, aber eine sanfte, dunkle Stimme unterbrach mich: »Was sehe ich: den treulosen Geliebten in den Armen eines Rivalen? Oh, mein armes Herz zerspringt vor Qual!«

»Tom«, rief ich erleichtert und kam mühsam auf die Beine. Er hatte sich so leise

genähert, daß ich ihn nicht gehört hatte. Er umarmte mich und gab mir einen herzhaften Kuß. Nikal war aufgesprungen und sah ihn mißtrauisch an.

»Was fingerst du an meinem Jungen herum, Kerl«, knurrte er.

Tom blickte erstaunt auf ihn und verzog seinen Mund zu einem breiten, häßlichen Grinsen. »Bei Omellis Glasauge, Elloran, du hast es wahrhaftig geschafft, ihn aufzutreiben! Ich hätte dich beinahe nicht erkannt, Kolja. Добрый вечер, мой дорогой друг!«

Nikals Gesicht verzerrte sich unheimlich. Ich sah mit geweiteten Augen zu, wie der alte Nik erneut dem schrecklichen neuen Bewohner seines Körpers wich. Er hob die Hand, und ich schrie: »Tom! Vorsicht, er hat ...« Im selben Augenblick schleuderte Nikal seinen Dolch. Tom warf sich blitzschnell zur Seite. Das Messer streifte seinen Arm und blieb zitternd im Boden stecken. Tom sprang fauchend auf und streckte seine Hände aus. Schaudernd sah ich lange, messerscharfe Krallen aus seinen Fingerspitzen schießen. Nikal stöhnte entsetzt auf und faßte nach der Narbe unter seinem Auge. Tom bewegte sich tänzelnd auf ihn zu, und Nikal zog sein Schwert, kalkweiß und hastig atmend. Lautlos wie Gespenster tauchten jetzt auch die anderen rund um uns auf: Quinn, Akim, Ranan und der unheimliche Galen.

Nikal fuhr rasend zu mir herum, das hagere Gesicht haßverzerrt. »Du kleines Miststück!« fauchte er. »Ich wußte es doch! Was haben sie dir dafür bezahlt?« Er packte meinen Arm und zerrte mich wie einen lebenden Schild vor sich. »Wenn auch nur einer von euch mir zu nahe kommt, stirbt der Junge«, keuchte er. Ich spürte seinen zischenden Atem an meinem Ohr. Auf der Suche nach einem Fluchtweg bewegte er sich langsam rückwärts und zog mich dabei mit sich.

Die fünf Gefährten fächerten wortlos aus und kreisten uns ein. Nikal hob das Schwert an meine Kehle und drohte: »Ich spaße nicht!« Ich zweifelte keine Sekunde an seinen Worten.

»Ran«, befahl Quinn ruhig. Die große, rotblonde Frau stand einige Schritte entfernt vor uns, entspannt und offenbar völlig unbewaffnet. Mir war schleierhaft, wie sie von dort, wo sie stand, irgend etwas ausrichten wollte, ohne daß Nikal mir vorher sein Schwert durch den Hals jagte.

Nikal ließ sie nicht aus den Augen und bemerkte deshalb nicht, daß Akim und Galen sich von beiden Seiten langsam und schrittweise an uns heranschoben. Die Riesin griff mit einer kreuzenden Bewegung nach ihren beiden breiten Lederarmbändern und riß sie ab. Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können, als aus ihren Handgelenken die langen, tödlichen Peitschenstränge schossen, mit denen sie damals unseren Angreifern die Hälse gebrochen hatte. Zwei von ihnen schlangen sich blitzschnell um Nikals Arm und entwaffneten ihn. Er kreischte vor Entsetzen und Ekel und stieß mich in seiner Panik von sich. Hektisch versuchte er, die Fesseln von sich abzustreifen, aber Ranan umschlang

unaufhaltsam seine Arme und den Brustkorb mit ihren seltsamen Gliedmaßen, bis er kaum mehr in der Lage war, sich zu bewegen. Er schrie wie ein Tier und warf sich zur Seite, aber die riesige Frau hielt ihn erbarmungslos gefesselt.

Jetzt trat Akim hinter ihn und stieß ihm eine fingerlange, blitzende Nadel in den Nacken. Nikal warf den Kopf zurück und schrie in höchster Todesangst. Ich sprang eilig auf und wollte zu ihm, aber Quinn, die das Geschehen regungslos beobachtete, rief scharf: »Haltet den Jungen fest!«

Tom packte fest zu und zerrte mich beiseite. »Sieh lieber nicht hin, Kleiner«, flüsterte er. »Das ist kein schöner Anblick.« Ich sah die schwarzen, dolchähnlichen Krallen an seinen Händen, die sich durch meine Ärmel bohrten und erstarrte vor Entsetzen.

»Laß mich l-los«, keuchte ich. »Was habt ihr mit ihm vor? W-was ...«

Ich mußte mitansehen, wie sich nun Galen Nikal näherte, der zusammengesunken in Ranans Fesseln hing. Er wechselte ein paar leise Worte mit dem kleinen Heiler, der nickte und zurücktrat. Galen legte seine Hände an Nikals Schläfen. Einige Atemzüge lang regte sich keiner von beiden. Dann versteifte Nikal sich plötzlich in Ranans Umklammerung. Seine aufgerissene Augen verdrehten sich, bis nur noch das Weiße darin zu sehen war. Er öffnete in entsetzlicher Agonie den Mund und schrie mit einer fremden, schrillen Stimme. Dann brach der Schrei plötzlich ab, dünne Blutfäden rannen ihm aus Mund und Nase, der Blick brach, und sein Kopf sank leblos zurück.

Einige Atemzüge lang erstarrte das Bild. Galen und Akim schienen sich mit einem halben Lächeln gegenseitig zu beglückwünschen. Die dünnen Tentakel ringelten sich von dem leblosen Körper los und zogen sich wieder in Ranans weiße Arme zurück. Nikal landete wie eine zerbrochene Puppe zu ihren Füßen und starrte mit leeren Augen blicklos in den Himmel.

Jetzt erst rührte sich Quinn und trat zu der erstarrten Gruppe. Sie blieb neben dem Toten stehen und blickte gelassen auf ihn nieder.

»Gut«, sagte sie mit kühler Befriedigung in ihrer heiseren Stimme. »Das hätten wir, es wurde auch wirklich Zeit. Tom, schaff den Jungen weg. Omelli wartet.«

Toms Krallen zogen sich in die Finger zurück, und sein Griff lockerte sich für einen Augenblick. Ich wand mich aus seinen Armen und stürmte davon. Vor Angst und Entsetzen schluchzend schlug ich mich durch das peitschende Unterholz, Rufe und Flüche hinter mir lassend, und prallte hart gegen eine schweigend dastehende düstere Gestalt.

»Julian!« stöhnte ich. »Julian, sie h-haben ihn umgebracht! Und ich bin daran schuld!«

20

Ich weiß bis heute noch nicht, auf welche Weise Julian mich in dieser Nacht zurück nach Sturmhaven gebracht hat, nachdem ich ihm auf dem Galgenhügel ohnmächtig vor die Füße gefallen war. Eine Zeit der schrecklichsten Alpträume folgte. Wieder und wieder sah ich Nikal qualvoll sterben, während mich ein gesichtsloses Wesen verfolgte und mit seinen messerscharfen Klauen zu zerfleischen drohte. Dazu tanzte Cesco einen makaberen Tanz mit unzähligen bleich glänzenden Schlangen, die sich um seine schlanken Glieder wanden und ihn langsam erwürgten. Während der ganzen Zeit hatte ich das Gefühl, daß jemand bei mir saß und mich beobachtete. Als ich das erste Mal aus diesen Träumen auftauchte, blickte ich in das aufmerksame, kühle Gesicht meines Dämons.

»Geh weg«, wisperte ich. Sie bewegte sich nicht, und ihre erbarmungslosen Augen gaben mich nicht frei. Ich schloß die Augen, um sie nicht mehr sehen zu müssen. Dafür hörte ich ihre Stimme um so klarer.

»Vielleicht ist doch noch nicht alles zu spät, wenn du nur eine Sache erkennst, Elloran. Du warst schon auf der richtigen Fährte, aber du hast dich wieder ablenken lassen.« Sie griff nach meiner Hand und zwang mich, sie anzusehen. Ihr Gesicht war sehr nah an meinem. In ihren Augen spiegelten sich meine blassen Züge.

»Hör gut zu, Elloran«, sagte sie fast unhörbar leise. »Es gibt mich nicht, das hast du ja inzwischen begriffen. Begreifst du aber auch, was das für dich bedeutet?« Sie ließ mich los. Ich starrte sie an, gebannt von ihrem dringlichen Ton.

»Ich verstehe nicht«, sagte ich kläglich.

Sie seufzte ungeduldig. »Dann denk darüber nach, Bruder. Aber beeile dich lieber, unsere Zeit läuft ab!«

Die Tür öffnete sich, und Julian trat ein. Er stutzte einen winzigen Augenblick lang, als habe ihn etwas irritiert, dann trat er an mein Bett. »Wie fühlst du dich?« fragte er und berührte sanft meine Hand.

Ich nickte schwach. »B-besser, glaube ich. Julian, wo sind Omellis L-Leute?«

Er hob die Schultern. »Ist das denn noch wichtig?« fragte er gleichgültig. »Ich habe in dem Gehölz niemanden mehr gefunden, keine Leiche, keine anderen Menschen, nur deine beiden Pferde. Außerdem war ich in den letzten Wochen hauptsächlich damit beschäftigt, dich am Leben zu halten. Es war recht knapp, mein Lieber.«

Wochen? Was wollte er damit sagen? Ich richtete mich auf, und er half mir, mich aufzusetzen. Durch das Fenster fiel heller, freundlicher Sonnenschein.

»Wie l-lange?« fragte ich beklommen. Er hörte auf, mir Kissen in den Rücken zu stopfen und sagte: »Über vier Wochen, Neffe. Wir haben inzwischen die Winter-

Letztwoche. Deinen Geburtstag müssen wir wohl nachfeiern.«

In tiefstes Elend versunken, hörte ich kaum, was er sagte. Er knuffte mich leicht. »He, Ell, was ist los mit dir? Du hast es überstanden, du kannst bald wieder aufstehen, und dann wirst du schon sehen, wie schnell du wieder bei Kräften bist.«

Ich lachte bitter. »Julian, m-mach mir doch nichts vor. Ich sterbe, das weißt du genausogut w-wie ich!« Meine Stimme klang schrill.

Er schüttelte sacht den Kopf, seine kühlen Augen blickten amüsiert. »Wer spricht vom Sterben? Du mußt noch lange nicht übers Sterben nachdenken, mein Guter, das kann ich nämlich verhindern. Vorausgesetzt ...« Er hielt inne und kniff die Lippen zusammen.

»Vorausgesetzt?« fragte ich atemlos.

Er studierte seine Handflächen, als stünde die Antwort auf alle Fragen der Welt in ihnen geschrieben, und ließ mich zappeln. »Ich bin ein wenig auf deine Unterstützung in einer unangenehmen kleinen Angelegenheit angewiesen«, bemerkte er schließlich leichthin. Sein harter Blick strafte den unbekümmerten Ton seiner Stimme allerdings Lügen. »Wenn du versprichst, mir dabei unter die Arme zu greifen, sorge ich dafür, daß das Gift aus deinem Körper verschwindet, samt aller Schäden, die es bereits angerichtet hat. Außerdem denke ich, daß ich weiß, wer dich vergiftet hat.«

Ich packte ihn erregt an der Schulter. »Julian, du m-mußt es mir sagen! Bitte, du mußt!«

Er machte sich frei und stand auf. Er schien mit sich zu ringen.

»Du solltest erst wieder zu Kräften kommen«, sagte er schließlich. »Wenn du brav bist und tust, was ich sage, dann ist das bald der Fall. Und dann werde ich dir alles sagen, was ich weiß.«

Ich bettelte und flehte, aber er blieb unnachgiebig. Also schickte ich mich drein und tat zähneknirschend, was er verlangte. Ich schlief und aß, schluckte ekelhaft aussehende und schmeckende Arzneien, machte brav die Übungen, die er mir verschrieb, um meine Muskulatur wieder zu kräftigen und übte mich ansonsten in Geduld. Die Träume verließen mich nach und nach – nur mein Dämon tauchte unermüdlich immer wieder neben meinem Lager auf und fragte: »Weißt du es, Elloran? Hast du die Antwort?«

Ich weigerte mich, sie zur Kenntnis zu nehmen, und sie verschwand jedesmal mit enttäuschter Miene, um in der nächsten Nacht mit derselben Frage wiederzukehren.

Nach zwei Wochen gestattete Julian mir, mein Bett zu verlassen und mich im Haus und dem kleinen, verwilderten Garten dahinter umzusehen. Es war bereits erstaunlich mild und warm, die Bäume hatten fast alle schon kleine Blättchen, und es roch wunderbar nach frischem Grün. Ich saß dort häufig auf einer winzigen Steinbank und ließ mich von der warmen südlichen Frühlingssonne bescheinen.

Julian kümmerte sich rührend um mich, obwohl er augenscheinlich Sorgen hatte. Er wirkte nervös und geistesabwesend, und wenn ich ihn fragte, was ihn bedrückte, winkte er nur ab. »Zerbrich dir nicht den Kopf darüber, Ell. Ich habe Ärger mit einigen

Geschäftspartnern, und zu allem Überfluß ist auch noch die Garde deiner Großmutter aufgetaucht und sucht nach dir. Sie verbreiten eine schreckliche Unruhe in meiner Stadt. Aber keine Sorge, Neffe, sie werden dich hier bei mir nicht finden. Solange du nur das Haus nicht verläßt!«

Ich würde mich hüten, das zu tun. Meine Haare hatten längst ihre übliche Farbe wieder, und ich fühlte mich so auffällig wie ein Norrländer in einem olyssischen Dorf. Ich streifte lieber durch den Garten und verbrachte nach dem Mittagessen lange Stunden in Julians Bibliothek, die unmittelbar an sein Arbeitszimmer grenzte. Dort konnte ich auch manches Gespräch mithören, das er mit seinen Hauptleuten führte. Die Straffheit und Wirksamkeit, mit der er seine Geschäfte führte, beeindruckte mich. Das Talent schien er von seinem Vater geerbt zu haben. Nicht nur *dieses* Talent, fiel mir plötzlich ein. Ich erinnerte mich an das beiläufige Fingerschnippen, mit dem Karas damals den Stock in seine Finger hatte hüpfen lassen. Natürlich, von wem sonst sollte ich meine magischen Fähigkeiten geerbt haben?

An einem dieser Nachmittage konnte ich mitanhören, wie Julian seinen engsten Mitarbeiter Erman anfuhr. Das war insofern bemerkenswert, als Julian selten seine Stimme zu mehr als einem ärgerlichen Knurren erhob. Aber dieses Mal wurde er sogar recht laut.

»Es darf doch nicht wahr sein, daß du sie nicht in den Griff bekommst, Erman!« brüllte er. »Schaff dieses Weib um aller Götter willen hierher, ehe sie mir das ganze Blaue Viertel aufwiegelt.« Erman murmelte etwas, und Julian erwiderte heftig: »Das ist mir völlig gleichgültig! Meinetwegen gefesselt und geknebelt, aber ich will sie noch heute abend hier auf diesem Stuhl sitzen sehen!«

Wenig später klappte eine Tür, und weiche Schritte näherten sich der Bibliothek. Julian schlug den Vorhang beiseite und sah finster durch mich hindurch. Ich räusperte mich verlegen und sprach ihn leise an; fragte ihn, ob er lieber allein sein wollte. Er zuckte leicht zusammen und rieb sich über die Stirn.

»Entschuldige, Elloran. Ich habe mich in letzter Zeit nicht sehr gut um dich gekümmert, richtig?« Er ließ sich mir gegenüber in einen der weichen Polsterstühle fallen und faltete die Hände über dem Bauch. Diese Geste erinnerte mich seltsam an Karas, obwohl der betreffende Körperteil bei Julian im Gegensatz zu dem seines Vaters alles andere als ausladend geformt war.

»Ich v-vermisse nichts, Julian. Allerdings hattest du versprochen, mir zu verraten, wer mich vergiftet hat. Und d-du wolltest meine Hilfe bei etwas ...« Ich sprach nicht weiter, erwähnte nicht seine großspurigen Worte, er sei in der Lage, mich zu heilen.

Julian schloß für eine Weile die Augen. Sein knochiges Gesicht war erschöpft, er wirkte noch melancholischer als sonst. »Ja«, sagte er leise. »Das ist eine böse Geschichte.« Er sah mich besorgt an. »Bist du sicher, daß du es wirklich hören willst, Elloran? Es wird dir

weh tun.«

Ich biß ergrimmt die Zähne zusammen. »W-weh tun? Jemand haßt mich so sehr, daß er mich töten will. *Das* tut w-weh!« Er nickte und schloß wieder die Augen. Hinter seinem Stuhl schimmerte weiß und rot die Gestalt meines Dämons auf. Sie blieb verschwommen, wie ein Bild, das man durch dickes Glas betrachtet.

»Denk einmal selbst nach«, begann Julian. »Wer kann Interesse daran haben, dich zu beseitigen?« Ich hob ratlos die Schultern. Darüber zerbrach ich mir nun schon lange genug ergebnislos den Kopf.

»Du bist der Thronerbe, Elloran. Das muß der Grund für den Anschlag gewesen sein, richtig?« Ich stimmte ihm zu. »Gut, dann wissen wir doch schon mehr. Wer wußte überhaupt davon, daß du die künftige Krone bist?«

Ich öffnete den Mund und schloß ihn erschüttert wieder. Er hatte die Augen einen Spalt weit geöffnet und beobachtete mich scharf. »Richtig«, sagte er mild. »Deine Großeltern und die Oberste Maga. Niemand sonst. Niemand, Elloran!«

Ich schüttelte in heftiger Abwehr meinen Kopf. Was er da unterstellte, war monströs. Er seufzte geduldig. »Das Gift wurde dir von dem angeblichen Prinzen der Inseln verabreicht. Hast du dich nie gefragt, warum deine Großeltern nicht erkannten, daß der junge Mann, der da als Sohn des Edlen Gioanî an den Hof kam, ein Betrüger war? Weder Karas, der seit Jahren mit dem Botschafter der Inseln befreundet ist, noch Veelora, die doch den echten Prinzen noch kurz zuvor am Hofe von Rhûn gesehen hatte? Wie erklärst du dir das?«

Ich saß wie versteinert da. Seine Worte trafen mich mit der Wucht eines Steinschlags. Ich hatte das, was er so kristallklar ausführte, bisher nicht erkennen wollen, aber ich konnte nun nicht länger die Augen davor verschließen.

»Und L-Leonie?« krächzte ich heiser. Er lachte verhalten und böse.

»Leonie hat auf ihre Art versucht, dich unter ihre Kontrolle zu bekommen. Du warst ein schwieriger Spielpartner für sie, mein kluger Neffe. Sie hat sich das Ganze anders vorgestellt, das darfst du mir glauben. Deshalb hat sie auch nichts dagegen unternommen, als deine Großeltern entschieden, dich zu beseitigen.«

Ich schluckte heftig. Die undeutliche Gestalt hinter Julian schien drohend die Hände zu heben. »D-da ist sie wieder«, entfuhr es mir. Er sah mich erstaunt an. »M-meine Schwester aus dem Traum, oder w-was immer sie in Wirklichkeit sein mag«, erklärte ich und deutete auf den schimmernden Schemen. Sie verschwand.

Julian zuckte herum und starrte in den Schatten hinter seinem Stuhl. »Du hast keine Schwester«, sagte er verwirrt. »Das muß eine Erscheinung sein, ein Dämon oder ein Alp.« Er wandte sich um und griff nach meinen Händen. »Wahrscheinlich ist es eine von Leonies Kreaturen. Verfolgt sie dich?« Ich nickte schaudernd.

»Ich lasse mir etwas einfallen. Möglicherweise kann ich dich von ihr befreien, oder dir

helfen, es selbst zu tun. Aber zuerst«, er lächelte mich an, »zuerst sollten wir etwas gegen das Gift tun. Du bist jetzt wieder kräftig genug, die Prozedur zu überstehen.« Ich hielt die Luft an.

»Du hattest eine B-Bedingung dafür, Julian«, erinnerte ich ihn ängstlich. Er nickte und suchte nach Worten.

»Ich brauche deine Hilfe, Elloran. Du weißt, wonach ich strebe ...«

Draußen in Julians Arbeitszimmer erklang ein Poltern, und eine wütende Frauenstimme schrie: »Laß mich sofort los, du Grobian! Was soll das, warum schleifst du mich hierher?«

Julian stand eilig auf und verließ den Raum. Ich folgte ihm leise, weil mich die Neugier gepackt hatte. Die Stimme gehörte einer Frau, die ich kannte, und ich wollte wissen, was Julian mit ihr zu besprechen hatte. Der Magier bemerkte nicht, daß ich hinter ihm in den Raum trat, aber Katarin, die sich in Ermans Griff wand, sah mich sofort. Ihr Gesicht verzog sich verächtlich, und sie hörte auf, sich zu wehren.

»Setz dich hin«, sagte Julian scharf. Er bemerkte ihren angewiderten Blick und drehte sich gestört zu mir um. »Ell, geh bitte hinaus«, bat er sanft.

Katarin lachte böse auf. »Er soll dableiben, der Kriecher. Er kann ruhig hören, was du mir zu sagen hast, oder, Ruud?«

Julian machte eine ungeduldige Handbewegung, und ich setzte mich schnell in eine Ecke. »Katarin«, begann er leise, »du sorgst seit geraumer Zeit für erhebliche Unruhe im Blauen Viertel. Du versuchst, die Leute gegen mich aufzuhetzen. Warum?«

»Warum? Weil du ein gemeiner Mörder und Verbrecher bist, und weil ich dafür sorgen will, daß dir endlich das Handwerk gelegt wird. Wir haben uns viel zu lange von dir und deinen Schlägern terrorisieren lassen, das ist jetzt endgültig vorbei!«

Sie sprühte förmlich vor Haß. Julian überraschte mich damit, daß er zu lachen begann. »Das ist aber wirklich originell, Katarin. Du kontrollierst ja schon das Blaue Viertel. Was willst du noch, ein größeres Stück vom Kuchen? Darüber könnten wir reden.« Sie spuckte aus. Er hörte auf zu lachen und sah sie stirnrunzelnd an. »Mach keinen Fehler, Katarin. Ich bin ein geduldiger Mensch, aber auch ich habe meine Grenzen. Ich biete dir an, für mich zu arbeiten, das wäre sicher für uns beide eine lohnende Sache. Wenn du aber lieber die Heldin spielen willst: bitte. In dem Fall kann ich dir allerdings nicht garantieren, daß du und deine Freunde noch viel Freude an diesem Frühling haben werdet. Ein Unfall ist schnell geschehen. Denke ruhig darüber nach, aber warte nicht zu lange mit deiner Antwort.«

Seine Stimme war sanft und freundlich geblieben, doch die unverhüllte Drohung darin machte mir angst. Katarin sah ihn starr an. Dann stand sie hoheitsvoll auf und wandte sich zur Tür. Erman machte Anstalten, sie festzuhalten, doch Julian hielt ihn zurück.

Katarin zögerte in der Tür und warf mir einen Blick zu. »Behandelt er dich nicht gut,

Elloran? Du siehst schrecklich aus.«

Ich war erstaunt über den weichen Klang ihrer Stimme. »Es g-geht mir gut, Kat. Er ist nicht ...«

»Genug geplaudert«, fuhr Julian wie eine Peitsche dazwischen.

Katarin sah mich immer noch unverwandt an. Ohne die Augen von mir zu wenden, sagte sie langsam und deutlich: »Fahr zur Hölle, Ruud!« Sie wandte sich ab und ging. Julian wechselte einen schnellen Blick mit Erman, der nickte und hinter ihr herlief. Ich fror. »Komm, Ell. Denk nicht darüber nach«, sagte er müde. »Wir waren bei einem wichtigeren Thema.«

»Was g-geschieht jetzt mit ihr?« fragte ich.

»Kümmere dich bitte um deine eigenen Angelegenheiten«, fauchte er. Ich zuckte zusammen und schwieg. »Du wolltest wissen, wofür ich deine Hilfe brauche«, sagte er nach einer unbehaglichen Weile. »Ich glaube, es ist an der Zeit, daß einige alte Leute ihren Platz räumen.« Er verschränkte die Arme und ging unruhig auf und ab. Dann blieb er stehen und deutete auf mich. »Du bist der rechtmäßige Thronerbe, Ell. Dein Großvater ist ein todkranker Mann. Er kann jeden Augenblick sterben, und dann? Die Kronstaaten stünden ohne Kopf da. Die T'jana warten doch nur darauf.« Er schüttelte erbittert den Kopf. »Jetzt wäre noch Zeit, einen Machtwechsel durchzuführen und einen neuen Herrscher aufzubauen. Wenn wir warten, bis Karas tot ist, ist es womöglich zu spät. Elloran, ich kann das nicht alleine schaffen. Ich brauche dich dafür: dich, den Erben der Krone!«

Mir war schwindelig. »Was versprichst d-du dir davon?« fragte ich schließlich hilflos.

»Ich werde deine *Hand* sein«, sagte er knapp. »Und natürlich das Oberhaupt der Magier. Elloran, das ist unsere Aufgabe und unsere Verantwortung! Wir schulden es den Kronstaaten. Wir dürfen uns nicht davor scheuen, deshalb Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen. Oder willst du etwa mit schuld daran sein, daß die S'aavara deine Heimat versklaven?«

Ich verneinte unsicher. Er kam zu mir und legte mir seine Hand auf die Schulter. »Grübele jetzt nicht darüber nach, Elloran, du bist noch zu geschwächt. Warte, bis ich das Gift aus deinem Körper entfernt habe, dann reden wir weiter. Laß mich jetzt alleine, ich muß noch einiges dafür vorbereiten. Die Prozedur ist nicht ganz ungefährlich, auch für mich nicht, aber du wirst dich danach sehr viel besser fühlen. Ich rufe dich, wenn ich soweit bin.«

Trotz Julians mitfühlendem Rat, nicht nachzugrübeln, saß ich noch lange da und starrte ins Kaminfeuer. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen; zu ungeheuerlich war die Vorstellung, daß meine Großeltern kaltblütig meinen Tod geplant haben sollten. Ich rief mir meine Zeit auf der Kronenburg in Erinnerung, und wie liebevoll sich Karas damals meiner angenommen hatte. Doch meine Gedanken waren verschwommen und

unklar, und immer wieder schoben sich andere Bilder davor: Karas, der mich kalt und erbarmungslos in Arrest schickte, und Veeloras vor Haß und Abscheu bebende Stimme, als sie ausrief: »Ich verfluche den Tag, an dem deine Mutter dich in die Welt gesetzt hat!«

Meine Schläfen pochten, und meine Hände zitterten wie im Fieber. Ich zündete mir hastig ein Stäbchen an. Inzwischen kam ich keine einzige Stunde mehr ohne das Rauschgift aus, es bescherte mir eine ständige sanfte Benommenheit, die nicht unangenehm war, nur etwas hinderlich, wenn ich wie jetzt eine Schwierigkeit genauer durchdenken wollte. Vielleicht würde ich nach Julians Behandlung wieder bei klarerem Verstand sein. Ich rauchte und starrte blicklos und mit leerem Kopf in das Feuer.

Leise Schritte näherten sich, und ein Stuhl kratzte über den Boden. Träge drehte ich den Kopf und sah Julian, der sich nun neben mir auf den Stuhl fallen ließ. Er sah erschreckend aus, noch bleicher als sonst, mit tief in ihre Höhlen gesunkenen, umschatteten Augen und erschöpften Kerben um den Mund.

»Laß mich einen Augenblick ausruhen, dann können wir anfangen«, murmelte er.

»W-wollen wir nicht lieber bis morgen warten? Du s-siehst aus, als würdest du gleich aus d-den Schuhen kippen.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Nein, das ist leider unmöglich. Es sind einige flüchtige Substanzen im Spiel, die ich sofort verwenden muß. Morgen müßte ich mit den Vorbereitungen von vorne beginnen.«

Ich reichte ihm einen Becher Würzwein, den er dankbar annahm und mit langsamen, kleinen Schlucken austrank. Er schloß die Augen und bewegte seine dünnen Finger in einer fremden, verworrenen Beschwörung. Sein Gesicht bekam wieder Farbe, und er sah ein wenig erholter aus. Eine halbe Stunde saßen wir so in Gedanken versunken nebeneinander. Dann streckte er sich, gähnte herzhaft und murmelte: »Auf, ans Werk, mein Freund. Ich möchte es hinter mich bringen.«

Mit klopfendem Herzen folgte ich ihm in den düsteren Gewölbekeller unter dem Haus. Diesen Teil des Gebäudes hatte ich bisher erst einmal zu einem kurzen Besuch betreten. Julian verwahrte hier etliche nicht ganz ungefährliche Stoffe, die er für einige der schwierigeren magischen Beschwörungen verwendete. Für Experimente mit diesen Ingredienzen suchte er, seit ihm einmal ein schlecht abgeschirmter Feuerwurm fast das gesamte Arbeitszimmer verwüstet hatte, lieber den Keller auf.

Ich sah ihm fröstelnd zu, wie er einige Öllampen entzündete und mir einen Stuhl hinschob. Auf dem riesigen Holztisch, der von unzähligen Versuchen versengt, verkratzt und verätzt mitten im Raum stand, türmten sich geheimnisvolle Gerätschaften, deren Zweck ich nicht einmal erahnen konnte; vielerlei Gefäße mit seltsamen, exotischen Substanzen standen überall herum und Haufen von Schriftstücken und Büchern in allen möglichen Sprachen bedeckten jede noch freie Fläche des großen Gewölbes.

Beklommen setzte ich mich auf die Stuhlkante und harrte der Dinge, die da kommen mochten. Bedauerlicherweise hatte ich meine Rauchstäbchen neben dem Kamin liegen

lassen, ein oder zwei davon hätten mich jetzt sicher beruhigt. Julian fuhrwerkte mit einem Brenner auf dem Tisch herum, fluchte unterdrückt und blies sich auf die verbrannten Finger. Eine widerlich aussehende grauviolette Flüssigkeit in einem seltsam geformten Glasgefäß begann leise vor sich hinzublubbern und dicke Blasen aufzuwerfen. Gelblicher Rauch stieg auf, es roch scharf nach faulen Eiern und Fisch. Julian lehnte sich an die Tischkante und blätterte in einem kleinen Büchlein. Dann schrieb er etwas auf ein dünnes Pergament, flüsterte eine Beschwörung und stäubte grünes Pulver aus einem dünnen Röhrchen darüber. Er verbrannte das Blatt über der Flamme, die dem Brenner entsprang. Es gab einen leisen Knall und eine grüne Stichflamme. Der Magier murmelte etwas in einer Sprache, die ich nicht kannte und klopfte sich die Hände ab.

»So, es kann losgehen«, rief er munter. Ich fuhr zusammen, so gespannt hatte ich auf sein Tun geachtet. Er griff nach einer Zange und hob den Glaskolben mit der brodelnden Flüssigkeit vom Feuer. Vorsichtig schüttete er den Inhalt in eine flache Porzellanschale und blies sachte darüber. Die Oberfläche der Flüssigkeit, die im Erkalten eine stahlgraue Färbung annahm, kräuselte sich sanft unter seinem Atem. Er steckte seinen kleinen Finger hinein und roch mißtrauisch daran. Dann verzog er das Gesicht und sagte: »Tut mir leid, Ell. Das wird ganz scheußlich schmecken, aber ich kann jetzt nichts mehr daran ändern. Halte dir die Nase zu und kippe es schnell runter.« Er drückte mir die Schale in die Hand und sah mich erwartungsvoll an.

Ich blickte angeekelt auf die graue, dicke Flüssigkeit und dann auf Julian. »Alles?« fragte ich kläglich.

»Alles. Und möglichst, ohne abzusetzen.«

Ich holte tief Luft, schloß die Augen und setzte die Schale an. Beim ersten Schluck würgte ich schon, so widerlich schmeckte das Zeug. Es fühlte sich schleimig und auf schreckliche Weise lebendig an, als es meine Kehle hinunterglitt. Ich konnte spüren, wie es in meinen Magen kroch und ihn bis in den letzten Winkel auszufüllen begann. Mannhaft schluckte ich alles bis auf den letzten Tropfen hinunter und ließ die Schale sinken. Ein übermächtiger Brechreiz krampfte mir die Eingeweide zusammen, und ich mußte heftig schlucken, um die eklige Substanz im Magen zu behalten.

Julian reichte mir einen Becher mit Wein und bedeutete mir, ihn auszutrinken. Ich lehnte mich in den Stuhl zurück und atmete tief und gleichmäßig, um den Brechreiz zu bekämpfen. Der Schweiß trat mir aus allen Poren. Grünlicher Nebel wallte vor meinen Augen. In meinen Ohren brauste und rauschte es wie von Meeresbrandung. Ich umklammerte die Lehnen meines Stuhles und fühlte, wie ein taubes Gefühl an meinen Beinen emporkroch, sich über meinen Unterleib zog, die Brust erreichte und dann mein Gesicht lähmte. Ich konnte meine Glieder nicht mehr spüren, ich war nicht mehr fähig, zu sprechen oder mich zu bewegen, und offenbar schlug auch mein Herz nicht mehr.

Unnennbare Zeit schwebte ich in diesem toten Zustand und war zu nichts anderem in

der Lage, als panische Angst zu empfinden. Die Schleier vor meinen Augen formten seltsame Gestalten, die mir zu winken schienen. In den Geräuschen, die meine Ohren füllten, erklangen Stimmen und Wortfetzen, die ich nicht deuten konnte. Ich wollte schreien, aber in meinen Lungen war keine Luft, und meine tauben Lippen, wenn es sie denn überhaupt noch gab, gehorchten mir nicht.

»Elloran«, sagte eine geduldige Stimme. »Hörst du mich? Komm zurück. Elloran.« Ich zuckte schwächlich mit den Fingern. Große Göttin, ich konnte meine Hände wieder spüren!

»Elloran. Kannst du mich hören? Elloran – ah, das ist gut!« Kräftige Finger massierten meine erstarrten Hände. Meine Lider flatterten, und ich begann schemenhaft, meine Umgebung wahrzunehmen. Zotteliges schwarzes Haar kam in mein Blickfeld. Als meine Augen langsam wieder klar wurden, erkannte ich Julian, der vor mir kniete und meine Finger und Unterarme rieb. Er sah mich mit großer Besorgnis an. Ich hustete und versuchte mich aufzurichten.

»Bleib, wo du bist«, befahl er und legte mir seine Hand auf die Schulter. »Das war knapp, Neffe. Ich dachte, ich hätte dich verloren.« Er preßte die Lippen zusammen. »Das Gift hatte schon einen großen Teil deiner Eingeweide angegriffen und begonnen, sie zu zersetzen. Es ist wirklich erstaunlich, daß du das überlebt hast!«

Er wandte sich ab und füllte einen Becher mit Wasser, den er mir an die Lippen hielt. Ich trank hastig wie ein Verdurstender, und das kühle Wasser rann wie ein Feuerstrom durch meinen Körper.

Julian hantierte zwischen kleinen Behältern und Päckchen auf einem schmalen Bord herum. Dann faltete er sich wieder neben mir zusammen und zeigte mir eine geöffnete Dose, die mit winzigen schwarzen Perlchen gefüllt war, die aussahen wie getrocknete Meerdornfrüchte.

»Hier, das mußt du noch eine Zeitlang einnehmen. Vor allem dein Magen ist durch das Gift sehr stark geschädigt worden, aber diese Medizin wird den Trank bei der Heilung unterstützen. Keine Angst, sie schmecken nach gar nichts«, lächelte er, als er mein Gesicht sah. Feine Linien der Erschöpfung durchzogen sein Gesicht, und die Schatten unter seinen Augen hatten sich vertieft. In der düsteren Beleuchtung sah er aus wie ein alter Mann. Der Magier ließ mich noch eine Weile ausruhen, dann half er mir aus dem Stuhl und schleppte mich nach oben in mein Zimmer.

Ich schlief wie ein Stein und erwachte erst gegen Mittag in einer seltsamen Hochstimmung. Mir war, als wäre eine steinschwere Last von meinem Herzen genommen worden. Ich kleidete mich an und tappte auf wackligen Beinen in Julians Arbeitszimmer. Er saß am Schreibtisch und las einen Brief. Seine Brauen waren finster gerunzelt, und sein Kinn zeigte eine unerbittlich harte Linie. Ich räusperte mich und klopfte sacht an den Türrahmen. Er blickte auf. Ich erschrak vor der fernen Kälte in

seinen Augen. Er schien sternenweit fort zu sein.

»Elloran«, sagte er schließlich. »Warum liegst du nicht in deinem Bett?« Seine grimmige Miene glättete sich, aber die Spannung blieb in seinen Zügen und verlieh ihnen etwas Verkniffenes. Ich stotterte eine Entschuldigung und drückte mich wieder aus dem Raum. Seine strenge Stimme hielt mich zurück: »Hast du deine Medizin genommen, Neffe?« Ich verneinte verlegen, und er sah mich mißmutig an. »Dann aber bitte sofort! Falls du Hunger hast: In der Küche ist etwas für dich gerichtet.« Ich nickte und machte, daß ich hinauskam.

In der großen, steingefliesten Küche stand ein zugedecktes Tablett mit liebevoll belegten Broten und kaltem Braten. Ich nahm es mir, und dazu einen Krug Apfelwein und ging damit hinaus in den Garten. Unter dem Fliederbusch, der die ersten zarten Ansätze von Blütenknospen zeigte, verputzte ich mein Essen und schluckte dann wie verordnet mit Todesverachtung und einem tüchtigen Schluck Apfelwein drei von den winzigen Kügelchen. Julian hatte nicht gelogen, sie schmeckten wirklich nach nichts. Ich seufzte satt und voller Behagen und rauchte Glück, bis Julian mich hereinrief.

»Hast du über unser Gespräch nachdenken können?« fragte er ohne Einleitung. Ich wunderte mich über seinen harschen Ton. Er saß hinter dem Schreibtisch, in seinen dunklen Samtmantel eingehüllt, als sei tiefster Winter und sah grüblerisch auf seine langen, weißen Hände hinunter, die ineinander verschränkt auf der Tischplatte lagen. Ich zögerte und sortierte meine Gedanken. Julian wartete nicht auf meine Antwort, sondern fuhr nach einem Augenblick fort: »Wir werden zur Kronenburg reisen, sobald du dich kräftig genug für den Ritt fühlst. Ich habe Nachrichten aus S'aavara, die eine Beschleunigung unserer Tätigkeiten erfordern.« Ich folgte mühsam seinen Worten.

»Du m-meinst ...«, begann ich schwerfällig. Er ließ mich nicht ausreden.

»Wir werden dich tarnen, damit du nicht schon der ersten Patrouille in die Hände fällst. In die Burg hinein gelangst du mit meiner Hilfe. Was das weitere Vorgehen betrifft ...« Er sah mich scharf an. Seine grünen Augen strahlten in einem unirdischen Feuer. Ich starrte gebannt hinein.

»Vertraust du mir?« fragte er. Ich nickte heftig. »Würdest du tun, was ich von dir verlange, ohne Fragen zu stellen?« Er hob seine knochige Hand und gebot mir Schweigen. »Ich will jetzt keine Antwort von dir, Elloran. Ich werde dir diese Frage später noch einmal stellen. Du sollst nur wissen, daß alles, was ich unternehme, zu unser beider Wohl ist, auch wenn dir manches vielleicht unverständlich erscheinen mag. Ich brauche dein Vertrauen in dieser Angelegenheit, sonst werden wir kläglich scheitern!«

Die Dringlichkeit seiner Worte ging mir durch und durch. Wenn mein Kopf doch nur etwas klarer gewesen wäre! Beunruhigt leckte ich mir über die Lippen und flüsterte: »W-was immer du tust, Julian, ich folge dir. Wem sonst s-sollte ich vertrauen?«

Sein Blick erwärmte sich, und er lächelte ein schmales Lächeln. »Das ehrt mich, Neffe.

Ich danke dir dafür. Jetzt sei so gut und werde schnell gesund, die Zeit drängt.«

Ich bemühte mich, so weit das in meiner Hand lag, zu tun, was er verlangt hatte. Seine Behandlung zeigte deutlich Wirkung, er hatte mir nicht zuviel versprochen. Mein Zustand besserte sich in den nächsten Tagen schnell, und ich bemerkte eigentlich jetzt erst, wie elend es mir seit Beginn des Winters gegangen war. Mein Körper kräftigte sich zusehends. Ich fühlte mich besser als seit etlichen Neunwochen. Einzig die leichte Benommenheit, die ich auf das Glückskraut zurückführte, wollte nicht weichen. Ich hatte meinen Verbrauch zwar inzwischen stark eingeschränkt, aber ganz davon lassen mochte ich auch nicht, lieber nahm ich in Kauf, etwas langsamer zu denken.

Meine Schwester suchte mich seit der Nacht in Julians Keller nicht mehr heim. Vielleicht hatte ich ihre Erscheinung auch nur dem Traumstaub zu verdanken gehabt. Trotzdem verfolgte mich manchmal noch ihre letzte Frage. Was konnte es für mich zu bedeuten haben, daß es sie nicht wirklich gab? Es war doch eigentlich nur ein Beweis für eine Heimsuchung, die anscheinend jetzt endlich beendet war. Auch meine anderen, ständig wiederkehrenden Alpträume waren fort. Ich schlief nun jede Nacht traumlos und tief und wachte jeden Morgen erholter auf.

An einem gewitterschwülen Tag in der Siebtwoche des Frühlings war Julian auffällig reizbarer Laune. Mittags hatte er eine Unterredung mit seinen Hauptleuten geführt, die sehr hitzig verlaufen war. Ich hielt mich im Garten auf und hörte erregte Stimmen aus Julians Arbeitszimmer dringen. Wenig später rief er mich zu sich. Ich setzte mich steif in den Lehnstuhl neben dem kalten Kamin und sah ihm zu, wie er im Arbeitszimmer auf- und ablief.

»Wie fühlst du dich?« fragte er ohne lange Einleitung. »Meinst du, wir können in zwei oder drei Tagen losreiten?« Ich schnappte nach Luft. Die Reise zur Kronenburg hatte die ganze Zeit wie eine düster dräuende Wolke über meinem Kopf gehangen, und ich hatte mir alle Mühe gegeben, nicht daran zu denken.

»Meinetwegen«, sagte ich mit belegter Stimme. Es klang wenig begeistert. Er blieb stehen und funkelte mich an. Dann nahm er seine Wanderung wieder auf.

»Vorher habe ich hier noch eine Sache zu erledigen«, führte er grimmig aus. »Das Blaue Viertel ist in Aufruhr. Meine Hauptleute schaffen es anscheinend nicht, die Sache alleine in den Griff zu bekommen.« Er hieb aufgebracht seine Faust in die Handfläche.

»Wenn man nicht alles selber macht ...«, fluchte er. Ich mußte lachen. Genau das hatte Karas auch immer gesagt, und in fast dem gleichen Ton.

Er kniff die Lippen zusammen und überlegte. »Du kommst mit«, murmelte er dann. »Das ist eine gute Gelegenheit, deine Tarnung zu überprüfen – es werden sicherlich genügend Leute dort sein, die dich kennen.« Ich sah ihn fragend an.

»W-wohin soll ich mitkommen?«

»Morgen abend ist eine Versammlung der rebellischen Elemente im Blauen Viertel. Ich

habe eine ›Einladung‹ dazu bekommen.« Er lachte böse auf. »Ich werde mit Erman und Filip hingehen, und du kommst auch mit. Vorher müssen wir dich allerdings ein wenig herrichten.«

Er verriet mir nicht, was er damit meinte, das sollte ich erst am nächsten Tag erfahren. Julian rief mich in sein Arbeitszimmer, zog die Vorhänge zu und stellte einige Kerzen auf den Tisch. Dann nahm er meine Hände und sah mich durchdringend an.

»Du vertraust mir?« fragte er leise. Ich nickte nur stumm. Er lächelte kurz und legte mir eine Hand über die Augen. In meinen Ohren klingelte es, und leichter Schwindel ergriff mich. Meine Hände begannen zu kribbeln. Weiche Vogelschwingen strichen über mein Gesicht. Es kitzelte, und ich mußte mich beherrschen, um nicht zu lachen. Julian ließ seine Hand sinken und betrachtete mich kritisch.

»Nicht übel«, sagte er zufrieden. »Schau mal.« Er hielt mir einen kleinen Handspiegel vor, und ich starrte voller Erstaunen hinein. Ein grobes, bärtiges Gesicht mit einer Hakennase und engstehenden hellblauen Augen blickte mich entsetzt an. Ich griff mit den Händen an meinen Kopf und sah, wie mein Spiegelbild über den blonden Bart und die strähnigen, hellen Haare fuhr.

»Ach du m-meine Güte«, flüsterte ich erschreckt. Schmale Lippen formten dieselben Worte. Ich sah an mir herab und erblickte einen grobknochigen, derb gekleideten Körper, der einem nicht mehr ganz jungen Söldner oder Seemann zu gehören schien. Julian lachte über mein Entsetzen und bewegte seine Hände. Mit einem erleichterten Seufzer sah ich wieder mein gewohntes Spiegelbild vor mir erscheinen.

»Ich habe es dir nur gezeigt, damit du weißt, wie dich von nun an die anderen sehen«, erläuterte er. »Für jeden, außer mir und dir selbst, besitzt du nun das Äußere, das ich dir gerade im Spiegel gezeigt habe. Du brauchst auch noch einen Namen, laß sehen«, er überlegte kurz. »›Ellis‹ wäre nicht schlecht. Du mußt schließlich auch darauf reagieren. Gut, Ellis, gehen wir.«

Ich folgte ihm auf die Straße, wo Erman mit einem von Julians Leuten, Filip, bereits auf uns wartete. Julian stellte mich kurz als ›Ellis‹ vor, und ich erntete einen mißtrauischen Blick von Erman. Er schien mich wahrhaftig nicht zu erkennen. Filip, ein grobschlächtiger, beschränkt wirkender Klotz von Mann, nickte nur und brummte gleichmütig.

Wir gingen zu Fuß durch den nieselnden Regen zum Blauen Viertel. Unser Ziel war eine Schenke in der Nähe des Hafens, die ich einmal mit Daron besucht hatte. Die Straße vor der Schenke war menschenleer und dunkel. Julian gab Filip und mir ein Zeichen zu warten und machte in Ermans Begleitung einen kurzen Rundgang über den finsteren Hinterhof und die Seitenstraße, an die die Außenwand des Gebäudes grenzte. Kurz darauf kehrten sie zurück. Erman knurrte: »Ein Ausgang auf den Hof hinaus. Wahrscheinlich führt er zum Hinterzimmer. Sollten wir im Auge behalten.« Filip nickte.

Julian machte eine befehlende Kopfbewegung, und wir traten ein. Der Schankraum war schwach besucht und düster. Julian ging zum Tresen, wechselte einige Worte mit dem gedrungenen Wirt und winkte uns dann, ihm in den hinteren Teil des Gebäudes zu folgen.

Das Hinterzimmer war dunkel und schmuddelig und führte, wie Erman vermutet hatte, zu dem engen Hinterhof hinaus. Julian wies uns stumm an, uns neben der Hoftür zu postieren und blickte dann in die Runde. Die Gruppe von Menschen, die sich hier um einen großen Tisch versammelt hatte, war bei unserem Eintreten verstummt und starrte uns feindselig an. Ich erkannte einige meiner früheren Kollegen, darunter den grimmig dreinschauenden Daron und Katarins Freundin Jannin. Katarin selbst war nicht anwesend, was mich zugleich erleichterte und beunruhigte. Ich sah Daron geradewegs ins Gesicht, weil er der Tür genau gegenübersaß, und er musterte mich gleichgültig und ein wenig verächtlich. Er erkannte mich wirklich nicht.

Julian hatte am Tisch Platz genommen und faltete gelassen seine Hände. Die Gesichter der Versammelten wandten sich ihm zu, und ich las nichts Gutes in ihren Augen. Es herrschte unheilvolles Schweigen, das der Magier schließlich brach.

»Nun, ihr habt mich hierhergebeten, um mit mir etwas zu besprechen? Ich höre.«

Jannin räusperte sich und kam gleich zur Sache. »Ruud, das Blaue Viertel ist nicht länger gewillt, Abgaben an dich zu entrichten. Zudem sind wir der Meinung, daß der Krone über dein verbrecherisches Tun berichtet werden muß. Ein Bote mit unserem Bericht ist bereits zur Kronstadt unterwegs. Du kannst es dir also sparen, uns weiter zu bedrohen oder einzuschüchtern. Dein Spiel ist vorbei.«

Die anderen tuschelten beifällig und sahen Julian haßerfüllt an. Der lächelte verhalten und hob in einer fragenden Geste die Hände. »Das ist ja recht interessant«, sagte er mild. »Aber warum erzählt ihr mir das überhaupt, statt in aller Ruhe abzuwarten, bis die Garde der Krone kommt und mich verhaftet?«

Jetzt ergriff Daron mit zornbebender Stimme das Wort: »Um dir zu zeigen, daß es keinen Sinn mehr hat, wenn du uns weiter deine Mörder auf den Hals schickst! Und um dir eine Chance zu geben, wenigstens eine deiner Untaten wiedergutzumachen. Wo ist Katarin, was hast du mit ihr getan?«

Julian zog die Brauen hoch und zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich wissen, wo sich euresgleichen so herumtreibt?« fragte er spöttisch. »Ich halte sie nicht bei mir zu Hause versteckt, wenn ihr das meint. Die kleine Hure ist ganz und gar nicht mein Typ. Vielleicht war sie unvorsichtig und ist ins Hafenbecken gefallen.« Daron sprang wutentbrannt auf und verfluchte Julian mit überschnappender Stimme. Seine Freunde riefen erregt durcheinander.

Julian saß in dem Trubel und wirkte völlig gelassen. Ich bemerkte, daß Erman neben mir seine Haltung änderte. Er stand plötzlich sprungbereit da, mit wachsamem Blick auf

den Tisch und halb zur Tür gewandt. Was dann geschah, passierte so schnell, daß weder Erman noch Filip rechtzeitig eingreifen konnten. Ein Messer blitzte auf und nagelte Julians rechte Hand auf den Tisch. Er schrie heiser und überrascht und richtete sich auf, um sich zu befreien. Im selben Augenblick hatte schon ein anderer Angreifer zu seiner Waffe gegriffen und zugestoßen. Julian riß seine blutüberströmte Hand vom Tisch los und tastete hilflos nach dem Dolch, der bis zum Heft in seinem Rücken steckte. Ich sah noch seinen brechenden Blick und den blutigen Schaum auf seinen Lippen, als er über dem Tisch zusammenbrach, bevor eine kräftige Hand mich beim Kragen packte und zur Hintertür hinausschleuderte. Ich sträubte mich gegen Ermans brutalen Griff, aber er trieb mich unbarmherzig vor sich her über den regennassen Hof.

»Nun beweg dich schon«, fluchte er, »oder legst du Wert auf ein paar Zentimeter Stahl zwischen den Rippen?« Er blieb stehen und sah sich um. Filip hatte hinter uns die Tür verrammelt und rollte ein schweres Faß davor. Aus dem Hinterzimmer drang lautes Geschrei.

»Ihr Götter, w-was ist mit Julian!« jammerte ich entsetzt.

»Halt den Mund«, zischte Erman. Er hatte sich hoch aufgerichtet und hob die Hände. Filip nahm die Beine in die Hand und rannte auf uns zu. Erman zischte gebieterisch einige zungenbrechende Silben. Ich sah hinter der schmutzstarrenden Fensterscheibe einen weißblauen Lichtblitz aufzucken. Ein ohrenbetäubender Knall dröhnte aus dem Hinterzimmer, Stimmen kreischten in höchster Todesangst und verstummten plötzlich.

»Weg hier!« herrschte Erman. Filip rannte schon wie ein Hase durch die Pfützen. Ich stand wie versteinert und starrte geblendet auf den seltsam blau und grün gefärbten Feuerschein, der aus dem Gebäude drang.

»Aber Julian ...« Er packte mich und zerrte mich mit sich.

»Kein Streit«, keuchte er. »Gleich haben wir die gesamte Stadtgarde auf dem Hals.« Wir bogen um ein paar Ecken und hetzten durch das verwinkelte Gebiet zwischen dem Hafen und dem ältesten Teil Havens. Filip war nirgends mehr zu sehen.

Einige Minuten später hielten wir an und lauschten. Keine Stimmen, keine Rufe, keine Laufgeräusche, die auf Verfolger deuteten. Erman wischte sich keuchend mit dem Ärmel über das Gesicht und beugte sich vor, um wieder zu Atem zu kommen. Ich ging in die Hocke und legte mein Gesicht in die Hände. Das Nachbild des magischen Blitzschlags zitterte noch immer vor meinen Augen. Ich wagte nicht, mir auszumalen, was mit den Menschen in diesem Raum geschehen war. Und Julian – ich schluchzte heftig auf.

»Fehlt dir etwas, Ell?« fragte Julian. Ich hob mit einem Schrei meinen Kopf und starrte ihn fassungslos an. Er stand da, wo eben noch Erman um Luft gerungen hatte, und lächelte spöttisch.

»Julian?« Ich rappelte mich auf und faßte mit aller Vorsicht nach seinem Arm, fast sicher, ich würde durch ihn hindurchgreifen. Aber meine Hand landete sicher auf dem

feuchten dunklen Stoff seines Ärmels, und darunter befanden sich unzweifelhaft warmes Fleisch und ein klopfender Puls. Wie konnte Julian nur vor mir stehen? Ich fand keine Erklärung dafür. Er hatte am Tisch gesessen und war vor meinen Augen getötet worden, und Erman, der die ganze Zeit über neben mir gestanden hatte, war mit mir auf den Hof geflüchtet. Dann hatte der magische Blitz das Hinterzimmer getroffen und sicherlich alle vernichtet, die sich in ihm aufgehalten hatten. Wie also hatte Julian sich retten können, und wo war sein Hauptmann geblieben?

»Wenn du mich genug angestarrt hast, gehen wir ganz gemütlich nach Hause, zwei unbescholtene Bürger, die einen kleinen Abendspaziergang gemacht haben«, unterbrach Julian meine fruchtlose Grübelei. Ich stand schreckensstarr da. Er griff beruhigend nach meiner Schulter. »Zieh nicht so ein Gesicht, Ell. Ich bin nicht tot – was man von dem armen Erman und einigen anderen nicht behaupten kann. Ich erkläre dir alles, wenn wir zu Hause sind, einverstanden?«

Unser schweigender Weg durch die dunklen Gassen von Sturmhaven schmeckte nach meinen Alpträumen. Ich sah immer wieder unsicher zu dem Magier hin, der mit zusammengepreßten Lippen neben mir herschritt, den Mantel eng um seine schlanke Figur geschlungen. Halb und halb war ich darauf gefaßt, daß er sich entweder jeden Augenblick in Luft auflösen oder in irgend etwas unsagbar Grauenhaftes verwandeln würde. Wenn sich jetzt vor uns der Boden aufgetan und Dämonen uns in die WeltUnten gezogen hätten, hätte es mich nicht weiter verwundert.

Statt dessen gelangten wir unbehelligt nach Hause. Julian entzündete mit einer beiläufigen Bewegung das Feuer im Kamin des vorderen Zimmers und verschwand mit dem gemurmelten Hinweis, er sei gleich wieder da, in seinen Gemächern. Ich kauerte mich vor das Feuer und rauchte, um meine flatternden Nerven zu beruhigen. Julian kehrte zurück, in seinen Hausmantel gehüllt und setzte sich mit einem Krug Wein in der Hand zu mir.

Ich legte meine Hände um den Becher, den er mir reichte, und blickte ihn furchtsam an. Er erwiderte meinen Blick mit einem aufmunternden Lächeln und prostete mir zu.

»W-wie hast du das gemacht?« faßte ich mir ein Herz.

Er streckte aufseufzend die Beine aus und rutschte tiefer in seinen Sessel. »Ich habe mit Erman getauscht. Das ist nichts anderes als die Gestaltwandlung, die ich an dir vollzogen habe«, erklärte er müde.

»Tut mir leid, wenn ich dich damit erschreckt haben sollte. Ich hatte ein ungutes Gefühl bei diesem Treffen und wollte auf Nummer Sicher gehen.« Er trank und unterdrückte ein Gähnen.

Ich saß da und war sprachlos. »Und Erman?« fragte ich mühsam. Er hob die Schultern. »Die anderen in d-dem Zimmer?« bohrte ich weiter. »Daron und Jannin und alle die anderen?« Er schwieg. »Oh, b-bei allen Geistern«, hauchte ich, von Entsetzen geschüttelt.

»Ist dir das denn völlig gleichgültig, Julian?«

Sein abgewandtes Gesicht war versteinert, und seine Hände krampften sich um den Becher, daß die Knöchel weiß hervortraten. »Sie haben versucht, mich zu töten. Es tut mir leid, daß es so gekommen ist, aber ich mußte mich schützen. Erman – das gehört zum Berufsrisiko. Er wußte, daß es für ihn gefährlich werden konnte.« Die Gefühllosigkeit in seiner Stimme erschreckte mich zu Tode. Er wandte mir sein Gesicht zu und starrte mir in die Augen. Das grüne Feuer in ihnen lähmte mich und schmolz meinen plötzlichen Widerwillen gegen den Magier. Seine steinerne Miene erweichte. Er streckte mir seine Hand entgegen. Zögernd ergriff ich sie und erwiderte ihren Druck.

»Ich hatte keine Wahl, Elloran.« Jetzt hörte ich die Qual, die in seiner gelassenen Stimme mitschwang. »Wir haben eine große Aufgabe, für die auch schmerzliche Opfer gebracht werden müssen. Das verstehst du doch?« Ich nickte betäubt. Er lächelte erleichtert. »Du vertraust mir noch, Neffe?« Ich nickte wieder, diesmal etwas lebhafter. Der Druck seiner Hand verstärkte sich leicht, dann ließ er mich los. Er schenkte mir meinen Becher voll und fragte voller Besorgnis, ob ich auch meine Medizin genommen hätte. Ich griff eilig nach der kleinen Dose und warf drei der Perlen in meinen Mund. Er sah mich wohlwollend an und streckte wieder seine langen Beine zum Feuer. Wir saßen noch eine Weile in friedlichem Schweigen da und tranken unseren Wein.

»Wann glaubst du, kannst du abreisen?« unterbrach er meine ziellos schweifenden Gedanken. Ich schrak zusammen und blickte ihn fragend an. Er trommelte mit den Fingern auf der Sessellehne und schien nachzudenken.

»W-warum? Wollten wir nicht gemeinsam reiten?« stammelte ich.

Er schüttelte bedächtig den Kopf und sah nicht zu mir hin. Seine Finger trommelten einen schwierigen Rhythmus. »Ich kann hier jetzt nicht weg, nicht nach dem, was heute abend geschehen ist. Es wird sicherlich einige Unruhe entstehen, und ich muß mich in der Stadt sehen lassen, falls es Gerüchte über mein Ableben geben sollte. Der Wirt könnte uns große Unannehmlichkeiten bereiten. Er sah uns schließlich in das Hinterzimmer gehen, hat aber nicht bemerkt, daß wir es verlassen haben.« Er runzelte mißvergnügt die Stirn. »Außerdem muß ich einen Ersatz für Erman finden und ihn einweisen. Ich habe da eine, die schon halbwegs darauf vorbereitet ist, aber sie ist nicht in alle Einzelheiten eingeweiht ...« Er verstummte. »Verdammnis, das paßt mir wirklich nicht in den Kram«, murmelte er erbittert. »Gerade jetzt, da wichtigere Dinge anstehen! Ell, du mußt vorausreiten. Ich habe eine schnellere Möglichkeit, zu reisen, bei der ich aber leider keine Passagiere mitnehmen kann. Ich hole dich sicher ein, bis du die Kronstadt erreicht hast.«

Er sah mich beschwörend an. Ich schluckte und gab mein Einverständnis, und er wirkte sichtbar erleichtert. »Morgen dann?«

»M-morgen!«

21

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu. Es war mir nicht einmal unangenehm; auf seltsame Weise fühlte ich mich gleichzeitig hellwach und dennoch von einer tiefen, fast tranceartigen Ruhe erfüllt. Irgendwann mitten in der Nacht, der Kleine Bruder schien strahlend hell auf mein Bett, stand ich auf und verließ mein Zimmer. Ich ging in das vordere Gemach und entzündete den Kamin. Der Weinkrug, der noch von unserem abendlichen Beisammensein auf dem Boden stand, war gut halbvoll. Rauchend und mit einem Becher in der Hand blickte ich träumerisch in die Flammen und ließ meine Gedanken auf diese schmetterlingshaft leichte Weise wandern, die ihnen neuerdings immer häufiger innewohnte. Ich hatte begonnen, mich daran zu gewöhnen und es in gewisser Weise sogar zu schätzen gelernt. Meinem Geist fehlte jede Schwere, alles war leicht und schwebend, ohne Schmerzen oder Angst. Das Gefühl, daß mich nichts mehr berühren oder gar verletzen konnte, wog tausendmal den Nachteil auf, daß es mir inzwischen ausnehmend schwer fiel, mich mit einem Gedanken zu beschäftigen. Es war doch alles so einfach; warum sollte ich mir Kopfschmerzen über Dinge machen, die mich im Grunde gar nichts angingen? Julian wußte, was zu tun war, und ich war bereit, seinen Ratschlägen in allem zu folgen.

Als die Morgensonne durch das Fenster fiel, saß ich immer noch so da. Ich hatte keine Sekunde geschlafen – und dennoch fühlte ich mich frisch und ausgeruht. Der Weinkrug war leer, und ich tappte in die Küche, um mir mein Frühstück zu bereiten. Dort fand mich wenig später Julian.

»Hast du gut geschlafen?« fragte er sanft.

»Ich habe überhaupt n-nicht geschlafen, Julian. Aber es geht mir gut, ich fühle m-mich großartig.«

»Das ist eine Auswirkung der Medizin, die du nimmst. Es ist durchaus möglich, daß du noch einige Zeit nicht wirst schlafen können. Sorge dich deswegen nicht, solange du dir immer mal wieder etwas Ruhe gönnst, wird es dir nicht schaden. Ich habe ein paar Dinge für dich vorbereitet. Komm doch bitte in mein Arbeitszimmer, wenn du soweit bist.«

Mit dem Reisesack über der Schulter trat ich wenig später in Julians Zimmer. Er blickte auf und lächelte mich an. »Setz dich her, Ell. Ich muß noch den Zauber erneuern, der dein Aussehen verändert.« Er trat wie am vorherigen Tag auf mich zu und legte mir seine kühle Hand auf die Augen. Der Vorgang dauerte wieder nur einige Atemzüge, dann trat er zurück und begutachtete seinen Zauber. Mit befriedigtem Nicken ließ er sich wieder in seinen Stuhl sinken und schob mir ein versiegeltes Schreiben hin, das ich zögernd und mit fragendem Blick aufnahm.

»Steck das gut weg«, erklärte er. »Falls ich es nicht schaffe, dir rechtzeitig zu folgen,

gelangst du damit in die Kronenburg. Aber das ist nur für den Notfall gedacht, ich denke, du wirst es nicht brauchen. Hast du noch den kleinen Spiegel, den ich dir zu deinem letzten Geburtstag geschenkt habe?« Ich nickte. Das Spiegelchen begleitete mich ständig. Er verzog spöttisch den schmalen Mund. »Gut, damit kannst du gegebenenfalls Verbindung zu mir aufnehmen. Was brauchst du noch – Geld, natürlich!«

Er schloß eine Lade auf und entnahm ihr einen schweren Beutel. »Hier, damit dürftest du auskommen, bis wir uns wiedersehen. Spare an nichts, übernachte in guten Herbergen und iß anständig. Du bist noch immer nicht vollständig genesen, Ell.« Er legte mir den Beutel auf meinen Reisesack. Ich sah ihn voller Zuneigung an. Seine Besorgnis bewegte mich tief.

Nun zog er noch ein schmales Päckchen aus der Tasche seines samtenen Gewandes und schob es mir hin. »Damit du nicht denkst, ich hätte es vergessen. Das ist eine kleine Geburtstagsgabe, Ell.«

Gerührt wickelte ich das Päckchen aus und starrte das Geschenk dann sprachlos an: einen kostbar verzierten, schmalen Dolch, dessen Griff ein herrlich geschliffener, fast schwarzer Blutstein krönte. Mit Tränen in den Augen sah ich meinen Onkel an und stammelte einen überwältigten Dank, den er fast ungeduldig abwehrte. »Hast du eine Scheide für den Dolch? Du mußt aufpassen, er ist sehr scharf.« Ich zog mein Messer aus seiner Scheide und steckte zur Probe den Dolch hinein. Er paßte.

»Sehr schön«, meinte Julian. »Das ist ein S'aavaranischer Dolch, eine Arbeit des Ersten Waffenschmiedes am Hofe des maior T'jana. Du bist jetzt siebzehn und hast dir schon längst eine anständige Waffe verdient.« Er erhob sich und ließ eine Hand auf meiner Schulter ruhen, als wir zur Tür gingen. »Ich komme nach, sobald es möglich ist. Ach ja, ich habe dir ein anderes Pferd besorgt, das erschien mir besser.« Er umarmte mich und legte kurz und wie zum Segen seine Hand auf meinen Kopf. »Mache deine Sache gut, Elloran. Ich verlasse mich auf dich!«

Das Pferd, das auf mich wartete, war eine zuverlässig wirkende, grobknochige graue Stute; das glaubwürdige Reittier des Söldners Ellis, den ich in den nächsten Wochen verkörpern würde. Ich ritt durch das Blaue Viertel, ohne mich umzusehen. Ein dumpfer Druck im Magen erinnerte mich an das grausige Ende der Versammlung am gestrigen Abend, aber ich verdrängte den Gedanken eilig. Es hatte ohnehin keinen Zweck mehr, darüber noch Tränen zu vergießen. Was geschehen war, war geschehen.

Es war ein schöner, sonniger Tag mit einer ersten Andeutung von sommerlicher Hitze. Ich schälte mich aus meiner warmen Jacke und krempelte die Ärmel meines Hemdes hoch. Den ersten Teil meiner Wegstrecke kannte ich zur Genüge, allerdings machte ich einen großen Bogen um den Galgenhügel. Nicht noch mehr ungute Erinnerungen wecken! Lieber ritt ich an der steilen Küste entlang und genoß den frischen Wind und den Ausblick auf die tief unter mir liegende, glitzernd blaue und grüne Wasserfläche.

Möwen kreisten in der Luft und umschwärmten schreiend die vielen kleinen Fischerboote auf dem Meer.

Gegen Abend näherte ich mich einem kleinen Ort. Der freundliche Wirt des Gasthauses, in dem ich abstieg, servierte mir eine schmackhafte und reichhaltige Fischsuppe und gab mir auf meinen Wunsch noch einen Krug mit einem kräftigen, hellen Rotwein mit auf mein Zimmer. Julians magische Tarnung schien fehlerlos zu wirken. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, daß man mir anders begegnete als dem jungen Burschen, der ich ja eigentlich war. Der barfüßige Stalljunge, gewiß ein Sprößling des Wirtes, hatte mich ehrfürchtig angestarrt, als ich ihm meine Stute übergab, und auch das kurze Gespräch mit dem Wirt war bei aller Gastfreundlichkeit von einer gewissen Vorsicht einem durchreisenden Söldner gegenüber geprägt. In dieser Gegend hatten die Bewohner zu viele schlechte Erfahrungen mit Söldnertruppen gemacht, um nicht ein gesundes Mißtrauen gegen Vertreter dieses Standes an den Tag zu legen.

Wie Julian vorhergesagt hatte, schlief ich auch in dieser Nacht nicht. Ich lag angezogen auf dem Bett in der kleinen Gastkammer und trank mir einen milden Rausch an. Aus einem der Nebenzimmer drangen die ganze Nacht hindurch leise murmelnde Stimmen, und ich fragte mich träge verwundert, ob da Leute von ähnlicher Schlaflosigkeit geplagt waren wie ich. Kurz nach Sonnenaufgang machte ich mich wieder auf den Weg. Ich zahlte meine Zeche und die Übernachtung und ließ eine beiläufige Bemerkung über meine schwatzhaften Zimmernachbarn fallen, die der Wirt mit einem unangenehm berührten Blick beantwortete. Er räusperte sich unbehaglich und murmelte, ich sei sein einziger Gast in dieser Nacht gewesen. Die beiden Zimmer neben meinem seien schon seit Tagen unbenutzt. Ich bemerkte seine Verlegenheit und beeilte mich, ihm zu versichern, ich habe nur gescherzt, und es sei wunderbar friedlich in seinem Haus gewesen. Er lächelte und wünschte mir eine gute Weiterreise. Ich konnte seinem Gesicht deutlich ansehen, was er von mir hielt.

Meine Stute erwies sich als so kräftig und zuverlässig, wie ich sie eingeschätzt hatte, und so kam ich gut voran. Fast vier Tage ritt ich an der Küste entlang, bevor ich mich nördlich ins Landesinnere wandte. Verwunderlicherweise beeinträchtigte mich meine anhaltende Schlaflosigkeit nicht, ich fühlte mich ausgeruht und kräftig. Das einzige, was mich mit der Zeit beunruhigte, war das ständig zischelnde Geflüster und Raunen, das ich in der ersten Nacht für Gespräche im Nebenzimmer gehalten hatte, und das doch anscheinend etwas zu sein schien, das in meinem eigenen Kopf stattfand. Tagsüber gelang es mir meist, es zu vergessen, aber in den langen durchwachten Nächten war das vollkommen unmöglich.

Ich ertappte mich dabei, daß ich sogar den Atem anhielt, um vielleicht doch den einen oder anderen Fetzen dieser endlosen Unterhaltung zu verstehen. Die Stimmen schienen mir seltsam vertraut. Fast meinte ich das Gespräch zu verstehen, aber es blieb immer

dicht unterhalb dieser Schwelle. Es zerrte an meinen Nerven. Ich versuchte, mir auszumalen, worüber gesprochen wurde, wer da redete, was das alles mit mir zu tun haben mochte – denn daß es hierbei um mich gehen mußte, war mir völlig klar. Warum sollte es sonst in meinen Ohren, in meinem Kopf stattfinden?

Schließlich ging ich dazu über, mich in jeder Nacht zu betrinken, bis ich die Stimmen nicht mehr hörte, oder bis sie mich zumindest nicht mehr so sehr bedrängten. Tagsüber, wenn ihr Zischeln, Murmeln und Raunen durch die alltäglichen Geräusche, das Klappern der Hufe, Vogelzwitschern, das Pfeifen des Windes, rauschende Blätter und dergleichen mehr übertönt wurde, begann mich in der zweiten Woche meiner Reise etwas anderes zu belästigen: In meinen Augenwinkeln, immer gerade am Rande meines Blickfeldes, bewegte sich etwas. Eine menschliche Gestalt, wie ich annahm, die mir zuzuwinken schien. Wenn ich mich nach ihr umdrehte und versuchte, sie in den Blick zu fassen, mußte ich jedesmal feststellen, daß dort nichts war. Ich sah vom Winde bewegte Zweige, ein davonhoppelndes Kaninchen, auffliegende Vögel ... aber das war nicht das, was ich eigentlich erwartet hatte.

Zusammen mit den unermüdlich wispernden Stimmen zermürbte diese Erscheinung mich langsam. Ich wurde schreckhaft und gereizt und fühlte mich auf unerklärliche Weise bedroht und verfolgt. Das Glückskraut half mir zwar anfangs ein wenig, meine zerrütteten Nerven zu beruhigen, aber schließlich wendete ich in meiner Verzweiflung mein Heilmittel der Nächte auch tagsüber an. Solange ich mich in einem Zustand leichter Trunkenheit befand, peinigten mich meine Heimsuchungen nicht gar so heftig.

Von Julian hörte und sah ich nichts. Ich wollte ihn nicht mit meinem Problem belästigen, da er mit Sicherheit mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigt war, um sich in Ruhe damit auseinandersetzen zu können. Zudem war ich inzwischen keine Woche mehr von der Kronenburg entfernt, wo wir uns ohnehin wiedersehen würden.

Drei Tagesreisen vor der Kronstadt machte ich gegen Abend Rast in einer kleinen Herberge, die von einer verhutzelten alten L'xhan geführt wurde. Als ich in den winzigen Schankraum trat, um mein Abendessen einzunehmen, durchfuhr mich ein heftiger, eiskalter Schreck. An einem Tisch saßen in vertrautem Gespräch Tom und Jemaina. Für einen Augenblick vergaß ich beinahe meine Tarnung und zuckte herum, um zur Tür hinauszustürmen. Jemaina streifte mich mit einem gleichgültigen Blick und wandte sich wieder ihrem Gegenüber zu. Ich atmete tief durch, entspannte meine verkrampften Muskeln und ließ mich am Nebentisch nieder. Was taten die beiden hier? Unaufmerksam verzehrte ich, was die Schankmaid mir vorsetzte, und spitzte meine Ohren, um etwas von dem aufzuschnappen, was am Nebentisch gesprochen wurde.

»Sie hat alles gut vorbereitet«, bemerkte Jemaina gerade. Ihre Stimme klang ruhig. Tom nickte. Ich blickte mit Schaudern auf seine haarigen, kräftigen Hände, die entspannt auf dem Tisch ruhten. Nichts an ihnen deutete auf die mörderischen Klauen

hin, die sie in Wirklichkeit waren.

»Was macht euch so sicher, daß er mitkommt?« fragte er.

»Er muß kommen. Er verliert sonst alles, worauf er in den letzten Jahren hingearbeitet hat, verstehst du?«

Tom neigte sich zu ihr und murmelte leise. Ich konnte ihre weitere Unterhaltung nicht mehr verstehen, weil das ekelhafte Flüstern in meinen Ohren aufdringlicher wurde. Ich unterdrückte ein Stöhnen und bestellte eilig Wein bei der Schankmaid. Wenn ich doch nur etwas klarer hätte denken können! Was war vorbereitet worden, wer wurde erwartet? Betraf diese Unterhaltung am Ende vielleicht Julian und mich?

» ... wird mit dem Jungen?« vernahm ich jetzt wieder Toms Stimme. Ich zuckte erschreckt zusammen.

Jemaina schüttelte den Kopf. »Es ist zu spät«, antwortete sie nüchtern. Tom fuhr auf, aber sie legte beruhigend ihre dunkle Hand auf seinen Arm. »Bitte, Tom. Es hat keinen Zweck, wir können nichts mehr daran ändern«, sagte sie eindringlich. »Er hatte eine winzige Chance, aber er hat sie vertan. Wir alle müssen jetzt sehen, wie wir das Beste aus der verfahrenen Lage machen.«

Ich war zutiefst erschüttert über ihr fühlloses, kaltes Gebaren. Jemaina sprach über mich wie über einen Gegenstand, der seine Nützlichkeit verloren hatte. Wie bitter hatte Julian recht behalten: Ich konnte niemandem vertrauen, noch nicht einmal denen, die mir immer am nächsten gestanden hatten. Alle wünschten mir den Tod. Sie würden noch ein böses Wunder erleben, das schwor ich mir.

Die beiden erhoben sich und verließen den Schankraum. Ich blickte ihnen unschlüssig hinterher. Es hatte wenig Sinn, ihnen zu folgen. Am liebsten wäre ich sofort wieder aufgebrochen, aber meine brave Stute benötigte eine Pause. Also ließ ich mir schweren Herzens einen weiteren Krug für die Nachtwache bringen und zog mich damit auf mein Zimmer zurück.

In dieser Nacht waren die Stimmen lauter und aufdringlicher denn je. Ich war sogar in der Lage, die eine oder andere Silbe ihres Geflüsters zu verstehen, aber ich konnte sie immer noch nicht zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen. In den dunklen Ecken meines Zimmers wogten unheimliche Schattengebilde und schienen nach mir zu greifen. Ich entzündete schweißnaß vor Grauen die Öllampe, die auf dem Fensterbrett stand, doch das gelbliche Licht brachte keine Erleichterung. Mittlerweile war ich so betrunken, daß mir meine Glieder den Dienst versagten; aber nicht einmal die Trunkenheit half mir gegen die Dämonen, die mich quälten. Hände griffen nach mir und wollten mich erwürgen; die Stimmen murmelten bedrohlich und böse. Giftig und voller Häme zischelten sie in meinen Ohren, obwohl ich meine bebenden Hände davorschlug und den Kopf im Kissen vergrub. Die Nacht dehnte sich in endloser Finsternis, und erst der erste dünne Sonnenstrahl, der sich durch das Fenster verirrte, beendete die entsetzliche

Heimsuchung.

Ich schwankte auf unsicheren Beinen in den Schankraum und bestellte mir einen besonders starken Tee. Während ich noch über meinem Becher brütete, trat die Herbergswirtin an meinen Tisch. »Darf ich dich etwas fragen, Herr?« Ich sah überrascht auf und bot ihr Platz an. Sie dankte und ließ sich mir gegenüber nieder. »Du bist sicherlich auf dem Weg zur Kronstadt?« Ich nickte ein wenig mißtrauisch. Diese Herberge lag an der Straße zur Hauptstadt, also war mein Ziel kein großes Geheimnis.

Sie strich einige weiße Haarsträhnen, die sich aus ihrem akkuraten Knoten gelöst hatten, zurück und fuhr fort: »Ich habe zwei Gäste, die ebenfalls dorthin unterwegs sind, und die sich dir gerne anschließen würden. Die Straße ist zur Zeit sehr unsicher, es gibt Banden, die harmlose Reisende ausrauben und manchmal sogar töten. Darum ist es sicherer, in größeren Gruppen zu reisen oder wenigstens einen schlagkräftigen Söldner als Begleiter zu haben. Sie würden dich gut dafür bezahlen.«

Ich knurrte und nickte dann mißmutig. Es gab keinen Grund für den Söldner Ellis, diese Bitte abzuschlagen, aber der Gedanke an zwei Mitreisende erfreute mich natürlich überhaupt nicht. Sie dankte mir und stand auf. »Ich sage den beiden Bescheid«, erklärte sie zufrieden.

Ich trank meinen Tee und starrte auf die Tischplatte. Das Geflüster in meinem Kopf wurde wieder lauter. Ich glaubte, meinen Namen vernommen zu haben und schloß die Augen, um besser zuhören zu können. Neben mir räusperte sich jemand, und ich fuhr erschreckt zusammen.

»Vergib mir, wenn ich dich in deinen Gedanken störe, bester Freund«, sagte Tom. »Die Wirtin hat mir von deiner freundlichen Einwilligung berichtet, uns bis zur Kronstadt dein wehrhaftes Geleit zu geben.« Ich unterdrückte ein Keuchen und erhob mich eilig. Tom sah mich freundlich verwirrt an, und ich murmelte hastig eine mürrische Bestätigung.

»Wir müssen nur über deinen Lohn sprechen«, sagte er. »Findet ein halber Goldych pro Reisetag deine Zustimmung?« Ich nickte stumm. »Wunderbar«, rief er erleichtert. »Meine Begleiterin kommt sofort, dann können wir aufbrechen, wenn es dir genehm ist. Ah, ich vergaß, mich vorzustellen: Mein Name ist Tom, ich bin fahrender Sänger. Und dort kommt die ehrenwerte Heilerin, die mit mir reist.«

Er wartete höflich. Ich knurrte: »Ellis.« Jemaina trat an Toms Seite und blickte mich mit merkwürdigem Interesse an. Ich schwitzte.

»Dieser ehrenwerte Herr ist Ellis; er hat sich bereiterklärt, uns zu begleiten und vor Überfällen zu beschützen«, erklärte Tom ihr. Sie reichte mir ihre Hand.

»Ich bin Jemaina. Vielen Dank für deine Hilfe, Ellis. Ich war doch etwas besorgt um unsere Sicherheit.«

Sie lächelte Tom an, der ein gespielt mißmutiges Gesicht schnitt. »Meine

liebenswürdige Freundin traut mir nicht zu, daß ich in der Lage bin, uns hinreichend vor Raub und Mordgesindel zu beschirmen«, brummte er. »Sie sagte: ›Spiel du ruhig deine Harfe, Tom, und singe uns ein paar Lieder zur Unterhaltung auf unserem Weg, aber laß die Finger von Schwertern, du verletzt dich am Ende wahrscheinlich nur selbst!‹« Er schnaufte beleidigt, und Jemaina lachte herzlich. Ich starrte die beiden an und dachte mit Grausen an Toms Fähigkeiten, sich zu verteidigen. Ich bezweifelte sehr, daß er ein Schwert dafür überhaupt nötig hatte.

»Können wir l-los?« fragte ich barsch. Ohne ein weiteres Wort nahm ich meinen Reisepack und verließ unsicheren Schrittes den Schankraum. Die Rechnung hatte ich bereits bezahlt, und mein Pferd war gesattelt. Ich verschnürte das Gepäck und bestieg die Stute. Ohne mich umzusehen, ritt ich vom Hof und hörte, wie die Reittiere der beiden anderen mir folgten. Eine schemenhafte Gestalt winkte mir. Ich wandte erschreckt den Kopf. Die rote Katze starrte mich aus rätselhaften Augen an und sprang von der Mauer ins hohe Gras darunter. Ich ächzte und lockerte den Weinschlauch, der an meinem Sattel hing. Ein großer Schluck vertrieb die drohende Nüchternheit und ließ die Schatten in meinen Augenwinkeln zumindest etwas zurückweichen. Tom lenkte sein Biest an meine Seite, während Jemaina ein paar Schritte zurückblieb, und fing eine recht einseitige Unterhaltung an. Ich trank und brummte hin und wieder wortlos, was ihm als Gesprächsbeitrag völlig zu genügen schien. Sein seichtes Geschwätz übertönte die Stimmen in meinem Kopf nahezu vollständig. Ich ließ es voller Erleichterung an mir vorbeiplätschern, ohne auf seine Worte genauer zu achten. Jemaina ritt schweigend hinter uns her. Wir durchquerten die endlosen grünen Hügel L'xhans, und Tom redete und redete, sang zwischendurch ein oder zwei Lieder, um dann weiterzuschwätzen. Etwas Weißes zuckte und wand sich am Rand meines Blickfeldes. Ich fuhr heftig herum. Meine Stute scheute, und Tom verstummte erschreckt. Wir hielten an.

»Was ist?« fragte er. »Hast du etwas gesehen? Wegelagerer?« Ich musterte panisch das dichte Gebüsch am Feldrand und mühte mich, meinen beschleunigten Atem wieder unter Kontrolle zu bringen. Jemaina zog beunruhigt an unsere Seite.

»Was ist los?« fragte sie Tom. Er zuckte mit den Achseln und deutete auf mich. Ich leckte mir über die trocken gewordenen Lippen und nahm einen tiefen Schluck aus dem Weinschlauch. Dann wischte ich mir zittrig über das Gesicht und ließ die Stute antraben.

»Alles in Ordnung«, rief ich zurück, vergebens um einen beiläufigen Ton bemüht. »Ich habe m-mich geirrt.« Jemaina und Tom wechselten einen beunruhigten Blick und folgten mir. Ich hörte sie tuscheln. Es war mir gleich, was sie denken mochten. Meinetwegen sollten sie mich für einen Säufer halten, der die Bäume tanzen und Zwerge auf dem Weg Purzelbäume schlagen sah. Vielleicht würde sie das sogar veranlassen, mich meine Reise alleine fortsetzen zu lassen, was mir wahrhaftig das liebste gewesen wäre.

Doch den Gefallen taten sie mir nicht. Wir ritten weiter, und Tom schwieg nun auch.

Die Stimmen wurden immer unangenehmer. Ich wollte nicht riskieren, so betrunken zu werden, daß ich nicht mehr in der Lage war, mich im Sattel zu halten, aber ich bemühte mich redlich, in beruhigender Nähe zu diesem Zustand zu bleiben. Hin und wieder trafen mich die besorgten Blicke meiner Reisegefährten, doch sie hüteten sich, etwas zu bemerken. Offenbar war ihnen ein bezechter Söldner immer noch lieber als überhaupt kein Geleitschutz.

Der Tag verstrich langsam. Seit unserer Mittagsrast ritt Jemaina an meiner Seite, während Tom sich ein kurzes Stück vor uns hielt und unermüdlich sein Repertoire an unanständigen Liedern vor sich hinträllerte. Ich erkannte das eine oder andere Lied aus Senns Schatzkiste und mußte darüber lächeln. Jemaina nahm das anscheinend als Ermutigung und begann, mich auszufragen. Wo ich herkäme, bei welchem Herrn ich zuletzt in Dienst gestanden hätte, und was ich in der Kronstadt wollte. Ich antwortete ausweichend und unfreundlich, was sie aber nicht zu entmutigen schien. Endlich drehte ich den Spieß einfach um und befragte sie. Ihre Geschichte, warum sie mit Tom unterwegs war, war von vorne bis hinten erlogen. Sie sei auf der Rückreise von ihrer Familie in Raulikar, erzählte sie, wo eine Enkelin von ihr ihr erstes Kind bekommen und dafür den Beistand ihrer Großmutter gewünscht habe. Tom sei einer ihrer angeheirateten Neffen, der nun in der Kronenburg versuchen wolle, eine Anstellung als Spielmann und Sänger zu bekommen.

Ich lauschte der Geschichte mit steinerner Miene und fror innerlich. Wo ich hinblickte, herrschten Lüge und Betrug. *Traue niemandem*, diese Worte der Obersten Maga hallten in meinen Ohren. Traue niemandem. Traue niemandem!

Am dritten Tag unserer gemeinsamen Reise sah ich gegen Mittag zum ersten Mal wieder die Zinnen der Kronenburg am Horizont. Am frühen Abend passierten wir das westliche Stadttor und ritten schweigend durch die engen Gassen des äußeren Ringes. Ich hatte erwartet, daß meine beiden Begleiter sich nun von mir trennen würden, um zur Burg hinaufzureiten, und ich mich dann in einer Herberge einmieten und auf Julian warten würde. Doch Jemaina überraschte mich. Ich hatte ihr erzählt, daß ich nach Kronstadt reiste, um nach einem neuen Dienstherren zu suchen, nachdem meine alte Herrin in einem Kampf getötet worden war. Das nahm die Heilerin jetzt zum Anlaß, mich auf die Burg einzuladen: »Ich werde dich *domna* Veelora vorstellen. Sie kann dir sicher behilflich sein, eine Anstellung zu finden, vielleicht sogar bei der Kronengarde.«

Ich ließ mir meine Zweifel daran, daß meine Großmutter einen trunksüchtigen, abgewrackten Söldner in die Garde aufnähme, nicht anmerken und dankte Jemaina für ihr Angebot. Meine so schwer in den Griff zu bekommenden Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Warum sollte ich diese Gelegenheit nicht nutzen, in die Burg hineinzugelangen – ohne Julians Hilfe! Das sollte ihm beweisen, daß ich nicht in allem

auf ihn angewiesen war. Auf ihn warten konnte ich dort so gut wie in irgendeiner Herberge.

Mit beklommenem Herzen ritt ich in den Inneren Hof. Wie gut hatte ich diesen Ort kennengelernt – und wie wenig hatte ich damit gerechnet, ihn jemals wiederzusehen! Zum allerersten Mal fühlte ich, daß hier meine Heimat war, nicht in Salvok und nicht in irgendeiner anderen Gegend dieser Welt. Das erschreckte mich zutiefst. Wenn Julians Pläne fehlschlugen, bedeutete das für mich ewiges Exil – falls ich ein Scheitern überhaupt überlebte. Schrilles Kichern klingelte in meinen Ohren, und Schatten waberten durch mein Blickfeld. Ich unterdrückte ein Schaudern und fragte Jemaina, wohin sie mich jetzt brächte.

»Zu den Gästequartieren«, antwortete sie. »Morgen kümmere ich mich darum, daß die Herrin von Kerel Nor dich empfängt.« Sie nickte Tom zu, der sich bei den Ställen von uns trennte, und führte mich dann zum Gästeflügel, der in einem Seitentrakt des neueren Gebäudes lag. Dort organisierte sie mir ein Quartier und wies mir den Weg zum Speiseraum. Ich bemerkte mit Erstaunen, wie sie sich hier in der Burg bewegte, als hätte sie nie irgendwo anders gelebt. Sie verabschiedete sich bis zum nächsten Tag von mir, und ich zog mich in mein Quartier zurück. Es erinnerte mich an die kleine Kammer, in der ich meine ersten Tage auf dieser Burg verbracht hatte.

Ich setzte mich in die Fensternische und zog meinen kleinen Spiegel hervor. Doch bei dem Versuch, Julians Gesicht zu betrachten, scheiterte ich kläglich. Nebel und seltsame, verzerrte Schemen glitten über die Spiegelfläche, aber sie ließen sich nicht zu den vertrauten Zügen meines Onkels verdichten. Viel zu sehr lenkten mich die flüsternden, bösen Stimmen in meinem Kopf ab, die über meine vergeblichen Bemühungen hämisch zu kichern schienen. Ich starrte hilflos in den Spiegel und wartete auf ein Wunder. Ein Schatten regte sich in meinem Augenwinkel. Ich schrak heftig auf. Ein harter Schnabel klopfte ungeduldig gegen die Fensterscheibe, und ich hörte mich erleichtert aufschluchzen, als ich für Magramanir das Fenster öffnete. Sie hüpfte auf mein Bett und sah mich mit schiefgelegtem Kopf verschmitzt an.

»Gratuliere, Neffe«, erklang fern und klein Julians Stimme. »Du hast es wahrhaftig geschafft, ohne mich hineinzukommen!« Ich hockte mich neben die kleine Rabin aufs Bett und strich sanft mit dem Finger über ihren glänzend schwarzen Kopf.

»J-Julian, es geht irgend etwas mit mir v-vor«, begann ich verzweifelt und erzählte ihm von meinen quälenden Erscheinungen. Er hörte stumm und aufmerksam zu und schwieg noch eine ganze Weile, nachdem ich geendet hatte.

»Ich hatte es befürchtet«, sagte er schließlich bedrückt. »Aber ich wollte dich damit nicht belasten, es hätte durchaus sein können, daß ich mich irrte.« Er seufzte tief. Ich wandte meine brennenden Augen nicht von Magramanirs Schnabel, als spräche sie jeden Moment mein Todesurteil aus.

»Das ist Leonies Werk«, sagte Julian zögernd. Es schien ihm schwerzufallen, das auszusprechen. »Ich habe versucht, dich von ihrem Dämon zu erlösen, aber sie hat einen anderen Weg gefunden, dich zu peinigen. Es ist, wie ich vermutet habe: Ich kann dich nicht von ihr befreien, du mußt es selbst tun.«

Ich schloß betäubt meine Augen. »W-wie?« flüsterte ich voller dunkler Befürchtungen. Er antwortete nicht.

»Ich werde morgen bei dir sein«, sagte er schließlich mit tiefem Mitgefühl in der Stimme. »Dann werden wir besprechen, was zu tun ist. Hältst du es noch eine Nacht aus?«

»Solange ich nur genug zu trinken habe ...« Magramanir hüpfte auf meine Schulter und biß mich tröstend ins Ohr. Ich sah ihr nach, wie sie aus dem Fenster flog, und richtete mich auf die nächste schreckliche Nacht ein. Die dämonischen Erscheinungen erreichten eine neue Heftigkeit, jetzt, da ich ihrer Schöpferin so nahe war. Ich versuchte gar nicht erst, mich auf mein Bett zu legen, lieber blieb ich in der Fensternische sitzen und preßte meine gleichzeitig brennende und eiskalte Stirn gegen das Fensterglas. Es war eine mondlose, sternenklare Nacht. Jedes einzelne der Myriaden funkelnder Gestirne schien mich erbarmungslos anzustarren. Eine grausame Kälte ließ meine Glieder erstarren. Ich klammerte mich an meinen Weinschlauch und weinte eisige Tränen. Hände lagen auf meiner Schulter und brannten sich tief in mein Fleisch.

Die Stimmen in meinem Kopf vereinigten sich zu einer einzigen, und ich vernahm erstmals klar und deutlich ihre Worte: *»Es gibt mich nicht, Elloran, und was bedeutet das für dich? Weißt du es jetzt, Elloran? Hast du die Antwort? Wie lautet sie, Elloran? Denk nach. Es gibt mich nicht: Was bedeutet das für dich? Elloran, weißt du es?«*

Immer und immer wieder, lauter und immer lauter donnerten die immer gleichen Fragen wie eine Woge durch meinen gemarterten Geist, bis ich glaubte, sterben zu müssen. In dieser nicht endenwollenden Nacht wurde ich wahnsinnig und war mir dessen gleichzeitig in vollkommener, grausamer Klarheit bewußt.

Als der Morgen graute, erhob ich mich wie eine willenlose, schlecht geführte Gliederpuppe und ging hinaus. Ich wanderte durch die Gänge der Burg, die ich so gut kannte – und betrachtete sie wie ein Fremder. Niemand begegnete mir auf meinem Weg. Es schien, als wären alle anderen Menschen gestorben und ich alleine in einer verrückt gewordenen Welt zurückgeblieben, nur ich und die Stimme in meinem Kopf. Jemand ging an meiner Seite, dem ich gleichmütig meine Augen zuwandte. Ein großer, bleicher Mann in einem düsteren Gewand und mit rabenschwarzem Haar betrachtete mich aus glühenden grünen Augen. Auf seiner Schulter saß ein schwarzweißer Rabe und sah mich ebenfalls an. Ich blieb stehen und faßte nach seiner Hand, um zu sehen, ob er verschwinden würde, wenn ich ihn berührte. Doch er blieb neben mir und hielt mich fest. Ich ließ es teilnahmslos zu. Er legte seine schmale Hand über meine Augen und

flüsterte etwas. Vogelschwingen strichen über mein Gesicht.

»Jetzt, Elloran«, sagte er bestimmt. »Es ist soweit. Du weißt, was du zu tun hast.« Ich entzog meine Hand seinem Griff und ging weiter. Er folgte mir wie ein Schatten, und ich wußte, daß niemand außer mir in der Lage war, ihn zu sehen.

Meine Füße fanden den Weg zu Karas' Gemächern wie im Traum. Wahrscheinlich schlief ich, schlief endlich einmal wieder und träumte diesen Traum. Ich blieb vor der Tür stehen und legte meinen Kopf an das dunkle Holz. »Geh hinein«, wisperte der Mann. »Er ist alleine.«

Ich drückte sacht die Klinke hinunter und schob behutsam die schwere Tür auf. Das vertraute vordere Zimmer war dunkel und leer, und die Tür zum Schlafraum stand einen Spalt offen. Ich öffnete sie ganz und stand vor Karas' Bett. Träumerisch griff ich an meinen Zopf und löste die Kordel, schüttelte mein Haar aus und spürte, wie es meine Hüften berührte. Ich trat an Karas' Bett und blickte auf ihn hinunter. Er sah ganz so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte: Das schwere Gesicht war tief gefurcht und seine Brauen zusammengezogen, als verfolgten ihn auch im Schlaf noch Sorgen. Ich berührte sanft seine weiche Hand, die auf der Bettdecke ruhte und sah ihn erwachen. Er öffnete die Augen und blickte mir ins Gesicht. Verwirrung, Furcht und Freude malten sich auf seinen Zügen, und er setzte sich hastig auf, seine Arme nach mir ausgestreckt.

»Elloran«, sagte er heiser. »O mein liebes Kind, wie freue ich mich, dich zu sehen!«

Ich lächelte ihn liebevoll an und schlang die Kordel um seinen Hals. Sein Gesicht zeigte höchsten Unglauben, als ich ihn erwürgte. Endlich sanken seine Hände, die meine Handgelenke umklammerten, kraftlos hinunter. Der Blick seiner hervorquellenden Augen brach im Tod. Ich zog die seidene Kordel noch etwas fester und verknotete sie in der tiefen Furche, die sie in seinen fleischigen Nacken geschnitten hatte. Dann zog ich die Bettdecke hoch, um sie zu verdecken.

»Gut so«, hauchte der Mann neben mir. »Jetzt warte, es kann nicht mehr lange dauern.« Ich setzte mich auf die Bettkante und betrachtete ohne jedes Gefühl die Leiche meines Großvaters. Jetzt war ich die Krone, wurde mir auf einmal klar; aber selbst dieser Gedanke berührte mich seltsam fern. Die äußere Tür klappte, und schnelle Schritte näherten sich.

»Zeit zum Aufstehen, Liebster«, erklang eine fröhliche Stimme. Meine Großmutter stand in der offenen Tür zum Schlafgemach. Sie sah mich auf der Bettkante sitzen und öffnete in höchstem Erstaunen den Mund. »Elloran«, rief sie überrascht. »Wo kommst du her?« Ihr Blick streifte den Leichnam, und sie sah mich mißtrauisch an.

»Er scheint sich nicht wohlzufühlen«, sagte ich. »Sieh ihn dir d-doch bitte einmal an, Großmutter.« Sie trat heran und berührte Karas an der Schulter. Er regte sich nicht, und sie beugte sich tiefer über ihn, um die Decke zurückzuschlagen. Mit einem herzzerreißenden Schrei fuhr sie auf und zu mir herum. Ehe sie auch nur eine

abwehrende Bewegung machen konnte, hatte ich den S'aavaranischen Stahl tief in ihre Brust gesenkt. Sie starb leichter als ihr Mann. Fast bedauernd zog ich den Dolch aus ihrem leblosen Körper. Der Blutstein an seinem Griff leuchtete in einem unheilvollen Feuer, als hätte ihr warmes Herzblut ihn zum Leben erweckt. Ich stand wie betäubt und gleichzeitig so hellwach wie noch nie in meinem Leben vor den beiden Toten.

»Weiter«, flüsterte der Dunkle. »Du hast noch eine Aufgabe zu erfüllen, ehe du dich ausruhen kannst. Gehe zu ihr, aber hüte dich, den Thronsaal zu betreten, ehe sie tot ist. Hörst du? Du darfst den Thronsaal nicht betreten!« Ich nickte ungeduldig. Hielt er mich für taub oder dumm? Ohne zurückzublicken, ging ich auf den Gang hinaus. Etwas zog mich wie ein Magnet hinunter, aus dem Gebäude und hinaus in den Rosengarten. Tau perlte auf den grünen Blättern und erste zarte Blütenknospen prangten an den unzähligen Sträuchern und Hecken. Ich ging wie ein Schlafwandler auf die Mitte des kleinen Labyrinths zu, das eine meiner Ahnen hier hatte pflanzen lassen, und dort wartete sie auf mich. Ihre hohe, schwarze Gestalt in den leuchtend weißen Gewändern und mit der Aureole weißen Haars stand schweigend und reglos da und sah mir entgegen, wie ich mich ihr mit dem blutigen Dolch in der erhobenen Hand näherte.

Sie ließ mich bis auf wenige Schritte an sich herankommen, dann hob sie gebieterisch den Arm. Ich prallte gegen eine unsichtbare Wand. Der Dunkle zischte wütend in mein Ohr. Sie senkte die Hand, und eine zweite Gestalt löste sich aus ihrem Schatten und trat an mich heran. Ein weißer Kapuzenmantel umhüllte sie vollständig. Wer auch immer es war, er sollte mich durchlassen, ich mußte mein Werk vollenden, damit ich endlich wieder schlafen konnte.

Jetzt stand sie vor mir und schlug die Kapuze ein Stück zurück. Ich sah in das erbarmungslose Gesicht meines Dämons.

»Töte sie!« zischte der Mann. »Du mußt sie töten, damit du dich endlich von ihr befreist, sonst wird sie dich dein Leben lang verfolgen und quälen. Vernichte sie, Elloran!«

Ihre Augen hielten mich gefangen. »Weißt du die Antwort, Elloran?« fragte sie flüsternd. Ich ächzte und richtete den Dolch gegen ihre Brust.

»Töte sie endlich, sonst vernichtet sie dich!« kreischte der Mann hinter mir. Sie hob eine schlanke Hand und strich sanft über meine Augen. Die Nebel hoben sich von meinen Augen, und die barmherzigen Schleier wichen von meinem Geist. Ich sah, was ich nicht hatte sehen wollen.

Ihr Gesicht verzerrte sich in mitfühlendem Schmerz, als ich mich vor Qual zusammenkrümmte, die blutige Hand immer noch um den Dolch gekrampft. Die schweigende Gestalt hinter ihr hatte die Arme ausgebreitet, als flehte sie alle Geister um Beistand an.

»Erkennst du es jetzt, Elloran?« fragte meine Schwester. Ich schluchzte vor Grauen.

»Ich habe schon einmal versucht, es dir zu zeigen, erinnerst du dich?« fuhr sie fort. Ich flehte sie an, mich zu verschonen, aber sie zeigte kein Erbarmen. In ihren mitternachtsblauen Augen spiegelten sich all meine Taten, und ich mußte sie ansehen, konnte meinen schreckenstarren Blick nicht davon abwenden. Ich sah die noch jugendliche, aber schon von innen her verfaulende Fratze des verderbten Tyrannen, den sie mir einst als Warnung in meinen Fieberträumen vorgeführt hatte, und vor dem ich meine Augen verschlossen hatte.

Ich sah, wie ich, nur auf mein eigenes Wohl bedacht, gewissenlos jeden ausnützte, der mir seine Freundschaft anbot, ich sah den letzten Blick, den Katarin mir zuwarf und wie ich keinen Finger rührte, um sie zu retten, obwohl ich nur zu gut wußte, was mit ihr geschehen würde. Ich sah mich nicht eine Träne um meine getöteten Freunde aus dem Blauen Viertel vergießen. Ich sah, wie ich Cesco bestialisch mordete und Nikal an seine Feinde auslieferte. Ich sah Karas und Veelora von meiner eigenen Hand sterben.

»Bitte, laß mich gehen!« flehte ich, aber sie gab nicht nach.

»Du bist mir noch eine Antwort schuldig«, forderte sie hart. »Antworte, Elloran!« Ich wimmerte. Ihr Gesicht wurde weicher, und ihre Augen waren voller Liebe.

»Karas und Veelora leben«, flüsterte sie fast unhörbar. »Leonie hat dir ihre Trugbilder geschickt.«

Meine Knie gaben vor Erleichterung nach. Julian packte mich eisenhart bei der Schulter und keuchte: »Sie lügt, Elloran. Glaube ihr nicht; sie will dich nur einlullen, damit sie dich leichter beseitigen kann! Sie ist Leonies Geschöpf, sie wird dich vernichten!«

»Hör nicht auf ihn«, unterbrach ihn die ruhige Stimme meiner Traumschwester. »Er ist es, der dich belügt. Glaubst du wirklich, er hätte dich geheilt, Bruder? Dazu ist er überhaupt nicht in der Lage. Du stirbst, du stirbst noch immer!«

Ich stand wie versteinert. »Wer hat mich vergiftet?« fragte ich stockend und las die Antwort aus ihren kummervollen Augen.

»Sie lügt!« kreischte Julian. »Hör nicht auf sie, Neffe! Töte sie, solange du dazu noch in der Lage bist. Erinnere dich, wem du vertrauen kannst!«

Zögernd hob ich den Dolch gegen sie. Seine Spitze zitterte. Meine Schwester sah mich furchtlos an und wich keinen Zentimeter zurück. Rund um uns erbebten die Konturen des Rosengartens und wichen eckigen, harten Linien. Hohe schwarze Säulen erschienen, und unter meinen Füßen fühlte ich kalten Marmor. Julian schrie gellend auf.

Ich spürte, ohne den Blick von meiner Schwester zu wenden, wie rund um uns vertraute Gestalten auftauchten. Es war, als sollten die Menschen, die mein Leben begleitet hatten, nun auch das Ende sehen. Ich griff den Dolch fester und blickte in ihre tiefen, dunklen Augen.

»Die Antwort, Elloran?« drängte sie sanft. »Weißt du die Antwort?« Ich lächelte mit tauben Lippen. Die Antwort auf ihre Frage erschien flammend vor meinen Augen. Ich

spürte, wie eine weiche, dunkle Ruhe mich überkam.

»Ja«, flüsterte ich, während ich den Dolch drehte, *»es gibt mich nicht!«*

Ein kurzes, letztes Zögern – und ich stieß ihn tief in meine Brust. Ich keuchte. Niemand hatte mich auf den ungeheuren, verzehrenden Schmerz vorbereitet, mit dem der Stahl in mein Fleisch drang, Haut und Muskeln wie mit Feuerzungen durchtrennte, glühend an einer Rippe vorbeischrammte – Göttin, dieser Schmerz!

Meine schwächer werdenden Hände glitten, glitschig von meinem eigenen Blut, vom Heft des Dolches ab. »Hilf mir«, flehte ich tonlos. Ihre ruhigen Finger umschlossen meine Hände und halfen mir, den Stahl weiter in das gemarterte Fleisch zu treiben, bis seine grausame Spitze mein angstvoll gegen die Rippen schlagendes Herz berührte und mit einer letzten Anstrengung unserer Hände tief hineindrang. Die Beine versagten mir den Dienst. Sie fing mich auf, ließ mich sanft zu Boden gleiten und bettete meinen Kopf in ihren Schoß. Ihre kühlen Hände strichen über mein schweißverklebtes Haar, und ihre Tränen fielen wie sanfter Regen auf mein emporgewandtes Gesicht.

Ich suchte ihren Blick durch die Schleier, die sich über meine Augen senkten. Wie in weiter Ferne hörte ich Schreie und Rufen, aber es berührte mich nicht mehr. Alles, was gut und wichtig war, konzentrierte sich in der Tiefe dieser nachtblauen Augen. Sie beugte sich über mich und küßte mich auf meine blutigen Lippen.

»Schlafe, Elloran«, flüsterte sie. »Es ist vorbei. Schlafe nun endlich, mein liebster Bruder.« Die Umrisse des Thronsaales verschwammen, die hohen Säulen versanken um mich, und ich lag sterbend alleine auf der endlosen grauen Ebene des Spieles. Unter mir glühte unheilvoll rot die Herzlinie, getränkt und gefärbt von meinem Blut.

»Das Spiel ist vorüber«, sagte die Spielerin. Erst jetzt, im Augenblick meines Todes, erkannte ich ihre Stimme. *»Deine Figur ist geschlagen, du bist besiegt.«*

»Nein!« antwortete Julians haßerfüllte Stimme. *»Du irrst dich! Unser Spiel geht weiter. Ich fordere den Zweikampf!«*

Ein Rabe krächzte voller Hohn, und als letztes Geräusch in diesem Leben hörte ich das leise Seufzen der Obersten Maga. Mein Herz hörte auf zu schlagen, Nebel löschten die Welt aus, und mein Geist machte sich auf den mühsamen Weg nach Hause. Mein Spiel war nun für alle Ewigkeit beendet.

Die Menschen im Thronsaal der Kronenburg standen wie versteinert. Tom hatte die Hände vor die Augen geschlagen, und seine Schultern bebten, während Akim ihn festhielt. Jenka klammerte sich weinend an Jemaina, die mit trockenen Augen und einem merkwürdig friedvollen Ausdruck auf dem Gesicht auf die kniende Gestalt in dem weißen Kapuzenmantel blickte, die den Toten in ihren Armen hielt. Veelora und Karas hielten sich wie verirrte Kinder bei den Händen, und die Oberste Maga senkte langsam die erhobenen Arme und öffnete ihre gelben Augen.

»Laß ihn los, Kind«, sagte sie, und der Widerhall ihrer leisen Stimme erklang gespenstisch zwischen den marmornen Wänden. »Es ist nur noch sein Körper.«

Wie mit den Augen eines Fremden sah ich zu, wie die weißgekleidete junge Frau den Leichnam behutsam zu Boden gleiten ließ und mit blutbefleckten Fingern seine starren Augen schloß. Sie zog den kostbaren Dolch aus seinem Herzen und schleuderte ihn fort.

Dann ließ ich den weißen Mantel von meinen Schultern gleiten und deckte ihn mit einem letzten Blick über den Toten.

»Es ist gut, Kleines«, sagte Leonie beruhigend. »Du hast deine Sache sehr gut gemacht.«

Jenka schrie in höchstem Entsetzen auf, als ich mich umdrehte und Leonies ausgestreckte Hand ergriff. Auch in den Gesichtern der anderen erblickte ich namenlose Angst und Verwirrung.

Tom stöhnte fassungslos. Ich sah flüchtig zu ihm hinüber, im Geiste immer noch bei dem, was mir gerade widerfahren war. Es war eine große, betäubte Leere in mir und gleichzeitig ein ungeheurer Ansturm von Bildern, Tönen, Gefühlen und Erinnerungen, denen ich mich kaum gewachsen fühlte. Ich wandte mich um und sah die Magierin hilfesuchend an. Sie verstand meine stumme Bitte. »Du mußt dich ausruhen«, erklärte sie und ergriff stützend meinen Arm, um mich hinauszuführen. »Deine Freunde können warten, Elloran.«

22

Ich hatte fast vergessen, was es hieß, zu schlafen – einfach nur zu schlafen; den Kopf auf ein Kissen zu betten, die müden Augen zu schließen und mich in wohltuendes Dunkel sinken zu lassen. Leonie hatte mich zu einem Zimmer in der Nähe ihrer Gemächer geführt; sie wußte, ohne daß ich es ihr hatte sagen müssen, daß ich nicht in meine alten Räume zurückwollte, nicht in dem Bett schlafen konnte, in dem Cesco gestorben war.

Mein Erwachen war so sanft, wie mein Schlummer gewesen war. Der schmetternde Gesang einer Drossel weckte mich. Ich öffnete die Augen in einen lichtdurchfluteten, strahlenden Sommermorgen. Für einen langen, glücklichen Augenblick wußte ich weder wer – noch wo ich war. Ich streckte die Arme aus, gähnte und räkelte mich wie eine zufriedene Katze. Dann, langsam, langsam, tropfte die Erinnerung zurück in meinen Geist, und ich barg das Gesicht in den Kissen.

Ich war ich selbst und doch jemand anders, meine Erinnerungen fühlten sich falsch an, mein Körper war mir fremd, und ich wußte nicht, was geschehen war, obwohl ein Teil von mir es hätte wissen müssen. Meine Hände fuhren über meinen Körper und ertasteten die ungewohnte Gestalt. Mir wurde schwindelnd bewußt, daß ich nun kein T'svera mehr war, kein Neutrum, daß ich nie wieder würde vorgeben müssen, ein Mann zu sein – und daß Julian unrecht gehabt hatte, als er mich als den Thronerben bezeichnete.

In Gedanken versunken zog ich Ellorans – meine – viel zu weiten Hosen und eine leichte Tunika über meine mageren Glieder und begann, die Fragen in meinem Kopf zu sortieren. Ich hatte geglaubt und gehofft, daß meine Traumschwester, meine andere Hälfte, im Besitz aller Antworten sein mußte, aber das stellte sich nun als Wunschtraum heraus. Sie war in der ganzen Zeit ein Teil von mir selbst gewesen, immer bei mir, auch wenn ich das nicht gewußt hatte. Sie war ich, getrennt von mir und doch mit mir vereint, und ich mußte jetzt versuchen, unsere beiden Hälften zu einem Ganzen zu vereinigen. Ich sank in die gepolsterte Fensternische und starrte blicklos hinaus auf den Rosengarten.

Die Tür öffnete sich, und ein Dienstmädchen, das mich verschreckt anblickte, stellte ein reichhaltiges Frühstück auf den Tisch. Ich dankte ihr, und sie ging eifrig knicksend hinaus. Dabei rannte sie beinahe meinen Großvater um, der auf seinen Stock gestützt in der Tür stand. Er starrte mich wie eine Erscheinung an, und ich erwiderte seinen Blick mit derselben Empfindung. Zu deutlich war mir noch das Schreckensbild seines Todes. Ich wandte voller Grauen meinen Blick auf meine Hände.

»Darf ich dich stören?« fragte er. Ich nickte, ohne aufzublicken. Sein stockender,

unregelmäßiger Schritt kam auf mich zu, und er zog sich einen Stuhl in meine Nähe, in dem er sich schwerfällig niederließ. Er räusperte sich unbehaglich und schwieg. Ich hob meine Augen und sah ihn unsicher an.

»Großvater«, begann ich und stockte. Immer noch sah er mit diesem ungläubigen, fast ängstlichen Ausdruck auf mich. Ich beugte mich vor und griff nach seiner Hand. Er zuckte zurück, dann aber ließ er die Berührung zu, und ich drückte seine weiche Hand an meine Wange.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich. »Ich habe dir so viel Kummer bereitet, Großvater. Ich weiß nicht, ob du mir das je verzeihen kannst.«

Er antwortete nicht, aber seine Augen glänzten feucht. »Du bist mein – meine Enkelin, nicht wahr?« begann er nach einer Weile heiser. »Du bist nicht irgendeine Schreckensgestalt, die Julians bösem Kopf entsprungen ist, du bist aus Fleisch und Blut?« Seine Stimme war drängend und der Verzweiflung nah. Ich konnte ihm nicht antworten, wußte ich doch selbst kaum, wer ich eigentlich war; nur, daß sich zum ersten Mal in meinem ganzen Leben alles richtig anfühlte, alles so zu sein schien, wie es sein sollte. Ich hielt seine Hand fest und sah nun endlich alle Anspannung aus seinem Gesicht weichen, als hätte sich meine Gewißheit auf ihn übertragen. Er erhob sich und nahm mich in den Arm. Veelora trat ein und umschlang uns beide mit ihren langen Armen.

»Ach, Kind, jetzt wird alles gut«, seufzte sie. »Liebes, ich bin dir einige Erklärungen schuldig, fürchte ich.«

»Das seid ihr, alle beide«, sagte ich ärgerlich. In Ermangelung eines Taschentuches zog ich meine Nase hoch und erntete einen tadelnden Blick und dann ein Auflachen meiner Großmutter. »Darf ich etwas essen, während wir miteinander reden?« bat ich. »Ich habe das Gefühl, seit Jahren nichts mehr zwischen die Zähne bekommen zu haben!« Veelora reichte mir das Tablett, und ich setzte mich damit zurück in die Fensternische.

Karas sah mich voller Kummer an. »Sie ist so schrecklich dünn«, klagte er.

Veelora lachte trocken auf. »Wenn es nach dir ginge, Liebster, würdest du das arme Mädchen genauso rund füttern, wie du das mit – ihm gemacht hast, gib es zu. Keine Sorge, wir päppeln sie dir schon auf, mein Herz.«

Er lachte, und beide sahen mich mit unverhohlener Zärtlichkeit an. Ich trank die heiße Schokolade und betrachtete meine Großeltern. Wie hatte ich Julian nur glauben können, daß diese beiden darauf aus gewesen sein sollten, mich zu töten?

Veelora unterbrach meine Gedanken, als hätte sie sie gelesen. »Julian hat von Anfang an hinter all dem gesteckt, was passiert ist«, erklärte sie verhalten. Ich hörte Trauer und kalten Zorn in ihrer beherrschten Stimme. »Aber ich will vorne beginnen, Kind. Du hättest nie als Junge aufgezogen werden dürfen, das war unser größter Fehler. Aber damals erschien es uns als das Beste. Du weißt, kaum ein Jahr vor deiner Geburt ist

unsere Tochter ermordet worden, und wir wußten nicht, durch wen, nur, daß ein Magier hinter dem Anschlag gesteckt haben mußte. Karas war immer noch nicht wiederhergestellt, als du zur Welt kamst, und nicht einmal Leonie konnte uns sagen, ob er jemals wieder vollständig genesen würde. Du wurdest geboren und warst ein Mädchen mit den nötigen magischen Fähigkeiten, wie es Leonie vorhergesagt hatte. Wir wollten dich schützen, deshalb diese Lüge, du seist ein Junge.« Sie verstummte, in Erinnerungen versunken.

Ich schob das Tablett beiseite und runzelte die Stirn. »Aber ich kann doch nicht die Thronerbin sein«, sagte ich verwirrt. »Ist nicht in meiner Generation ein männlicher Erbe an der Reihe? Julian war jedenfalls dieser Meinung.«

Karas öffnete seine Augen und blickte mich aufmerksam an. »In diesem Punkt hat sich Julian geirrt. Nicht nur in diesem Punkt, aber hier am meisten. Wahrscheinlich wärest du schon lange tot, wenn er die Wahrheit geahnt hätte.« Er schüttelte ärgerlich den Kopf. »Nein, Elloran. Diese Generation der Krone – die, die mich ablösen soll – ist die weibliche Generation. Siehst du, das hat Julian falsch verstanden. Nicht die Generationen, die uns beide trennen, Großvater und Enkelin, zählen. Was zählt, ist die Nachfolge. Und in der ist eine Frau die nächste Regentin. Du, meine Liebe. Du ...« Seine Stimme versagte, und er wischte sich fahrig über das Gesicht.

Veelora ergriff wieder das Wort. »So gut wie niemand wußte davon, daß du die Erbin des Thrones bist, Liebes. Noch nicht einmal deine Mutter. Ich erzählte ihr von einem alten Familienfluch, nach dem einer meiner Nachkommen den Magiern ein weibliches Kind schuldete, und beschwor sie, dich als Jungen aufzuziehen, bis du aus dem Alter heraus seist, wo du den Zauberern noch nützlich sein könntest. Außerdem schärfte ich ihr ein, dich von allen Magiern fernzuhalten. Wir wußten doch nicht, wer hinter den Anschlägen auf die Krone steckte!« Sie lachte bitter auf. »Woran ich natürlich im Leben nicht gedacht hatte, war, sie vor ihrem eigenen Bruder zu warnen. Ich ließ mir von einer Vertrauensperson in Salvok regelmäßig Bericht über dein Aufwachsen erstatten. Ich wagte es nicht, in eine zu enge Berührung mit dir zu kommen, um dich nicht dadurch in Gefahr zu bringen. Aber mein Gefolgsmann hatte ständig ein Auge auf dich. Er wußte nicht, daß er mich von Julians Erscheinen hätte unterrichten müssen. Da der Zauberer mit einem Auftrag der Obersten Maga in Salvok aufgetaucht war, ging er davon aus, daß ich Bescheid wußte und es billigte.«

Ich sah sie aus aufgerissenen Augen atemlos an. »Wer war dein Gefolgsmann, Großmutter? Ich dachte, Jemaina ...«

Veelora schüttelte den Kopf. »Jemaina – das ist eine andere Geschichte. Obwohl ich sehr froh bin, daß sie ebenfalls dort war, um auf dich aufzupassen. Nein, Ell. Errätst du es nicht?«

Ich starrte sie an und ging im Geiste zurück in meine Kindheit. Wer hatte über mich

gewacht? Wer hatte mich beobachtet und Berichte über mich an Veelora und Karas geschickt? Die Erkenntnis traf mich wie eine Ohrfeige, und ich schrie auf. Beide sahen mich besorgt an. Ich verschloß mich gegen ihren Trost, und bat sie, mich allein zu lassen.

Ich starrte hinaus in den Garten und sah Nikal sterben. Große Göttin, hätte ich das nicht irgendwie verhindern können? Wenn ich ihn hierher gebracht hätte, vielleicht wäre Leonie ja in der Lage gewesen, ihn zu heilen. Ich hatte ein schlechtes Gefühl dabei gehabt, ihn diesen seltsamen Fremden zu überlassen – warum hatte ich nicht besser auf mich gehört? Aber hatte ich überhaupt jemals auf mich gehört, wenn es um meine verdammte Bequemlichkeit ging? Ich war immer den leichteren Weg gegangen, allen Warnungen meiner anderen Hälfte zum Trotz.

Ein Klopfen riß mich aus meinem Selbstmitleid. Beim Anblick des Eintretenden sprang ich voller Angst auf die Füße und griff nach meiner leeren Messerscheide. Stumm und drohend stand der furchtbare Botschafter der Allianz vor mir, sein ausdrucksloses Gesicht regungslos wie immer. Hinter ihm trat das andere Monstrum ins Zimmer, das Tier in Menschengestalt.

»Dürfen wir mit dir sprechen?« fragte der Haarlose nüchtern, als stünde ich nicht vor Entsetzen und Abscheu bebend vor ihm.

»Was wollt ihr von mir?« fragte ich. »Geht, befreit mich von eurem Anblick, ihr Mörder!«

Er neigte den Kopf und wandte sich zur Tür. Aber Tom hielt ihn am Arm fest und sagte bestimmt: »Galen. Es muß sein!« Er blickte mich an und holte tief Luft. »Es ist nicht so, wie du denkst«, sagte er sanft. »Es tut mir leid, daß du damals alles mitansehen mußtest, ohne daß du die Gelegenheit hattest, zu begreifen, was wirklich geschieht. Ich würde es dir gerne erklären, Kleiner, aber ich darf es nicht, ehe ich nicht noch etwas von dir erfahren habe.« Er wandte sich mit einer befehlenden Geste an seinen Begleiter, der mich aus seinen rätselhaften, farblosen Augen unentwegt angestarrt hatte. Galen machte einen blitzschnellen, geschmeidigen Schritt auf mich zu und legte seine Hände an meine Schläfen. Ich schrie in panischer Abwehr auf, aber diese kam zu langsam.

Seine eisigen Finger berührten mich, und ich konnte mich nicht mehr bewegen. Wir standen in Erstarrung, mein Blick tauchte tief in die Kälte seiner in allen Farben sprühenden Augen. Dann spürte ich nichts mehr. Eine Stimme sprach in meinem Inneren, beruhigte mich, zwang mich mit sanfter Unnachgiebigkeit, meinen Geist mit ihr zu teilen. Ich öffnete mich willenlos der Wesenheit, die mit sachten Gedankenfingern meine Erinnerungen zu sondieren begann. Es war ein seltsames, nicht einmal unangenehmes Gefühl, und ich ergab mich ohne jede weitere Gegenwehr. Unmeßbare Zeit verging, ehe seine behutsamen Geistesfühler sich zurückzogen. Das Wesen dankte mir wortlos und vermittelte mir dann den Eindruck, im Tausch etwas von sich geben zu wollen. Für einen aufblitzenden Augenblick wußte ich alles über es – ihn? – sie? Dann

war es vorbei, und ich spürte, wie ich das Bewußtsein verlor. Warme, kräftige Hände fingen mich auf und hielten mich fest, legten mich behutsam auf das Bett.

»Ist sie es wirklich?« fragte Tom drängend. Ich vernahm keine Antwort, nur wenig später sein aus tiefster Seele kommendes Seufzen.

Leonies leise scheltende Stimme erklang. »Das hättest du nicht tun dürfen, ohne mich vorher zu fragen, Botschafter!«

»Sie war nicht in Gefahr«, antwortete Galen ungerührt. »Omelli wollte diese Mitteilung, und nur ich konnte sie besorgen.«

»Omelli«, schnaubte die Magierin aufgebracht. »Omelli soll sich nicht in Angelegenheiten mischen, die ...«

»Diese Angelegenheit geht Omelli sehr wohl etwas an«, unterbrach sie der andere. »Das Dasein des Mädchens betrifft unglücklicherweise auch die Allianz, wie du weißt. Du kannst ihrem Vater nicht das Recht absprechen, sich mit ihr zu unterhalten.« Ich öffnete verwirrt meine Augen. Was sollte denn ausgerechnet mein Vater mit Angelegenheiten der Allianz zu schaffen haben? Leonie sah ihn immer noch ärgerlich an, aber ich bemerkte die Ernüchterung in ihrem schönen, uralten Gesicht.

»Nun?« fragte Galen mild.

Sie hob seufzend die Hände und entgegnete: »Also meinetwegen. Ich verfluche den Tag, an dem ihr hier aufgetaucht seid.«

Er nickte ungerührt und ging mit Tom hinaus.

»Leonie, was m-meinte Julian damit, daß er dich zum Zweikampf fordert?« stellte ich endlich die Frage, die mich schon seit meinem Erwachen verfolgte.

Sie strich gedankenverloren eine Falte ihres Gewandes glatt. »Er will der Oberste Magus werden«, sagte sie. »Dazu gibt es zwei Wege, die beide nach unserem Kodex ehrenhaft und rechtens sind: Er könnte von mir zu meinem Nachfolger ernannt werden – was ich früher auch einmal in Erwägung gezogen habe ...« Sie verstummte, und ich sah den tiefen Schmerz in ihrem Gesicht. »Julian war mir lieb wie ein Sohn«, sagte sie leise. »Ich habe ihm vertraut, aber meine Liebe hat mich blind gegenüber dem gemacht, was er wirklich war. Ich habe dich in unnötige Gefahr gebracht und schmählich in dem versagt, was meine Aufgabe als *Hand* der Krone war. Deshalb werde ich nun auch mein Amt niederlegen und es meiner Nachfolgerin übertragen.«

Ich stöhnte erschreckt auf und griff nach ihrer Hand. Sie sah mich erstaunt an. »Du sagtest, es g-gäbe zwei Wege«, stammelte ich hastig, ehe sie die Angst in meinem Gesicht lesen konnte.

Sie nickte gelassen. »Der zweite mögliche Weg der Nachfolge ist der Zweikampf. Jeder, der sich stark und fähig genug fühlt, darf die Oberste Maga zum Duell fordern. Und wenn er gewinnt, ist er das rechtmäßige Oberhaupt.« Sie lächelte mich an. »Er kann gewinnen, Kind«, sagte sie ungerührt. »Er ist jung und wütend. Er will die Macht, und er

glaubt, daß er sie so bekommen wird. Allerdings habe ich noch einen Trumpf im Ärmel, von dem er nichts ahnt. Du mußt wissen, daß ich nicht gehalten bin, gerecht zu kämpfen – er würde es auch nicht tun. Er hat mich zum Zweikampf um den Rang des Obersten Magus gefordert, und er wird ihn bekommen: den Kampf mit Leonie; mit der Obersten Maga!« Sie lachte über einen Scherz, den nur sie verstand.

»Leonie«, stellte ich die zweite Frage, die mich bedrückte. »Was – was w-war mit Cesco?«

Sie legte den Kopf an die Lehne des Stuhls und rieb sich mit ihren überlangen Fingern über die schweren Lider. Dann strich sie ihr krauses Haar zurück und sah mich schweigend an.

»Ich kenne nicht die ganze Wahrheit. Aber ich vermute, daß Julian die Großherzogin von Rhûn dazu gebracht hat, uns einen Strohmann anstelle ihres Neffen zu schicken. Ich bin sicher, er war Julians Kreatur – und ich vermute sogar, daß Julian selbst die ganze Zeit in seiner Nähe war, um ihn zu überwachen.«

Sie schwieg, und ich wisperte: »Giacchîn. Der Erzieher ...« Sie nickte.

»Du hast selbst erlebt, wie er sich verwandeln kann. Er ist ein Meister in dieser Kunst. Ich selbst habe ihn ermutigt und darin bestärkt, sich zu vervollkommnen, bis er so weit war, daß er selbst mich zu täuschen vermochte.« Sie lachte bitter. »Ich hätte nicht gedacht, daß er es wirklich einmal gegen mich verwenden würde. Ich bin eine sentimentale alte Närrin geworden, Elloran. Du verdienst wahrhaftig eine klügere *Hand* als mich, wenn du den Thron besteigst!«

»Leonie«, flehte ich.

Sie lächelte, ihr Gesicht war voller Frieden. »Kind, ich bin eine alte Frau. Ich bin es müde, zu intrigieren und zu lügen. Ich wollte, ich könnte mich einfach so zur Ruhe setzen, doch das ist mir wohl nicht vergönnt. Aber du, du sollst eine *Hand* an deiner Seite haben, der du vertrauen kannst. Ich werde dafür sorgen, auch wenn es mich mein Leben kostet, das schwöre ich dir.«

Sie erhob sich und sah gelassen und würdevoll auf mich herunter. Dann wandte sie sich ohne ein weiteres Wort ab und verließ das Zimmer.

Den Tag verbrachte ich grübelnd in meiner Fensternische. Meine Finger flochten gedankenverloren unzählige dünne Zöpfchen in meine Haare. Langsam, mühevoll verleibte ich mir Ellorans Erinnerungen ein. Wir waren lange voneinander getrennt gewesen, und obwohl ich während der ganzen Zeit immer an seiner Seite gewesen war, war doch sein Leben etwas, das ich nur als Zuschauerin miterlebt hatte. Nun trafen mich die Gedanken, Erinnerungen und Gefühle mit ihrer ganzen Wucht; ich erkannte all die Schuld, die er auf sich geladen hatte, und glaubte, es nicht überleben zu können.

Diesmal war es Jemaina, die kam, als hätte sie meine Verzweiflung gespürt – und mich

nun in ihre Arme nahm.

»Sei nicht zu hart zu dir«, sagte sie behutsam. »Du hast Schuld auf dich geladen, und du hast vieles falsch gemacht, das ist richtig. Aber du darfst nicht vergessen, daß du schon seit Jahren kein ganzer, gesunder Mensch warst. Das mußt du jetzt erst lernen, Elloran. Und an dieser Stelle tragen wir alle einen sehr großen Teil deiner Schuld mit; ich, deine Großeltern, Leonie und ...« Sie stockte, und ihr sonst so gelassenes Gesicht verhärtete sich.

»Julian«, sagte ich mit Schaudern. Sie nickte.

»Ich habe es nicht rechtzeitig erkannt«, sagte sie. »Leonie vertraute ihm, und ich habe ihr vertraut. Aber ich hätte es begreifen müssen, als du dieses schwere Fieber bekamst. Ich hätte erkennen müssen, woher es stammte und wer dahinter steckte, aber ich war blind und taub für alle Zeichen.«

»W-warum hat er überhaupt versucht, mich zu töten?« fragte ich nachdenklich. Der Gedanke war eigenartig weit von mir entfernt, als beträfe er mich gar nicht persönlich. »Ich war ihm doch lebend viel nützlicher, er brauchte mich schließlich als sein W-Werkzeug.«

»Er hat nicht versucht, dich zu töten«, erwiderte sie. »Damals auf Salvok warst du zum Zeitpunkt des vermeintlichen Giftanschlags immer noch ein ganz gewöhnliches Mädchen; ich hatte nur deine Reife etwas hinausgezögert, weil deine Großmutter dich erst so spät wie irgend möglich zu sich holen wollte. Aber in diesem Winter war die Grenze erreicht, von der ab es dir ernstlich geschadet hätte. Ich habe also Veelora gebeten, dich baldmöglichst zu sich zu holen. Dann wurdest du krank und lagst auf den Tod. Ich war völlig ratlos und verzweifelt. In meiner Angst, dich zu verlieren, stimmte ich dem Vorschlag deiner Mutter zu, Julian um Hilfe zu bitten. Verstehst du: Er hat dich nicht vergiftet, um dich zu töten, sondern um etwas anderes zu versuchen. Er hat Ellemir eingeflüstert, er könne mit Hilfe seiner Magie einen Jungen aus dir machen. Oder wenigstens das, was ohnehin von dir gesagt wurde: einen T'svera. Ellemir stimmte zu: Alles war ihr lieber als das Mädchen, das sie geboren hatte und zu dem sie sich nie hatte bekennen dürfen. Aber er hat gepfuscht, dein sonst so genialer Onkel. Er glaubte wohl wirklich, er könne dieses überragende magische Werk schaffen. Der Junge, der dabei entstanden wäre, wäre ganz und gar seine Schöpfung gewesen. Er hätte dich nach seinem Belieben formen können, verstehst du? Du hättest keinen eigenen Willen mehr gehabt, du wärest nur noch sein – wie hast du es genannt? – sein Werkzeug gewesen. Zu unser aller Glück hat er hierbei versagt. Und doch war er weitaus erfolgreicher, als irgendein anderer an seiner Stelle gewesen wäre. Es ist ihm wahrhaftig gelungen, einen Teil von dir abzutrennen, und er muß geglaubt haben, daß die Teilung endgültig wäre, denn sonst hätte er dich gewiß schon damals getötet. Du warst eine zu große Gefahr für ihn, Elloran.«

Sie verstummte, und wir saßen schweigend da und blickten hinaus in die Dämmerung. Meine Augen waren schwer und müde, und ich ließ es zu, daß sie mich auskleidete wie ein Kind und zu Bett brachte. Ihre Lippen streiften meine Stirn, und sie flüsterte: »Schlaf wohl, Elloran. Du wirst sehen, morgen schon ist alles nur noch halb so schwer.«

Sie behielt mit ihrer Vorhersage recht. Es war, als wüchse ich mit jedem neuen Tag enger mit meinem anderen Teil zusammen. Obwohl ich immer noch Augenblicke der Bedrückung und Trauer empfand, waren diese doch nie mehr so heftig und zerstörerisch wie an diesem ersten Tag meines zweiten Lebens.

In den ersten Tagen verließ ich mein Quartier nicht, aber ich wußte, daß ununterbrochen eine Wache zu meinem Schutz vor der Tür stand. Es war fast wie zu Zeiten meines Arrestes und doch völlig anders. Jemaina war beinahe ständig um mich, um meine Fragen zu beantworten, und Leonie und meine Großeltern besuchten mich regelmäßig, um dasselbe zu tun. Das Puzzle meines Lebens setzte sich nach und nach zusammen. Einzig zwei ungeklärte Dinge bedrückten mich noch und schufen mir schwermütige Inseln in meinen sonniger werdenden Tagen.

Ich dachte häufig über den Botschafter der Allianz und seine so merkwürdigen, nicht völlig menschlichen Begleiter nach. Wenn ich meine Augen schloß, sah ich wieder die schrecklichen Tentakel sich aus den Armen der großen jungen Frau ringeln – und Akim, der erbarmungslos die grausame Nadel in den Nacken seines wehrlosen Opfers stieß. Dann wieder sah ich Galen, wie er Nikal auf eine Art vernichtete, die böseste Zauberei sein mußte, und ich hörte den gräßlich erstickten Schrei, mit dem mein alter Freund sein Leben aushauchte. Noch immer konnte ich Toms lange, tödliche Krallen spüren, wie sie sich durch den Stoff meiner Kleidung in meine Haut bohrten.

Aber auf der anderen Seite erlebte ich während meiner Einverleibung der alten, neuen Erinnerungen auch unsere beiden gemeinsamen Reisen wieder: ich sah Toms Blick voller Zuneigung auf mich gerichtet, ich hörte seine Stimme sagen, daß er mich liebte – und ich glaubte es ihm, wie ich seiner Versicherung geglaubt hatte, daß sie Nikal keinen Schaden zufügen wollten.

Es drängte mich, eine Erklärung für sein Verhalten zu hören. Aber als ich Veelora bat, ihn zu mir zu bringen, ergriff sie voller Bedauern meine Hand und streichelte sie tröstend. Der Botschafter war am Tag zuvor mit all seinen Leuten abgereist, um ein letztes Mal mit dem maior T'jana wegen eines dauernden Friedens zu verhandeln. Die Allianz lege großen Wert auf gefestigte, klare Verhältnisse, bedeutete mir Veelora, und der unsichere Frieden zwischen S'aavara und der Krone bedrohe ernstlich unser Bündnis mit der Allianz. Galen sei fest entschlossen, diesen Frieden zu bekommen, und er habe seine Leute wohl mit sich genommen, um so seinen Forderungen etwas mehr Druck verleihen zu können, erklärte Veelora belustigt.

»Und wenn er v-versagt?« fragte ich beunruhigt.

Veelora lachte laut auf. »So, wie ich den Botschafter vor seiner Abreise erlebt habe, legt er eher den Palast des maior und seine gesamte Hauptstadt in Schutt und Asche, als unverrichteter Dinge wieder abzureisen. Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser listige Fuchs einmal so etwas wie Temperament zeigen würde, aber jetzt bin ich recht froh, daß er es für gewöhnlich unterläßt. Das ist kein Mensch, das ist ein feuerspeiender Berg!«

Karas, der bei Veeloras letzten Worten eingetreten war, prustete vergnügt. »Wahrhaftig, Liebste, das war ein Schauspiel, das es wert gewesen wäre, vor einem größeren Publikum gezeigt zu werden!« Er ließ sich auf einen Stuhl sinken und tupfte sich schwer atmend den Schweiß von der Stirn. Besorgt sah ich, wie unsicher seine Hände dabei waren. Veelora nahm ihm sanft das Tuch aus der Hand und trocknete ihm die Stirn. Er dankte es ihr mit einem liebevollen Blick und fuhr, nachdem er wieder bei Atem war, fort: »Er hat sich hinterher richtiggehend dafür entschuldigt, Vee, das hast du nicht mehr mitbekommen. Sein Captain hat ihn nur wütend angestarrt, und er hat sich umgedreht und war wieder ganz förmlich und kalt, wie er immer ist. Es hat mich richtig durchgeschüttelt, ich dachte, wir hätten ein Erdbeben oder so etwas ähnliches. Göttin, wenn das sein eigentliches Temperament ist, sollten wir denen dankbar sein, die ihn Selbstbeherrschung gelehrt haben.« Die beiden hatten mich vollständig vergessen, sie saßen da, hielten sich bei den Händen und lachten sich an. Ich verdaute diese Neuigkeit schweigend und fügte sie meinem Fragenkatalog hinzu.

Das andere, was mich belastete, war die Tatsache, daß Jenka mich mied. Ich wußte, daß sie öfter als ihre Kolleginnen vor meinem Quartier Wache hielt, aber ich bekam sie nie zu Gesicht. Jemaina, die ich schließlich verlegen deshalb befragte, gab mir zum ersten Mal keine Antwort. Sie sog an ihrer Pfeife und schwieg. Ich bat sie, Jenka einen Gruß von mir auszurichten, was sie wohl auch tat – aber ich erhielt keine Antwort darauf.

Mit jedem verstreichenden Tag fühlte ich mich heimischer in meiner Haut. Ich begann, mich nach etwas mehr Freiheit zu sehnen. Schließlich bat ich Leonie, als wir wieder einmal vor dem spiel saßen, mein Quartier verlassen und ein wenig Spazierengehen zu dürfen.

Sie zog eine bedenkliche Miene und überlegte. »Du weißt, daß du immer noch in größter Gefahr bist, solange Julian auf freiem Fuß ist.«

»Wollt ihr mich hier einsperren, bis ich alt und grau geworden bin?«

Sie wehrte es mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. »Er wird sehr bald kommen und den Zweikampf um den Rang des Obersten Magus fordern, Kind. Mit Sicherheit, noch ehe der Sommer vorbei ist. Julian war nie ein Magier der Winterkräfte, das ist viel eher meine Zeit. Also sei geduldig und warte, es ist besser so.«

Ich saß also an meinem Fenster und sah die Rosen erblühen und sehnte mich so

schmerzlich nach Sonne auf meiner Haut und Luft, die über meine Wangen strich, daß ich glaubte, in meinem Zimmer ersticken zu müssen. Ich lag Karas damit in den Ohren und schaffte es endlich, ihn zu erweichen.

»Also gut, Elloran – aber du gehst nur hier in den Rosengarten, hörst du? Und deine Wache begleitet dich dabei, sonst bringt Leonie mich um!« Ich zog einen Flunsch, doch er blieb hart.

Mit klopfendem Herzen, als ginge es zu einem Abenteuer und nicht zu einem schlichten Spaziergang durch den kleinen Garten, durfte ich endlich meine Tür öffnen und hindurchgehen. Die Wache war von Karas in Kenntnis gesetzt worden und folgte mir dichtauf. Ich ging durch den mit blühenden Hecken bepflanzten Garten, füllte meine Lungen mit der duftenden Brise und fühlte mich wie im Paradies. Meine Großeltern bemerkten mit Freude, wie wohl mir mein Spaziergang getan hatte und daß meine allzu blassen Wangen endlich sogar eine Spur von Farbe und einige zaghafte Sommersprossen zeigten. Sie entschieden, daß ich nun täglich unter den wachsamen Augen eines Soldaten hinaus in den Rosengarten gehen durfte.

Dann kam der Morgen am Ende des Jungsommers, als ich meine Türe öffnete und in Jenkas dunkles Gesicht sah. Ich stieß einen freudigen Laut aus und streckte ihr strahlend meine Hand hin. Sie sah mich fremd und kalt an, salutierte förmlich und fragte: »Ihr befehlt, Herrin?«

Ich ließ meine Hand sinken und seufzte. »Ich m-möchte in den Rosengarten, Jenka«, murmelte ich, und sie folgte mir stumm. Meine schweren Füße trugen mein trauriges Herz zu meinem Lieblingsplatz: einer fast überwucherten Bank unter einem blütenschwer überhängenden Busch mit süß duftenden gelben Rosen. Ich setzte mich nieder. Jenka blieb ein kleines Stück entfernt auf dem Weg stehen und mied meinen Blick.

»Jen«, sagte ich schließlich flehend. »Meine Freundin, was habe ich dir getan, daß du mich so strafst? Bitte, sprich doch mit mir!«

»Herrin«, sagte sie steif. Ich wartete auf weitere Worte, aber sie schwieg verbissen. Ich sprang auf und trat dicht an sie heran, nahm ihre widerstrebende Hand zwischen meine Hände und zog sie an mein Herz. »Bitte, Jenka, ich flehe dich an! Ich weiß nicht, was ich dir angetan habe, aber ich b-bitte dich um Verzeihung – ich wollte dich nicht verletzen, glaube mir!« Meine Stimme brach, und ich preßte die Lippen zusammen, um nicht in ausuferndes Weinen auszubrechen. *›Verdammte Heulsuse‹* hörte ich meinen Bruder maulen. Jenka sah mich regungslos aus ihren lackschwarzen Augen an. Entmutigt ließ ich ihre Hand los und wandte mich ab.

»Du machst es einer Freundin nicht leicht«, hörte ich sie heiser hinter mir sagen. Ich blieb wie erstarrt stehen, wagte nicht, mich umzudrehen. »Du bist mein einziger Freund auf Salvok gewesen, und ich war so ungeheuer stolz darauf. Dann kamst du endlich auch

hierher und hattest dich verändert und verändertest dich immer mehr. Ich habe es – hingenommen. Du warst mein allerbester Freund, und ich habe dich ...« Sie unterbrach sich.

Ich drehte mich langsam zu ihr um und suchte ihren Blick. Sie wich ihm aus und fuhr stockend fort. »Du hast dich in diesen gräßlichen Kerl verliebt. Ich habe versucht, es zu verstehen. Du hast ihn umge ... – er war tot und du im Verlies, und ich habe um dich geweint. Dann warst du fort. Ich habe in jeder Sekunde an dich gedacht: was du machst, ob es dir gut geht, ob ich dich überhaupt jemals wiedersehen würde!« Ihre Stimme wurde lauter und steigerte sich zu einem herzzerreißenden Aufschrei. »Dann endlich kamst du zurück, und ich mußte dabei zusehen, wie du dich tötetest und dachte, mein Herz muß brechen – und plötzlich stehst du wieder da und bist eine Frau! Was, bei Denen-Die-Sind, kommt als nächstes, Elloran? Kannst du mir das sagen? Auf was muß ich mich noch einrichten?« Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Ich stürzte zu ihr und nahm sie in den Arm. Sie sträubte sich heftig, versuchte mich von sich zu stoßen, und als ich nicht nachgab, versetzte sie mir einen heftigen Schlag mit der Faust. Ich taumelte zurück und preßte den Handrücken gegen meine aufgeplatzte Lippe.

»O nein, das wollte ich nicht«, rief sie und sprang auf mich zu. »Elloran, bitte, das wollte ich wirklich nicht!« Sie zog meine Hand fort und tupfte mir das Blut ab. Ihr Gesicht war sehr nah an meinem. Ich sah in ihre Augen. Mir war, als hätte ich Jenka noch nie zuvor gesehen. In all meiner Selbstbezogenheit hatte ich es nicht erkannt, aber jetzt sah ich es mit aller Klarheit: Sie liebte mich, sie liebte mich schon seit Jahren und hatte es mir nie zu verstehen gegeben – oder etwa doch?

»Jen«, stammelte ich beschämt. »Jenka, meine liebste Freundin. Ich war so blind und so eigensüchtig – kannst du mir vergeben?« Sie senkte den Blick, und ihre Hände fielen an ihre Seite. Wir standen stumm voreinander, und ich fühlte einen schrecklichen Verlust.

»Ich weiß nicht«, sagte sie endlich. »Laß mir Zeit, Elloran. Bitte, laß mir Zeit.« Schweigend gingen wir zurück ins Gebäude und trennten uns ohne ein weiteres Wort vor meiner Tür.

Danach sah ich sie für längere Zeit nicht wieder. Meinen täglichen Spaziergang bewachte nun immer jemand anderes. Auf diese Weise schien ich nach und nach die gesamte Kronengarde kennenzulernen. In der dritten Woche des Kornsommers holte mich wieder einmal ein redseliger junger Soldat ab, dem ich insgeheim den Spitznamen ›Pfannkuchen‹ gegeben hatte, weil auf seinem muskulösen Körper ein so rundes und teigiges Gesicht saß. Ich war nicht sehr gesprächiger Laune an diesem Tag, und so bat ich ihn, mich allein in das Heckenlabyrinth gehen zu lassen, wo ich ein wenig lesen wollte. Er stimmte zu, bestand aber darauf, mit mir zuerst bis zum Mittelpunkt zu

gehen, um zu überprüfen, daß dort nicht irgendein Unhold auf mich lauerte. Mit ihm im Schlepptau wanderte ich durch den grünen Irrgarten. Endlich waren wir am Mittelpunkt des Labyrinths angelangt. Ich sank aufatmend auf die Bank dort, griff nach meinem Buch und ließ ihn sich umsehen.

»Du siehst, es lauert niemand hier«, sagte ich nach einer Weile mit leiser Ungeduld, weil er immer noch keine Anstalten machte, sich zu verabschieden. Er stand da und sah mich an, und ich starrte sehr sichtbar auf die Seiten meines Buches nieder und bemühte mich, ihn zu übergehen. Warum ging er nicht endlich fort und ließ mich allein? Oh nein, jetzt setzte er sich auch noch neben mich! Seufzend ließ ich meine Lektüre sinken und holte tief Luft, um ihn zurechtzuweisen. Ich sah ihn strafend an und blickte unvermittelt in ein Paar amüsierter seegrüner Augen.

»Julian«, ächzte ich und wollte aufspringen, aber er hob seine knochige Hand und hielt mich auf. Ich sank wie gebannt zurück und starrte ihn an. Er saß da, vollkommen entspannt, und nichts Drohendes oder Beängstigendes war an ihm. »Was m-machst du hier?« fragte ich ihn entgeistert.

»Ich wollte mich mit dir unterhalten«, entgegnete er gelassen. »Aber das ist nicht einfach, du bist ja besser bewacht als der Kronschatz!« Ich dachte an das unscheinbare Holzkästchen in Karas' Schreibtischlade und mußte schmunzeln. Er erwiderte mein Lächeln und musterte mich von oben bis unten. »Ich bin wirklich beeindruckt. Du warst ja schon immer ein hübsches Kerlchen, aber jetzt als Frau ...« Er berührte sacht eine Locke, die mir ins Gesicht fiel und machte ein ganz versonnenes Gesicht. »Du bist eine richtige Schönheit, Ell. Schöner sogar als meine Schwester, wer hätte das gedacht!« Ich war sprachlos. Was hatte er vor, wollte er mich vielleicht mit billigen Schmeicheleien einlullen?

»Was willst du von mir, Julian?« fragte ich grob. Er seufzte und ließ seine Hand von meinem Haar auf meine Schulter sinken. Ich machte eine abwehrende Geste, aber er kümmerte sich nicht darum.

»Sie haben dich komplett eingewickelt, richtig?« sagte er spöttisch. »Meine geschätzten Eltern und meine alte Meisterin – sie haben dir die kitschige Fabel vom verlorenen und wiedergefundenen Kälbchen vorgespielt, und du hast es geschluckt. Ach, Elloran, ich hatte solch große Hoffnungen in dich gesetzt, und du hast mich so tief enttäuscht.«

Seine Finger spielten mit meinen Haaren. Ich konnte nichts anderes tun, als ihn anzustarren. Seine Augen strahlten in einem unirdischen Feuer. Er berührte sanft meine Wange und sagte: »Es ist noch nicht zu spät, meine verirrte kleine Nichte. Noch können wir das Spiel zu unseren Gunsten wenden.«

Ich wandte heftig den Kopf zur Seite und schüttelte mich vor Widerwillen. »Julian, wie kannst du glauben, daß ich dir nach all dem, was du mir angetan hast, noch h-helfen würde?«

Sein melancholisches Gesicht wurde noch etwas trauriger, und er griff nach meiner Hand. Ich ließ es wie betäubt zu. »Dir angetan? Ich habe dir nie geschadet, im Gegenteil«, ereiferte er sich. »Ell, haben sie dir derart den Kopf vernebelt, daß du diese Lügen glaubst? Hast du vergessen, wie nahe wir uns einmal standen?« Sein Gesicht schien ehrlich betrübt.

»W-was hast du vor?« flüsterte ich benommen. Er streichelte zärtlich meine Finger und neigte sich nah zu mir. Seine Augen zogen mich in einen Bann, den ich nicht brechen konnte oder wollte.

»Wir werden über diese Welt herrschen«, hauchte er, und ich lauschte ihm gefesselt und zugleich abgestoßen. »Wir alleine und für eine längere Zeit, als irgend jemand hier sich ausmalen kann, meine Freundin. Wir werden unsterblich sein!« Sein Atem ging hastig. Er schien mich mit seinen Augen aufspießen zu wollen.

»Du bist wahnsinnig, Julian«, krächzte ich.

Er lächelte und legte seine bleichen Finger liebkosend an meine Wange. »O nein, ich bin klarer bei Verstand als alle anderen hier. Ich biete dir die Unsterblichkeit, Elloran. Das und ewige Macht – willst du dies einfach so ablehnen, nur weil deine starrsinnigen Großeltern mich unbedingt als den bösen schwarzen Mann darstellen wollen?« Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte.

»Deine Freunde von der Allianz«, fuhr er flüsternd fort. »Sie haben das Geheimnis des ewigen Lebens gelöst. Ich bin fest entschlossen, es ihnen zu entreißen!« Sein wilder Blick klebte auf meinem Gesicht. Ich konnte die Augen nicht abwenden.

»Unser Kommandant«, hauchte er. »Nikal – er hat mir, ohne es zu wollen, einiges verraten. Ich war sehr geschickt darin, ihm sein Geheimnis zu entlocken. Rate, wie alt er war, als du ihn zuletzt sahst!«

Ratlos antwortete ich: »Genau kann ich es dir nicht s-sagen, Julian. Sicher sehr viel älter als mein Vater, aber jünger als Karas, denke ich.«

Er lachte höhnisch. »Weit gefehlt, meine Liebe. Er hatte sein hundertstes Lebensjahr schon lange überschritten. Die anderen aus seiner Vergangenheit sind alle ähnlich alt – einer von ihnen, dieser Anführer namens Omelli, muß sogar noch weitaus älter sein als Leonie!« Er lehnte sich zurück und sah mich triumphierend an.

Trotz meines Entsetzens mußte ich lachen. »Julian, du redest wirklich irre! Überlege doch, du hast Nik lange genug gekannt: er ist in den Jahren gealtert, wie jeder Mensch das tut. Beweist das nicht, daß du dich irrst?«

Er schüttelte heftig den Kopf, daß seine schwarzen Haare flogen und neigte sich wieder zu mir. Er legte seinen Arm um meine Schultern und wisperte mir ins Ohr: »Aber nein. Du verstehst es nicht. Es durfte ja nicht auffallen, wie hätte es denn ausgesehen, wenn er ewig jung geblieben wäre! Das gehörte alles zu seiner Tarnung. Denk doch an die Fremden, die ihn suchten, weil er ein alter Freund von ihnen sei: Erschienen sie dir dafür

nicht viel zu jugendlich?«

Das machte mich allerdings nachdenklich. Er sah mich beschwörend an. »Vielleicht hast du ja r-recht«, erwiderte ich zögernd. »Aber was hat das mit uns – mit dir zu tun?« Mein Versprecher erschreckte mich; vor allem, weil er ihn natürlich mit deutlicher Befriedigung zur Kenntnis nahm.

»Mit deiner Hilfe werde ich ihnen das Geheimnis entlocken«, erklärte er. »Denk doch nur, Elloran – wir werden länger leben, als selbst das alte Volk der Magier es je getan hat! Du und ich, meine Schönste!« Er zog meine Hände an seinen Mund und küßte sie voller Leidenschaft. Seine Lippen brannten wie eisiges Feuer. »Jetzt sage mir eines«, fuhr er eifrig fort, »was plant Leonie? Wie will sie das Duell gewinnen?«

Sein mageres Gesicht war sehr dicht an meinem, und ich antwortete mechanisch: »Ich weiß es nicht, Julian. Sie hat es mir nicht verraten. Aber sie sagte ...« Ein lauter Ruf aus dem Garten unterbrach mich jäh.

Julian preßte die Lippen erbost aufeinander, dann drängte er: »Sprich weiter, meine Liebste! Was hat sie gesagt?« Aber der Zauber war gebrochen. Ich entriß ihm meine Hände und schrie entsetzt auf.

»Elloran!« antwortete mir Jenkas Stimme. »Was ist?«

Julian stand vor mir, die Hände zu Klauen geformt und griff nach meinen Schultern, um mich grob zu schütteln. »Was hat sie gesagt?« zischte er. Ich schrie wieder, laut und ein wenig hysterisch.

Jenka brüllte: »Ich komme, halte durch!« Zweige rauschten, knackten und brachen, als sie sich mit ihrem Schwert den kürzesten Weg durch die Hecken in das Herz des Irrgartens bahnte. Julian schrie haßerfüllt, und ein Rabe schwang sich häßlich krächzend in die Luft. Einen Wimpernschlag später stand Jenka vor mir, heftig atmend, zerzaust und mit einer bösen Schramme auf der Stirn. Sie fuhr herum, das Schwert in der Faust und suchte den kleinen Platz ab, aber außer mir war niemand dort. Stirnrunzelnd kehrte sie sich zu mir um und fragte ergrimmt: »Warum kreischst du eigentlich so, bist du noch ganz bei dir? Ich dachte, du wirst ermordet!« Zornig stieß sie ihr Schwert in die Scheide zurück. Ich sah ihr zerrauftes Haar mit all den abgebrochenen Zweigen und Blättern darin und ihren wütenden Blick und fing hilflos an zu lachen. Ich konnte nicht damit aufhören. Ich krümmte mich, hielt mir die Seiten, Tränen liefen über mein Gesicht, und ich rang verzweifelt nach Luft.

Sie wandte sich erbost ab und wollte gehen, aber ich stieß atemlos hervor: »Jen, nein! Du hast mich g-gerettet. Julian ...«

Wieder packte mich der nächste Lachanfall. Ich befürchtete schon, daran schmählich ersticken zu müssen, als ein nicht allzu sanfter Schlag meine Wange traf. Ich japste erschreckt, und eine zweite Ohrfeige landete auf der anderen Wange. Das wirkte wie ein Guß kalten Wassers und ließ mein wahnwitziges Gelächter endlich vollständig

verstummen. Ich blickte in Jenkas Gesicht und brach in Tränen aus. Ihre Arme umfingen mich und hielten mich fest. Sie strich über meine bebenden Schultern und drückte ihr Gesicht an meine brennenden Wangen. Ihre Lippen streiften über mein nasses Gesicht.

»Wie – warum hast du überhaupt nach mir gesucht?« fragte ich endlich unter Schluchzern. Sie zog mich auf die Bank, wo ich eben noch mit Julian gesessen hatte und legte ihre Arme schützend um mich.

»Tante Jemaina sagte, ich solle nach dir sehen. Sie war beunruhigt, konnte mir aber nicht sagen, weshalb. Nur, daß sie das Gefühl hatte, du seist in großer Gefahr.« Sie sah sich mißtrauisch um. »Wo ist eigentlich deine Wache? Bist du alleine hergekommen?«

Ich schüttelte den Kopf und erklärte ihr, was vorgefallen war. Sie zog mich wieder an sich und schimpfte halblaut: »Dieser Mistkerl, dieses bleiche, schleichende Scheusal! Ich habe ihn noch nie leiden können, früher schon nicht! Der soll mir zwischen die Finger kommen!« Ich mußte darüber lachen, wie sie sich ereiferte, aber dieses Mal war es ein gutes Lachen. Sie sah mich zuerst beleidigt an, aber dann lachte sie mit mir. Wir hielten uns umschlungen und kicherten wie zwei kleine Mädchen.

Ich pflückte einen kleinen Zweig aus ihrem krausen Haar und gluckste: »Wie d-du ausgesehen hast, als du durch die Hecke getrampelt kamst! Schade, daß er das nicht mehr gesehen hat, er wäre vor Schreck bestimmt gestorben.«

Sie lachte und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare, um die Blätter daraus zu entfernen. »Was wird bloß die Krone sagen, wenn sie sieht, was ich aus ihrem schönen Irrgarten gemacht habe.«

»Sie wird dir einen Orden verleihen und dich zu ihrer *Hand* ernennen«, erwiderte ich übermütig lachend. Dann wurde es mir ganz warm uns Herz, und ich wiederholte sehr ernst: »Sie wird dich zu ihrer *Hand* ernennen, Jen!«

Sie sah mich mit einem spöttischen Grinsen an und entgegnete: »Aber sicher, Ell. Die Krone wird auf mich zutreten und sagen: ›Liebe Jenka, Wir sind so beeindruckt von deinen überragenden Fähigkeiten beim Heckenzertrampeln und Rosenschlachten, daß Wir Veelora in Pension schicken und dir Unseren Schutz übertragen.‹ Du spinnst, Geliebte.«

Sie schlug die Hand vor den Mund. Ihre Augen waren weit aufgerissen – vor Verlegenheit über das, was ihr da entfahren war. Ich sah sie dasitzen, das dunkle Gesicht heiß vor Scham und wußte nichts besseres zu tun, als sie zu küssen.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort inmitten des zerstörten Labyrinths saßen und uns küßten und streichelten. Wir konnten nicht mehr voneinander lassen. Es war, als hätten wir jahrelang darauf gewartet und alle Zärtlichkeit für diesen verzauberten Augenblick aufgespart.

Jemainas Rufen störte uns auf – wir fuhren auseinander, und ich blickte errötend in die amüsierten Augen von Jenkas Tante. »Hier seid ihr«, sagte sie friedlich. »Jenka, mein

Schatz, ich habe mir, wie du dir vielleicht denken kannst, ein wenig Sorgen gemacht, als du nicht zurückkamst.«

Leiser Tadel klang in ihrer Stimme mit. Jenka begann stammelnd, sich zu entschuldigen, aber ich nahm sie heftig in Schutz. »Sie hat mir das Leben gerettet, Jemaina. Bitte, schilt sie nicht!«

Jemaina wurde sehr nachdenklich, als ich ihr von Julians Versuch, mich auszuhorchen, berichtete. »Du bist noch immer in Gefahr«, sagte sie schließlich. »Ich weiß nicht, ob es nicht doch besser ist, wenn du auf deinem Zimmer bleibst, bis alles vorbei ist.« Ich protestierte heftig, denn trotz des eben ausgestandenen Schreckens hing ich zu sehr an meinem kleinen Traum von Freiheit, als daß ich ihn so ohne weiteres wieder aufgegeben hätte. Jenka versprach, sie würde mich ab jetzt keine Sekunde mehr aus den Augen lassen. Dabei drückte sie verstohlen meine Hand, und ich mußte ein Kichern hinunterschlucken.

Jemaina seufzte und sah uns an, wie wir da wie gescholtene Kinder vor ihr standen. »Wir werden Leonie fragen«, entschied sie. »Du wirst tun, was sie dir befiehlt, Elloran. Keine Diskussionen, hörst du?« Ich nickte ergeben. Gegen die Oberste Maga konnte ich meinen Dickkopf ohnehin nicht durchsetzen, das wußte ich sehr wohl.

Doch was Leonie uns zu sagen hatte, ließ alles andere in den Hintergrund rücken. Sie stand am Fenster, als wir ihre Gemächer betraten und blickte gedankenverloren in den Himmel, der sich langsam abendlich zu färben begann. Ihre Finger spielten mit einigen schwarzweißen Federn, streichelten sie, fächerten sie auseinander und legten sie sanft wieder zusammen. Auf ihrer Schulter saß ein Rabe, völlig regungslos, als sei er ausgestopft. Sie wandte sich nicht um, als wir eintraten, nur ihre Hände hielten inne.

»Es ist soweit«, sagte sie still.

Jemaina neben mir erstarrte. »Wann?«

»Beim Mondwechsel«, antwortete Leonie. Jemaina stieß ein Geräusch aus, das fast ein Schluchzen war. Ich blickte sie verwundert an. Ihr Gesicht war unbewegt, doch ich sah, wie ihre Brust sich hob und senkte. Jenka tauschte einen beunruhigten Blick mit mir. Leonie wandte sich um und ergriff die Hand der kleinen Heilerin. »Jemaina. Du mußt es nicht annehmen, das weißt du. Ich werde dich nicht dazu zwingen – das kann ich auch gar nicht. Wenn du lieber ...«

»Nein«, entgegnete Jemaina heftig. »Es ist gut, Leonie! Wir werden es so machen, wie wir es besprochen haben.«

»Gut.« Leonie klang erleichtert. »Es bleiben uns noch drei Tage bis zum Mondwechsel, das gibt uns mehr als genug Zeit für die Vorbereitungen.« Sie sah mich an, und unübersehbare Besorgnis stand in ihren Vogelaugen. »Er verlangt, daß du dabei bist, Elloran.« Jemaina fuhr auf, aber Leonie hob herrisch die Hand. »Es hat mich auch zuerst erschreckt, Freundin, aber jetzt bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob er damit nicht

einen Fehler gemacht hat. Er denkt wahrscheinlich, er könnte dich immer noch kontrollieren, Elloran.« Sie trat an mich heran und legte ihre Hände um mein Gesicht. Forschend blickte sie mich an. »Was glaubst du, Elloran? Wie stark ist sein Einfluß auf dich?«

»Stark«, flüsterte ich.

»Wirst du ihm widerstehen können?«

Ich erzitterte. Sie entließ mich nicht aus ihrem Blick. »Kannst du ihm widerstehen, Elloran?« wiederholte sie eindringlich.

»Ja«, antwortete ich fest. »Ja, Leonie, das kann ich.« Sie lächelte und küßte mich auf die Stirn. Der Rabe auf ihrer Schulter regte sich sacht. Ich sah bestürzt auf ihn. Seine harten Augen fixierten mich auf beunruhigende Art und Weise.

»Laßt mich nun mit Jemaina alleine«, befahl die Oberste Maga. Jenka nahm gehorsam meine Hand und zog mich hinaus.

»Diese Frau verursacht mir immer noch eine Gänsehaut«, sagte sie halblaut, als wir zu meinem Zimmer zurückgingen. Ich erwiderte nichts. Mir ging es oft genug nicht anders.

»M-mit der Zeit gewöhnst du dich daran«, sagte ich schließlich und hörte Jenkas Lachen. »Wie hast du das eigentlich gemeint, du würdest mich keine Sekunde aus den Augen lassen?«

»Genau wie ich es sagte«, antwortete sie übermütig und zog meinen Arm unter den ihren. »Ich weiche dir von jetzt ab Tag und Nacht nicht mehr von der Pelle. Wenigstens so lange nicht, bis dieses Ungeheuer unschädlich gemacht wurde!«

»Das sind ja schöne Aussichten!« schimpfte ich und öffnete die Tür zu meinem Zimmer. »Soll das heißen, daß ich von nun an ständig dein Gesicht vor der Nase haben werde?«

Sie blieb im Gang stehen und sah mich verlegen an. »Wenn ich dir lästig falle ...«, stotterte sie.

Ich lachte auf und zog sie an mich. »Dummes Ding«, flüsterte ich in ihr Ohr und schloß die Tür hinter uns. Sie ergab sich erleichtert in meine Umarmung und schenkte mir einen schnellen, kleinen Kuß, den ich ihr in den nächsten Minuten gerne und mit Zinsen zurückzahlte.

Jemaina und Leonie ließen sich zwei Tage lang nicht sehen. Was auch immer in dieser Zeit hinter der geschlossenen Tür zu Leonies Gemächern stattfand, ich hoffte, daß es zu unserem Sieg beitragen würde. Jenka machte ihre Ankündigung wahr und wich nicht mehr von meiner Seite: nachts schliefen wir eng aneinandergeschmiegt in meinem schmalen Bett, und tags bewachte sie mich auf Schritt und Tritt. Veelora hatte nur geschmunzelt und sie bereitwillig für diesen Dienst freigestellt, als ich verlegen darum bat.

Am Morgen des Tages, an dem der Zweikampf stattfinden sollte, ließ ich mich von Jenka wieder zum Labyrinth begleiten. Ich fühle mich beklommen, wenn ich an das Kommende dachte – niemand wußte, wie dieser Tag enden würde. Schweigend und bedrückt folgten wir dem Weg ins Herz des Irrgartens. Auf der Bank in seiner Mitte saß bereits jemand: ein hochgewachsener, sehr schlanker Mann mit weißem Haar, der uns den Rücken zuwandte. Jenka griff nach ihrem Schwert und schob sich schützend vor mich. Ich blickte die Gestalt an. Er hatte uns anscheinend noch nicht bemerkt. Etwas an seiner Haltung kam mir vertraut vor und ließ mich innerlich zu Eis erstarren.

»Geh, Jen«, hauchte ich. Sie fuhr auf, aber ich schob sie zurück hinter eine blühende Hecke. »Bitte, Jenka, laß mich allein«, flehte ich leise, und sie murmelte protestierend: »Aber ich bleibe in Rufweite!«

Ich wandte mich um und trat geräuschlos auf den Mann zu, der wie in tiefem Nachsinnen seinen Kopf in die Hände gestützt hatte. Jetzt schien er meine Anwesenheit zu spüren. Seine Schultern versteiften sich, und er drehte sich um. Wir sahen uns stumm und mit angehaltenem Atem an. Endlich atmete er zitternd aus und sagte: »Ja. Jetzt stimmt alles. So ist es endlich richtig.«

»Was b-bist du?« fragte ich verwirrt. Er lächelte sein altes, unendlich vertrautes Lächeln, das sein Gesicht in tiefe Falten legte. Seine Hände streckten sich nach mir aus, ich ergriff sie zögernd, und meine Finger umklammerten warmes, lebendes Fleisch.

»Was soll ich denn deiner Meinung nach sein?« fragte er mit sanftem Spott.

»Tot«, antwortete ich. »Tot, Nik.«

23

In meiner Erinnerung besitzt dieser Morgen den Geschmack eines seltsamen Traumes. Ich hielt die Hand eines Toten und sprach mit ihm wie mit einem Menschen aus Fleisch und Blut. Mein Argwohn und meine Angst mußten deutlich in meinem Gesicht zu lesen gewesen sein, aber er verlor keine einzige Bemerkung darüber. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden. Er sah wieder aus wie er selber, wenn er auch immer noch erschreckend hager war. Sein Gesicht schien gelassen und von einer tiefen Ruhe erfüllt. Die harten, bösen Linien waren fort, trotz seiner Falten und der weißen Haare wirkte er jünger als während unseres letzten Winters auf Salvok.

»Du hast dir den Bart abgenommen«, sagte ich nach langem Schweigen, als wäre das das Wichtigste, was wir zu bereden hatten. Er lächelte mich an, und ich fühlte einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen.

»Der Bart hat mir den schlimmsten Ehekrach meines Lebens beschert«, schmunzelte er. »Meine *Jihhan* hat mir mit der Trennung gedroht, wenn ich darauf bestünde, ihn zu behalten.«

Das mußte ich erst einmal verdauen. Er wartete, ließ mir Zeit. Ich starrte ihn an, musterte jeden Zentimeter seiner Gestalt. Das erstaunlich glatte Gesicht, die sehnigen Hände und Unterarme, die ich wegen der aufgekrempelten Ärmel seiner seltsam geschnittenen schwarzen Jacke sehen konnte – irgend etwas an ihm störte mich, störte mich ungeheuer. Ich bekam es nicht zu fassen.

»Weshalb kannst d-du hier neben mir sitzen?« fragte ich hilflos. »Du bist eins von Julians Geschöpfen, nicht wahr?«

Er schüttelte sacht den Kopf. Seine Augen wirkten klar und hell, ohne ein Anzeichen des mörderischen Wahnsinns, der zuletzt in ihnen gestanden hatte.

»Er hat versucht, mich zu einem seiner Geschöpfe zu machen«, sagte der Mann mit Nikals Gesicht. »Es wäre ihm beinahe gelungen. Ich habe ihm viel, zu viel offenbart, was er niemals hätte erfahren dürfen. Ich war nicht bei Sinnen, und er hat verstanden, das auszunutzen. Schließlich wußte ich mir nicht mehr anders zu helfen: Ich habe versucht, ihn umzubringen. Aber da war ich schon zu sehr beeinträchtigt von dem, was mich fast meinen Verstand gekostet hätte. Es ist mir mißlungen.« Er verstummte und zog schmerzlich die Brauen zusammen. »Du warst bei dem letzten Versuch dabei, oder täuscht mich meine Erinnerung?« fragte er zögernd. Ich nickte. Er seufzte leise, und sein Gesicht nahm wieder den friedvollen Ausdruck an, den es vorher gezeigt hatte.

»Er ließ mich laufen, statt mich zu töten. Vielleicht hoffte er, daß ich den Lockvogel für meine Kameraden spielen würde. Ich weiß es nicht. Meine Erinnerung an diese Zeit ist sehr verschwommen, ich werde sie wohl nie mehr klar zurückbekommen. Du warst

irgendwann da, aber du warst nicht wirklich. Du warst nur ein Teil von ihm ...« Er hielt wieder inne und schloß für Sekunden die Augen. Ich hielt die Luft an. Jetzt wußte ich, was mich an ihm störte.

»Wahrscheinlich hast du mir das Leben gerettet«, fuhr er leise fort. »Wenn du mich nicht zu ihnen gebracht hättest – es war schon fast zu spät, mußt du wissen. Akim hat Wunder vollbracht ...« Er lächelte versonnen. Ich sah mit Grausen auf sein verjüngtes Gesicht, auf die glatten Unterarme, auf die Hände ohne ihre alten Schwertnarben und hörte kaum noch auf das, was er mir erzählte.

»Ich will deinen Rücken sehen«, unterbrach ich ihn. Er verstummte und wandte das Gesicht ab. Ich wiederholte meinen Befehl.

Er hob bittend die Hände. »Laß das jetzt, Elloran. Es ist nicht wichtig. Wir müssen über so vieles miteinander sprechen!«

Ich sah ihn kalt und unbeugsam an und erwiderte nichts. Er wand sich. Dann öffnete er widerstrebend seine Jacke und zog sie aus. Ich warf einen neugierigen Blick auf ihre Säume, denn ich hatte keine erkennbaren Verschlüsse an ihnen bemerkt. Ich fühlte ihren Stoff und war beeindruckt von seiner Festigkeit und gleichzeitigen Leichtigkeit. Auch das weiße kragenlose Hemd, das er darunter trug, war aus einem feinen, weichen Stoff gefertigt, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte.

»Weiter«, forderte ich. Er neigte ergeben den Kopf und zog das Hemd aus. Ich griff nach seinen Schultern und drehte seinen Rücken ins Licht. Glatt und hellhäutig lag er vor meinen ungläubigen Augen. Nichts, keine Verletzungen, keine Narben; es war der Körper eines Mannes, der nie einen Kampf oder gar eine Auspeitschung erlebt hatte. Auch die alten Narben auf seiner Brust waren spurlos verschwunden, es hatte sie wahrscheinlich nie gegeben. Ich ließ ihn los, und er zog sich stumm wieder an.

»Erzähle weiter«, forderte ich ihn kühl auf. »Ich habe noch nicht begriffen, wie ich dich sterben sehen konnte und wie d-du es dennoch schaffst, hier neben mir zu sitzen.«

Mit abgewandtem Gesicht sprach er weiter. »Ich bin nicht gestorben, Ell. Das hat vielleicht für deine Augen so ausgesehen – sie hätten es dir ersparen müssen. Akim hat mich betäubt und Galen hat dann ... ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll ... In meinem Kopf war etwas, ein Fremdkörper, der herausmußte, weil er nicht mehr so funktionierte, wie er sollte. Er hat mich gefährdet und darüber hinaus zu einer Gefahr für meine Umgebung gemacht. Galen hat sichergestellt, daß dieses – Ding keinen weiteren Schaden in meinem Gehirn anstellt, bis Akim es endlich herausholen konnte, dort, wo sie mich hinbrachten. Dieser Vorgang hat wahrscheinlich furchterregend ausgesehen, aber es war in Wirklichkeit der erste Schritt zu meiner Heilung.« Er verstummte und sah mich eindringlich an. In seinen hellen Augen stand eine wortlose Bitte. Seine Hand legte sich schwer auf meine.

»Bitte, Elloran. Das ist alles ungeheuer schwer zu erklären, weil du erst mehr über mich

– über uns alle – wissen müßtest, um es zu verstehen. Ich hätte warten sollen, bis die anderen zurück sind, aber ich mußte dich endlich sehen, verstehst du? Ich mußte erfahren, wie es dir geht. Wie fühlst du dich, ist jetzt alles gut? Bist du glücklich?«

Seine Stimme war weich und liebevoll. Es würgte mich im Hals. »Es geht mir gut«, antwortete ich mühsam. »Ich lerne, mit meiner Erinnerung zu leben. Es ist nicht einfach, weißt du? Zuerst habe ich das gehaßt, was ich war: meine Selbstsucht, meine Maßlosigkeit, die blinde Rücksichtslosigkeit, mit der ich durch das Leben gegangen bin und erwartete, daß alles nach meinem Kopf zu gehen habe. Aber ich weiß jetzt, daß all das ein T-Teil von mir ist, und ich werde mich darauf einrichten müssen.« Er machte eine schnelle Bewegung, als wolle er mich umarmen. Ich wich leicht zurück, und er hielt inne.

»Bitte, laß mich jetzt alleine. Ich muß erst über das nachdenken, was du mir erzählt hast. Wir können uns an einem der nächsten Tage wiedertreffen.« Meine Stimme klang abweisend und kalt in meinen Ohren.

Er wirkte verletzt, erhob sich aber fügsam. Ich sah ihm regungslos nach, wie er um die Hecke bog und sprang dann eilig auf. Jenka trat aus ihrem Versteck und sah mich fragend an. »War das wirklich der Kommandant?« flüsterte sie erregt.

Ich schüttelte heftig den Kopf. »Jen, bitte folge ihm und s-sieh nach, wohin er geht«, wisperte ich eilig. »Aber sei vorsichtig, ich glaube, es ist Julian!« Sie wollte protestieren, aber ich verschloß ihr den Mund. »Bitte, Liebste! Es ist wichtig!« Sie nickte knapp und lief lautlos hinter ihm her. Ich sank auf der Bank nieder und drückte meine Hände gegen die Wangen. Was hatte er mit diesem Auftritt bezweckt? Was für einen Sinn hatte diese wirre, wahnsinnige Geschichte, die er mir erzählt hatte? Warum hatte er es zugelassen, daß ich mißtrauisch wurde – es wäre doch eine Kleinigkeit für ihn gewesen, Nikal bis in alle Einzelheiten nachzuäffen. Warum hatte er die Narbe unter dem Auge vergessen, weshalb ließ er Nik jünger erscheinen, was war der verborgene Sinn hinter all dem?

Leonie, entschied ich. Ich mußte Leonie Bescheid geben, noch ehe der Zeitpunkt des Duells gekommen war. Vielleicht erkannte sie den Grund für Julians seltsame Machenschaften.

Ich lief in meinem Zimmer auf und ab und kaute an den Fingernägeln. Leonies Tür war immer noch abweisend geschlossen gewesen. Auf mein zaghaftes Anklopfen hatte ich keine Antwort bekommen. Also kehrte ich in meine Räume zurück und wartete auf Jenka. Als sie schließlich eintrat, außer Atem und sichtlich besorgt, schloß ich sie erleichtert in die Arme. »Und? Wo ist er hingegangen?« drängte ich. Sie ließ sich auf das Bett fallen und verlangte nach einem Schluck Wasser. Ich brachte ihn ihr und sah ungeduldig zu, wie sie trank.

»Ich habe ihn verloren«, gab sie erschöpft zu. »Er muß gemerkt haben, daß ich ihn verfolgte, Ell. Er hat mich durch Teile der Burg geschleift, die ich noch nie zuvor betreten habe. Wir waren so hoch oben in diesem verwinkelten Bau, daß ich meinte, die Wolken

berühren zu können. Dann führte er mich auf eine Turmplattform, und als ich hinterherging, war er verschwunden.« Ich verbarg das Gesicht in den Händen. Wahrscheinlich hatte er sich wieder in einen Raben verwandelt und war fortgeflogen. O ihr Geister, wie fürchtete ich die Begegnung mit diesem Mann!

Jenka sah meine Verzweiflung und rutschte zu mir hinüber. Sie legte ihre Arme um mich und streichelte mich. »Es tut mir leid«, flüsterte sie. »War es wirklich dieser widerliche Julian, wie du vermutet hast?« Ich nickte stumm. Sie ballte die Fäuste. »Wenn ich ihn doch nur hätte aufhalten können!«

Ich nahm ihre Hand und küßte sie zärtlich. »Schimpf nicht, meine Geliebte. Ich bin froh, daß du heil und gesund zurückgekommen bist. Ich hätte dich ihm n-nicht nachschicken dürfen. Er hätte dir etwas antun können.« Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter und wandte mir ihr Gesicht zu. Ich streichelte über ihre weiche dunkle Haut und flüstere: »Nicht mehr lange, Liebste. Heute wird es sich entscheiden.« Sie nickte und lächelte zuversichtlich. Aber ich sah die Sorge hinter diesem Lächeln.

Als die Abenddämmerung kam, klopfte es an die Tür, und Jemaina trat ein. Sie wirkte müde und ein wenig traurig. Als sie uns engumschlungen auf meinem Lager hocken sah, wurde ihr Gesicht weich.

»Bist du soweit, Liebes?«

Ich fühlte mein Herz schneller schlagen. »Jemaina, ich muß Leonie etwas berichten«, platzte ich heraus, aber sie winkte ab.

»Das muß warten, Kind. Leonie darf ich jetzt nicht mehr stören. Warum sagst du es nicht mir?« Ich schüttete ihr mein Herz aus, und ihre Miene wurde sehr bedenklich. »Was sollte er damit beabsichtigt haben? Das ist doch völlig sinnlos.« Sie griff nach meinen Händen und sah mir tief in die Augen. »Hat er irgendeinen Zauber an dir versucht, Elloran? Nein, sag jetzt nichts. Ich sehe selbst nach ...« Sie verstummte, und ich sah gebannt in ihre schwarzen Augen. Die Welt um mich versank. Endlich brach der Bann, und sie ließ mich kopfschüttelnd los.

»Nichts«, sagte sie. »Da ist kein Anzeichen einer Beeinflussung. Seltsam ...« Sie wandte sich an ihre Nichte, die uns aufmerksam zugesehen hatte. »Jenka, ich muß dich nun bitten, mir deinen Schützling zu überlassen. Ich kann es dir nicht versprechen, aber Leonie und ich werden unser Bestes tun, daß ihr kein Leid geschieht.« Jenka wurde unter ihrer dunklen Haut blaß, nickte aber tapfer.

Wir umarmten uns fest, und ich flüsterte: »Warte hier auf mich, Liebste. Ich komme heil zu dir zurück, das verspreche ich dir!«

Sie nickte wieder stumm, und ich sah den feuchten Schimmer in ihren Augen. Wir küßten uns, als wäre es ein Abschied für immer. Schließlich räusperte sich Jemaina und mahnte: »Es ist Zeit, Elloran. Trennt euch jetzt, Kinder. Bitte!« Ich wandte mich um und folgte der Heilerin hinaus.

»Wohin gehen wir?« fragte ich nach einer Weile. Wir bewegten uns immer tiefer in den alten Teil der Burg hinein. Sie schrak ein wenig zusammen, als ich sie so aus ihren Gedanken riß und lächelte mich dann aufmunternd an.

»Mach nicht so ein ängstliches Gesicht, Elloran. Wir haben alles Menschenmögliche getan, uns vorzubereiten. Julian ist stark und verschlagen, aber Leonie ist weiser und geschickter als er. Wenn es dir ebenfalls gelingt, ihm zu widerstehen, hat er kaum eine Chance, den Kampf zu gewinnen.« Sie strich sacht über meine Schulter.

Ihre Worte hatten mich nicht gerade aufgemuntert. Hartnäckig wiederholte ich meine Frage. Sie führte mich schweigend zu einer steilen Treppe, und ich dachte zuerst, sie würde mir nicht antworten. »Hinauf auf den Alten Turm«, sagte sie schließlich müde. Dorthin hatte Jenka den falschen Nikal verfolgt!

Wir stiegen die endlose Treppe hinauf, immer höher und höher. Mein Atem ging schwer, als wir endlich die oberste Plattform des Turmes erreichten und ins Freie traten. Der Ausblick war unbeschreiblich. Ich glaubte, ganz L'xhan unter mir ausgebreitet zu sehen – war dort, weit im Süden, nicht sogar das Meer zu sehen wie ein nebliger Streif? Und über mir ein endloser, verglühender Himmel, in dem die ersten Sterne funkelten. Ich blickte hinauf und war benommen von der Schönheit dieses Anblicks.

Jemaina berührte mich sanft an der Hand und bedeutete mir, ihr zu folgen. Wir näherten uns der hohen, schweigenden Gestalt, die reglos in der Mitte der Plattform stand. Ihre gelben Augen waren weit geöffnet und schienen dennoch nichts zu sehen. Wie bei unserer ersten Begegnung erinnerte mich die Oberste Maga an eine wunderschöne, ehrfurchtgebietende Statue; kein Atemzug bewegte die Falten ihres weißen Gewandes, kein Muskel regte sich in ihrem wie gemeißelt wirkenden Gesicht, und kein Blinzeln verriet, daß diese Figur lebte.

Jemaina sprach sie leise an. Die Statue erbebte fast unmerklich. Ihre schweren Lider senkten sich unendlich langsam, und ein langer Atemzug hob ihre Brust. Sie wandte den Kopf und sah mich an. Ihr Blick war ferner als die fremden Sonnen über uns. Ich spürte, wie mein Hals vor Furcht trocken wurde. Die Lippen der Statue teilten sich, und eine Stimme aus der kalten Unendlichkeit flüsterte unmittelbar in meinen Geist. In diesen bangen, beängstigenden Minuten erfuhr ich alles, was die Krone über sich und ihr Amt zu wissen hatte. Ich begriff, daß dies ein wahrhaft einmaliges Ereignis darstellte, ähnlich dem Treueeid, den sie mir geschworen hatte. Noch niemals in der Geschichte hatte eine Thronerbin diese geheimsten aller geheimen Kunden erfahren, ehe sie gekrönt und in ihr Amt eingesetzt worden war. Leonie brach nun diese Regel, und ich ahnte mit kaltem Schrecken, weshalb. Sie befürchtete, den Zweikampf nicht zu überleben.

Das Wispern verstummte, die Vogelaugen sahen wieder in die Ferne. Ich sank wie betäubt von dieser Flut an Wissen in die Knie. Jemaina stützte mich und half mir auf. »Hier, nimm«, sagte sie und reichte mir den fürchterlichen S'aavaranischen Dolch, den

Julian mir geschenkt hatte. Ich zuckte zurück und schüttelte mich vor Abscheu. Sie griff nach meiner Hand und legte die Waffe hinein. Meine Finger schlossen sich um den Griff, und ich sah den Blutstein an seiner Spitze unheilvoll aufglimmen.

»Ich will ihn nicht«, flehte ich Jemaina an. »Bitte, nimm ihn zurück!« Doch sie blieb hart und bestand darauf, daß ich ihn in meinen Gürtel steckte. Mit bebenden Fingern folgte ich ihrem Befehl. Dann sah ich ihr zu, wie sie um mich und die starr dastehende Leonie einen Kreis auf dem Boden abschritt und dazu leise Worte intonierte. Sie schloß den Kreis, und er begann sacht, fast unsichtbar zu glimmen. Ich starrte die Heilerin an, als hätte ich sie nie zuvor gesehen. Ihr Gesicht war still und gesammelt. Jetzt hob sie die Hände und rief wortlos. Rund um uns flammte eine Wand aus kalt leuchtendem Feuer auf und schloß uns ein. Jemaina ließ die Arme sinken und lächelte. »Fertig«, sagte sie fast fröhlich. »Jetzt können wir nur warten.«

»Jemaina«, stammelte ich, »d-du bist eine Magierin?« Sie legte mahnend einen Finger auf den Mund. Schweren Herzens gehorchte ich. Regungslos standen wir in dem Kreis mit seinen schimmernden Wänden. Über uns verfärbte sich der Himmel zu leuchtendem nächtlichen Blau. Die Sterne des mondlosen Himmels strahlten und funkelten wie unzählige Edelsteine, und ich betrachtete sie atemlos. Nie zuvor war mir ein Nachthimmel so schön und zugleich so beängstigend erschienen. Ein Windstoß erfaßte Leonies weiße Gewänder, die unheimlich in dem magischen Licht leuchteten, das uns umgab, und ein Seufzen klang in meinen Ohren. Etwas Unsichtbares schien sich zu uns gesellt zu haben. Jemaina regte sich unbehaglich, sagte aber nichts.

Leonie wandte den Kopf und lächelte. »Da bist du«, sagte sie weich. Ein irrlichternder Schemen trat aus dem Schatten und verfestigte sich vor unseren Augen. Schwarzes Haar schimmerte über einem unirdisch bleichen Antlitz, und kaltes grünes Feuer strahlte aus wahnsinnigen Augen, streifte gleichgültig über die Heilerin, ruhte ein wenig länger und fast zärtlich auf mir und wandte sich dann der Obersten Maga zu.

»Da bin ich«, entgegnete Julian sanft. Beider Hände berührten sich in einer liebevoll anmutenden Geste. Lange Zeit bewegte sich keiner von ihnen, sie schienen wortlos miteinander zu sprechen.

Endlich schloß Leonie ernüchtert die Augen und senkte den schmalen Kopf. »Alsdann, es sei«, hauchte sie und löste ihre ebenholzschwarzen Finger von seiner weißen Hand. Sie trat einen fließenden Schritt zurück. Julian regte sich nicht, fixierte sie nur mit einem schmalen Lächeln. Jemaina griff nach meiner Hand und hielt sie fest. Ihr Blick löste sich nicht von der plötzlich zerbrechlich wirkenden Gestalt der Obersten Maga. Leonies goldene Augen schienen größer zu werden und erstrahlten in einem schrecklichen Glanz, der mich zwang, meinen Blick abzuwenden. Ein Gleißen drang durch meine geschlossenen Lider, und als ich meine geblendeten Augen öffnete, standen beide so reglos da wie zu Beginn. Julian lächelte noch immer, doch Leonie schien leicht zu

erbeben. Jetzt hob sie die Hände und flüsterte melodisch. Ein zarter regenbogenfarbener Schimmer löste sich von ihren Fingern und schwebte auf Julian zu. Der sah ihm gelassen entgegen, ohne ein Glied zu rühren. Der Schimmer hüllte ihn ein und umschloß ihn wie eine zweite Haut. Sein Glanz verstärkte sich und wandelte sich zu einem tödlichen Violett. Julians Augen strahlten durch das gräßliche Licht, und er schien lautlos zu lachen.

Er hob mühsam, wie gegen einen tonnenschweren Druck seine knochige Hand und zerriß den Dunst, der ihn umgab. Zarte Nebelfäden sanken zu Boden und verschwanden. Leonie wankte und schrie leise auf. Julians Lächeln erlosch, und er richtete sich auf. Drohend ragte seine Gestalt in die Höhe, er griff mit beiden Händen in den Nachthimmel, und seine Stimme dröhnte und donnerte, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte, weil ich zu ertauben fürchtete.

Ich konnte meinen schreckensstarren Blick nicht von den beiden Gestalten wenden, die sich dort gegenüberstanden. Leonie hatte die Hände ausgestreckt, ihre langen Finger formten verschlungene Beschwörungen, und ihre Lippen bewegten sich – doch ich konnte die Angst in ihren Zügen lesen. Plötzlich erstarrte sie. Ihre Hände fuhren an ihr Gesicht, sie krallte die Finger in ihre Augen und begann tonlos zu schreien. Durch ihre dunklen Hände leuchtete ein bläulicher Schein, wurde immer stärker und heller. Ich konnte die Knochen in ihren Händen erscheinen sehen, als wäre ihr Fleisch durchscheinend geworden. Ihre Arme fielen kraftlos herab, und Flammen aus gleißendem, blauweißem Licht schossen aus ihren Augen. Sie öffnete den Mund, und das gleiche Licht drang aus ihrem Hals und nahm ihren Schrei mit sich. Gedankenlos wollte ich zu ihr hinstürzen, aber Jemaina hielt mich zurück. Ihr Gesicht war streng und verschlossen.

Julian betrachtete ungerührt seine von innen verglühende Lehrerin und lächelte sanft. Leonie brach lautlos zusammen wie eine Puppe, deren Fäden durchgeschnitten wurden. Sie lag mit weit offenen Augen, die in geschmolzenes Metall verwandelt zu sein schienen, und mit ausgebreiteten Gliedern auf dem Boden der Plattform.

Julian nahm einen tiefen Atemzug und wandte sich zu mir. Ich sah ihm versteinert entgegen, wie er sich mir geschmeidig näherte und mein Gesicht in seine Hände nahm. Neben mir machte Jemaina keine Anstalten, ihn daran zu hindern. »Du bist nun mein, Geliebte«, hauchte er und drückte seine Lippen auf meinen Mund. Sein Kuß war zugleich kalt und von schmelzender Süße. Ich wollte mich von ihm befreien, aber all mein Widerstand schmolz mit diesem Kuß dahin. Ich sank ihm entgegen und umarmte ihn leidenschaftlich. Er war es, der sich schließlich von mir löste.

Mit einem triumphierenden Lächeln streichelte er über mein Gesicht und flüsterte: »Warte nur noch einen Augenblick, meine ungeduldige Liebste. Ich muß noch etwas holen, das mir gehört.«

Von unsäglichem Abscheu und Ekel geschüttelt, und doch magisch von ihm angezogen, sah ich ihm nach, wie er sich der reglos daliegenden Gestalt näherte und neben ihr niederkniete.

»Jetzt erst ist es wirklich vorbei«, erklärte er ruhig. »Jetzt ist unser Spiel beendet. Ich habe gewonnen, alte Frau, und ich nehme mir mein Eigentum.« Er schob das Gewand hoch, das ihren linken Arm bedeckte, und ich begriff, daß er ihr den Silberreif abnehmen wollte, der das Zeichen der Obersten Maga war. Ich konnte nicht erkennen, was er machte, aber ich sah, wie er erstarrte und einen zutiefst erstaunten Ausruf tat.

Jemaina seufzte neben mir und trat einen Schritt vor. »Du suchst das?« fragte sie und hob ihren Arm. Der dunkle, weite Ärmel ihres Hemdes fiel zurück, und ein breiter Reif an ihrem Handgelenk blitzte auf.

Julian fuhr herum und blickte mit der gleichen Verständnislosigkeit wie ich auf den Armreif. »Wieso hast du ihn?« fauchte er und trat einen Schritt auf sie zu. »Gib ihn her, Frau, er ist nach allen Regeln unserer Zunft mein!«

»O nein«, erwiderte sie heiter. »Du hattest deinen Kampf mit Leonie, alter Freund, aber hierum mußt du mit der Obersten Maga kämpfen!«

Er keuchte auf, als er begriff. »Du! Du olyssisches Hexenweib maßt dir an ...« Sie hob gebieterisch die Hand, und er verstummte mit hervorquellenden Augen.

»Schweig«, rief sie scharf. »Du vergißt dich! Ich bin dein rechtmäßiges Oberhaupt und verlange deinen Respekt. Wenn du diesen Reif willst, dann mußt du zuerst mit mir darum kämpfen!«

Er stemmte die Arme in die Seiten, legte den Kopf in den Nacken und schrie vor Lachen. »Du glaubst, mir auch nur eine Minute widerstehen zu können?« Er wies mit einer abfälligen Bewegung auf Leonie. »Sieh, was ich aus ihr gemacht habe, die tausendmal stärker war als du. Und nun fordere ich dich, du lächerliches Kräuterweib!«

Er hob die Hände und deutete auf Jemaina. Sie stand unerschütterlich lächelnd da. Ein blauer Blitz prallte an ihr ab und floß in den Boden. Julian lachte siegesgewiß und böse und sandte den nächsten Blitz und den übernächsten. Schneller und schneller zuckten die Blitze auf und zerstoben wirkungslos an der stämmigen kleinen Frau. Inmitten des leuchtenden Gewitters bemerkte ich, wie die am Boden liegende Gestalt hinter Julian sich zu bewegen schien, sie zerfloß, wurde kleiner und verschwand.

Jemaina griff nach meiner Hand und keuchte: »Laß ihn auf keinen Fall aus den Augen, Elloran!« Ich spürte, wie ein Strom der Kraft zwischen uns ins fließen kam. Etwas flatterte durch die tosenden Blitze und stieß auf Julians Kopf nieder. Er kreischte auf und hob schützend die Hände. Die Blitze versiegten, und ich erkannte eine kleine schwarzweiße Rabin, wie sie wieder und wieder auf Julian niederfuhr und nach seinen Augen hackte. Er wehrte sie hastig ab, schrie einen Fluch und sprang hoch in die Luft. Im Springen verwandelte er sich, breitete seine Flügel aus und griff den anderen Vogel

heftig an. Die beiden begannen einen tödlichen Tanz über unseren Köpfen.

Jemaina lief der Schweiß in Strömen über das emporgewandte Gesicht, und ich spürte, wie sie vor Anstrengung am ganzen Leib zitterte. Meine Kraft rann aus mir heraus wie Wasser aus einem Sieb. Die beiden kämpfenden Raben flatterten durch Blitze aus blauem und violettem Licht, kreisten lautlos umeinander, stürzten sich wieder aufeinander, trennten sich erneut.

»Weißt du, welcher von ihnen Julian ist?« ächzte Jemaina. Ich nickte, der Schweiß lief mir in die Augen, und ich versuchte, nicht zu blinzeln. »Dann mußt du es jetzt tun, Ell. Ich kann nicht mehr lange ...« Sie stöhnte auf und drohte, in die Knie zu sinken. Ich packte sie und hielt sie fest. Ich weiß nicht, woher ich ahnte, was sie von mir verlangte, aber mit traumwandlerischer Sicherheit griff ich nach dem Dolch in meinem Gürtel und zog ihn heraus. Ich wog ihn in der Hand und zögerte. Wenn ich mich irrte ...

»Jetzt!« schrie Jemaina, und ich schleuderte ihn mit einem hastigen Stoßgebet auf die Raben über unseren Köpfen. Er wirbelte durch die Luft. Sein Blutstein strahlte in dunklem Feuer. Der Dolch traf den Vogel, für den er bestimmt war, und ein roter Blitz blendete mich für Sekunden. Ein grauenhafter Schrei zuckte durch die Nacht, hallte vom Firmament wider und verklang nach einer schrecklichen Ewigkeit zwischen den Sternen. Ich fiel durch die endlose Dunkelheit und weinte um einen namenlosen Tod.

Als ich wieder sehen konnte, lag Leonie wie zuvor vor unseren Füßen am Boden. Zwischen ihren gekrümmten, leblosen Fingern hielt sie eine versengte schwarzweiße Feder. Wir waren allein auf der Plattform. Jemaina kniete neben ihr nieder, und ich folgte ihr verzweifelt. Wir beugten uns über Leonie; ihre Lippen bewegten sich zitternd, und sie flüsterte fast unhörbar: »Julian?«

Jemaina berührte sanft ihr Gesicht und sagte: »Wir haben gesiegt. Er ist vernichtet, Leonie.«

Blutige Tränen rannen aus den geblendeten Augen. Jemaina wischte sie fort und küßte das geschundene Gesicht. Dann wandte sie sich zu mir und fragte: »Kannst du sie tragen, Elloran? Wir müssen sie hineinbringen, aber ich kann mich selbst kaum noch auf den Füßen halten.«

Sie wandte sich um, ohne auf meine Antwort zu warten und ließ mit einer Handbewegung den Lichtkreis verschwinden. Es wurde dunkel um uns, und ich blickte ein letztes Mal in dieser Nacht auf und betrachtete den schweigenden Himmel. Dann beugte ich mich nieder, schob meine Hände unter den schmalen Körper der Magierin und hob sie mühelos auf. Es war, als besäße sie keinerlei Gewicht mehr; kaum schwerer als ihre federleichten Gewänder, lag sie in meinen Armen.

Jemaina ging mir voraus. In ihrer Handfläche brannte ein kleines, geisterhaftes Licht und beleuchtete die Stufen der Treppe. Es schien Stunden zu dauern, bis wir hinabgestiegen waren – und Tage, bis wir an Leonies Gemächern ankamen. Vor Jemaina

öffnete sich die schwere Tür, und ich folgte ihr stolpernd vor Erschöpfung hinein.

Wir betteten Leonie auf ihr Lager. Jemaina ließ sich schwer in einen Sessel neben dem Bett fallen. Stumm blickte ich auf das dunkle Antlitz der alten Frau herab. Ihre blinden Augen schienen mich anzusehen, aber ich wußte, daß sie nie wieder etwas würde erblicken können. Hilflos griff ich nach ihrer schlaffen Hand. Sie regte sich schwach, und ein Zucken ging durch ihre Finger.

»Laß uns allein«, murmelte Jemaina müde. »Ich werde mich um sie kümmern.« Zögernd wandte ich mich zur Tür.

»Elloran«, hielt mich ihre Stimme auf. Ich wartete. »Du warst eine Hilfe, Kind. Eine sehr große Hilfe. Ohne dich hätten wir ihn nicht besiegen können.« Ich antwortete nicht. Zu sehr fraß die Schande an mir, daß ich ihm erneut nicht hatte widerstehen können, daß ich nur zu bereit gewesen war, ihm zu folgen. Ich nickte und ging.

Jenka schlief nicht. Sie lag auf dem Bett und wartete. Ich sah ihr Gesicht aufleuchten, als ich eintrat. Wir hielten uns fest, und ich vergrub mein Gesicht an ihrer Schulter. Sie streichelte über meinen Kopf und fragte: »Ist es vorbei?« Ich nickte nur. Sie zog mich auf das Bett, ich barg den Kopf in ihrem Schoß und überließ mich ihren tröstenden Händen. Irgendwann muß ich einfach vor Erschöpfung eingeschlafen sein, denn als ich die Augen wieder aufschlug, war lichter Morgen. Ich lag an meine schlafende Freundin geschmiegt und rührte mich nicht, um sie nicht zu wecken. Die Bilder der vergangenen Nacht zogen an meinen Augen vorbei und machten mich frieren. Jenka zog mich enger an sich und murmelte schlaftrunken. Ich bemühte mich, Erleichterung zu spüren. Julian war tot, er würde mich nicht mehr bedrohen. Leonie – was war mit ihr? Ob Jemaina es geschafft hatte, sie ins Leben zurückzuholen? Jemaina – meine alte Vertraute Jemaina – war nun die Oberste Maga. Es erschien mir unfaßbar. Kein Gefühl der Erleichterung wollte sich einstellen. Konnte es denn wahr sein, daß ich um diesen furchtbaren Zauberer trauerte? War sein Einfluß auf mich etwa so stark gewesen, daß er sogar seinen Tod überdauerte?

»Nein!« entschied ich laut und heftig. Jenka schnaufte erschreckt und erwachte.

»W-was ist?« rief sie und wollte aufspringen, um nach ihrem Schwert zu greifen. Ich hielt sie zurück und bat sie um Vergebung. Sie setzte sich auf und fuhr sich durch die kurzen Locken, die nach allen Seiten abstanden. »Uuuuh«, gähnte sie herzhaft. »Warum bist du schon so früh wieder wach? Wir haben doch erst ein paar Stunden geschlafen.«

Ich lachte und zauste ihr Haar. »Ab heute brauche ich deine Bewachung nicht mehr«, neckte ich sie. »Wie wollen wir meiner Großmutter jetzt die Notwendigkeit erklären, ein Quartier zu teilen?«

»Und ein Bett«, warf sie grinsend ein und umarmte mich.

»Und ein Bett«, stimmte ich zu und verschloß ihre Lippen mit einem Kuß.

»Ruhe dich noch etwas aus«, schlug ich ihr dann vor, als ich ihre müden Lider bemerkte. »Ich b-bin schon zu wach, ich werde gehen und nach Leonie sehen.« Sie ließ

sich in die Kissen zurückfallen und lächelte dankbar und schon wieder halb im Schlummer.

Ich fand Jemaina und Leonie so vor, wie ich sie verlassen hatte. Jemaina schien nicht geruht zu haben, aber sie saß straff und wachsam an Leonies Seite und hielt ihre reglose Hand. Leonie lag da wie tot. Aus ihren Augen rannen noch immer Tränen. Ich setzte mich stumm zu ihnen und sah auf das blinde Gesicht.

»Wird sie es schaffen?« fragte ich flüsternd. Jemaina sah mich an, und ich erschrak über ihren hoffnungslosen Blick.

»Ich weiß es nicht«, hauchte sie. »Ich denke, sie will nicht mehr zurück. Sie weint um ihn. Ich hätte nicht zulassen dürfen, daß sie gegen ihn kämpft – aber wir hätten ihn ohne sie niemals besiegen können. Julian war der stärkste Magier, den das gemischte Blut je hervorgebracht hat.«

Ich legte meine Hand auf die beiden ineinander verschlungenen Hände auf der Bettdecke. *Leonie*, flehte ich stumm, *komm zurück! Ich brauche dich doch – ich liebe dich! Bitte, laß uns nicht allein.*

Wir saßen lange so da, in unsere Gedanken versunken. Endlich seufzte Jemaina und löste ihre Finger von Leonies schmaler Hand. Sie stand auf und streckte ihre verkrampften Glieder. »Komm, Elloran, gehen wir ein wenig hinaus auf den Altan«, schlug sie vor. »Was auch immer jetzt mit ihr geschieht, ich kann ihr nicht mehr dabei helfen. Sie muß es aus eigener Kraft schaffen.«

Die helle Morgensonne schien warm und freundlich auf den Steinboden. Wir setzten uns nebeneinander auf die niedrige Brüstung. Ich musterte aus zusammengekniffenen Augen die Heilerin, die ich nun schon mein Leben lang kannte. Sie erwiderte meinen Blick mit einem leisen Lächeln.

»Was siehst du?« fragte sie mit sanftem Spott.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich ehrlich. »Ich habe n-nie geahnt, daß du eine von ihnen bist.«

Sie lehnte den Kopf zurück an die sonnenbeschienene Wand, und ich sah die feinen Linien der Erschöpfung um ihre schwarzen Augen. Ihre Hände gruben in den tiefen Taschen ihres weiten Rockes und förderten ihre geliebte Pfeife zutage. Ich sah zu, wie sie sie mit flinken Fingern aus einem kleinen Lederbeutel füllte und dann in Brand setzte. Wie oft in meinem Leben hatte ich dieses vertraute Ritual beobachtet – und nie war mir aufgefallen, daß sie den Tabak ohne Hilfsmittel entzündete! Jetzt erinnerte ich mich der unzähligen Male, die ich den magischen Vorgang offenen Auges mitangesehen hatte, wobei mein Geist dennoch vollständig blind dafür gewesen war.

»J-Julian«, fragte ich. »Hat er es auch nicht gewußt?« Sie stieß einen Rauchkringel aus und schüttelte belustigt den Kopf. »Ich habe seinen Geist genauso ablenken können wie

den deinen«, erläuterte sie. »Es ist eine recht seltene Gabe, die meisten meiner Kollegen sind dadurch sogar noch leichter zu täuschen als gewöhnliche Sterbliche.« Sie schmunzelte und sog an ihrer Pfeife. Ich mußte lachen. Sie schloß die Augen und rauchte schweigend.

»Du wirst dann ja meine *Hand* sein«, erkannte ich plötzlich. Ein warmes Glücksgefühl schoß durch meine Adern. »Du und Jenka!« rief ich und umarmte sie stürmisch.

»He, nicht so heftig«, mahnte sie. »Du beförderst uns beide noch über die Brüstung – und ich fliege lange nicht so gut wie Leonie!« Die Erwähnung ihres Namens dämpfte mein Hochgefühl erheblich. Ich sah Jemaina zu, wie sie still ihre Pfeife rauchte und bat die Göttin, Leonie den Weg zurück in die Welt der Lebenden zu weisen.

Endlich klopfte die Heilerin ihre Pfeife aus und erhob sich mit einem kleinen, erschöpften Laut. »Ich werde mich jetzt ein wenig hinlegen«, sagte sie. »Wenn ich vor Müdigkeit umfalle, nütze ich niemandem etwas. Im Augenblick kann ich für Leonie ohnehin nichts tun. Du solltest inzwischen Karas von allem berichten, was sich zugetragen hat.«

Ich stimmte schweren Herzens zu und begab mich in die Räumlichkeiten meines Großvaters. In seinem Arbeitszimmer stöberte ich ihn dann endlich auf. Er sah mich eintreten, und seine Augen wurden groß vor Schreck.

»Warum läufst du alleine durch die Burg?« rief er entsetzt aus. »Wo ist deine Leibwache? Weshalb hat sie dir erlaubt, dein Zimmer zu verlassen?«

Ich kniete mich neben ihn und umarmte ihn. »Es ist vorbei, Großvater. Julian ist tot, und Leonie ist sehr schwer verletzt.«

Er tat einen hastigen Atemzug. »Wo ist sie?« fragte er leise.

»Auf ihrem Zimmer. Jemaina k-kümmert sich um sie. Großvater, Jemaina ist nun die Oberste Maga. Leonie hat ihr das Amt übertragen.«

Er machte Anstalten, sich aus dem Stuhl zu erheben. Ich legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm und bemerkte besorgt seinen schwerer werdenden Atem.

»Bitte, Großvater, reg dich nicht auf. Jemaina tut für sie, was sie kann, aber im Augenblick brauchen beide ihre Ruhe.« Er sank zurück und schloß die Augen. »Soll ich Veelora holen?« fragte ich, erschreckt über sein graues Gesicht. Er nickte schwach. Ich streichelte hilflos seine faltige Wange und lief los.

Veelora behielt wie meist die Nerven. Sie ließ sich von mir das Nötigste erklären, während wir im Laufschritt zu Karas eilten. »Du bist sicher, daß Julian tot ist?« war ihre einzige Frage. Ihre Stimme schwankte leicht, als sie sie stellte. Ich erinnerte mich an den Schrei, den der Magier ausgestoßen hatte und nickte schaudernd. Wir traten in Karas' Arbeitszimmer und fanden ihn über seinen Schreibtisch gebeugt. Er hatte das Gesicht in den Händen verborgen und atmete schwer und schluchzend.

Veelora kniete sich neben ihn. »Was ist dir, Liebster?« fragte sie angstvoll und warf mir

einen scharfen Blick zu.

»Soll ich Jemaina w-wecken?« fragte ich schnell, aber sie hieß mich warten. Sie umschlang seine Schultern und legte ihre Stirn an seine. Ich hörte ihr Flüstern und seine erstickten Antworten, ohne die Worte zu verstehen. Endlich blickte sie auf und schickte mich mit einem leisen, beruhigenden Kopfschütteln hinaus.

Ich schloß leise die Tür hinter mir und wanderte ziellos durch die Gänge. Meine Füße trugen mich den gewohnten Weg in den Rosengarten, und ich fand mich schließlich beim Labyrinth wieder, ohne zu wissen, wie ich dorthin gelangt war. Ich sah auf die zerhauenen Hecken, die von den emsigen Gärtnern der Krone schon fast vollständig repariert worden waren und trat wie eine Schlafwandlerin in den Irrgarten hinein. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber wie in einem Traum nahm ich es vollkommen gelassen hin, daß dort im Zentrum ein Mann auf mich wartete, der eigentlich hätte tot sein müssen. Er sah mir entgegen, und sein Blick verriet nicht, was er fühlte. Wortlos setzte ich mich neben ihn und wartete.

»Du siehst müde aus«, sagte Nikal zurückhaltend. »Ist etwas geschehen?«

»Julian ist tot«, antwortete ich genauso. »Leonie liegt im Sterben. Mein Großvater hatte einen seiner Anfälle, und du bist wieder hier, obwohl ich immer noch nicht weiß, wie das eigentlich möglich ist. Aber sonst ist alles beim Alten.« Er gluckste überrascht. Das Geräusch riß mich aus meiner seltsamen Lethargie. Ich packte ihn und krallte meine Finger in seine Oberarme. Er verzog keine Miene, obwohl mein Griff ihn schmerzen mußte.

»Ich frage dich noch einmal«, flehte ich ihn an. »Was für ein Wesen bist du? Wer schickt dich? Sollst du mich um meinen Verstand bringen?« Mein Gesicht war dicht an seinem, und er erwiderte meinen Blick seltsam unpersönlich.

»Du weißt, wer ich bin«, antwortete er ruhig. »Warum willst du es nicht glauben, Kind?« Ich ließ ihn los und wandte meine Augen ab. Seine Hand legte sich auf meine Schulter und drückte sie sacht.

»Ich glaube nichts mehr«, sagte ich hart. »Ich bin zu oft getäuscht worden. Von meinen Großeltern, von Tom, von Julian, von meinen eigenen Wahrnehmungen. Ich habe geglaubt, T'svera zu sein; ich habe geglaubt, daß Cesco mich liebt; ich habe geglaubt, deinen seltsamen Freunden vertrauen zu können ...«

Der Druck seiner Hand wurde stärker. Er zwang mich, ihn anzusehen. »Ich habe dich ebenso belogen und verraten wie alle anderen. Das meinst du doch, oder?« Sein kalter Blick erwärmte sich unmerklich, und der unerbittliche Zug um seinen Mund wurde weicher. »Warum machst du es dir immer noch so schwer?« fragte er leise. »Du verzeihst dir selbst nicht, Elloran, ist es nicht so?«

Ich biß die Zähne zusammen. Er lächelte verhalten, und ich suchte darin nach Spott. Aber er weigerte sich, meinen zornigen Erwartungen zu entsprechen.

»Meine Freunde sind zurück«, sagte er gelassen. »Ich werde mit ihnen fortgehen. Ich möchte meine Heimat wiedersehen, ich war zu lange fort. Und meiner *Jihhan* geht es mit Sicherheit genauso. Wir sehen uns wahrscheinlich bald zum letzten Mal, Tochter. Wenn du dich also noch mit mir aussprechen willst, mußt du dich schnell dazu entschließen.« Er stand auf und ging ohne ein weiteres Wort fort. Versteinert blickte ich ihm nach. Wie hatte er mich gerade genannt?

»Nikal«, schrie ich aus vollem Hals und rannte hinter ihm her. »Nikal!« Ich kam hinaus in den Garten und sah mich wild um. Sein schlanker Rücken verschwand gerade zwischen zwei Büschen. Ich hetzte hinterher, immer noch seinen Namen rufend. Hinter der Ecke wartete er auf mich, blickte mir schweigend entgegen, als ich keuchend herankam.

»Ist das wahr?« japste ich. »Ist das wirklich wahr?« Er antwortete nicht, sah mich nur stumm an. Ich hob meine Faust wie zum Schlag in sein alt-junges Gesicht und schrie: »Warum hast du es mir n-nie gesagt?«

Er fing meine Hand ab und zog mich an sich, obwohl ich mich dagegen sträubte. »Hätte ich es dir sagen sollen?« flüsterte er sanft in mein Ohr. »Hätte ich dir zu allem anderen auch noch das Wissen aufbürden sollen, daß du ein Bastard bist?«

Empört riß ich mich los. In seinen Augen konnte ich klar und deutlich das Bewußtsein seiner Schuld lesen. Er hob bittend seine Hände. »Elloran, bitte versetze dich doch in meine Lage. Wie hätte ich es dir denn erklären sollen? Ich war der Gefolgsmann deines Vaters und der Spion deiner Großmutter, und ich habe deine Mutter ...« Ich schrie auf und schlug mit aller Kraft zu. Er taumelte zurück und schüttelte benommen den Kopf. Seine Nase begann heftig zu bluten.

»Du! Du bist der Schlimmste von allen! Gegen dich war ja sogar Julian ein Ehrenmann!« Wieder schlug ich auf ihn ein. Er packte meine Handgelenke, und wir rangen miteinander. Schließlich zwang ich ihn zu Boden, was mir in keiner unserer früheren Raufereien je gelungen war, und stand schwer atmend über ihm. Er lag auf dem Rücken und sah zu mir auf. Sein Gesicht war blutverschmiert, ein Auge begann zuzuschwellen, und sein ganzer Körper bebte. Zuerst glaubte ich, er weine, ehe ich fassungslos einsehen mußte, daß ihn ein ungeheures, stummes Gelächter schüttelte. Ich stieß einen wortlosen Laut des Abscheus aus und warf mich neben ihm auf die zertrampelte Erde, um ebenfalls in hilfloses Lachen auszubrechen. Wir hielten uns in den Armen und ließen uns von einem wahren Ozean des Gelächters davonspülen.

»Du bist inzwischen wahrhaftig stärker als ich«, keuchte er und wischte sich die Lachtränen fort. Dabei verschmierte er das angetrocknete Blut über sein ganzes Gesicht, und dieser Anblick ließ mein eben versiegendes Lachen wieder aufbrodeln. Ich schnappte heftig nach Luft und versuchte, sein Gesicht mit meinem schmuddeligen Taschentuch zu säubern. Doch damit machte ich alles nur noch schlimmer. Er nahm mir

das Tuch fort und wischte selber an sich herum. Dann gab er es auf und legte seinen Arm um mich. »Ich bin stolz auf dich«, sagte er verlegen.

»Du hast dir immer eine Tochter gewünscht, die dir die Nase blutig haut, sag es ruhig!« kicherte ich erschöpft und lehnte mich an ihn. Wir saßen friedlich nebeneinander auf dem Gartenweg. Ich sah ihn zum ersten Mal ohne Groll an. Seine fremdartigen Kleider waren verrutscht und voller Erde, und das Haar hing zerrauft in seine Stirn, sein unverletztes Auge strahlte, und ich liebte ihn, wie ich ihn als Kind geliebt hatte. Er hob sacht eine Hand und strich mir die Haare aus dem Gesicht. Bei unserer Rangelei hatte sich wieder einmal das Lederband aus meinem Zopf gelöst. Meine Haare hingen wild an mir herunter, außerdem war mein Hemdärmel zerfetzt, und die Hose zierte ein langer Riß, durch den ich einen prächtigen Bluterguß an meinem Knie aufblühen sehen konnte.

»Wir sehen toll aus.« Er grinste. »Wenn uns deine Leibwächterin so sieht, erschlägt sie mich sofort, wollen wir wetten?«

Ich stand ächzend auf und belastete vorsichtig mein angeschlagenes Knie. Dann reichte ich ihm die Hand und half ihm auf. »Du hast mich getreten«, sagte ich vorwurfsvoll, während wir aufeinandergestützt zum Haus hinkten. »Dabei hast du mir früher immer gepredigt, ge-gerecht zu kämpfen.«

»He, was nennst du gerecht?« protestierte er empört. »Stürzt dich ohne Vorwarnung auf einen alten Mann und schlägst ihn beinahe zum Krüppel, ist das etwa gerecht? Ich habe dich in reiner Notwehr getreten, das ist erlaubt!« Eine von Veeloras Wachen sah uns kopfschüttelnd nach, wie wir lachend und stöhnend an ihr vorbeiwankten.

Auch Jenka schüttelte nur verständnislos und vorwurfsvoll den Kopf, als sie uns bemerkte. Aber sie half uns, unsere Blessuren zu versorgen und ließ uns dann rücksichtsvoll allein, nachdem sie ein kräftiges, sehr spätes Frühstück aufgetischt hatte. Meine alberne Stimmung war verflogen, und ich saß um Worte verlegen meinem Vater gegenüber. Während wir aßen musterte ich ihn verstohlen und verglich sein Aussehen mit dem alten Nikal, den ich so lange gekannt hatte. Er schien verändert, sogar stärker verändert, als er es in seiner schrecklichen Erscheinung in Sturmhaven gewesen war. Ich wußte nicht recht, wie ich es benennen sollte. Mit all seinen Narben schien auch der einfache, geradlinige Soldat verschwunden zu sein und hatte einer anderen, vielschichtigeren Person Platz gemacht. Trotzdem war es mein alter Lehrer, der da vor mir saß und mich genauso verlegen musterte, wie ich ihn.

Ich begriff plötzlich etwas. »Du bist einer von ihnen«, sagte ich erstaunt. »Du bist einer der Fremden, du gehörst wirklich zu ihnen.« Er hatte es mir gesagt, sie hatten es mir alle gesagt, aber ich hatte nie wirklich begriffen, was das bedeutete. »Was s-seid ihr für Geschöpfe?«

Er senkte den Kopf und dachte nach. »Einige von uns sind Menschen, mit den gleichen Vorfahren wie du und deine Leute«, begann er vorsichtig.

»Tom? Galen? Ranan?«

Er seufzte. »Sie sind ein großes Risiko eingegangen, dich so nah an sich heranzulassen. Wir haben strikte Anweisungen, uns nie zu lange an einem Ort aufzuhalten, damit unsere Andersartigkeit nicht bemerkt wird. Denn sie wird unwiderruflich auffallen, wenn man eng mit uns zusammenlebt.«

Er hielt inne, und ich runzelte die Stirn. »Aber du hast fast ein Leben lang mit uns auf Salvok gelebt.«

Er lächelte kurz. »Ich war ein Experiment. Ich stamme, wie gesagt, von der gleichen Art ab wie ihr. Meine Geschichte, mein Hintergrund als Norrländer«, er tippte sich kurz an die Stirn, »das wurde mir hier eingepflanzt, mit allen Kenntnissen über Sprache, Verhalten, Regeln, Glauben ... eben alles, was einen Bewohner deiner Welt ausmacht. Es gelang wunderbar, bis das Implantat anfing herumzuspinnen ...«

»Augenblick«, unterbrach ich ihn aufgeregt. »Was soll das jetzt heißen: *m-meine Welt?* Ihr seid doch auch von dieser Welt, nur eben anderer Art als wir!«

Er verzog das Gesicht und betastete vorsichtig sein zugeschwollenes Auge. »Nein«, antwortete er kurz und trank einen großen Schluck Tee. Ich starrte ihn mit offenem Mund an.

»Nein?« fragte ich, nicht sicher, ihn richtig verstanden zu haben. Er schüttelte stumm den Kopf und beobachtete mich starr. Ich wollte etwas sagen, aber mein Gehirn war plötzlich ganz leer.

Er ergriff sanft meine Hand und betrachtete sie, als hätte er nie zuvor eine Hand gesehen. »Erzähle mir, was du von den Sternen weißt.«

»Es sind Sonnen wie unsere Sonne, nur sehr weit weg. Um viele von ihnen kreisen Welten wie unsere, die auch von Lebewesen wie uns bewohnt werden ...« Ich verstummte, und meine Augen wurden immer größer, als ich über das nachdachte, was ich gerade gesagt hatte.

Er verkniff sich ein Lachen und fragte unschuldig: »Woher weißt du das?«

»Alle wissen das. Jedes Kind hätte dir das sagen können.«

»Ja, aber woher könnt ihr das wissen? Niemand von dieser Welt war jemals auf einer dieser anderen Welten, oder?«

Ich war sprachlos. »Es ist eigentlich ganz einfach«, beantwortete er seine Frage nach einer Weile selbst. »Du und die anderen Bewohner deiner Welt, ihr stammt von Reisenden ab, von Kolonisten, die hier vor undenklichen Zeiten gelandet sind. Ihr habt fast alles vergessen, was mit dieser Reise zusammenhängt, aber die Erinnerung an die Sterne habt ihr während all der Jahrhunderte in euch wachgehalten.« Er sah mein Gesicht und sagte sanft: »Der Gedanke mag zuerst beängstigend sein, aber ich weiß, dein Volk ist bereit dazu, ihn zu bejahen. Deshalb sind wir hier: um herauszufinden, ob wir euch wieder zurückholen können in die Allianz. Es hat einen jahrhundertelangen Krieg

gegeben, während dem unsere Verbindung zu vielen Welten wie der deinen abgerissen ist, aber wir haben unsere Verlorenen Kolonien nicht vergessen. Wir haben euch nie vergessen. Ihr seid unsere Geschwister, Elloran.«

»Die anderen?« fragte ich mühsam.

Er sah mich mitfühlend an. »Du kennst das Halsband der Göttin.« Ich nickte. Es war eines der schönsten Sternbilder an unserem Himmel. »Der weiße Stern ganz links außen«, fuhr er fort. Ich nickte wieder. »Das ist Galens Heimatsonne, in der Sprache von Akims Vorfahren wurde sie Atair genannt. Wenn du jetzt von dort nach links gehst, in der genauen Verlängerung, der große blauweiße Stern im Sternbild des Hornes«, er wartete auf mein Nicken. All diese Sterne hatte er mir einst selbst gezeigt, ich hatte auf seinem Schoß gesessen und mit ihm in den Nachthimmel geblickt und konnte nie genug davon bekommen. »Das ist Deneb – auch in der alten Sprache der Erde. Die Bewohner seines fünften Planeten nennen ihn Skrixan, dorther stammt Ranan.«

»Erde?« fragte ich schwach. Das war unser Name für meine Welt.

Er lächelte. »Fast alle Bewohner einer Welt nennen ihre Heimat so. Für Quinn, für mich und zu einem Teil auch für Akim bedeutet das, von einem Volk in einem Arm unserer Galaxis abzustammen.« Er hob seine Hand, um meiner Frage zuvorzukommen. »Bitte, ich erkläre dir all das lieber später, wenn ich dir auch das eine oder andere dazu zeigen kann. Nur soviel: Keiner von uns ist auf dieser Mutterwelt geboren, wir stammen alle aus ihren Kolonien – bis auf Omelli selbst. Die Erde, von der unsere Vorfahren kommen, hat in ihrem Drang, über ein immer größeres Gebiet zu herrschen, ihre Nachbarn mit einem schrecklichen, grausamen, Jahrhunderte währenden Krieg überzogen. Die meisten ihrer Kolonien sind deshalb von ihr abgefallen und haben sich mit den anderen Völkern der Allianz gegen sie verbündet. Ich selbst war nie dort, der Planet ist vor über einem Jahrhundert von der Allianz unter eine Art Quarantäne gestellt worden, und seine Bewohner werden streng überwacht, um zu gewährleisten, daß sie niemals wieder ihren Planeten verlassen können. Zu schrecklich war das Leid, das sie in ihrer Eroberungswut über ihre friedlichen Nachbarn gebracht haben.« Er schwieg, und sein Gesicht wirkte traurig.

»Und doch stammen unsere Ahnen v-von dort?« fragte ich leise.

Er nickte. »Das ist unser Erbe, Elloran.« Er rieb sich müde über sein zerschlagenes Gesicht.

»Kennt Karas die Wahrheit über euch?«

»Ja«, antwortete er. »Dein Großvater ist ein sehr besonnener Mann. Wenn dein Volk einen weniger klugen Herrscher gehabt hätte, wären wir weitergereist und hätten euch erst in der Zukunft noch einmal besucht. Ihr habt zu viel vergessen. Aber ihr habt keine Angst vor dem Fremden – und auch das Volk, das seinen Planeten mit euch geteilt hat ...«

»Was?« fragte ich erstaunt.

»Die Zauberer«, sagte er sanft. »Es gibt nicht mehr viele von ihnen, euer Blut hat sich vermischt. Leonie ist noch eine vom alten Volk. Sie wußten, daß wir hier sind. Sie haben uns willkommen geheißen, wie sie deine Vorfahren willkommen hießen.«

Ich schloß die Augen. Zuviele Neuigkeiten versuchten gleichzeitig in meinem Kopf Platz zu finden. Aber eine Sache mußte ich noch wissen. »Wie alt b-bist du, Nik?«

Er schnaubte. »Julian, hm? Das hat ihn auch am meisten interessiert«, sagte er fast verächtlich. »Wir haben eine sehr fortgeschrittene Medizin, Elloran. Damit könntet ihr auch ein weit höheres Alter erreichen, als es euch jetzt möglich ist. Ich selbst wüßte viel lieber, wie die Magier es bewerkstelligt haben, ihr Leben ohne medizinische und technische Unterstützung zu verlängern!«

Er hatte mir nicht geantwortet, und was er gesagt hatte, hatte ich nur teilweise verstanden. Ich beließ es für heute dabei. Nikal sah erschöpft aus. Ich bot ihm mein Bett an. Nikal lächelte mich dankbar an. Ich sah sein eingefallenes Gesicht und glaubte mit einem Mal Julians unsinnig klingende Aussage über Niks Alter. Er sah aus, als sei er über hundert Jahre alt, weit darüber.

»Danke, Ell. Ich bin noch nicht ganz wiederhergestellt«, sagte er leise. »Eigentlich dürfte ich gar nicht hier herumlaufen – Maddoc wird mich übel dafür beschimpfen.« Er winkte ab. »Mach dir keine Sorgen, Kleines. Ich bin bald wieder ganz in Ordnung. Bald ...« Er sank auf das Lager und seufzte zufrieden.

»Schlaf gut, Nik.«

»Ell?«

»Ja?«

»Bist du mir noch böse?«

»Nein. Nein – Vater.« Ich verließ fluchtartig den Raum.

»Komm herein, Elloran«, sagte eine Stimme. Ich trat ein und stand starr vor Staunen. Im Lehnstuhl am Fenster saß Leonie und schien mir entgegenzusehen. Ich fand mich neben ihr wieder, ihre Hand in meiner haltend. Ihre blicklosen Augen sahen gespenstisch durch mich hindurch; sie erschien mir fast zerbrechlich, als hätte sie all ihre Stärke in der vergangenen Nacht eingebüßt.

»Elloran«, sagte sie ruhig. »Du hast mich zurückgerufen.« Sie umfaßte mit festem Druck meine Finger. »Danke. Ohne deine Hilfe hätte Julian uns alle vernichtet.«

»Aber er hat mich wieder eingewickelt«, protestierte ich. »Leonie, ich wäre m-mit ihm gegangen. Wirklich, er ...«

»Sch!« sagte sie sanft. »Du bist ihm nicht gefolgt, Elloran. Du hast ihn besiegt.«

Ein Rabe krächzte und landete auf ihrer Schulter. Ich zuckte zusammen, aber sie hob die Hand und liebkoste ihn. »Sei mir gegrüßt, Magramanir«, murmelte sie. Die Rabin

wandte ihren Kopf und sah mich an. Ich erwiderte unbehaglich ihren Blick. »Du siehst aus, als hättest du dich mit jemandem geprügelt.« Ich traute meinen Ohren nicht. Leonies erloschene Augen starrten an mir vorbei. »Was ist passiert?« fragte sie. Ich berichtete ihr stammelnd von Nikal. Sie nickte und lächelte. »Die Allianz. Sie ist sehr interessant, wie ihr Botschafter.« Sie runzelte die Stirn. »Er ist wieder hier. Ich bin gespannt zu hören, was er ...« Es klopfte, und sie rief ungeduldig: »Kommt herein!«

Karas trat ein – und hinter ihm Galen und Veelora. Ich bemerkte, daß Magramanir ihnen den Kopf zuwandte.

»Mein Herr«, grüßte Leonie und machte schwache Anstalten, sich zu erheben. Karas hinkte auf sie zu und hinderte sie daran.

»Nicht, alte Freundin«, sagte er, und ich sah die Erschütterung in seinem Gesicht. »Ich bin froh, daß du lebst.«

Ich warf dem Botschafter einen neugierigen Blick zu und erschrak. An sein Aussehen, das alles andere als das eines gewöhnlichen gesunden Menschen war, hatte ich mich anscheinend so weit gewöhnt, daß ich jetzt bemerkte, wie schlecht er aussah. Sein Gesicht war von einer solch leichenhaften Blässe, daß es leicht bläulich schimmerte, und seine farblosen Augen erschienen trüb und glanzlos. Er bemerkte, daß ich ihn musterte und trat zu mir. Seine Bewegungen hatten ihre fließende Eleganz eingebüßt, er bewegte sich schwerfälliger als sonst, fast mühsam, als bereite ihm jeder Schritt Schmerzen.

»Wie ist es dir ergangen?« fragte er und musterte den blauen Fleck, der meine Wange zierte. Ich hob die Achseln. Das Gefühl, neben einem Wesen zu stehen, das von einer völlig anderen Welt stammte, war zugleich beängstigend und erregend. Er spitzte ein wenig die Lippen und legte seine Finger um mein Handgelenk. Zu meiner Überraschung fühlten sie sich nicht so eisig wie früher an, sondern besaßen fast menschliche Temperatur.

– Er hat mit dir gesprochen.

– Ja.

– Ist es schlimm für dich?

– Ich weiß es nicht. Ich muß erst darüber nachdenken.

– Wo ist er jetzt?

– In meinem Bett. Er schläft.

In meinem Geist klingelte ein melodisches Lachen, aber das Gesicht des Wesens neben mir blieb unbewegt. »Bringst du mich nachher zu ihm?« fragte der Botschafter laut. Ich nickte. Galen ließ mich los und gesellte sich zu Karas und Veelora, die leise mit Leonie gesprochen hatten. Er griff nach dem Handgelenk der Blinden und legte zwei Finger an ihre Schläfe.

»Elloran«, sagte Karas dringlich. »Wir müssen jetzt bald miteinander über deinen weiteren Weg sprechen. Es ist höchste Zeit, Kind.«

»Aber nicht hier und heute«, unterbrach ihn Veelora gereizt. »Du wirst dich jetzt nämlich hinlegen. Jemaina schaut gleich nach dir, und Galen schickt uns ebenfalls seinen Heiler vorbei.«

»O bitte, nein!« protestierte Karas, während sie ihn unnachgiebig mit sich zerrte. »Erspare mir wenigstens diesen ungehobelten Menschen, Vee, bitte! Ich verspreche dir auch, daß ich brav im Bett bleibe ...« Sein Jammern verklang, als die Tür hinter ihnen zufiel.

Ich setzte mich auf den niedrigen Diwan. Das spiel stand auf dem Tisch, und ich betrachtete die Aufstellung der Figuren. Der Narr war verschwunden, und in der Gruppe der Fremden tauchte nun eine neue Figur auf: eine Gestalt, die seltsam gespalten erschien. Ich nahm sie in die Hand und betrachtete sie genauer. Mein Blick versenkte sich in ihre gemalten Augen und wanderte über ihr Gesicht. Der Ausdruck des Figürchens war voller Spannung, alles an ihr deutete eine Gespaltenheit an, die sie schier von innen zu zerreißen drohte. Sogar ihre Kleider zeigten diese Bedrohung, wie ich jetzt erkannte. Sie trug Kleidungsstücke, die nicht zueinanderpaßten: eine schmale, strenge Jacke von fremdartigem Zuschnitt über einer bequemen Hose, wie ich sie mochte; darunter an einem Fuß einen Stiefel und am anderen einen niedrigen Schuh, und in ihren ausgebreiteten Händen hielt sie eine Sonne und einen Mond. Die Welt versank um mich herum, während ich die Spielfigur in meinen Händen hielt und zu ergründen versuchte, warum ich das Gefühl hatte, daß sie mir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen versuchte.

Leonies Stimme riß mich aus meiner Betrachtung. Ich eilte zu ihr und kniete neben ihrem Sitz nieder. Galen umklammerte immer noch mit geschlossenen Augen ihr Handgelenk. Sein leichenhaft schimmerndes Gesicht war von einem dünnen Schweißfilm überzogen. Magramanir, die bewegungslos auf Leonies Schulter saß, richtete ihre Knopfaugen auf mich, und Leonie lächelte sacht. Sie wirkte kräftiger als noch eine Stunde zuvor.

»Elloran«, wiederholte sie. »Du mußt in Kürze eine sehr wichtige Entscheidung treffen, Kind. Der Botschafter und dein Vater werden dir erklären, worum es geht, und ich rate dir, sehr gründlich über das nachzudenken, was sie dir vorschlagen werden. Laß dich bitte nicht drängen, weder von ihnen noch von deinen Großeltern. Triff deine Entscheidung nicht übereilt, Elloran, das bitte ich dich inständig. Es hängt sehr viel davon ab.«

»Worum g-geht es denn dabei?«

Sie schüttelte den Kopf. »Du wirst es bald erfahren«, sagte sie. Magramanir wandte den Kopf. »Galen, ich danke dir. Schone lieber deine Kräfte, mein Freund.«

Er nickte schwach und ließ sie los. Seine Arme fielen schlaff an seine Seiten, und er schwankte leicht. Ich griff zu und stützte ihn.

»Möchtest du in dein Quartier?« fragte ich besorgt. »Ich kann versuchen, Akim aufzutreiben ...«

Er schüttelte den Kopf. »Es geht gleich wieder«, sagte er matt. »Bring mich zu Nikal.«

Ich rief Leonie einen Gruß zu und half Galen zur Tür hinaus. Nikal schlief fest, als wir eintraten, aber er erwachte sofort, als hätte ihn jemand gerufen, als Galen neben dem Bett stand. Er öffnete die Augen und sah den Botschafter verwirrt an.

»Ach du meine Güte«, sagte er und setzte sich hastig auf. Galen ließ sich auf die Bettkante sinken, und Nikal griff nach seiner Hand. »Lieber Himmel. Galen, du hast Fieber!« Er legte seinen Arm um den anderen und zog ihn an sich. Der Botschafter ließ es stumm geschehen, schloß nur ermattet die Augen. Nikal strich ihm über den haarlosen Schädel und murmelte: »Du bist wirklich unvernünftig, Jihhan. Wie lange hast du den Wechsel verzögert?«

Galens Lippen zuckten. »Fast ein Standardjahr«, antwortete er schleppend.

»Du gehörst wahrhaftig geprügelt«, schimpfte Nikal. Im Gegensatz zu seinem harschen Ton liebkoste seine Hand immer noch den Kopf des anderen Mannes. »Wie hast du das Akim verkaufen können?«

»Er hat eingesehen, daß der Zeitpunkt nicht günstig gewesen wäre. Die Verhandlungen mit den T'jana ...« Galens Stimme wurde kräftiger, und er richtete sich etwas auf. Nikal ließ seine Hand sinken und legte sie über die schmalen Finger Galens. Die beiden hatten mich vollständig vergessen. »Der maior ist tödlich verunglückt«, erklärte der Botschafter.

Nikal verzog das Gesicht. »Hat jemand nachgeholfen?« fragte er trocken.

Galen schloß die Augen und öffnete sie wieder. »Sagen wir, ich habe mich dem minor nicht in den Weg gestellt«, erwiderte er vorsichtig.

Nikal lachte kurz und humorlos auf. »Und sagen wir weiter, du hast dem minor den einen oder anderen zarten Wink gegeben, daß die Allianz es nicht ungerne sähe, wenn dem maior etwas zustieße?« Galen hob nur eine seiner Brauen.

»Wer ist neuer minor?« fragte Nikal.

»Der älteste Sohn des neuen maior«, sagte Galen. »Ein ganz vernünftiger Junge, glaube ich. Wie sein Vater. Ich hätte es zwar vorgezogen, wenn der neue maior seine Schwester ernannt hätte – eine beeindruckende Frau, sehr klug und besonnen – aber du kennst die S'aavara. Deshalb konnte ich auch meinen Wechsel nicht riskieren. Sie hätten sich danach auf keine Verhandlungen mehr eingelassen, Kolja.«

»Aber jetzt solltest du dich schleunigst an Bord begeben, mein Herz. Ich komme mit dir – diesmal mußt du es nicht alleine durchstehen! Schlimm genug, daß ich bei deinem letzten Wechsel nicht dabeisein konnte.« Nikal erhob sich und half dem Botschafter auf. Sein Blick traf mich, die ich geduldig und unauffällig in der Ecke saß. Überraschung und leises Schuldbewußtsein malte sich in seinen Zügen. »Ach, Ell! Dich hatte ich vollkommen vergessen! Ich habe euch einander noch gar nicht richtig vorgestellt. Aber

ihr kennt euch inzwischen ja recht gut, glaube ich.« Galen blickte mit seinem unsichtbaren Lächeln in meine Augen. »Elloran, Galen und ich sind Jihhan, Lebenspartner. Ihr würdet es wohl eine Ehe nennen, was wir führen.« Er räusperte sich unbehaglich, als er meinen starren Blick sah. Galen berührte sacht meine Hand.

– *Stieftochter*, erklang sein amüsierter Kommentar in meinem Geist.

Nikal musterte uns mißtrauisch. »Was habt ihr miteinander zu bereden?« fragte er verschnupft.

Galen ließ die Hand sinken, und ich bildete mir gewiß nur ein, er hätte mir zugezwinkert. »Geht dich nichts an«, sagte er fast unhöflich. »Bring mich jetzt zurück, Kolja, bitte.« Seine Stimme vibrierte gespenstisch. Alles im Raum schien leise mitzuschwingen, obwohl er nicht laut gesprochen hatte. Ein unangenehmes Schwirren bohrte sich durch meinen Kopf und schmerzte in meinen Augen. Ich preßte die Hände gegen die Ohren, aber der Schmerz wurde stärker.

Nikal schien es auch zu spüren, denn seine Lippen wurden weiß. »Galen«, sagte er mühsam. »Reiß dich doch ein bißchen zusammen, mein Herz!« Der Botschafter sackte zusammen und legte wie in einem Schwächeanfall seinen Kopf gegen Nikals Brust. Der unangenehme Schmerz ließ nach und verflog endlich ganz.

»Wunderbar«, sagte Nikal leise. »Komm, laß uns gehen. Ell, ich melde mich bei dir. Galen braucht mich jetzt dringender.«

Ich sah beiden nach, wie sie den Raum verließen und schloß stöhnend meine Augen. Nikals Worte tanzten wie Irrwische durch mein Gehirn. Jede seiner kargen Erklärungen schien weitere Fragen in sich zu bergen, wie Puppen in einer Puppe. Und dann auch noch dieses Bild: zwei Männer, die miteinander verheiratet waren und nicht einmal der gleichen Art angehörten – das ging über alles hinaus, was ich kannte. Wie unverständlich und beängstigend mußte die Umgebung sein, aus der sie stammten. Welten über Welten mit fremdartigen Lebewesen, die sich so gut zu tarnen verstanden, daß sie zwischen uns leben konnten, ohne Mißtrauen zu erwecken, und die dennoch so anders dachten und fühlten als mein Volk! Ich merkte, daß ich entsetzlich fror und legte mir eine Decke um die Schultern. Zusammengekauert hockte ich am geöffneten Fenster, durch das eine laue, süß duftende Brise strich und starrte in die Dämmerung hinaus. Die ersten Sterne blinzelten am noch hellen Abendhimmel, und mir war, als sähe ich sie zum ersten Mal. Reglos sah ich zu, wie es dunkelte und immer mehr Sterne auftauchten. Da, dort war Galens Heimatstern – zum Greifen nah hing er über meinem Kopf.

So fand mich Jenka. Sie kam zu mir und legte ihren Arm um meine Hüften. Aneinandergeschmiegt sahen wir in den Nachthimmel, und mein Herz war schwer, weil ich mit ihr nicht über das sprechen konnte, was mir an diesem Tag widerfahren war.

»Du bist ganz kalt und steif«, schalt sie nach einer Weile liebevoll und massierte meine verkrampften Schultern. »Wie lange sitzt du denn schon hier?« Sie drückte einen Kuß in

meinen Nacken. »Komm, ich wärme dich wieder auf.« Sie zog mich hoch und schob mich mit sanfter Gewalt zum Bett hinüber, kleidete mich aus, als wäre ich ein Kind und stopfte mich unter die Decke. Dann löschte sie das Licht und kroch zu mir. Ich umarmte ihren warmen, festen kleinen Körper, und für den Bruchteil einer Sekunde schien ein Hauch von Muskat in meine Nase zu steigen. Dann war er verschwunden, und es gab nur noch Jenka und mich.

24

Die folgenden Tage verbrachte ich entweder mit meinen Großeltern oder bei Leonie und ihrer Nachfolgerin. Trotz seines anfänglichen Protestes hatte mein Großvater es zugelassen, daß Akim ihn mehrmals gründlich untersuchte. Ich platzte bei einer dieser Sitzungen herein und wollte gleich wieder den Raum verlassen, aber Karas bat mich inständig, ihm beizustehen, der Heiler würde ihn sonst gewiß erbarmungslos zu Tode foltern. Diese scherzhaft geäußerten Worte jagten mir einen Schauder über den Rücken, und das Bild einer Nadel, die in einen ungeschützten Nacken fuhr, blitzte vor meinem geistigen Auge auf. Dann schalt ich mich eine Närrin und begrüßte Akim zurückhaltend.

Der sah nicht auf – er zapfte Karas gerade Blut aus seinem Arm ab: ich blickte nur kurz hin und starrte dann lieber zum Fenster hinaus – und knurrte ein geistesabwesendes: »Hallo, Landplage.«

Endlich hatte er sein scheußliches Werk beendet, verstaute mehrere mit dunkelroter Flüssigkeit gefüllte Röhrchen in seiner Tasche und sah mich an. »Es ist wirklich bemerkenswert«, sagte er schließlich. »Wie hat sie das eigentlich angestellt?« Ich schwieg verständnislos.

»Leonie«, sagte er ungeduldig. »Wie hat sie es bewerkstelligt?« Ich zuckte mit den Achseln.

Er schüttelte verzweifelt den Kopf. »Wir haben immerhin zusehen müssen, wie du dir ein Messer in den Thorax rammst. Der Kater war völlig außer sich, wie du dir vielleicht denken kannst. Und dann steht ohne Vorwarnung ein weibliches Ebenbild unserer alten Landplage vor uns – ich fürchtete schon, ich müßte Tom Mund-zu-Mund-beatmen. Die alte Hexe hat wirklich einen Sinn für theatralische Effekte!« Es schien ihn ernstlich zu verbittern, daß er den ›Trick‹ nicht durchschaute. Ich konnte ihm dabei nicht helfen, selbst wenn ich gewollt hätte. Ein Blick auf Karas zeigte mir, daß Akims Mißvergnügen ihn köstlich erheiterte.

»Frag sie doch«, schlug er hinterhältig vor.

»Darauf könnt ihr euch verlassen«, knurrte Akim. »Aber ich weiß jetzt schon, daß ihre Antwort mich nicht befriedigen wird!« Er knallte die Tür hinter sich zu, und Karas und ich grinsten uns an.

Meine Großeltern begannen nun ernsthaft, mich auf mein Erbe vorzubereiten. Mir wurde jetzt erst bewußt, wieviel Wissen mir Karas in meiner Zeit als sein Schreiber schon vermittelt hatte. Trotzdem brummte mir nach diesen Sitzungen häufig der Schädel. Karas fragte vorsichtig mein Wissen über die Allianz ab und berichtete mir dann alles,

was er selbst von Galen erfahren hatte. Die Mitglieder der Allianz hatten nach dem langen Krieg, in den sie verwickelt worden waren, damit begonnen, all die Welten wieder zu besuchen, zu denen sie die Verbindung verloren hatten. Es ging ihnen darum, festzustellen, welche der Kolonien überhaupt noch existierten, und inwiefern die Nachkommen der einstigen Verbündeten noch willens und in der Lage waren, sich der Allianz wieder anzuschließen.

Unsere Welt war von Galen als ›nachtechnisch‹ bezeichnet worden, erzählte Karas. Wahrscheinlich wäre man mit uns noch in keine nähere Berührung gekommen, wäre da nicht die erstaunliche Tatsache gewesen, daß die ersten Einwohner des Planeten sich des Daseins der fremden Besucher durchaus bewußt waren und sie freundlich willkommen geheißen und um Hilfe gebeten hatten.

Ich staunte, und Karas fuhr fort: »Die Magier – besser gesagt: ihr Oberhaupt Leonie – haben laut Galen eine Grußbotschaft an den Leiter des Forschungsteams, diesen Omelli, geschickt. Der Inhalt lautete etwa so: ›Schön, daß ihr endlich kommt, wir haben ein Problem, bei dem ihr uns vielleicht helfen könnt.‹« Karas lachte kurzatmig. »Galen sagt, in der ganzen Allianz hätte helle Aufregung darüber geherrscht. Ein in ihren Augen ›unterentwickeltes‹ Volk, das dennoch auf nicht nachvollziehbarem Weg eine Botschaft schickt und freundlich anfragt, ob man nicht dabei helfen könnte, sein Aussterben zu verhindern! Die Gelehrten der Allianz müssen sich darauf gestürzt haben wie Geier auf eine Pferdeleiche.«

Jedenfalls hatte das wohl den Ausschlag gegeben, daß Omelli und seine Leute meine Welt nun etwas genauer in Augenschein nahmen. Omelli hatte schließlich entschieden, Galen als offiziellen Botschafter der Allianz zu den beiden größten Mächten zu schicken. Ich war erstaunt, daß ein einzelner Mensch eine Entscheidung treffen konnte, die eine ganze Welt betraf. Ich fragte Karas, ob er diesen Omelli jemals persönlich kennengelernt habe, doch mein Großvater verneinte bedauernd. Alle Verhandlungen und Gespräche hatten ausschließlich mit Galen stattgefunden.

»Er und mein Vater sind verheiratet«, sprach ich gedankenlos vor mich hin. Karas verschluckte sich an seinem Tee, und ich mußte ihm eine Weile lang kräftig auf den Rücken schlagen, ehe er zu husten aufhörte.

»Armes Kind«, lachte er schließlich atemlos. »Ausgerechnet der Botschafter – da du ihn doch so sehr verabscheust!«

Ich wurde rot. »Zieh mich nicht auf, Großvater«, bat ich beschämt. »Ich weiß, wie d-dumm ich mich verhalten habe, aber ich bin durchaus in der Lage, einen Fehler einzugestehen.« Er gab mir einen zufriedenen Kuß auf die Wange und schickte mich fort, weil er müde war. Ich suchte ein wenig nach Jenka und begab mich dann, weil ich meine Freundin nirgends finden konnte, zu Leonie.

Die alte Magierin saß auf dem Altan und blickte gezielt in die Sonne. Magramanir, die

keinen Schritt von ihrer Seite wich, wenn Leonie wach war, hüpfte über den Boden und schien wie eine Katze hinter irgendwelchem Getier herzujagen. Als ich an Jemainas Seite auf den Altan trat, flatterte die Rabin hoch und setzte sich auf Leonies Hand. Die Magierin lächelte uns entgegen. Jemaina lehnte sich gegen die Brüstung und stopfte ihre Pfeife. Ich hockte mich Leonie zu Füßen und sah sie voller Zuneigung an. Sie strich mir sacht über das Haar und fragte: »Geht es dir gut, Kind?« Ich überlegte kurz und bejahte ihre Frage. Es ging mir gut, wenn ich auch mit etwas Unbehagen in meine Zukunft sah. Ich fühlte mich der auf mich wartenden Aufgaben bei weitem noch nicht gewachsen, aber angesichts des sich verschlechternden Zustandes meines Großvaters mußte ich damit rechnen, erheblich früher, als mir lieb war, in mein neues Amt eingeführt zu werden – wahrscheinlich schon im nächsten Frühjahr.

Leonie schien wieder einmal meine Gedanken zu lesen. »Hab keine Angst, Elloran«, sagte sie. »Du bist niemals allein, vergiß das nicht. Außerdem – wer weiß ...« Sie schwieg, und ich sah verwundert in ihr stilles Gesicht. Sie hatte sich seit der Nacht des Zweikampfes verändert. Ihre Sicht schien sich mit dem Verlust ihres Augenlichtes auf andere, unsichtbare Sphären verlagert zu haben. Sie wirkte äußerlich zerbrechlicher als früher, aber dennoch strahlte sie eine seltsame Kraft aus, die mich noch weit mehr beeindruckte als ihre alte, oft beängstigende und spöttische Art.

Jemaina fragte: »Ist alles in Ordnung, Leonie?« Die alte Magierin antwortete nicht. Ihre Hand legte sich sacht auf mein emporgewandtes Gesicht. Es war fast wie die geistige Berührung durch Galen; nur, daß jetzt wortlose Bilder durch mein Bewußtsein fluteten. Ich fühlte ihren Schmerz darüber, daß ihr Volk langsam starb, daß ihm kaum noch Kinder geboren wurden und die weniger und weniger werdenden Erwachsenen sich in alle Winde zerstreuten, weil sie die Gegenwart anderer immer schlechter ertragen konnten. Einige der Jüngeren, die noch die Gesellschaft suchten, taten sich mit menschlichen Partnern zusammen und vermischten so ihr Blut mit dem der kurzlebigen Neuankömmlinge. Die meisten der alten Zauberer, Leonies Gefährten, verschwanden nacheinander spurlos in der menschenleeren Wildnis unserer Welt, und niemand, nicht einmal Leonie, wußte, wie viele von ihnen überhaupt noch lebten. Die Stadt der Zauberer war zu einer Geisterstadt geworden.

Ich fühlte Tränen über mein Gesicht laufen. Leonies Finger trockneten meine nassen Wangen und lösten die Berührung. Ich blinzelte und bemerkte erst jetzt, daß ich an Jemainas Schulter lehnte. Meine untergeschlagenen Beine kribbelten schmerzhaft. Die Sonne stand inzwischen tief am Horizont, und erste Sterne funkelten am dämmrigen Himmel. Ich mußte Stunden hier neben Leonie verbracht haben, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen war. Als ich in meinen Geist hineinblickte, hatte ich die Geschichte eines ganzen Volkes vor meinem inneren Auge: Leonies Auftrag an die künftige Herrscherin der Kronstaaten. Mir war schwindelig. Jemaina half mir auf die

Beine und führte mich nach einem schnellen Blick auf die anscheinend in Schlaf gesunkene Leonie hinein. Sie hieß mich niedersetzen und brachte mir einen Becher mit Wasser, den ich dankbar leerte. Jemaina kümmerte sich derweil um Leonie, hob sie wie ein Kind aus ihrem Lehnstuhl und trug sie zum Bett. Ich erkannte plötzlich, daß ich Leonie nach dem verhängnisvollen Abend kein einziges Mal mehr hatte stehen oder sich fortbewegen sehen. Jemaina sah meinen erschreckten und fragenden Blick und schüttelte zur Antwort nur traurig den Kopf. Fürsorglich deckte sie die alte Magierin zu und dankte Magramanir für ihre Anwesenheit. Die Rabin krächzte rücksichtsvoll leise und strich durch das geöffnete Fenster in die Abenddämmerung.

Ich stand auf und wandte mich zum Gehen, immer noch halb benommen. Jemaina legte mir eine Hand auf den Arm und sagte gedämpft: »Sie hat dir eine sehr große Last aufgebürdet. Wenn du mich brauchen solltest, Kind, ruf mich, ich komme dann sofort zu dir. Vielleicht kann ich es dir etwas erleichtern.«

Ich umarmte sie dankbar und flüsterte: »Es geht schon, Jemaina. Aber ich komme sicher darauf zurück.«

Der nächste Morgen fand mich früh auf den Beinen. Jenka war zur Zeit wieder zur Nachtwache eingeteilt, deshalb sahen wir uns weit seltener, als mir lieb war. Wenn sie ihren Dienst beendete, weckte sie mich, und wir frühstückten gemeinsam, bevor sie sich zu Bett begab – oder, genauer gesagt, bevor ich mich noch einmal mit ihr in die Kissen kuschelte. Wenn sie dann eingeschlafen war, stand ich auf und leistete meinen Großeltern Gesellschaft bei ihrem Frühstück. Karas fiel es immer schwerer, seine Räume überhaupt zu verlassen. Es schmerzte mich sehr, seinen fortschreitenden Verfall hilflos mitansehen zu müssen.

An diesem Morgen also hatte mich Veelora an der Tür zu Karas' Schlafraum abgefangen und flüsternd fortgeschickt. Mein Großvater hatte eine schlimme Nacht hinter sich und schlief nun einen drogenbetäubten Schlaf. Jemaina hatte sich um ihn gekümmert, aber dem hoffnungslosen Gesichtsausdruck meiner Großmutter nach zu urteilen, hatte die Oberste Maga nicht viel mehr tun können, als Karas' Schmerzen etwas zu lindern und ihn mit einem ihrer Tränke in Schlummer zu versetzen.

Ich holte mir die Abschriften des Friedensvertrages mit S'aavara, den ich am Tag zuvor angefangen hatte durchzuarbeiten, aus dem Arbeitszimmer und verzog mich mit ihm und zwei knackigen Äpfeln in das Rosenlabyrinth. Dort konnte ich sicher sein, daß man mich fand, wenn man mich suchte und ansonsten niemand mich stören würde, so sehr hatte sich meine Umgebung inzwischen daran gewöhnt, daß dies ›mein‹ Platz war. Karas nannte das Herz des Irrgartens mein ›Büro‹ und hatte scherzhafte Überlegungen angestellt, wie es überdacht und geheizt werden könne, damit ich zur Winterzeit nicht in Schnee und Eis dort sitzen und frieren müßte.

Der neue maior T'jana schien wirklich der einsichtige und friedliebende Mann zu sein,

als den Galen ihn geschildert hatte. Ich las seine persönlichen Anmerkungen zum Vertrag und freute mich darauf, ihn im Frühjahr selbst kennenzulernen, wenn er mit seinem Sohn zu meiner Amtseinsetzung nach L'xhan käme.

Die Krönung sollte nun endgültig auf dem Frühlings-Krontag stattfinden. Ich hatte mich geweigert, das alte Versteckspiel mitzuspielen, dem die Krone sich jahrzehntelang unterworfen hatte. Wenn jemand vorhatte, mich zu töten, würde es ihm gelingen, allen Versuchen der Tarnung zum Trotz, das hatte Julian mir deutlich genug vor Augen geführt. Meine Großeltern hatten sich – nicht gerne, aber notgedrungen – schließlich meinem Wunsch gebeugt. Es blieb ihnen allerdings auch kaum etwas anderes übrig, denn ich hatte sie vor die Alternative gestellt: Entweder bekam ich eine öffentliche Krönung, oder ich würde noch vorher abdanken. Da sowohl die alte als auch die neue Oberste Maga mich in diesem Punkt unterstützten, gaben Karas und Veelora endlich nach. Karas schien der Gedanke sogar zu erleichtern, daß die Heimlichtuerei nun wirklich ein Ende haben sollte.

Um Veeloras sorgenzerfurchtes Gesicht zu glätten, hatte ich aber immerhin ihrer Bitte zugestimmt, mein Geheimnis bis zur Krönung noch nicht zu enthüllen. Das fiel mir nicht schwer, da meine engste Umgebung ohnehin inzwischen Bescheid wußte. Ich saß in dem duftenden, sonnengesprenkelten Irrgarten, die Akten um mich herum ausgebreitet und dachte an den Tag zurück, an dem Jenka herausgefunden hatte, warum immer alle so ein Getue um mich machten. Wir waren, ohne uns abzumelden, hinunter in die Kronstadt geritten und hatten den Markt besucht. Müde, staubig, und sehr befriedigt von unserm Ausflug kehrten wir spät des Nachmittags mit unseren Einkäufen beladen zurück zur Burg und wurden von einer sehr aufgeregten Kommandantin der zweiten Wache empfangen, die uns sofort zu Veelora eskortierte. Dort erwartete mich ein Donnerwetter erster Güte, von dem auch meine arme Jenka den einen oder anderen Schauer abbekam. Veelora schickte uns mit einer Eskorte wie ungezogene kleine Mädchen auf unser Zimmer – fast erwartete ich, sie würde uns für diese Woche den Nachtisch streichen – und Jenka war eigenartig still, während wir dorthin begleitet wurden. Als sich dann die Tür hinter uns schloß und wir allein waren, sprach sie immer noch nicht. Ich ließ sie eine Weile in Ruhe, aber dann wurde es mir doch zu viel. Ich nahm sie in den Arm und fragte sie, was los sei.

Sie wandte ihr Gesicht ab und antwortete nicht. Ich legte meine Arme um ihre Hüften und bat sie, mich anzusehen. Sie tat es, aber mit verschlossener, gekränkter Miene.

»Was soll ich sagen, Liebste?« fragte ich hilflos. »Es tut mit leid, daß du Großmutters Standpauke miterdulden mußtest. Es war mein Fehler, ich hätte ihr wirklich sagen müssen, wohin ich gehe. Aber ich w-wollte einmal wieder ohne eine Bewachung sein – du bist schließlich die beste Eskorte, die ich mir wünschen kann. Du wirst sehen, morgen ist alles vergessen. Auf dich ist sie ohnehin nicht böse, Jen.«

Sie sah mich an, und ihre Augen blickten vorwurfsvoll. »Du vertraust mir nicht.«

»Jen, nein! Wie kommst du darauf? Du bist meine liebste Freundin, meine engste Vertraute. Wie kannst du so etwas sagen?« Sie wand sich aus meinen Armen und trat zum Fenster. Ich stand da, mit hilflos herabhängenden Händen und wußte nicht, wie mir geschah.

»Warum machen sie alle so einen Aufstand, wenn du einmal alleine irgendwohin gehen willst? Warum brauchst du überhaupt eine Eskorte? Warum hat Julian versucht, dich zu töten?« Ihre Fragen kamen scharf und böse. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Zwar hatte ich versprochen, Stillschweigen über mein und meines Großvaters Geheimnis zu bewahren, aber galt das auch für die Frau, die mein Leben teilte?

Ich eilte zu ihr ans Fenster und umarmte sie. Ihr Körper versteifte sich in meinen Armen, doch sie wehrte mich nicht wieder ab. Ich legte meinen Kopf auf ihre Schulter und blickte mit ihr zum Fenster hinaus. Ich konnte ihr Profil sehen und die unbeugsamen Linien darin. »Jen, ich bin die Erbin der Krone«, flüsterte ich in ihr Ohr. »Ich werde im Frühjahr gekrönt – und ich möchte dich bitten, meine *Hand* zu sein. W-würdest du das für mich tun?« Sie tat einen langen, bebenden Atemzug und drehte sich zu mir um. Ihre Augen forschten in meinem Gesicht.

»Hättest du mir das nicht ein bißchen schonender beibringen können?« fragte sie schließlich mit leicht zittriger Stimme. In ihren Augen standen Tränen. Ich bedeckte ihr Gesicht mit Küssen – und schließlich mußten wir beide lachen.

»Irgend so etwas habe ich ja geahnt«, sagte sie sehr viel später, als wir zufrieden nebeneinander auf dem Bett lagen und die süßen Trauben aßen, die wir auf dem Markt erstanden hatten. »Diese ganze Geheimnistuerei. Sogar meine Tante hat sich geweigert, mir zu sagen, was hier vor sich geht. Die ganze Zeit habe ich darauf gewartet, daß du mich in dein Vertrauen ziehst ...« Schuldbewußt hob ich ihre Finger an meine Lippen und küßte sie um Vergebung heischend. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie diese ganze seltsame Geschichte auf Jenka wirken mochte. Sie war so loyal und geduldig gewesen, voller Vertrauen abzuwarten, bis ich ihr eine Erklärung für alles bieten würde.

Ich schloß die Augen und dachte an die Versöhnung zurück, die unserer ersten ernsthaften Mißstimmung gefolgt war. Die Sonne schien auf meine Lider, und ich döste ein wenig ein. Schritte und eine Stimme weckten mich auf. »Hallo, Ell? Bist du dort drinnen?«

»Ja, Nik, ich b-bin hier«, rief ich und sprang auf. Die Papiere schneiten rund um mich zu Boden. Nikal hatte sich drei ganze Wochen nicht bei mir gemeldet, und ich hatte ein ganzes Gebirge an neuen Fragen an ihn. Er bog um die Ecke und war mit zwei Schritten bei mir, um mich fest zu umarmen.

»Wie geht es Galen?« Er nickte beruhigend und sah mich sehr seltsam an. »W-was ist?« fragte ich nervös.

»Ich wollte dich fragen, ob du für ein paar Tage mit mir kommst. Omelli möchte dich endlich persönlich kennenlernen«, entgegnete er. Mir verschlug es den Atem.

»Ich m-müßte meine Großeltern um Erlaubnis bitten«, stammelte ich endlich aufgeregt. »Falls sie mich jetzt weglassen – aber das tun sie bestimmt, Karas geht es zur Zeit ohnehin n-nicht gut, er kann sich sicher in den nächsten Tagen nicht mit mir b-beschäftigen ... Wohin g-gehen wir denn, wo hält sich Omelli auf?«

Nikal lächelte verhalten und drückte mich auf die Bank. Dann begann er, die verstreuten Papiere einzusammeln und mir in den Schoß zu legen. »Jetzt hol erst mal tief Luft und beruhige dich. Wir gehen gleich zu deinen Großeltern und bitten sie um einige Tage Urlaub, Prinzessin. Mir scheint, du hast ihn wirklich nötig.«

Ich sortierte mit fliegenden Fingern die Akten. Nikal hockte sich auf seine Fersen und sah mir mit undeutbarer Miene zu. »Freust du dich auf deine neue Aufgabe?«

Das hatte mich noch niemand gefragt, und ich wußte keine Entgegnung darauf. Nikal sah mich unverwandt an. Seine hellen Augen durchforschten mein Gesicht nach einer Antwort.

»Ich weiß nicht, Nik«, begann ich nach einer Weile zögernd. »Es kam alles so überraschend für mich. Ich h-hätte gerne noch etwas mehr Zeit gehabt, mich daran zu gewöhnen und auf das Amt vorzubereiten. Aber Karas ist zu krank, um das noch lange durchstehen zu können. Gerade die Friedensverhandlungen werden noch sehr viel Kraft erfordern; mehr, als er in der Lage ist, zu geben. Außerdem – was für eine Wahl hätte ich?« Er nickte, aber seine Miene wirkte zweifelnd. Er erhob sich aus seiner kauernden Stellung und reichte mir höflich die Hand, um mir aufzuhelfen. Ich klemmte das zerfledderte Aktenbündel unter meinen Arm und geleitete ihn schweigend hinein.

Veelora hörte sich seine Bitte stirnrunzelnd an und biß sich auf die Lippen. »Das kommt nicht allzu gelegen, Kommandant. Das Kind hat im Augenblick ein riesiges Pensum zu bewältigen, und jeder Tag, den sie dabei verliert, ist nicht mehr aufzuholen. Ich kann das nicht befürworten.«

Nikal hörte sich ihre Einwände ohne Widerspruch an und verlangte dann freundlich, aber hartnäckig, den Kammerherrn persönlich zu sprechen. Veelora fuhr heftig auf, und ich sah meine Felle schon davonschwimmen, als eine schwache, aber befehlsgewohnte Stimme aus dem Nebenzimmer sie unterbrach. »Vee, meine Liebe, schicke mir die beiden doch bitte herein!«

Meine Großmutter preßte erbittert die Lippen zusammen und öffnete uns stumm die Tür. »Regt ihn nicht auf!« zischte sie noch, dann traten wir in Karas' Schlafraum. Mein Großvater saß in die Kissen gelehnt in seinem Bett und hatte wie immer einen Wust von Papier um sich ausgebreitet. Ich eilte zu ihm und küßte ihn auf die weiche Wange, und Nikal neigte voller Achtung seinen Kopf.

Karas winkte uns, uns niederzusetzen und schob die Papiere auf seinem Schoß etwas

zusammen. Sein Gesicht war von starken Schmerzen gezeichnet, aber der Blick seiner kurzsichtigen Augen schien so wach und aufmerksam wie früher. Noch ehe Nikal oder ich etwas sagen konnten, räusperte er sich und erklärte, daß Galen ihn schon vor längerem auf Nikals Bitte vorbereitet habe. Selbstverständlich sei es mir gestattet, meinen Vater zu begleiten. Er hielt inne und betrachtete Nikal mit einem scharfen Blick. »Du gibst mir dein Wort, daß du sie mir wiederbringst?«

Ich sah Nikal von der Seite an und war erstaunt über den Schatten, der über sein Gesicht glitt. Er erwiderte den Blick meines Großvaters mit unerklärlicher Härte. Die beiden schienen ein stummes Duell auszutragen, dessen Grund ich nicht begriff. Aber endlich senkte Nikal den Blick und nickte. Karas entspannte sich und fiel ermattet zurück in die Kissen. Sein Gesicht war grau und schmerzverzerrt, und er bat uns schwach, ihn zu verlassen. Ehe ich seinem Wunsch nachkommen konnte, winkte er mich noch einmal zu sich, ergriff meine Hand und zog mich zu sich herunter. Sein Mund war dicht an meinem Ohr, er flüsterte: »Bitte, Elloran. Ich vertraue ihm nicht völlig, ich brauche auch dein Ehrenwort. Ich bitte dich, komm zurück zu uns, bleibe nicht bei den Fremden!« Ich starrte ihn entgeistert an. Was brachte ihn auf den Gedanken, ich könnte bei ihnen bleiben? Sie würden bald wieder abreisen, und keiner von uns sähe sie jemals wieder – das jedenfalls hatte Nikal behauptet.

Die Augen des alten Mannes waren flehend auf mich gerichtet. Ich schüttelte den Kopf. »Hab k-keine Angst, Großvater. Ich lasse dich nicht lange allein, das verspreche ich dir. Nik sprach nur von einigen Tagen.«

Er schloß die Augen, und seine Finger lösten ihren festen Griff. Ich legte seine Hand behutsam zurück auf die Bettdecke und ging leise hinaus. Nikal stand wartend bei der Tür, und Veelora starrte ihn wütend an. Ich ging zu ihr, um mich von ihr zu verabschieden. Sie zog mich beiseite.

»Kind, wir brauchen dich hier. Ich bitte dich, gehe nicht mit ihm. Es sind Fremde, keiner von uns weiß, was sie wirklich vorhaben.« Ich vernahm die echte Angst in ihrer Stimme und umarmte sie fest.

»Großmutter, ich verspreche es dir, wie ich es Karas versprochen habe: Ich k-komme wieder. Aber ich muß mehr über sie erfahren, es ist meine Pflicht als zukünftige Herrscherin, das verstehst du doch.« Ihre Augen durchforschten mein Gesicht. Endlich nickte sie traurig und wandte sich ab, um ins Nebenzimmer zu gehen. Nikal stand reglos wartend da, und sein Blick traf mich kalt und hell. Zu meiner eigenen Verwunderung bemerkte ich, daß ich Angst verspürte, gerade so, als hätte sich die Besorgnis meiner Großeltern auf mich übertragen. Wußte ich, was die Fremden mit mir vorhatten? Konnte ich Nikals Worten einfach so Glauben schenken, daß sie meinem Volk nicht übelwollten? Meine gemischten Gefühle mußten sich in meiner Miene widergespiegelt haben, denn er trat einen Schritt auf mich zu und reichte mir seine Hand. Ich erwiderte ihren festen

Druck, und er lächelte mich beruhigend an.

»Keine Angst, Prinzessin. Niemand will dir schaden, dafür verbürge ich mich mit meinem Leben. Du wirst es nicht bereuen, mit mir gekommen zu sein. Gib es zu, du bist doch viel zu neugierig, um dir diese Gelegenheit entgehen zu lassen!«

Ich mußte lachen. Natürlich hatte er recht. Er drückte meine Schulter und schob mich zur Tür hinaus. Wie ich es vermutet hatte, führte er mich hinauf auf den Alten Turm. Oben auf der Plattform angekommen, hieß er mich warten und ging einige Schritte zur Mitte. Er blieb stehen und fuhrwerkte in der leeren Luft herum. Etwas schimmerte auf und schien die Luft zu verdrängen. Ich traute meinen Augen kaum, als vor uns ein liegendes zylindrisches Objekt von der Größe eines kleinen Fischerkahns erschien. Es zeigte keinerlei Öffnungen oder Unterbrechungen in seiner metallischen Oberfläche. Stumm und bewegungslos lag es vor uns auf der Plattform. Gefesselt trat ich heran und betastete vorsichtig seine Hülle, während Nikal mir schweigend dabei zusah. Ich fühlte seltsam kühle Glätte unter meinen Fingern: nicht das Metall, das ich erwartet hatte, sondern irgendein fremdartiger Stoff, den ich nicht einordnen konnte. Fragend drehte ich mich zu Nikal um.

»Überraschung«, lachte er und wies auf den Gegenstand. Unter meinem Blick öffnete sich in der makellosen Oberfläche eine Luke, durch die ich ins Innere blicken konnte. Schwaches Licht drang heraus, und ich wich erschreckt zurück.

»Ist das Zauberei?« fragte ich ihn. Er lachte nur und winkte mir, ihm zu folgen. Herzklopfend sah ich zu, wie er den Kopf einzog und in das seltsame Behältnis stieg. Ich nahm all meinen Mut zusammen und kletterte hinter ihm her. Er faltete seine langen Gliedmaßen zusammen und verstaute sie in einer Art von gepolsterter Liege mit breiten Armlehnen. Mit zusammengebissenen Zähnen tat ich es ihm nach. Ich legte mich auf die zweite Liege, die gleich daneben im Boden verankert war. Damit war der kleine Raum auch schon fast vollständig ausgefüllt. Ich konnte einen Schauder nicht unterdrücken, als sich die Öffnung lautlos wieder schloß und uns in diesem winzigen Behälter einsperrte.

Nikal sah mich besorgt an. »Kannst du es für eine Weile aushalten?« fragte er. »Das ist zwar nicht die komfortabelste Art zu reisen, aber auf kurze Entfernung die einfachste. Es wird nicht lange dauern, Prinzessin.« Ich nickte verkrampft, und er zeigte mir, wie ich meine Beine am besten unterbringen konnte. Die Liege war erstaunlich bequem und paßte sich sanft meinem Körper an. Ich blickte mich um und sah vor mir eine schwarze Tafel, auf der in einem gelblichen Licht fremdartige Schriftzeichen und Symbole glommen. Gebannt sah ich darauf und bemerkte, daß die Zeichen wie Ameisen über die Tafel wanderten und manche von ihnen sich dabei magisch in andere verwandelten.

Nikal saß neben mir und ließ seine Finger über verschiedenfarbig leuchtende Felder auf seinen Armlehnen gleiten, wobei er konzentriert auf eine ähnliche Schrifttafel vor

seinen Augen sah. Ich blickte auf die Lehnen meiner Liege nieder, die die gleichen Verzierungen aufwies, die aber nicht in diesem zauberischen Licht glommen, sondern dunkel und tot erschienen.

»Inaktiv«, hörte ich Nikal kurz erläutern. Er unterbrach seine Tätigkeit nicht. Ich fragte nicht nach, was er damit gemeint hatte, sondern sah mich weiter neugierig um. Woher kam das Licht in diesem kleinen Raum? Ich konnte nirgends Kerzen oder Öllampen sehen. Dann schien sich etwas zu verändern, aber ich konnte nicht sagen, was genau es war. Mir wurde schwindelig, und in meinen Ohren summte es. Nikal lehnte sich entspannt zurück und sagte in die Luft: »Wir sind unterwegs, Maggie.« Er drehte sich zu mir und hob eine Hand, um sie mir beruhigend auf die Schulter zu legen. Ich schluckte, weil mir übel wurde. Er grinste mitfühlend.

»Keine Angst, Ell. Was du jetzt fühlst, ist beim ersten Mal ganz üblich – du wirst dich schon noch daran gewöhnen. Wir sind bald da.«

»Mit wem hast du eben gesprochen?« fragte ich matt. Eine Unterhaltung würde mich von meinem Unwohlsein etwas ablenken.

»Mit dem Schiff«, antwortete er. Sein Blick streifte in Abständen die Tafel mit den geheimnisvollen Zeichen vor ihm, während seine Finger hin und wieder beiläufig die Verzierungen der Armlehnen berührten.

Etwas summte leise. Eine fremde Frauenstimme sagte: »Ich habe euch, Kolja. Willkommen zu Hause.«

»Danke, Maggie. Bring uns rein«, antwortete er und lachte über mein erschrecktes Gesicht. Der Behälter, in dem wir saßen, schien sich zu drehen und ruckte sacht. Dann hob sich die Luke neben mir. Helles, freundliches Tageslicht fiel herein.

»Steig schon aus«, sagte Nikal. Seine Finger huschten wieder über die Armlehnen, und ich sah beide Tafeln und die erleuchteten Felder auf der Liege nacheinander erlöschen. Ich wandte ängstlich den Blick zur offenen Luke und schob mich ungeschickt aus dem Sitz. Atemlos musterte ich den großen, hellen Raum, in dem unser Behälter – unser Fahrzeug? – nun ruhte. Neben ihm lagen noch drei weitere dieser Zylinder, sonst aber war der Raum vollkommen leer. Auch hier konnte ich keine sichtbare Lichtquelle erkennen, obwohl es wirkte, als schiene eine unsichtbare Sonne durch ein nichtvorhandenes Fenster. Hinter mir krabbelte Nikal mit dem Hinterteil zuerst aus dem kleinen Fahrzeug und reckte sich dann stöhnend, die Hände in den Rücken gestemmt.

»Ich werde langsam zu alt für diese kleinen Flitzer«, bemerkte er.

Die Frauenstimme von vorhin antwortete aus der leeren Luft: »Du bist einfach verwöhnt, Kolja, das ist alles. Hast du Maddoc abgesetzt?«

Nikal winkte mir, ihm zu folgen, während er seine Unterhaltung mit der Geisterstimme fortsetzte. Wir schritten durch eine Tür, die magisch vor uns in der Wand erschien und hinter uns wieder verschwand, in einen kahlen Korridor. Alles hier schien aus

demselben kühlen, glatten Stoff gemacht wie das Ding, das uns hierhergebracht hatte. Türen öffneten sich für uns und ließen uns hindurch, und endlich standen wir in einem kleinen runden Raum, der ebenfalls leer war. Kannten diese Fremden keine Möbel? Die Tür schloß sich, und nichts geschah. Nach einer Weile öffnete sie sich wieder. Ich blickte staunend – aber nicht in den Korridor, den ich erwartet hatte, sondern in ein freundlich eingerichtetes Zimmer.

Auch hier gab es das Licht ohne Quelle und keinerlei Fenster. Dafür war der Boden mit einem weichen Stoff belegt, und ich sah Tisch und Stühle und eine in die Wand eingelassene Bettnische.

»Deine Kabine, Ell«, sagte Nikal. Er zeigte mir einen in der Wand verborgenen Schrank mit Kleidungsstücken und eine winzige Nische mit einer Waschgelegenheit und wies auf eine Tafel mit leuchtenden Feldern neben der Tür und neben dem Bett und erklärte mir, wie ich mit ihrer Hilfe das Licht regulieren, die Tür öffnen und schließen und eine Sprechverbindung mit den anderen Leuten auf dem Schiff herstellen konnte.

»Was ist das für ein Schiff?« unterbrach ich ihn. »Auf welchem Meer schwimmt es, auf dem Südozean oder in der S'aavarasee? Und bitte, kann ich einmal an Deck – ich war noch n-nie auf einem richtigen, großen Schiff.«

Nikal lachte. Ich kam mir dumm und unbeholfen vor. Er bemerkte es und umarmte mich. Ich sträubte mich ein wenig dagegen, dann aber gab ich nach und legte meine Arme um ihn. Er küßte mich auf die Wange und sagte leise: »Entschuldige, Prinzessin. Du bist zwar meine Tochter, aber ich vergesse immer wieder, daß du in einer anderen Welt geboren und aufgewachsen bist und daß alles hier schrecklich fremd für dich sein muß. Komm, ich zeige dir, auf was für einem Schiff du dich befindest.«

Wieder standen wir für kurze Zeit in der kleinen Kammer vor meiner Kabine, und wieder öffnete sich die Tür auf einen fremden Ausblick. Der Raum, in den wir traten, war recht weitläufig und nur gedämpft erleuchtet. Tische standen darin, aber wir waren die einzigen Personen. Waren außer mir und meinem Vater und der Frau, deren Stimme ich vernommen hatte, überhaupt noch andere Menschen an Bord? Ich fragte Nikal, und er sagte: »Aber ja, Kind. Hier an Bord leben fünfzig Besatzungsmitglieder und sorgen dafür, daß alles reibungslos läuft. Obwohl ich glaube, daß Omelli das durchaus auch alleine schaffen könnte, stimmt's, Maggie?«

»Sicher, Kolja, und wahrscheinlich sogar viel besser. Aber es wäre schrecklich langweilig ohne euch«, antwortete die unsichtbare Frau lachend.

Wir gingen durch den Raum und erreichten eine Wand, die ein raumhohes, wunderschönes Gemälde zierte: ein nachtschwarzer Himmel mit mehr Sternen, als ich je in meinem Leben gesehen hatte. Nikal sah auf das Bild und lächelte versunken.

»Es ist immer wieder überwältigend«, bemerkte er schließlich. »Ich habe es doch so oft schon gesehen, und dennoch ...« Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Maggie, Liebling,

bist du so nett und drehst uns zum Planeten? Elloran soll ihre Heimat sehen.«

»Wird gemacht, Schatz«, antwortete die fröhliche Stimme. Die Sterne auf dem Bild vor mir begannen sich langsam zu bewegen. Mir wurde schlecht. Das war überhaupt kein Bild – es war ein Fenster! Ich jammerte leise und suchte nach Nikals Hand. Er legte mir schützend einen Arm um die Schulter und flüsterte: »Dieses Schiff schwimmt im größten Meer, das die Menschheit je befahren hat, aber du mußt dich nicht fürchten. Du wirst es schnell lernen, den Anblick zu lieben, so wie ich ihn liebe. Schau, Elloran: deine Welt!«

Ich vergaß alle Furcht. Ein strahlender, blau, grün, weiß und golden schimmernder Ball drehte sich ins Bild. Der Anblick war von solch ehrfurchtgebietender Schönheit, daß mir der Atem stockte. Nikal ließ mich das Bild mit allen Poren aufsaugen, dann erklärte er mir behutsam, was ich dort sah. Er zeigte mir Ozeane, deutete auf die Länder, die ich kannte, erklärte mir die weißen Wirbel, die den Ball überzogen. Ich stand voller Staunen und Ehrfurcht vor der Majestät meiner Heimatwelt.

»Genug«, bat ich endlich benommen. »B-bitte, Nik, ich kann nicht mehr. Darf ich später wieder hierherkommen und mir das ansehen?«

»Aber natürlich, Ell. Das hier ist die Messe, hier nehmen wir gewöhnlich unsere Mahlzeiten ein, und es ist unser Aufenthaltsraum, wenn jemandem seine Kabinendecke auf den Kopf fällt und er Gesellschaft braucht. Du kannst jederzeit hierher kommen. Möchtest du jetzt in dein Quartier zurück?« Ich nickte matt. Mein Kopf schmerzte, ich fühlte mich krank und zerschlagen.

Ich bat Nikal, mich eine Weile hinlegen zu dürfen. Er betrachtete mich besorgt. »Du siehst wirklich elend aus, Ell. Schlaf ein wenig, dann geht es dir sicher besser. Ich lasse dich alleine, du weißt ja, wie du mich rufen kannst, wenn du wieder wach bist. Dann werden wir etwas essen und Ranan in ihrem Reich besuchen. Sie freut sich schon darauf, dich wiederzusehen.« Er lächelte, und ich erwiderte es schwach. Meine Beine zitterten, und ich war heilfroh, mich niederlegen zu können. Nikal fragte mich, ob ich noch etwas benötigte. Ich verneinte und bat ihn, das Licht zu löschen. Dann schloß sich die Tür hinter ihm, und ich lag in undurchdringlicher Finsternis. In meinem Schädel hämmerte es, alles drehte sich um mich. Ich fiel in einen unruhigen Schlummer.

Das Erwachen war entsetzlich. Ich wußte nicht, wo ich war. Ich lag da wie gelähmt und mit weit aufgerissenen Augen; mein Herz hämmerte gegen meine Rippen, und ich war vollständig blind. Man hatte mich beerdigt, lebendig in ein Grab gelegt und mich dann vergessen! Die Wände kamen immer näher und würden mich erdrücken, wenn ich sie nicht aufhielt, aber ich konnte mich nicht rühren; keines meiner Glieder wollte sich bewegen. Ich bekam keine Luft mehr, hatte nicht einmal die Kraft zu schreien. Bei allen Geistern, ich war tot! Ich war tot und begraben, aber dennoch fühlte ich mein Herz heftig schlagen, und mir war unbeschreiblich übel. Ein leises Wimmern löste sich von meinen

tauben Lippen. Holt mich bitte hier raus! O Göttin, hilf mir!

Ein heller Summton klang durch die finstere Hölle, in der ich lag. Wieder und wieder schlug er an meine betäubten Ohren und schnitt durch meinen zerspringenden Kopf. Etwas zischte leise, und ein Lichtstrahl fiel in meine Augen. Eine Silhouette erschien in dem Licht und näherte sich mir. Ich sah ihr stumm und voller Panik entgegen.

»Ell, entschuldige. Du hast nicht geantwortet, deshalb bin ich einfach hereingekommen. Habe ich dich etwa geweckt?« Licht schien auf und beleuchtete die Gestalt, die sich besorgt über mich beugte. Türkisfarbene Augen und ein runder Kopf, spitze, behaarte Ohren und warme, zuverlässige Hände – »Tom!« Meine Stimme klang rauh und fremd in meinen schmerzenden Ohren.

Er griff nach meinen Händen, und die Besorgnis in seinen Augen vertiefte sich. »*Chuchula*, was ist? Bist du krank?« Die Wände, die mit seinem Eintreten zurückgewichen waren, kamen wieder näher. Ich keuchte vor Schreck und entriß ihm meine Hände, um den drohenden Tod von mir abzuwenden. Er packte meine Schultern und hielt mich fest.

»Maggie, ich brauche Akim in Kabine fünf«, sagte er laut. »Ein Notfall!«

»Maddoc ist auf der Oberfläche«, antwortete die Frau gelassen. »Was für ein Notfall, Commander?« Tom fluchte unbeherrscht.

»Könntest du das bitte etwas genauer formulieren?« fragte die freundliche Stimme geduldig.

»Unser Gast ist krank«, erklärte Tom hastig, während er mir beruhigend über die Stirn strich. »Es sieht aus wie ein besonders schwerer Fall von Raumkoller – aber sie ist doch noch keine sechs Standards hier an Bord!«

»Ich schicke Galen«, entschied die Frau.

Tom hielt mich fest und streichelte mich. Seine Stimme murmelte sanft in mein Ohr. Ich entspannte mich etwas. Sein Duft nach Vanille war genauso beruhigend wie die Berührung seiner warmen, sanften Hände. Seine Hände ... Eine erneute Welle höchster Panik durchfuhr mich. Die Krallen, er hatte seine schrecklichen Krallen ausgefahren, er wollte mich damit töten! Ich schrie erstickt auf und versuchte, mich von ihm freizumachen, vor ihm zu fliehen. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer grauenhaften Fratze, er bleckte scharfe, lange Zähne, von denen giftiger Geifer herabtroff. Mit einem bösartigen Kreischen stürzte das Ungeheuer sich auf mich, um mich mit Zähnen und Klauen zu zerfleischen. Ich schrie wieder in höchster Todesangst.

– *Ruhig, ganz ruhig. Niemand will dir etwas Böses.*

– Galen!

– *Leg dich wieder hin, Tochter. Ich werde dir helfen.*

Schmerzhafte, kalte Berührung. Ich zuckte schwach zurück, aber dann ergab ich mich. Mein tobendes Bewußtsein beruhigte sich langsam. Wärme, Ruhe. Keine Angst mehr. Ich lag mit geschlossenen Augen und fühlte, wie meine Erinnerung zurückkehrte. Ich

war auf dem seltsamen Schiff, das auf dem Meer der Sterne segelte. Nikal hatte mich hierhergebracht. Galen sprach sanft in meinem Kopf. Erklärte, besänftigte den tobenden Schmerz. Ich sank auf eine Ebene, die leichtem Schlummer glich, war aber dennoch bei Bewußtsein.

»Was ist mit ihr, Galen?« *Die Frau – Maggie.*

»Tom hatte recht. Es war ein schlimmer Anfall von Raumkoller.« *Galen.*

»Wie ist das möglich? Es dauert doch sonst Monate, ehe ein Kadett sich so etwas fängt.« *Besorgt. Nikal.*

»Ich habe eine Vermutung, aber ich weiß nicht, wie weit sie zutrifft. Ich stelle eine starke Desorientierung fest, die daher rühren könnte, daß wir sie von ihrem Planeten heruntergeholt haben. Ihr Organismus scheint das nicht ohne weiteres zu verkraften. Es handelt sich möglicherweise um eine Folge ihrer magischen Fähigkeiten; sie muß Vorfahren aus der Urbevölkerung ihres Planeten haben. Akim müßte uns nach einer Untersuchung mehr darüber sagen können.« *Galen.*

»Was tun wir jetzt?« *Tom.*

»Laßt sie ruhen, aber bei Licht. Jemand sollte bei ihr bleiben. Tom?« *Galen.*

»Ja, in Ordnung, Wunder. Ich kann dich ja rufen, wenn etwas passiert.« *Tom.*

Sie gingen hinaus. Ich lag in einer seltsam friedlichen Blase von Unwirklichkeit und fühlte Tom neben mir. Ich tastete nach seiner Hand, voller Scham wegen meiner vorherigen Panik. Vorsichtig öffnete ich meine Augen und sah ihn an. Er erwiderte meinen Blick und lächelte zögernd. Ich drückte seine Finger und lächelte zurück. Sein Blick verlor die Zurückhaltung.

»Hallo, *chu-chula*«, sagte er zärtlich.

»Hallo, Tom«, flüsterte ich. Er streichelte über mein Gesicht. Dann beugte er sich über mich und küßte mich. Mit leisem Unbehagen spürte ich, wie sich alte, tief vergrabene Gefühle in mir regten. Ich legte meine Arme um ihn und erwiderte seinen Kuß. Er brummte zärtlich, und der vertraute Muskatduft übertönte die zarte Vanillenote. Mit Armen, in die langsam Kraft zurückkehrte, zog ich ihn auf mein Bett herab. Seine Hände glitten über meinen Körper und löschten alle Erinnerung an den erlittenen Schrecken.

»Ich liebe dich, Ell«, murmelte er. »Ich werde dich sogar lieben, wenn du dich wieder in irgend etwas anderes verwandelst. Aber um eines bitte ich dich: Ich habe schreckliche Angst vor Hunden! Könntest du mir das als Erscheinungsform ersparen?«

Ich mußte lachen, und die letzen Spannungen lösten sich. Wir liebten uns lange und zärtlich. Dann lag er in meinem Arm, und ich betrachtete mit Zuneigung sein häßliches Gesicht. Er erwiderte meinen Blick voller Staunen.

»Du hast dich nicht verändert, *chu-chula*. Du bist genau derselbe Elloran, in den ich mich damals in Salvok verliebt habe. Wenn ich nicht ganz genau wüßte, daß du damals keine Frau warst, wenn ich dich nicht danach erlebt hätte – und wenn ich nicht deinen

Tod gesehen hätte ...« Er verstummte, und ein Zucken ging über sein Gesicht. Ich neigte mich zu ihm und liebkoste ihn mit meinen Lippen. *Und Jenka?* fragte eine Stimme in meinem Kopf. *Was ist mit Jenka? Wie kann ich meine Liebste nur so hintergehen?*

Ich hieß sie schweigen und gab mich wieder der Umarmung meiner ersten Liebe hin. Aber die Stimme flüsterte boshaft und hartnäckig im Hintergrund meines Bewußtseins, so sehr ich mich auch bemühte, sie wegzudrängen.

Am Morgen, als ich meine Augen aufschlug, fühlte ich mich frisch und ausgeruht. Zumindest nahm ich an, daß es Morgen war: Ich war ausgeschlafen, und mein Magen knurrte hungrig. Ich zog sanft an dem Haarbüschel auf Toms spitzen Ohr, das unter der dünnen Decke hervorragte. Er brummte und zog das Laken höher. Ich fuhr mit meinen Finger darunter und kitzelte ihn. Er maunzte leise und erwachte. Seine Katzenaugen blinzelten verschlafen in mein Gesicht, dann verzog sich sein Mund zu einem breiten Lächeln. Er setzte sich auf und reckte die langen, haarigen Arme. Ich stützte mich auf die Ellbogen und betrachtete ihn ungeniert. Der dichte, dunkle Pelz, der seinen stämmigen Körper bedeckte, zeigte im Licht hier und da einen zarten grauen Schimmer.

»Was ist, Ell? Sind mir über Nacht Federn gewachsen?« Er blickte an sich herunter. Ich streckte meine Finger aus und fuhr ihm sanft durch die kurzen, weichen Brusthaare.

»Du w-wirst grau, Kater.« Er seufzte und fing meine Hand, um sie zu küssen.

»Nicht nur das, *chu-chula*, ich werde außerdem dick, kahl und unbeweglich. Ich habe in den letzten Standardwochen viel zu viel herumgesessen, mir fehlen die Ausflüge auf deine Welt.«

»Wie alt bist du, Tom?«

»Das weißt du doch. Fünfundachtzig, nach der letzten groben Schätzung.« Er grinste. Ich schluckte trocken.

»Und Nik?« fragte ich vorsichtig. Tom sah mich verwundert an.

»Warum fragst du? Warte mal, als ich ihn kennenlernte, war er kurz zuvor Sechsundsiebzig geworden ... also müßte er jetzt Hundertvier- nein, Hundertfünfundzwanzig sein. Aber frag ihn lieber selbst, wenn du es ganz genau wissen willst. Wir merkten uns das nicht so, außer Maddoc, der unsere Regenerationszyklen überwachen muß.«

Er gähnte, daß ich seine spitzen Zähne bewundern konnte und rollte sich aus dem Bett. Ich starrte ihn an. Fünfundachtzig. Dagegen war Karas ein Jüngling. Aber wenn ich den Kater ansah, sah ich einen Mann in den besten Jahren – gut, er mochte recht damit haben, daß er ein wenig fülliger um die Mitte geworden war, und sein kurzes Haupthaar war tatsächlich deutlich weiter aus der hohen Stirn gewichen – aber fünfundachtzig Jahre alt? Unvorstellbar!

Er hatte unterdessen die Nische mit der Waschgelegenheit aufgesucht und tauchte nun

wieder auf, in die unbequem wirkenden engen Hosen, das weiße, kragen- und verschlußlose Hemd und die schmale dunkle Jacke gezwängt, die anscheinend die schmucklose Tracht der Fremden bildete. Was für ein Gegensatz zu seiner farbenfrohen und prächtigen Aufmachung als fahrender Sänger! Ich konnte meinen Blick nicht von seiner neuen Erscheinung wenden. Streng und unnahbar wirkte er plötzlich.

»Ho, *chu-chula*, was hast du? Du siehst mich an, als hätte ich zwei Köpfe«, schalt er mich sanft. Ich blickte in seine strahlenden Augen und schüttelte die Beklommenheit ab, die mich so unerwartet überfallen hatte. Er lächelte und zog die Nase kraus. »Komm, ich zeige dir, wie die Dusche funktioniert, und dann holen wir uns ein Frühstück. Ich habe Appetit, du nicht?«

Die Dusche war eine weitere Überraschung dieses unglaublichen Schiffs. Tom steckte mich in die kleine Nische, fragte mich, welche Wassertemperatur ich bevorzugte und schloß dann mit einem aufmunternden Lächeln die Tür hinter mir. Kurz darauf schoß heißes, aromatisch riechendes Wasser aus den Wänden der Nische und ertränkte mich fast.

»Genieße es!« hörte ich Toms erstickes Lachen. Ich kniff die Augen zusammen und gab mir Mühe. Die scharfen Wasserstrahlen massierten meine Haut wie mit tausend dünnen Fingern. Es prickelte angenehm, und ich begann, mich zu entspannen.

»Achtung!« rief Tom. Ich wußte nicht, was er meinte, aber wenig später sank die Temperatur des Wassers, und es wurde immer eisiger. Ich schnappte keuchend nach Luft. Das war eine winterliche Wäsche am Brunnen von Salvok! Ich kreischte empört. Das Wasser versiegte. Ein warmer Luftstrom trocknete in Sekundenschnelle meine gerötete, brennende Haut. Ich schoß aufgebracht durch die Tür der Nische und wurde von Toms ausgebreiteten Armen empfangen. Er drückte mich an sich, schnupperte an meinem Hals und murmelte genießerisch: »Hmmm. Schade, daß ich schon angezogen bin.« Ich mußte lachen und konnte nicht anders, als seinen großzügigen Mund zu küssen.

»Altes Ekel«, murmelte ich besänftigt. Er schob mich lachend zum Schrank in der Wand und zog einige Kleidungsstücke hervor, die er mir zuwarf. Eines dieser weißen Hemden, eine Hose, die der seinen ähnelte, aber von hellerer Farbe war – und eine hellgraue, schmale Jacke. Ich stand hilflos vor den fremdartigen Kleidern, und er half mir geduldig dabei, sie anzuziehen. Staunend strich ich mit den Händen über den leichten, festen Stoff, der sich angenehm weich an meinen Körper schmiegte. Die Hosen, die so unbequem ausgesehen hatten, waren kaum zu spüren; es schien, als trüge ich eine zweite Haut über meiner eigenen. Tom reichte mir noch ein Paar flacher, handschuhweicher Schuhe und sah mich mit geneigtem Kopf an.

»Eine echte Bürgerin der Allianz«, brummte er zufrieden und schob mich zur Tür hinaus.

Die Messe, wie Nikal sie genannt hatte, war dieses Mal nicht menschenleer. Gedämpfte Unterhaltungen und Geschirrklappern drangen an meine Ohren, als die Türen des kleinen, ›Lift‹ genannten Raums sich öffneten. Tom wünschte bei unserem Eintreten einen guten Morgen, und zwei Köpfe wandten sich uns zu. Ich erkannte Quinns strenges, dunkles Gesicht; neben ihr am Tisch saß eine fremde Frau, die auf den ersten Blick wie eine Norrländerin aussah. Dann sah ich genauer hin und schüttelte mich. Die Hand, die gerade einen Becher zum Mund führte, hatte entschieden zu viele Finger für einen Menschen. Das, was ich für blondes Haar gehalten hatte, schien ein Eigenleben zu führen, bewegte sich sacht und gleichmäßig wie in einem starken Luftzug.

Ich riß meinen begeisterten Blick von dem fremden Wesen los und richtete ihn auf Quinn, die sich von ihrem Stuhl erhoben hatte, um mich zu begrüßen. Sie reichte mir eine schmale, kräftige Hand und sagte: »Willkommen an Bord der O'Malley, Hoheit. Wie ich sehe, hat man Sie schon eingekleidet.«

Ich errötete und bat: »Bitte, Cap-Captain Quinn, nennt mich weiter bei meinem Namen. Ich trage noch keinen Titel.«

Sie lächelte, und ihr herbes Gesicht war von strenger Schönheit. »Gerne, Elloran. Aber dann solltest du mich auch ›Quinn‹ nennen.« Sie setzte sich wieder an den Tisch, nickte Tom zu und befahl: »Weitermachen, Commander. Guten Appetit!« Er dankte und wollte mich mit sich ziehen, aber nach zwei Schritten blieb ich wie angenagelt stehen und drehte mich zu Quinn um. Sie hatte mir die Hand gegeben. Die rechte Hand! Ich starrte sie an. Sie saß mit dem Rücken zu mir, hielt einen Becher in der Linken und schien ihrer Tischnachbarin mit einer Gabel in der Rechten etwas auf den Tisch zu zeichnen.

Tom zerrte an meinem Arm und sagte ungeduldig: »Nun glotz doch den Captain nicht so an, Ell. Komm weiter, ich verhungere.« Ich ließ mich von ihm in den hinteren Teil des Raumes schieben. In einer Nische saß mein Vater und redete leise auf Galen ein. Tom fragte, ob wir uns dazusetzen dürften. Beide blickten auf und nickten freundlich. Ich wollte Galen für seine Hilfe danken, aber die Worte blieben mir im Halse stecken. Wer mich da aus farblosen Augen ansah, war nicht der Partner meines Vaters. Es war ein Wesen von Galens Art: haarlos, bleich und hager, mit den gleichen maskenhaft starren Gesichtszügen – aber eindeutig nicht der Botschafter der Allianz, sondern eine ihm auf unheimliche Weise ähnelnde Frau. Ich stotterte einen Gruß und setzte mich hölzern an den Tisch. Tom und Nikal lächelten sich verschwörerisch an. Tom sagte leichthin: »Ich hole uns unser Frühstück, Ell. Morgen bist du dann dran.«

Befangen hockte ich zwischen der fremden Frau, die mich unverwandt ansah, und meinem still in sich hineinlachenden Vater. »Geht es dir wieder besser?« fragte die Fremde. Ich zuckte zusammen. Sogar die Stimme glich der Galens, sie klang genauso flötenähnlich und geschlechtslos wie seine. Ich nickte verlegen. Die schmalen, grausamen Lippen der Frau kräuselten sich unmerklich. »Gehe ich recht in der

Annahme, daß sie dir nichts gesagt haben, Elloran?«

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Tom schob zwei Tabletts mit Tellern und dampfenden Bechern auf den Tisch und setzte sich neben mich. Er entfaltete eine Serviette und breitete sie über seinen Schoß, wobei er mir kleine, amüsierte Seitenblicke zuwarf. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß die beiden Männer sich herzlich auf meine Kosten amüsierten.

Die Frau seufzte und legte ihre Finger auf mein Handgelenk.

– Ärgere dich nicht über sie, Elloran. Sie sind manchmal wirklich unerträglich.

»G-Galen!« entfuhr es mir laut und entgeistert. Seine innere Stimme war unverwechselbar. Tom kicherte entzückt. Ich warf ihm einen wütenden Blick zu.

»He, Prinzessin«, sagte Nikal besänftigend. »Sei nicht böse, hm? Wir wollten dich nicht aufziehen.« Galen ließ ein gutturales Geräusch hören, das einem Lachen recht nahe kam. Ich schielte zu ihr hoch, und sie zwinkerte mir wahrhaftig zu. Ich zwinkerte zurück und bewahrte ansonsten eine eiserne Miene.

»Galen«, flehte Tom. »Sag du doch was!«

»Ach, jetzt soll ich euch plötzlich aus der Patsche helfen? Das könnte dir so passen«, parierte Galen scharf. »Ich schlage vor, ihr entschuldigt euch bei Elloran, vielleicht lassen wir dann wieder mit uns reden.« Ich verbiß mir ein Grinsen. Nikal verzog das Gesicht, aber Tom sprang auf und machte eine seiner großartigen Verbeugungen, ehe er schwungvoll vor mir niederkniete und meine Hand ergriff.

»Edle und hochherzige Dame, verzeiht Eurem unwürdigen Diener sein abscheuliches Benehmen. Ich verspreche bei meinem Herzen, das ohnehin Euch allein gehört, daß solcherlei schändliches Tun nie wieder Euer Auge, Ohr und Gemüt belästigen soll!« Er drückte mir einen leidenschaftlichen Kuß auf die Hand und preßte dann seine Hand aufs Herz. Sein Gehabe war das eines Narren, aber in seinen Augen stand echtes, tiefes Gefühl. Ich war wider Willen gerührt und gebot ihm mit einer hoheitsvollen Handbewegung, sich zu erheben.

»Eure Entschuldigung klingt lieblich an Unser Ohr«, erwiderte ich huldvoll. »Wir vergeben Euch Euer unbotmäßiges Betragen, Sänger der Krone.« Dröhnende Stille hing über dem Tisch. Ich blinzelte verlegen und blickte die anderen an. Galen sah mit einem fast mitleidig zu nennenden Ausdruck in ihren kalten Augen auf meinen Vater. Tom hatte sich abgewandt und schien mit einem heftigen Gefühl zu kämpfen.

»W-was ist los?« fragte ich unsicher. »Habe ich was Falsches gesagt?«

Nikal löste sich aus seiner Erstarrung und lächelte mir schwach zu. »Nein, Kind, nein. Es ist nur ... du hast gesprochen wie die Herrscherin, die du bald sein wirst. Das war ein wenig – hm – überraschend.«

Wir widmeten uns schweigend unserem Mahl. Dann schob Galen ihren Becher von sich und verschränkte ihre Finger mit denen meines Vaters. Er nickte kurz und räusperte

sich. »Prinzessin, was willst du wissen?«

Ich holte tief Luft. »Es gibt vieles, was ich nicht verstehe«, begann ich zögernd. »Aber zuerst solltet ihr mir verraten, was mit Galen geschah.« Ich wandte mich der asketischen Frau an meiner Seite zu und sah sie bittend an. »Du warst ein Mann, und jetzt scheinst du eine Frau zu sein. Was bist du nun wirklich?«

»Ich bin beides«, entgegnete das Wesen gelassen. »Mein Volk ist anders geartet als das deine. Wir wachsen als *hanhju* auf; das, was du ›T'svera‹ nennen würdest. Wenn die Zeit unserer Reife gekommen ist, nehmen wir zuerst entweder weibliche oder männliche Form an. Ich selbst begann mein Erwachsenenleben als Frau. Wir leben eine Zeitspanne in unserem ersten Geschlecht, bis zu unserem ersten Wechsel, der bei jedem Individuum zu einem anderen Zeitpunkt kommen kann. Ab da wechseln wir etwa alle zehn bis fünfzehn Standardjahre unser Geschlecht, bis der Zeitpunkt unseres *Neh'jan* – des Ruhens – kommt. Dann werden wir wieder *hanhju*, wie unser Leben begonnen hat.« Nikal drückte liebevoll ihre Hand, und sie erwiderte dies.

»Oh«, sagte ich ehrfürchtig. »Ich glaube, ich habe noch eine Menge zu lernen, bis ich eure Welt begreife.« Wieder tauschten meine drei Tischnachbarn undeutbare Blicke. Ich überging sie und beobachtete Quinn, die mit einem knappen Gruß den Raum verließ. »Warum hat sie plötzlich zwei Arme?« entfuhr mir.

»Prothese«, entgegnete Nikal knapp. »Ein künstliches Glied«, erläuterte er, als er meinen fragenden Blick sah. »Sie ist eine der wenigen Menschen, deren Körper eine Bioprothese abstößt. Deshalb muß sie sich mit einem Arm aus Kunststoff und Metall behelfen, den sie bei Einsätzen auf nichttechnischen Welten sicherheitshalber abnimmt. Er fällt zwar nicht auf den ersten Blick als künstliches Glied auf, aber wenn einmal etwas Unvorhergesehenes passiert ...«

»Wie auf Kuastan III, wo sie damit in den Konverter geraten ist?« unterbrach ihn Tom mit einem mutwilligen Grinsen. Nikal hüstelte, und Galen hob ihre Mundwinkel um einen winzigen Hauch.

»Ja, einen Vorfall dieser Art meinte ich«, knurrte Nikal. »Sollten Sie sich jetzt nicht langsam an Ihre Arbeit begeben, Commander?« Tom lachte und leerte seinen Becher.

»Ich bin auf der Brücke. Wir sehen uns später, *chu-chula*.« Ich sah ihm nach, wie er den Raum verließ und seufzte unwillkürlich. Galen und Nikal tauschten einen schnellen Blick und schoben ihre Stühle zurück. Nikal umarmte seine Partnerin und küßte sie auf die Wange, dann nahm er meinen Arm.

»Ich führe Elloran ein wenig durch das Schiff. Maggie, wann möchtest du uns sehen?«

»Wie wäre es mit Fünfzehn-zehn?« fragte die freundliche Stimme.

»In Ordnung. Wir besuchen jetzt zuerst Ran, die Kleine quengelt nämlich schon den ganzen Morgen.« Die körperlose Stimme lachte.

Wieder betraten wir eines dieser kleinen Lift-Zimmer, dieses Mal eines an der anderen

Seite der Messe. Nikal erklärte mir, daß das kein Zimmer in dem Sinne sei, sondern ein Fortbewegungsmittel, das uns von einem Teil des Schiffes in den anderen brachte, ohne daß wir einen Schritt tun mußten. Ich war tief beeindruckt.

Die Tür glitt auf und entließ uns in den größten Raum, den ich auf diesem eigentümlichen Schiff bisher zu Gesicht bekommen hatte. Ein leises Dröhnen lag in der Luft, und rundherum sah ich Dinge, die ich nicht einordnen konnte. »Das ist das Maschinendeck«, sagte Nikal, was mir auch nicht weiterhalf. »Hier befindet sich der Antrieb unseres Schiffes.« Was meinte er jetzt damit? Antrieb?

Wir wanderten um Behälter, an denen vielfarbige Lichter leuchteten herum und hielten auf die entfernteste Ecke des Raumes zu. An dieser Wand, wie an allen anderen, waren ähnliche Tafeln eingelassen, wie ich sie in dem kleinen Schiff gesehen hatte, das uns hierher brachte. Auch auf ihnen leuchteten Schriftzeichen auf und verglommen wieder, und über allem lag das leise, beruhigende Dröhnen, an das meine Ohren sich inzwischen so gewöhnt hatten, daß ich es nur noch vernahm, wenn ich mich darauf konzentrierte.

Eine riesige, in ein merkwürdiges, einteiliges Gewand gekleidete Gestalt stand vor einer dieser Tafeln und hantierte daran herum. Ich sah die bloßen Füße unter den Hosenbeinen hervorblitzen und lachte laut auf.

Ranan drehte sich um und strahlte auf wie die Lichter an der Wand hinter ihr. »Elloran!« rief sie laut und kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Die Ärmel ihres Anzuges waren aufgerollt, und ihre schreckerregenden Tentakel züngelten bedrohlich auf mich zu. Unwillkürlich wich ich einige Schritte zurück. Ranan hielt plötzlich inne und sah fragend von mir zu Nikal. Ihre Arme sanken herab, und die Tentakel zogen sich hastig zurück. Ich trat mich im Stillen für meine Reaktion in den Hintern und eilte auf die betrübt wirkende junge Frau zu, um sie herzlich zu umarmen. Sie lächelte erleichtert und schlang vorsichtig ihre vielgliedrigen Arme um mich. Ein Tentakel streifte mein Gesicht. Ich bemerkte erstaunt und erleichtert, daß es sich genauso wie menschliche Haut anfühlte: weich, warm und samtig.

»Wie schön du aussiehst«, sagte Ranan und strich mir mit einem fingerdünnen Tentakel eine Haarsträhne aus der Stirn. »Als Frau gefällst du mir viel besser!«

»Vorsicht«, knurrte Nikal. »Sie ist in mehreren festen Händen, Ran!« Ich wurde blutrot und dankte Ranan stammelnd für ihr Kompliment. Hinter mir klickte etwas über den Boden. Neugierig wandte ich mich um.

»Chief, ich habe den Ladefehler in System zwei gefunden«, knarrte eine seltsam klingende Stimme. Ich konnte einen entsetzten Aufschrei nicht unterdrücken, als eine Gestalt wie aus einem Alptraum um einen der unzähligen Behälter bog, zwischen denen wir standen, und auf uns zusteuerte. Riesige, in allen Regenbogenfarben schimmernde Facettenaugen in einem ausdruckslosen Insektengesicht starrten mich an. Der Körper dieses Wesens war der eines menschengroßen, aufrechtgehenden Käfers, mit

blauschillernden Flügeldecken und zwei Armpaaren, die jeweils in scherenähnlichen Händen endeten. Sein Gesicht war völlig starr, nur zwei lange Fühler vibrierten nervös, und die bedrohlich aussehenden Zangen, die sich dort befanden, wo in einem menschlichem Gesicht der Mund gewesen wäre, schabten leise übereinander.

»Guten Morgen, Nikolai Sergeevic«, klickte das Wesen höflich. Seine knarrende Stimme schien irgendwo in der Höhe seiner Knie zu erklingen. Es streckte einen seiner Arme aus und reichte Ranan eine kleine schwarze Tafel, die Miniaturausgabe der Schrifttafeln an den Wänden.

»Guten Morgen, Sskrxl«, antwortete Nikal. Das Wesen klickte mit seinen zangenförmigen Kiefern und entfernte sich wieder. Ich blickte ihm gebannt nach.

»Was w-war das?« fragte ich leise. Ranan hatte sich für einen Augenblick entschuldigt und war nun in den Anblick der Tafel vertieft, die sie mit einem der äußeren Tentakel hielt. Mit drei der inneren tippte sie auf den Anzeigen herum, die vor ihr auf der Wand leuchteten, und gleichzeitig schälte sie mit ihren menschlichen Fingern einige Erdnüsse, die eines ihrer freien Tentakel dann zielsicher in ihren Mund beförderte. Mir wurde bei diesem Anblick schwindelig. Nikal sah mich amüsiert an.

»›Das‹ war Fähnrich Sskrxl von Auriga II«, sagte er gedämpft. »Ein ganz reizender Insektoide mit einem etwas skurrilen Sinn für Humor. Du wirst ihn mögen, Prinzessin.« Ranan legte die Tafel beiseite und hielt mir mit einem langen Tentakel die Tüte mit den Erdnüssen hin.

»Nimm dir, Elloran«, bot sie an. Ich bedankte mich und betrachtete voller Interesse die Bewegungen ihrer erstaunlich biegsamen und geschickten Gliedmaßen. Kein Wunder, dachte ich, daß sie sich immer so über ihre Lederarmbänder beklagt hat. Das muß ja für sie gewesen sein, als wenn man mir die Hände auf den Rücken gefesselt hätte. Nikal und Ranan unterhielten sich leise über etwas, das ich nicht verstand, und Ranan gestikulierte dabei heftig mit all ihren Tentakeln. Einige von ihnen waren länger und dünner als die anderen und erschienen besonders beweglich, andere wiederum waren fast doppelt so dick und mußten über große Kraft verfügen, wenn ich bedachte, mit welcher Leichtigkeit sie damals unseren Angreifern die Hälse gebrochen hatte. Ich schauderte, und Nikal legte, ohne hinzusehen oder sein Gespräch zu unterbrechen, seinen Arm um mich. Ranan lächelte mich an.

»Bleibst du jetzt bei uns, Elloran?« fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. »Schade«, sagte sie enttäuscht. Sie wollte fortfahren, aber Nikal gab ihr ein fast unmerkliches Zeichen, das sie verstummen ließ.

»Zeig unserem Gast doch bitte den Maschinenraum«, sagte Nikal hastig und fuhr zu mir gewandt fort: »Ranan ist unsere Chefingenieurin, Prinzessin. Wahrscheinlich die beste der ganzen Flotte. Allerdings wird sie das nicht vor einer Disziplinarstrafe schützen, wenn der Commander entdeckt, daß sie wieder barfuß herumläuft«, setzte er

stichelnd hinzu.

Ranan kreischte empört auf. »Ich habe, wie du sehr gut weißt, die offizielle Erlaubnis, mich hier unten ohne Schuhe bewegen zu dürfen!« Sie funkelte ihn erbost an und schlang mir ein dickes Tentakel um die Schulter, um mich mit sich zu ziehen. Ich zuckte ein wenig zusammen, überließ mich dann aber ihrer Führung.

Zwei verwirrende Stunden später setzte Nikal seine Rundreise mit mir fort. Mir schwirrte der Kopf von dem, was Ranan mir gezeigt und zu erklären versucht hatte. Zu behaupten, ich hätte viel davon begriffen, wäre stark übertrieben gewesen. Aber zumindest wußte ich jetzt, daß die schwarzen Schrifttafeln an den Wänden Bildschirme waren, auf denen alle Arten von Informationen abgerufen werden konnten, die Omelli für seine Leute bereithielt. Das alles machte stark den Eindruck von fortgeschrittener Magie, aber die Fremden nannten es ›Technik‹. Na gut, es war ja auch gleichgültig, wie man seine Zauberei benannte, solange sie nur wirkte. Und das schien die Magie der Fremden in ganz außergewöhnlichem Maße zu tun.

Zum Mittagessen trafen wir in der Messe wieder mit Tom zusammen. Ranan gesellte sich zu uns, begleitet von dem Riesenkäfer mit dem skurrilen Sinn für Humor. Davon bemerkte ich während des Essens allerdings wenig; er sog nur hingebungsvoll an einem Röhrchen, das in einem geschlossenen Nahrungsbehälter steckte, und schwieg beharrlich.

»Heute gibt es sicher wieder dein Lieblingsessen, Sskrxl, gib es zu. Du bist dann immer so still«, zog Tom ihn auf. »Der Koch scheint wirklich einen Narren an dir gefressen zu haben. Wenn ich überlege, wann er mir das letzte Mal Niskianfisch vorgesetzt hat ...« Er seufzte sehnsüchtig.

»Ich habe dem Koch gedroht, ihn in ein Antriebsaggregat zu verwandeln, wenn er mir keine *hskrl* zubereitet«, klickte der Käfer, ohne in seinen Saugbewegungen innezuhalten. »Vielleicht solltest du es auch einmal mit Erpressung versuchen, S'Tom.«

Die Tischrunde lachte, und Tom runzelte verdrießlich die Stirn. »Mein lieber Sskrxl, ich bin Biologe und kein Schraubendreher wie du. Ich könnte allenfalls damit drohen, seine Gewürze durch Katzenminze zu ersetzen, aber ich glaube nicht, daß ihn das sehr erschrecken würde.«

»Ich könnte dir zeigen, wo seine Sicherungen sind«, bot der Fähnrich an.

Tom wehrte entsetzt ab. »Führen Sie mich nicht in Versuchung, Fähnrich«, sagte er förmlich. »Der Captain streicht mir für alle Zeiten den Nachtisch, wenn ich mich an den Schiffssystemen vergreife!«

»Wie Sie wollen, Commander. Es war ja nur ein Angebot«, entgegnete der Käfer ungerührt und leerte mit einem schlürfenden Geräusch seinen Eßbehälter. Ich hörte mit aufgesperrten Ohren zu. Neben den vielen scherzhaften Anspielungen, die ich nicht verstand, machten mir noch die seltsamen Wechsel in der Anrede zu schaffen. Der

Umgangston war alles in allem nicht anders als salopp zu nennen, selbst wenn die Besatzungsmitglieder sich mit ihren militärischen Rängen anredeten. Das hier war wirklich eine seltsam geführte Truppe – falls diese Bezeichnung überhaupt zutraf. Dennoch begann ich mich unter ihnen langsam wohlzufühlen.

Nikal verordnete mir nach einem Blick auf mein erschöpftes Gesicht einen Mittagsschlaf. Ich nahm den Vorschlag dankbar auf. Es war so ungeheuer viel Neues auf mich eingestürmt, was ich verarbeiten mußte. Er brachte mich zu meiner Kabine und half mir beim Öffnen meiner nur scheinbar verschlußlosen Jacke. Langsam begriff ich das Prinzip; beim nächsten Mal würde ich wohl alleine aus meinen Kleidern finden.

»Ich wecke dich rechtzeitig für unseren Termin mit Omelli«, sagte er und dämpfte das Licht zu einem sanften Glimmen, ehe er die Tür hinter sich schloß. Ich lag noch eine Weile mit weit offenen Augen da. Bei dem Gedanken, daß Tom bald mit seinen Freunden abreisen und ich ihn nie wiedersehen sollte, kamen mir beinahe die Tränen; aber dann dachte ich mit heftigen Gewissensbissen an Jenka. Ihr Geister, wie sollte das nur weitergehen?

Ich hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, als mich der Türsummer weckte. Verschlafen rief ich »Herein« und sprang aus dem Bett. Nikal lehnte an der Tür und sah mir bei meiner hastigen Toilette zu. Meine Hände bebten vor Aufregung, nun endlich dem sprichwörtlichen Omelli Auge in Auge gegenüberzustehen. In Gedanken versunken folgte ich meinem Vater auf die Brücke des Schiffes. Ich hatte mir großartige Vorstellungen von diesem Ort gemacht und war dann herzlich enttäuscht von dem nüchternen, kahlen Raum, in den er mich führte. Es gab jede Menge dieser ›Bildschirme‹ ohne Bilder und massenhaft leuchtende Anzeigen und Lampen und ähnliche, wenn auch etwas komfortabler wirkende Liegen wie in dem kleinen Boot, mit dem Nikal mich abgeholt hatte, sowie einige seltsam geformte, doch recht bequem aussehende Sessel. Aber das war auch schon alles.

Quinn saß vor einem der Bildschirme und starrte stirnrunzelnd darauf. Galen stand neben ihr, die langfingrige Hand auf die Lehne des Sessels gestützt und deutete auf eines der Symbole, die auf dem Schirm auftauchten und verschwanden. Beide blickten auf, als wir eintraten, und nickten kurz.

»Wir sind komplett«, sagte Quinn. »Setzt euch. Elloran, Kolja.« Ich grüßte zurück und ließ mich auf den zugewiesenen Platz sinken. Gespannt blickte ich zur Tür, um Omellis Eintreffen nicht zu versäumen.

»Nochmals: Willkommen an Bord, Elloran«, sagte die körperlose Frauenstimme. »Ich freue mich, dich endlich persönlich kennenzulernen. Ich bin O'Malley, du hast schon von mir gehört, denke ich.« Ich keuchte und blickte mich hektisch um.

»Wo b-bist du, Omelli?« fragte ich verwirrt. Mit einer Frau hatte ich seltsamerweise nicht gerechnet. Irgendwie hatte ich mir den Söldnerführer Omelli immer als knorrigen

alten Soldaten vorgestellt.

»O'Malley«, verbesserte die Frau sanft. »Margaret O'Malley, Elloran. Ich bin hier, du siehst mich gerade an.« Vor Anstrengung schielte ich fast. Ich sah sie nicht! Die Stimme lachte amüsiert.

»Liebes, ich bin rund um dich herum. Ich bin das Schiff, verstehst du?«

Einige Stunden später, als ich wieder in meiner Kabine war, dämpfte ich das Licht und legte mich angezogen auf das Bett. Ich musterte meine Umgebung, prägte mir alle Einzelheiten ein, als müßte ich später einmal aus dem Gedächtnis ein genaues Abbild davon schaffen können. Die hellen, kahlen Wände und das sparsame Mobiliar hätten der Kabine die Atmosphäre einer Zelle verliehen, wäre da nicht das wunderbar bequeme Bett gewesen, auf dem ich lag, und der weiche Teppich unter meinen Füßen und eine unerklärliche Aura von Luxus, wie keine Bewohnerin meiner Welt ihn jemals kennenlernen würde. Ich ließ meine Gedanken wandern.

O'Malley, das Schiff mit der Persönlichkeit einer Frau, hatte sich lange mit mir unterhalten und geduldig meine unzähligen Fragen beantwortet. Das Ausmaß meines Unwissens erschreckte mich zunächst, aber sogar die schroffe Quinn hatte mir zugestanden, daß ich von rascher Auffassungsgabe sei und mir versichert, daß der kulturelle Unterschied zwischen meiner Welt und dem Universum, in dem sie alle lebten, nicht so gewichtig sei, wie er meinem betäubten Hirn im Augenblick erscheinen mochte.

Mein Vater war während des ganzen Gespräches sehr schweigsam gewesen und hatte sich weitgehend im Hintergrund gehalten. Aber ich spürte, daß ihn etwas belastete. Endlich, als ich meine Erschöpfung langsam bemerkte, ließ Nikal die Katze aus dem Sack. Er hatte zusammengesunken und mit finster brütender Miene etwas abseits von mir auf einer der Liegen gekauert, räusperte sich nun und richtete seine hellen Augen auf mich. Ich erwiderte seinen drängenden Blick und fühlte etwas namenlos Dräuendes über meinem Haupt schweben. Quinn hatte mit einer gemurmelten Entschuldigung die Brücke verlassen, was mich noch mehr verunsichert hatte. Ich starrte in Nikals hageres Gesicht und wünschte mich weit fort.

»Elloran, ich bin autorisiert worden, dir etwas anzubieten.« Seine Stimme klang rauh und knarrte ein wenig. »Als meine Tochter bist du eine rechtmäßige Bürgerin der Allianz«, fuhr er fort. Ich hielt den Atem an und ahnte, was auf mich zukam. »Du kannst, wenn du willst, mit uns kommen. O'Malley hat sich bereit erklärt, dich auf unbegrenzte Zeit als Passagierin aufzunehmen. Hier auf dem Schiff kannst du mit unserer Hilfe dein Wissen erweitern und, wenn du willst, später an der Akademie der Allianz studieren.« Ich klappte den Mund auf und wieder zu. Was für eine Aussicht! Mir schwindelte davor.

»Antworte jetzt nicht«, hatte O'Malley mit ruhiger Stimme das Wort ergriffen. »Nimm

dir genügend Zeit, darüber nachzudenken, Elloran. Sprich mit deinen Freunden darüber. Ich bleibe noch so lange hier im Orbit, daß du es dir in Ruhe überlegen kannst.« Ich hatte einen Dank gemurmelt, und sie hatte freundlich hinzugesetzt: »Aber eines solltest du im Kopf behalten: es ist eine unwiderrufliche Entscheidung. Es ist unwahrscheinlich, daß ich während deiner Lebenszeit zu deinem Planeten zurückkehren werde, Elloran. Also: denke gut und gründlich nach, ehe du deine Wahl triffst.«

Ich erhob mich vom Bett und wanderte zwischen den Wänden der Kabine auf und ab. Meine Finger spielten unruhig mit den Säumen meiner Jacke; öffneten sie, schlossen sie wieder. Bilder tauchten vor meinem inneren Auge auf: Tom, der mich aus strahlenden Augen ansah; Veelora und Karas, die sich bei den Händen hielten und wie die Kinder über irgend etwas lachten; Leonie, die mit erloschenen Augen in die Sonne blickte; Nikal, der sich mit mir über meinen ersten gelungenen Treffer beim Bogenschießen freute; Karas, krank und müde; Jenka, die ihren Kopf an meine Schulter lehnte. Jemaina, pfeiferauchend in ihrer kleinen Kate; Tom, der Ranan eine spöttische Bemerkung zurief; Jenka, deren Augen übermütig blitzten, als sie mich wieder einmal bei einer Übung zu Boden warf. Tom. Jenka.

Ich warf mich aufs Bett und schmeckte Blut. Ich hatte mir die Lippe blutig gebissen. Gedankenverloren tupfte ich es weg, während andere, verlockende Bilder durch meinen Geist zogen: Sterne über Sterne, die von fremden Welten begleitet wurden. Lebewesen, wie ich sie mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen konnte – und die ich dennoch kennenlernen würde. Wissen, unvorstellbares Wissen. Und das sichere Gefühl, bei dieser Reise von Freunden begleitet zu sein, die mich so sehr schätzten, daß sie bereit waren, mir diese Chance zu geben.

Wieder stand ich auf und wanderte umher. Die kleine Kabine beengte meinen unruhigen Bewegungsdrang zu sehr; ich verließ sie und suchte die Messe auf. Sie war menschenleer und nur schwach erleuchtet. Ich stellte mich vor das wandhohe Fenster und blickte hinaus in die sternenübersäte Unendlichkeit. Nach dem Gespräch mit O'Malley hatte ich am frühen Abend noch lange mit Nikal hier gestanden und ihm meine Zweifel anvertraut.

»Ich k-kann meine Großeltern nicht dermaßen enttäuschen, Nik. Ich bin Karas' Erbin, meine Bestimmung ist es, Herrscherin der Kronstaaten zu sein – und so sehr ich auch mit euch kommen möchte, ich kann und darf es nicht!« Nikal hatte mich lange schweigend angesehen, während ich hinaus auf die Sterne starrte, die plötzlich zum Greifen nah schienen und doch unerreichbar für mich waren.

»Du hast das Recht auf eine Entscheidung«, hatte er schließlich schwerfällig gesagt. »Du bist nie gefragt worden, ob du die Krone sein willst. Und Karas ...«

»Karas ist krank und müde«, war ich ihm fast wütend ins Wort gefallen. »Es ist m-meine Pflicht, Nik. Ich kann mich nicht einfach so davor drücken. Karas trägt diese

Bürde seit zu vielen Jahren, er hat verdient, daß ich ihn ablöse, damit er wenigstens noch ein paar kurze Jahre der Ruhe genießen kann.«

Nikal hatte nur geseufzt und seinen Arm um meine Schultern gelegt. Ich hatte mich traurig an ihn gelehnt. Ihr Geister, ich wünschte mir wahrhaftig die Krone vom Hals, ehe ich sie überhaupt auf der Stirn gefühlt hatte! Natürlich hatte mein Vater recht: Ich war nicht gefragt worden, ob ich die Erbin der Krone sein wollte. Aber ich hatte die Verpflichtung anerkannt und war willens, mein Bestes für mein Volk zu geben.

»Maddoc kann ihm helfen«, hatte Nikal dann unvermittelt geäußert. Ich sah verwirrt in sein halb abgewandtes Gesicht. Sein Profil stand scharfumrissen und von harten Linien gezeichnet vor dem milden Licht der Sterne. Wie schon einmal in meinem Zimmer sah er alt, uralt aus.

»Was hast du gesagt?«

»Maddoc kann deinem Großvater helfen«, hatte er geduldig wiederholt. »Er wird ihn nicht völlig heilen können, aber er meint, daß er ihm ohne große Umstände noch zu mindestens zwei Jahrzehnten weitgehend schmerzfreien Lebens verhelfen kann. Er ist im Augenblick mit großem Gepäck unten in der Burg und kümmert sich um Karas.«

Das war eine wunderbare Nachricht. Karas' schlechter Zustand hatte mich stärker bedrückt, als ich mir hatte eingestehen wollen. Ich spürte Nikals aufmerksamen Blick auf mich gerichtet.

»Weißt du, was das bedeutet?« hatte er sanft gefragt. »Du könntest mit uns kommen; sagen wir, für zehn oder fünfzehn Jahre. Du könntest lernen, was du lernen möchtest; du könntest viele Welten der Allianz besuchen und studieren, wie sie gelenkt und regiert werden, und du würdest hierher zurückkehren als eine Herrscherin, die ihre Welt zu einer vollwertigen Partnerin der Alliierten Planeten machen kann. Das wäre für dich und dein Volk von unschätzbarem Wert!« Er hatte unwillkürlich seine Stimme erhoben. Ich mußte über die Begeisterung schmunzeln, mit der er mir eine Speise schmackhaft zu machen versuchte, nach der mir ohnehin schon das Wasser im Munde zusammenlief.

Ich hatte ihn sofort umarmt und gesagt: »Laß es gut sein, Nik. Ich danke dir. Ihr habt mir eine Menge Stoff zum N-Nachdenken gegeben, und genau das werde ich jetzt tun.«

Jetzt stand ich wieder hier vor diesem atemberaubenden Panorama und war noch keinen Schritt weiter in meinen Überlegungen. Der Zwiespalt zwischen meiner Pflicht und meinen Neigungen drohte mich schier in Stücke zu reißen. Ich hörte, wie die Lifttür aufglitt und weiche Schritte sich mir näherten. Zarter Zimt- und Vanilleduft spielte um meine Nase.

»Hallo Tom«, sagte ich müde. Er antwortete nicht, legte nur von hinten seine langen, kräftigen Arme um mich und küßte mich auf den Nacken. So standen wir lange und blickten hinaus.

»Komm schlafen, *chu-chula*«, sagte er endlich leise. »Du quälst dich zu sehr. Morgen

sieht vielleicht alles schon freundlicher aus.«

»Ach, Tom«, entfuhr mir ein abgrundtiefer Seufzer. »Warum muß nur immer alles s-so schwierig sein?« Ich hörte sein schnurrendes Lachen und mußte einstimmen. Göttin, so tragisch, wie ich mich gerade angehört hatte, war die Angelegenheit doch wahrhaftig nicht. Ich mußte eine Entscheidung treffen, die mir schwerfiel und wußte, daß ich in jedem Fall Menschen verletzen und vielleicht sogar verlieren würde. Aber dennoch – es war keine Sache auf Leben und Tod, das sollte ich nicht vergessen. Das Leben ging in jedem Fall weiter. Ich umarmte Tom liebevoll und trat mit ihm zum Lift. Er hatte recht, mein Grübeln brachte mich nicht weiter, und morgen würde sicherlich alles schon weniger finster aussehen.

Am Morgen war ich übernächtigt und nicht sonderlich gut gelaunt. Ich hatte die kurze Nacht in Toms Armen gelegen, seinem sanften, ruhigen Atem gelauscht und die Gedanken treiben lassen. Er bemerkte meine gereizte Stimmung und ließ mich in Ruhe, was ich ihm hoch anrechnete. Ich wußte, wie sehr er sich wünschte, daß ich mich dafür entschied, auf dem Schiff und bei ihm zu bleiben, aber er bedrängte mich nicht im mindesten deswegen.

Das Frühstück in der Messe glich dem des Morgens zuvor, mit dem Unterschied, daß die Stimmung heute eher gespannt als übermütig war. Nikal wirkte ähnlich unausgeschlafen wie ich. Galen warf ihm von Zeit zu Zeit einen ihrer undeutbaren Blicke zu, was Nikal jedoch hartnäckig übersah. Die Konversation war gezwungen und von langen unbehaglichen Pausen unterbrochen. Ich fragte mich, ob die anderen sich ebenso unwohl fühlten wie ich.

Endlich nahm ich den letzten Schluck aus meiner Tasse, schob sie von mir fort und verkündete entschlossen: »Ich möchte, falls das möglich ist, heute zurück zur Kronenburg gebracht werden.«

Tom zuckte zusammen, und auf Nikals Gesicht erschien ein grimmiges Lächeln, das zu sagen schien: »Ich habe es euch ja gesagt!« Er ballte seine Faust auf dem Tisch, daß die Knöchel weiß hervortraten. Galen sah mich aufmerksam an und blinzelte ein wenig verwirrt.

»Du gehst also zurück?« fragte Tom heiser und enttäuscht.

Ich nahm seine Hand und verschränkte meine Finger mit seinen. »Ich muß m-mich doch von meiner Familie und meinen Freunden verabschieden«, sagte ich mit schwankender Stimme.

Tom stieß einen erstickten kleinen Laut aus und umarmte mich stürmisch. Nikal entspannte sich und atmete hörbar aus. Galen starrte mich immer noch seltsam berührt an. Ich erwiderte ihren Blick befangen und hob leicht die Schultern. Zu sagen, ich hätte eine Wahl getroffen, wäre falsch gewesen; vielmehr hatte irgend etwas in mir sich plötzlich entschieden, und meine Worte hatten mich nahezu genauso unvorbereitet

getroffen wie meine Freunde hier am Tisch. Ich fühlte mich seltsam, gleichermaßen erleichtert und dennoch auf unklare Weise bedrückt.

In den nächsten Stunden nahmen die Ereignisse ihren Lauf, ohne daß ich noch irgendeinen Einfluß darauf hätte nehmen können. Nikal benachrichtigte O'Malley und den Captain von meinem Entschluß, beide beglückwünschten mich deswegen, und O'Malley eröffnete mir, daß sie um meinetwillen noch einige Tage länger in der Umlaufbahn bliebe, um mir genügend Zeit zu geben, meine Angelegenheiten dort zu regeln. Ich bedankte mich bei ihr und bat darum, möglichst bald zur Oberfläche zurückgebracht zu werden.

Am Nachmittag fand ich mich weisungsgemäß im Hangar ein und bestieg den kleinen Flitzer, mit dem Nikal mich hinunterbringen würde. Da ich inzwischen einiges mehr über die Natur der Umgebung wußte, durch die unsere Reise mich führen würde, verspürte ich ein unbehagliches Grummeln in den Eingeweiden, das einem Gefühl der Furcht erstaunlich nahe kam. Ich biß die Zähne zusammen und vertraute darauf, daß mein Vater mich schon unbeschadet auf meiner Welt absetzen würde. Nikal bemerkte meine Besorgnis und grinste mich beruhigend an, während er die Luke schloß.

»Mach nicht so ein ängstliches Gesicht, Prinzessin. Ich bin ein ausgezeichneter Pilot«, sagte er leichthin. »Stimmt's, Maggie?«

»Brillant«, erwiderte das Schiff trocken. »Immer vorausgesetzt, du bist nüchtern. Ich erinnere dich nur ungern an die Bruchlandung auf Coris V und die Beinahe-Kollision über Beta ...«

»Danke, Maggie«, unterbrach Nikal sie hastig. Sein Gesicht war rötlich angelaufen. Ich kicherte. O'Malley hatte erreicht, was sie wollte, ich fühlte mich plötzlich entspannt und gut gelaunt.

Der Sprung zurück zur Oberfläche erschien mir beinahe noch kürzer als unsere Hinreise. Wir landeten wieder auf dem Alten Turm, und ich blickte über die grünen Hügel von L'xhan, während Nikal den Flitzer tarnte. Das milde Licht des nahenden Herbstes lag über der nachmittäglichen Landschaft und ließ die Konturen dunstig und weich verschwimmen. Ich atmete tief ein und sog die wunderbar nach reifen Früchten und Laub duftende Luft in meine Lungen. Nach der völlig neutralen Atmosphäre des Schiffes roch es hier wie im Paradies, ich meinte, das Aroma des späten Kornsommers beinahe auf der Zunge zu schmecken. Eine tiefe, wortlose Liebe zu meiner Welt erfüllte fast schmerzhaft mein Innerstes. Nikal trat neben mich und folgte meinen wehmütigen Blicken.

»Tut es dir leid?« fragte er gedämpft. Ich seufzte.

»Es ist wohl mein Schicksal, innerlich zwiegespalten zu sein«, antwortete ich schließlich. »Wäre ich noch mein Bruder, würde ich l-leichten Herzens von hier fortgehen, weil ich wüßte, meine Schwester bliebe ja hier. Aber so ...« Ich zuckte mit den

Achseln und versuchte ein schwaches Lächeln. Nikal drückte teilnahmsvoll meine Schulter. Wir stiegen den Turm hinunter, und ich wandte mich sofort zu Karas' Quartier. Ich wollte das Gespräch hinter mich bringen. Je länger ich es vor mir herschob, desto unangenehmer würde es ohne Zweifel werden.

»Soll ich dich begleiten?« fragte Nikal. »Du kannst mich ja jederzeit fortschicken.« Ich nickte. Wahrscheinlich würde ich für jede Unterstützung dankbar sein.

Zu meiner freudigen Überraschung empfing Karas mich zum ersten Mal seit langem nicht im Bett liegend, sondern er saß lesend in seinem geliebten Lehnsessel. Er sah besser aus als seit Wochen. Sein Gesicht hatte eine gesunde Farbe, und die schmerzlichen Linien waren nahezu vollständig verschwunden.

»Großvater«, rief ich erfreut und küßte ihn auf beide Wangen. »Du siehst zehn J-Jahre jünger aus!« Er zog mich in eine feste Umarmung und tätschelte meine Schultern.

»Es geht mir auch großartig«, erwiderte er munter. »Dein mürrischer junger Heilerfreund hat wahre Wunder vollbracht.« Er bemerkte Nikal, der in der Tür stehen geblieben war und winkte ihn herein. »Sei mir gegrüßt, Nikal. Ich danke dir, daß du mir meine Enkelin zurückgebracht hast.«

Ich zuckte zusammen. Über Karas' frohe Miene fiel ein ahnungsvoller Schatten. Ich erwiderte voller Trauer seinen angstvollen Blick, und sein Gesicht fiel zusammen. Er preßte schmerzhaft meine Finger und flüsterte: »Du gehst fort? Du verläßt uns?« Ich konnte nicht antworten. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Ich umarmte ihn und murmelte: »Ich werde nicht bei ihnen bleiben, Großvater. Es wird nur für einige wenige Jahre sein. Ich kann so vieles von ihnen lernen, was meinem Volk nützlich sein wird ...« Meine Stimme versagte.

»Wir bringen sie Euch zurück, *domu*«, warf Nikal förmlich ein. »Ihr habt mein Ehrenwort.«

Karas nickte schwach, ohne aufzublicken. Seine Hände lagen wie tote Gegenstände auf dem Buch in seinem Schoß. Sein rundes Gesicht wirkte enttäuscht und zutiefst verletzt. Endlich räusperte er sich und sah auf. Seine hellen, traurigen Augen fingen meinen Blick ein. »Ich könnte es dir verbieten«, sagte er matt. Ich biß die Zähne zusammen, unsicher, wie ich mich verhalten sollte. Nikal trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Ich warf ihm einen schnellen Blick zu. Er nickte erleichtert und ging hinaus.

»Ich werde es nicht tun«, fuhr Karas mühsam fort. »Wir haben dir Schmerz und großes Unrecht zugefügt, Elloran. Du hast ein Recht auf eine selbständige Entscheidung über dein Leben. Ich will dich nicht zwingen, diese Bürde von meinen Schultern zu nehmen.« Er lächelte schwach. »Deine Freunde haben dafür gesorgt, daß ich die Krone noch einige weitere Jahre tragen kann. Ich begreife jetzt, daß man mir dieses Geschenk nicht ohne Hintergedanken gewährte. Nun gut.« Er griff nach seinem Stock und stemmte sich auf die Füße. Ich stand vor ihm und schämte mich zutiefst meines eigennützigen Wunsches.

Die Krone blickte mich würdevoll und fremd an und richtete sich zum allerersten Mal zeremoniell mit all der Hoheit und Wucht ihres Amtes an mich: »Gehe nun weiter auf deinem Weg, Erbin der Krone. Wir wünschen dir, daß du deine Entscheidung nie wirst bereuen müssen. Geh mit Unserem Segen, Elloran. Und wenn die Göttin es will, kehre zu Uns zurück, um deine Pflicht zu tun!« Ich sank erschüttert auf mein Knie und neigte den Kopf. Seine Hand berührte kurz meinen Kopf, dann hörte ich, wie sein unregelmäßiger Schritt sich entfernte und die Tür zum Nebenraum sich schloß. Ich kniete auf dem weichen Teppich und weinte bittere Tränen.

Das Gespräch mit Veelora, vor dem ich mich fast noch mehr gefürchtet hatte, verlief erstaunlich undramatisch. Sie sah in mein Gesicht, als ich eintrat und wußte Bescheid. Sie zog mich in eine stumme Umarmung und wiegte mich sacht hin und her. Ich stammelte, daß ich wiederkommen würde. Sie nickte ernüchtert, und ich sah, daß sie mir nicht glaubte.

»Werde glücklich, meine Kleine«, flüsterte sie. »Ich wollte, ich könnte mit dir kommen.« Ich sah die Sehnsucht in ihren Augen, die mich so sehr an Julian erinnerten. Sie lächelte und schob mich fort. »Geh jetzt«, sagte sie. »Geh, ehe ich zu weinen anfange.« Die Tür schloß sich hinter mir, und ich lehnte mich zittrig dagegen. Bei allen Geistern, noch mehr von dieser Sorte konnte ich heute nicht ertragen! Alles in mir drängte danach, in mein Zimmer zu flüchten, die Bettdecke über den Kopf zu ziehen und es wie einen bösen Traum vorübergehen zu lassen. Ich richtete mich auf, hob entschlossen den Kopf und ging hinüber in den alten Teil der Burg: zu Leonie.

Jemaina war wie immer an ihrer Seite und sah erfreut auf, als ich hereinkam. Magramanir wandte mir ihren Kopf zu und krächzte. Ich sah, daß die beiden Frauen dabei waren, das spiel zu spielen. Ich erkannte die Figuren auf dem Brett, und ich begriff, was ihre Stellungen zu bedeuten hatten. Leonie lächelte und bot mir Platz an, und Jemaina brachte mir einen ihrer schmackhaften Kräutertees. Ich fühlte mich seltsam geborgen, während ich stumm dasaß und das heiße Getränk schlürfte. Jemaina beobachtete mich und schüttelte leicht den Kopf.

»Sieh nur, Leonie«, sagte sie mit sanftem Tadel. »Sie macht sich ein schlechtes Gewissen, weil sie uns verläßt.« Die alte Magierin lachte kurz auf. Ihre blicklosen Augen richteten sich beunruhigend auf eine Stelle neben meinem linken Ohr. Sie griff mit ihren überlangen Fingern nach meiner Hand und hielt sie in einem harten Griff.

»Bereue deine Entscheidung niemals!« sagte sie befehlend. »Du hast sie getroffen und damit ist es gut.« Ihr schmales, schönes Gesicht war dicht an meinem. Ich sah unsicher zu Jemaina hinüber, die an ihrer Pfeife sog und mich freundlich ansah.

»Elloran.« Ich fuhr zusammen und blickte in die blinden Augen vor mir. Tief unten schien ein kleiner Funke zu glühen. »Du solltest eines wissen: Es ist ratsam, daß du nicht zurückkehrst. Was hier in der Zukunft auf dich wartet, ist Leid und Trauer.« Ihre dunkle

Stimme klang wie die einer Schlafenden. Ich starrte gebannt in die goldene Tiefe. »Bleibe bei den Fremden, Elloran. Ich sehe ein langes und glückliches Leben in der Fremde. Kehr niemals hierher zurück, hörst du? Niemals.« Der schmerzhafte Griff um meine Hand löste sich, und die alte Frau sackte zusammen. Sie strich mit unsicherer Hand über ihr Gesicht und murmelte fast kläglich: »Was – was habe ich ...?«

Jemaina eilte an ihre Seite und hob sie aus dem Sessel. »Du hast es wieder getan«, schalt sie mütterlich. »Du bist wirklich schrecklich, Leonie. Du weißt doch, daß dich das viel zu sehr anstrengt.« Unter unentwegtem zärtlichen Schimpfen brachte sie die alte Magierin zu Bett und deckte sie zu. Dann kehrte sie zu mir zurück, die ich wie versteinert neben dem Tisch mit dem Spielbrett saß und setzte sich schwerfällig neben mich. Ihr Gesicht war besorgt.

»Du hast sie gehört, Ell«, begann sie behutsam. »Du solltest sehr ernstnehmen, was sie sagte. Sie sieht in der Zukunft eine Gefahr für dich, falls du hier bleibst. Wenn du mit deinen Freunden gehst, solltest du für immer gehen. Deine Großeltern werden sich damit abfinden.« Ihre schwarzen Augen musterten mich streng.

Ich seufzte entmutigt. »Jemaina, ich w-weiß einfach nicht, was richtig und was falsch ist«, flehte ich. »Kannst du mir nicht helfen? Ich möchte euch nicht verlieren, aber ich will mit jeder Faser meines Körpers mit ihnen gehen. Was soll ich nur tun?«

Sie schüttelte erbarmungslos den Kopf. »Ich kann dir nicht raten, Kind. Du mußt diese Entscheidung alleine treffen. Aber meine – unsere guten Wünsche begleiten dich, wenn du gehst. Niemand wird dir diese Entscheidung verübeln, das mußt du mir glauben. Wir alle wollen, daß du glücklich wirst, Elloran.«

Natürlich hatte sie recht, es war allein meine Wahl, niemand konnte mir dabei helfen. Ich küßte sie und warf einen letzten Blick auf die reglos daliegende Leonie. Magramanir, die auf dem Bettpfosten saß, hob ihre Flügel und gab einen erstaunlich sanft klingenden Laut von sich. Ich schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter und sagte leise: »Ich gehe jetzt und spreche m-mit Jenka.« Jemaina sah mich mitfühlend an und klopfte mir aufmunternd auf den Arm.

Es war spät geworden. Jenka mußte inzwischen turnusmäßig wieder der ersten Wache zugeteilt sein, also würde ich sie vielleicht in unserem Quartier finden. Auf müden Beinen begab ich mich dorthin und stand eine Weile mit angstvoll schlagendem Herzen vor der Tür. Vorher hatte ich noch einen kleinen Umweg zu den Gästequartieren gemacht und Nikal benachrichtigt, daß ich am anderen Morgen schon mit ihm abreisen wollte. Er hatte mich mit komischer Besorgnis angesehen, und ich hatte wider Willen lachen müssen.

»Brauchst du nicht Zeit, um deine Sachen zu packen? Denk daran, du wirst lange von hier fort sein.«

»Länger, als du denkst«, hatte ich erwidert, Leonies Worte im Ohr. »Nein, Nik, danke.

Ich bin daran gewöhnt, mit kleinem Gepäck zu reisen. Es gibt nicht viel, das ich mitnehmen möchte.«

Ich faßte mir ein Herz und öffnete die Tür zu meinem Zimmer. Es war dunkel, nur ein schwacher Schimmer von Mondlicht drang durch das geöffnete Fenster. Eine Weile stand ich schweigend an der Tür, dann vernahm ich ein leises Rascheln, das von der Fensternische herzurühren schien. Ich schritt leise durch den Raum und trat ans Fenster. Wie ich vermutet hatte, saß dort meine Liebste und blickte hinaus in die Nacht. Sie wandte sich nicht zu mir um.

»W-woher weißt du es?« fragte ich stockend nach einigen bangen Augenblicken. Sie rührte sich nicht. Ich hörte ihren leisen, schluchzenden Atem und wagte nicht, sie zu berühren.

»Ich wußte es, seit du zu ihnen gegangen bist«, antwortete sie schließlich mühsam. Es raschelte leise, und sie drehte sich zu mir um. Ich konnte ihr Gesicht nicht deutlich erkennen, aber ich sah das Weiße in ihren Augen verräterisch glänzen. Mit einem schmerzlichen Aufschluchzen nahm ich sie in die Arme. Ihr Kopf lag schwer an meiner Brust.

»Du liebst ihn sehr, nicht wahr?« flüsterte sie. Ich hörte die mühsam verborgene Eifersucht in ihrer Stimme und wußte nicht, was ich ihr sagen sollte. »Mehr als mich?« fragte sie schluchzend.

»Nein!« Ich schrie es fast.

»Warum gehst du dann mit ihm?« Auch ihre Stimme wurde lauter.

Ich schüttelte verzweifelt den Kopf. »Jen, Liebste, Tom ist nicht der Grund, warum ich mit ihnen gehe. Ich kann dort so vieles lernen; es drängt mich so sehr, all das Neue und Fremde zu sehen, w-was sie mir zeigen können ...« Meine Stimme versagte. Es klang so dürr und unbefriedigend, aber ich fand die Worte nicht, mit denen ich ihr hätte erklären können, was mich so unwiderstehlich dort hinauszog. Ich starrte über ihren Kopf hinweg in den Himmel. All die unbekannten Sonnen über uns lockten und riefen mit unhörbaren Stimmen nach mir. Leise und stockend begann ich, von ihnen zu sprechen, mehr zu mir selbst als zu Jenka. Sie lauschte, ohne mich zu unterbrechen.

Irgendwann verstummte ich, und wir saßen lange, lange dort und blickten hinauf in den Himmel. Jenkas Hand stahl sich in meine und drückte sie fest.

»Ich wünsche dir, daß du glücklich wirst«, hauchte sie mit belegter Stimme. »Ich werde dich nie vergessen. Ach, Ell, wenn ich doch mit dir kommen könnte!« Ich vernahm die Echos all der Abschiede dieses Tages in ihren Worten und glaubte, mein Herz würde darüber zerspringen.

Stumm und verweint sah sie mir am Morgen zu, wie ich meine wenigen Habseligkeiten in ein Bündel schnürte. »Darf ich mitkommen auf den Turm?« fragte sie schüchtern. Ich zögerte. Es wäre mir leichter gewesen, in das kleine Boot zu steigen, ohne zurückschauen

zu müssen. Mich schmerzte der Gedanke, daß sie dort oben auf der Plattform zurückbleiben und alleine den langen, einsamen Weg hinunter antreten müßte ... Ich seufzte und nickte dann. Ihr unglückliches Gesicht erhellte sich ein wenig.

Wir holten Nikal ab und begannen den Aufstieg. Er sagte nicht viel, nur, daß er früh am Morgen schon Akim zurück zum Schiff gebracht hätte. Ich brummte lediglich, und er schwieg verständnisvoll. Jenka umklammerte während des ganzen Weges meine Hand. Lautlose Tränen liefen über ihr Gesicht.

Oben auf der Plattform kümmerte sich Nikal taktvoll um den kleinen Flitzer, während Jenka und ich uns umarmt hielten. »Leb wohl«, sagte ich endlich und ließ sie los. Ich stieg in das enge Behältnis und faltete mich auf der Liege zusammen. Nikal griff nach dem Feld, das die Luke schloß, und ich fing seine Hand ab.

»Einen Augenblick noch«, bat ich hastig. Er hielt verwundert inne und sah mich fragend an. Ich schloß die Augen und versuchte, meinen Atem zu beruhigen. Es war falsch. Ich war dabei, einen riesigen Fehler zu begehen. Ich ging fort, um für den Rest meines sicherlich langen Lebens in der Fremde unter Fremden zu leben. Freundliche Fremde, gewiß. Aber was würde meine Aufgabe sein, was konnte ich dort jemals mehr sein, als ein liebevoll und nachsichtig geduldeter Gast, der jeden Schritt seines Weges an der Hand geführt werden mußte? Konnte ich wirklich hoffen, mich eines Tages unter ihnen zu bewegen, als wäre ich wie sie dort geboren und aufgewachsen? Was würde unterdessen aus den Kronstaaten? Niemand war vorbereitet, das Erbe zu übernehmen. Der Friede zwischen S'aavara und meinem Volk war jung und gefährdet. Wenn die Krone keine Nachfolge fand, waren die führerlosen Staaten eine leichte, lockende Beute für jeden, der sie sich nehmen wollte ... Ich atmete tief ein und aus und öffnete die Augen. Nikals Gesicht zeigte Erkennen und dann Enttäuschung.

»Ich – es tut mir leid«, sagte ich leise. »Ich k-kann nicht mitkommen. Mein Leben ist hier. Bitte, sei mir nicht böse, Vater.« Er zuckte mit den Schultern und versuchte ein Lächeln, das ihm kläglich mißlang. »Bitte, grüße die anderen von mir«, fuhr ich hastig fort. »Sage Tom, d-daß ich – daß ich ...« Meine Stimme versagte.

Nikal umarmte mich heftig und flüsterte: »Ich sage es ihm, Kleines. Leb wohl – und sei deinem Volk eine gute Herrscherin, hörst du?« Ich nickte dankbar und drückte ihn fest an mich. Dann entknotete ich meine Glieder und stieg mit zitternden Beinen aus dem kleinen Gefährt. Jenka starrte mich aus riesigen Augen an, aber ich konnte mich noch nicht um sie kümmern. Mit brennenden Augen sah ich zu, wie sich die Luke hinter mir schloß. Die Konturen des Flitzers erzitterten, er verschwamm auf übelkeiterregende Weise vor meinem Blick. Ein hohes, fast unhörbares Sirren lag in der Luft, und plötzlich war der Flitzer verschwunden. Ich folgte der Verzerrung in der Luft, die sich blitzschnell von uns fortbewegte, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Mit tränenden Augen starrte ich in den dunstigen Morgenhimmel über der Burg und stellte mir das große Schiff hoch

über uns vor, wie es seine bedächtige Bahn um meine Welt zog. O'Malley würde das kleine Boot an Bord holen. Dann würde sie die Umlaufbahn verlassen und meiner Welt für immer den Rücken kehren ... Ich schluckte trocken und drehte mich entschlossen um – und blickte in Jenkas verwirrte, von neuer Hoffnung erfüllte Augen.

»Komm, meine liebste *Hand*, folge mir«, sagte ich heiser. »Auf uns wartet eine Menge Arbeit!« Ohne mich noch einmal umzusehen, trat ich in den Turm und stieg den langen Weg von den Sternen wieder auf die Erde hinab.

Ende

Ebenfalls als E-Book bei Amazon erhältlich:

Susanne Gerdom:

- Der Nebelkönig
- AnidA (der Sammelband)
- Anidas Prophezeiung
- Die Schwarze Zitadelle
- Das Herz der Welt
- Projekt Armageddon
- Das große Rennen
- Die Seele der Elben
- Æthermagie
- Das Haus am Abgrund

Julian Frost:

- Last Days on Earth

Frances G. Hill:

- Sturm im Elfenland
- Drachenhaut

Franziska Hille:

- Doppeltes Spiel
- Toskanische Verführung
- Calendar Girl